Geschichte

der

Griechischen Literatur.

Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten
und zum Selbstunterrichte

von

Professor Dr. Eduard Munk.

Dritte Auflage.

Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet

von

Richard Volkmann,
Gymnasial-Director in Jauer.

Erster Theil.

Von Homer bis auf die Anfänge der Attischen Prosa.

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1879.

Vorrede.

Der an mich ergangenen ehrenvollen Aufforderung des Herrn Verlegers, eine neue Bearbeitung der Geschichte der Griechischen Literatur von Eduard Munk zu übernehmen — sie erschien zuerst 1849, in zweiter vom Verfasser selbst umgearbeiteter Ausgabe 1863 — habe ich nach kurzem Zögern mich gern entschlossen Folge zu leisten. Nicht, weil ich mich zu dieser Arbeit für besonders geeignet gehalten hätte, ich bin vielmehr überzeugt, daß sich leicht viel tüchtigere Kräfte zu derselben hätten finden lassen: sondern weil sich mir in dieser Aufforderung eine erwünschte Gelegenheit darbot, den Ertrag meiner mir kärglich zubemessenen Mußestunden nach langer Zeit wieder einmal dem Leserkreis zu gute kommen zu lassen, auf welchen ich durch meine Berufsthätigkeit in erster Linie angewiesen bin. Und das war mir in der That ein Herzensbedürfniß. Munks Literaturgeschichte ist ja ein vortreffliches Schulbuch, im eigentlichen und besten Sinne des Wortes, und als solches von competenter Seite längst anerkannt. Der der ganzen Arbeit zu Grunde liegende Gedanke, daß eine Literaturgeschichte für Schüler sich nicht darauf beschränken dürfe, in populärer Fassung den Bestand literargeschichtlichen Wissens in Form eines allgemeinen Räsonnements über die einzelnen Perioden und bestimmter fertiger Urtheile über die Autoren und ihre Werke mitzutheilen, son-

dern zugleich die Leser mit dem Inhalte der betreffenden Literaturwerke in Form von Auszügen, Inhaltsangaben oder wenn man will verjüngten Reproductionen bekannt zu machen habe, zeugt von großer pädagogischer Einsicht, und seine geschickte Durchführung verleiht dem Munkschen Werke seinen eigenthümlichen Vorzug vor verwandten, einem gleichen Zwecke dienenden Unternehmungen. In langjähriger Schulpraxis habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß talentvolle, strebsame Schüler das Munksche Werk gern zur Hand nehmen und nicht selten aus ihm eine reichhaltige Anregung empfangen, einem oder dem anderen Meisterwerke der Griechischen Literatur eine selbständige, eingehende Beschäftigung zuzuwenden: und wer, wie ich, von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß in unsrer gegenwärtigen Zeit nächst einer wirklichen Kenntniß der vaterländischen Literatur nichts geeigneter ist, die heranwachsende Jugend unserer höheren Lehranstalten gegen die von allen Seiten auf sie hereinbrechenden Fluthen der Barbarei und Gemeinheit zu schützen, als ein lebendiges Verständniß der hervorragenden Geisteserzeugnisse der Griechen und Römer, der wird der an ihn ergehenden Aufforderung zur Vervollständigung und Verbesserung eines Werkes, wie das vorliegende, willig Folge leisten, und eine einigermaßen befriedigende Lösung der ihm hier gestellten Aufgabe als etwas verdienstliches betrachten.

Was nun die neue Bearbeitung selbst betrifft, so hatte die Verlagshandlung blos den Wunsch geäußert, die frühere Trennung von Poesie und Prosa zu beseitigen, im übrigen aber mir vollständig freie Hand gelassen. Ich habe nun die Verbindung von Poesie und Prosa so durchgeführt, wie sie, nach meiner Ansicht, allein durchzuführen war, wenn nicht der bisherige Charakter des Werkes bis zur Unkenntlichkeit verändert werden sollte, d. h. mit Beibehaltung der eidographischen Darstellung innerhalb der einzelnen Perioden, wobei die Reihenfolge der εἴδη theils durch ihre natürliche Entwicklung, theils durch die verschiedene Wichtigkeit derselben in den verschiedenen Perioden bedingt ist. Nur so kann man

meines Erachtens überhaupt eine Literaturgeschichte schreiben, die doch durch die Zusammenfassung des verwandten und gleichartigen, wenn auch zeitlich auseinander liegenden, sich von einer bloßen literarischen Chronik unterscheiden muß. Und so wird der erste Theil des Werkes die Griechische Literatur von Homer an bis zu den Anfängen der Attischen Prosa d. h. bis zum Abschluß der Jonischen Prosa behandeln, der zweite Theil die Attische Prosa und in gedrängter Uebersicht die späteren Perioden zur Darstellung bringen. Für diese späteren Perioden hatte Munk nur Theokrit eingehender behandelt, im übrigen sich mit aphoristischen Andeutungen begnügt. Hier hatte ich also selbständig einzutreten, und habe ich außer der allgemeinen Uebersicht und einer kurzen Besprechung der erhaltenen Autoren, eine genauere Darstellung nur denjenigen zu Theil werden lassen, welche für die Weltliteratur in Betracht kommen, in der Hauptsache also Plutarch, Lucian und Plotin.

Nun zerfiel die ganze Masse des von Munk gelieferten eigentlich in zwei Bestandtheile, in Inhaltsangaben, Analysen, oder wie er sagt, Copien der erhaltenen classischen Literaturwerke in verjüngtem Maßstabe, und in dieselben verbindende literargeschichtliche Notizen und Einleitungen. In ersteren bestand das eigentlich werthvolle und charakteristische der Arbeit. Sie sind daher auch meistentheils unverkürzt, wenn auch nicht unverändert, in die neue Bearbeitung übergegangen. Vielmehr sind sie im einzelnen unter steter Benutzung gereinigter Texte, nach Form und Inhalt vielfach berichtigt, auch wohl erweitert worden. Gerade die Revision des beizubehaltenden war für mich sehr mühevoll, wovon sich ein jeder leicht wird überzeugen können, der etwa die Analysen der Dramen des Aeschylos und Sophokles in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit ihrer Vorlage vergleicht. Den literargeschichtlichen Partien gegenüber glaubte ich mich freier bewegen zu dürfen. Hier sind nicht blos zahlreiche Berichtigungen angebracht worden, sondern auch vielfach neue Ausarbeitungen an die Stelle des Vorhandenen getreten. So gleich in den ersten Abschnitten die Anfänge des Epos und

dieses selbst betreffend. Hier ist auch ein kleiner Paragraph über die Homerische Frage eingeschaltet worden, welche selbst in einer für Schüler bestimmten Darstellung nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden darf. Auch in den Abschnitten über die Anfänge des Melos, über die ersten Versuche prosaischer Darstellung, über die Orphiker, über scenische Alterthümer ist viel neues dazugekommen, nicht etwa um der Munkschen Arbeit einen gelehrteren Anstrich zu geben, sondern um das vorhandene vollständiger, auch in Einzelheiten zuverlässiger und deutlicher zu machen. Das zur Charakteristik der Autoren gesagte ist meist beibehalten. Nur bei Euripides schien mir eine durchgreifende Aenderung erforderlich, nicht um seine nicht wegzuleugnenden Mängel zu verschweigen, oder seine ebenso unleugbaren Vorzüge in helleres Licht zu setzen, sondern um das gleichzeitige Vorhandensein von Tugenden und Fehlern einigermaßen zu erklären.

Bei Bestimmung des ästhetischen Werthes der Schriftsteller hat Munk mehrfach die Urtheile alter und neuer Kunstrichter wörtlich angeführt. Ich bin ihm hierin gefolgt und habe derartige Urtheile selbst in größerer Zahl eingeschaltet, als dies Munk gethan hat. Ebenso ist die quellenmäßige Angabe der Beweisstellen für das in den literargeschichtlichen Einleitungen gesagte eine etwas reichlichere geworden, wichtige Beweisstellen sind im Originale mitgetheilt, auch haben einige Citate und Verweisungen auf Erläuterungsschriften wie im Texte so in den begleitenden Anmerkungen Aufnahme gefunden. Im Allgemeinen aber ist an Munks Grundsatze, alles gelehrte Beiwerk wegzulassen, auch in der neuen Bearbeitung festgehalten. Dichterstellen hat Munk theils selbst übersetzt, theils nach vorhandenen Uebersetzungen mitgetheilt. In beiden Fällen habe ich es für unbedenklich gehalten, nach meinem Ermessen besseres an die Stelle des gegebenen treten zu lassen. Bei allen diesen allerdings bisweilen nicht unbedeutenden Aenderungen war für mich lediglich der praktische Zweck der ganzen Arbeit, sowie die Rücksicht auf den Leserkreis, für welchen dieselbe in erster Linie bestimmt ist, maßgebend.

Hoffentlich ist es mir gelungen, auf diese Weise ein für seine Zwecke brauchbares Buch noch brauchbarer zu machen. Freuen sollte es mich, wenn kundige Beurtheiler der Ansicht wären, daß ich die mir gestellte Aufgabe im Ganzen richtig erfaßt habe und nicht ohne Umsicht und Sorgfalt an ihre Lösung gegangen bin. Möge dem Buche auch in seiner neuen, veränderten Gestalt eine freundliche Aufnahme in den Kreisen der Jugend und ihrer Lehrer zu Theil werden.

Jauer, den 1. October 1878.

R. V.

Inhaltsübersicht

des ersten Theils.

Seite

Einleitung . . . . 1— 9

Erster Theil. Die nationale Literatur des freien Hellenenthums.
Erste Periode. Literatur der Griechischen Stämme von Homer bis auf die Perserkriege.

I. Die epischen Gattungen . . . . 10—63
 A. Das eigentliche Epos . . . . 10—50
  1. Anfänge der Literatur und der epischen Poesie im besonderen . . . . 10—15
  2. Das heroische Epos. Homer . . . . 15—50
   α. Die Ilias . . . . 19—24
   β. Die Odyssee . . . . 24—38
   γ. Die Homerische Frage . . . . 38—41
   δ. Die kleineren Homerischen Gedichte und die Hymnen . 41—50
 B. Das Epos der Kykliker . . . . 50—54
 C. Das Lehrepos . . . . 54—63
  a) Hesiodos . . . . 54—63
   α. Werke und Tage . . . . 56—59
   β. Theogonie . . . . 59—61
   γ. Der Schild des Herakles und die verloren gegangenen Gedichte des Hesiod . . . . 61—63
  b) Die weiteren genealogischen Dichter — Kinäthon, Eumelos, Asios — Pisander von Kamiros . . . 63

II. Elegie und Jambenpoesie als Uebergang vom Epos zur Lyrik . 64—82
 A. Elegie . . . . 64—75
  1. Die kriegerische und politische Elegie. Kallinos, Tyrtäos, Solon . . . . 66—70
  2. Die paränetische und gnomische Elegie. Theognis, Phokylides . . . . 70—73
  3. Die erotische und threnetische Elegie. Mimnermos, Simonides . . . . 73—75
 B. Jambenpoesie. Archilochos, Simonides von Amorgos, Hipponax, Ananios . . . . 75—82

Seite

III. Die lyrischen Gattungen . . . . 82—149
A. Die Aeolische Lyrik . . . . 85—107
1. Die Lesbische Odenpoesie. Alkäos, Sappho . . . . . 85— 92
2. Das Jonische Lied. Anakreon und die Anakreontischen Dichtungen der Späteren . . . . 92—101
3. Skolienpoesie und Volkslieder . . . . 101—107
B. Die Dorische Lyrik . . . . 107—149
1. Anfänge und Fortbildung der Dorischen Lyrik. Alkman, Stesichoros, Ibykos . . . . 109—113
2. Die Vollendung der Dorischen Lyrik . . . . 113—147
a) Simonides . . . . 114—118
b) Bakchylides . . . . 118—119
c) Pindaros . . . . 120—145
d) Lyrische Dichterinnen . . . . 146—147
3. Der Dithyrambus. Arion. Lasos von Hermione. . . 147—149

IV. Die Anfänge der Prosa . . . . 150—168
Die sieben Weisen. Aesopus . . . . 150—153
Die ältesten Philosophen. Pherecydes von Syros. Thales. Anaximandros. Anaximenes. Pythagoras 153—159
Die Orphiker. Onomakritus und seine Genossen . . . . 159—163
Die ersten Versuche der Geschichtschreibung. Die Jonischen Logographen . . . . 163—168

Zweite Periode. Literatur des Attischen Zeitraums von den Perserkriegen bis zur Schlacht bei Ipsus.

Allgemeine Uebersicht . . . . 168—170

I. Die Poesie . . . . 170—482
A. Die dramatische Poesie . . . . 170—463
1. Die Tragödie und das Satyrdrama . . . . 170—183
2. Blüthe der Tragödie . . . . 183—330
a) Aeschylos . . . . 184—227
α. Die Perser . . . . 188—193
β. Die Sieben vor Theben . . . . 193—198
γ. Die Schutzflehenden . . . . 198—199
δ. Der gefesselte Prometheus . . . . 209—205
ε. Die Oresteia . . . . 205—227
Erste Tragödie der Trilogie. Agamemnon . . . 207—214
Zweite Tragödie der Trilogie. Die Choephoren . 214—220
Dritte Tragödie der Trilogie. Die Eumeniden . 220—227
Das Satyrdrama Proteus 227
b) Sophokles . . . . 227—290
α. Die Trachinierinnen . . . . 237—244
β. Ajax . . . . 244—249
γ. Philoktetes . . . . 249—255
δ. Elektra . . . . 255—263
ε. Der König Oedipus . . . . 263—272
ζ. Oedipus auf Kolonos . . . . 272—281
η. Antigone . . . . 281—290
c) Euripides . . . . 290—330
3. Tragiker zweiten und dritten Ranges. Verfall der Tragödie 330—337
4. Die Dorische Volkskomödie. Epicharmos, Sophron . . 337—343
5. Die Attische Komödie . . . . 343—462
a) Die alte Komödie . . . . 343—447

Seite

Aristophanes . . . . 354—446
1. Die Acharner . . . . 359—364
2. Die Ritter . . . . 364—370
3. Die Wolken . . . . 370—381
4. Die Wespen . . . . 381—387
5. Der Frieden . . . . 388—393
6. Die Vögel . . . . 394—405
7. Lysistrate . . . . 405—409
8. Die Thesmophoriazusen . . . . 409—416
9. Die Frösche . . . . 417—428
10. Die Ekklesiazusen . . . . 428—435
11. Der Plutos . . . . 436—446
Die übrigen Dichter der alten Komödie . . . . 446—447
b) Die mittlere Komödie. Antiphanes. Alexis . . . . . 447—450
c) Die neuere Attische Komödie. Menander. Philemon. Diphilos. Apollodor . . . . 450—462
6. Die Italische Komödie. Die Hilarotragödie oder Phlyakographie. Rhinthon . . . . 462—463
B. Die übrigen Gattungen . . . . 463—482
1. Epos und Elegie . . . . 463—467
2. Das philosophische Lehrgedicht. Xenophanes. Parmenides. Empedokles . . . . 467—478
3. Die lyrische Poesie. Der Dithyrambus. Melanippides. Philoxenos. Timotheos . . . . 478—482

II. Die Prosa . . . . 483—534
A. Die Prosa der Ionier . . . . 483—544
1. Philosophische Prosa. Heraklit. Anaxagoras. Demokrit . 483—496
2. Die Medicin. Hippokrates . . . . 496—505
3. Die Geschichtschreibung. Herodot . . . . 505—520
4. Gelehrte Schriftsteller und Sophisten. Protagoras, Prodikos, Hippias, Gorgias und deren Schüler 520—534

Berichtigungen.

Seite	14	Zeile	44	lies	vor unserer Zeitrechnung.		
„	55	„	21	„	ungemeine	statt	ungemein.
„	120	„	8	„	vernehmlich	„	vornehmlich.
„	121	„	40	„	Fesseln	„	Fesselnd.
„	143	„	45	„	Schwärme	„	Schärme.
„	175	„	39	„	Deuterostaten	„	Protostaten.
„	305	„	12	„	vorträgt	„	verträgt.
„	334	„	32	„	Sätze	„	Sache.
„	439	„	43	„	Parodischen	„	Periodischen.

Einleitung.

Ein Volk, das eine geschichtliche Bedeutung hat, muß durch eine ihm eigne gemeinsame Idee als ein geistiges Ganzes erscheinen. Diese Idee ist die Lebenskraft, die das Volk entstehen, wachsen und blühen läßt; sie spricht sich in allen seinen Lebensäußerungen aus, drückt ihm den eigenthümlichen Stempel auf und giebt ihm, als ihrem Träger, seine besondere Mission. Mit ihrem Aufgeben löst sich das Volk als solches auf, wenn es auch noch Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang unter seinem Namen fortbesteht. Eine organische Weiterentwicklung ist alsdann nicht mehr möglich.

Die ältesten Staaten beruhen auf der Idee der Natur. Der Mensch ist von Natur ein geselliges Wesen (*πολιτικὸν ζῶον*). Das Naturgesetz vereint die Familie; das natürliche Bedürfniß fesselt die Familien an einander, daß sie zum Stamme und endlich zum Volke erwachsen. Aus der patriarchalischen Leitung des Stammes entwickelt sich unter günstigen Umständen die königliche und priesterliche Macht. Das Volk theilt sich wie die Bienen in Kasten, deren Beruf und Thätigkeit genau begrenzt ist. Die Priester und neben ihnen einige bevorzugte höhere Kasten sind die Inhaber der geistigen Bildung und Macht; das Volk ist die todte Masse, die von jenen Leben und Bewegung erhält. Die Religion ist Vergötterung der Natur und ihrer Kräfte, die Wissenschaft Beobachtung der Natur und der aus ihr geschöpften Erfahrung, die Kunst Nachahmung und phantastische Mischung der Naturformen, und in Riesenwerken für die Ewigkeit sucht man die Großartigkeit der Natur als Ideal zu erreichen. Noch ergreift man staunend die Natur mit Aug' und Ohr, und der Geist hat noch keinen Ausdruck gefunden, das überwältigende Gefühl in Begriffe zu fassen. Man denkt und schreibt in Hieroglyphen, in symbolischen Naturbildern. Erst der ausgebreitetere Verkehr des gemeinen Lebens wandelt die Poesie des Gemüthes und der Hiero=

glyphenschrift in die Prosa des Verstandes und der Lautschrift um. Priesterannalen und Königsinschriften bilden nebst liturgischen Hymnen die überwiegenden Aeußerungen literarischer Thätigkeit. Aegypten giebt uns ein treues Bild dieser Völkerstufe.

In Indien herrschte in der frühesten Zeit ebenfalls die Naturvergötterung. Die ältesten Religionsschriften, die Vedas, kennen nur die im Sonnengott Indra und im Feuergott Agni personificirte Naturkraft. Erst in den Upanischaden, den heiligen Büchern, die den Vedas folgen, macht sich die neue Speculation einer Philosophie geltend, welche Vedanta oder Zweck der Vedas heißt. Wenn auf der vorhergehenden Stufe des Bewußtseins Indra oder die Sonne als Gott und alleinige Ursache der Welt galt, so tritt jetzt die Idee einer Weltseele, eines großen, Alles durchdringenden und leitenden Geistes, Brahma, auf. Gott ist von uns selbst nicht verschieden; er ist in uns, wenn wir ihn durch tiefes Denken aufzufinden wissen. Eine reiche Priesterliteratur, aus religiösen und poetischen Schriften bestehend, ist das Ergebniß des größeren geistigen Gehaltes der Naturanschauung. Und als nach Jahrhunderte langen inneren und äußeren Kämpfen und mannichfachen Berührungen mit dem Auslande ein kunstliebender König durch gelehrte Brahminen die alten, fast vergessenen Schätze wieder hervorziehen und sichten ließ, begeisterten sich an ihnen hochbegabte Männer, und eine Kunstliteratur erblühte, die in epischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen die phantastische Götterwelt mehr in das wirkliche Leben hineinzog. Die wunderbare Mischung des Geistigen und Natürlichen, des Göttlichen und Menschlichen giebt der Indischen Literatur ihren eigenthümlichen Charakter der zartesten Gemüthlichkeit neben der ausschweifendsten Phantasie, der tiefsten Speculation neben der sinnlichsten Symbolisirung.

Liegt der Indischen Literatur die pantheistisch-speculative Anschauung zu Grunde, so verfolgt die ihr verwandte Arische eine dualistisch-ethische Richtung. Zwei entgegengesetzte Principien beherrschen kämpfend die Welt, das Licht, das Gute, und die Finsterniß, das Böse. Noch zwar ist dieser Kampf ein äußerer, die ganze Natur umfassender; aber er zieht auch das menschliche Herz in seinen Bereich. Die Natur tritt mehr in den Hintergrund; der Göttercultus verwirft bestimmte Formen und wendet sich an die formlose, leuchtende Materie als das dem Geiste verwandteste Wesen. Der hohe Flug der Phantasie ist gelähmt; das Spiel mit Formen ist ihr versagt; aber eine gewisse Wärme des Gefühls, eine edle Vorliebe für das Reine und Leuchtende, wie sie sich in den Zendschriften ausspricht, ist die Folge des Lichtcultus. Aus der freilich nur noch äußerlichen Rechtsidee geht ein gewisser vollkommner Staatsmechanismus hervor, dem es glücken mußte,

die loseren Staatsverbände Asien's und Afrika's aufzulösen und mit sich zu vereinen, der aber selbst wieder an dem höheren Staatsorganismus der Griechen zertrümmert. Denn das Licht durchdringt nur die oberen Schichten des Volkes und wirft auf die Massen kaum einen schwachen Schein.

Bei den Hebräern sagt sich der Geist gänzlich von der Natur los. Er ist als überweltlicher Gott Herr der Natur. Die Naturvergötterung wandelt sich in die Anbetung des geistigen, übersinnlichen Weltschöpfers, der Naturstaat in den Gottesstaat um. Es ist nicht die Naturnothwendigkeit, die den Staat bildet und erhält, sondern das sittliche Gesetz des göttlichen Willens. Natur und Menschenleben bewegen sich um den einen Mittelpunkt, um den unsichtbaren Gott: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Erde predigt seiner Hände Werk" (Psalm 19, 1). „Zu lieben Gott den Herrn, zu hören auf seine Stimme und ihm anzuhangen, das ist dein Leben" (5. Mos. 30, 20). So durchdringt das Göttliche das Irdische in allen seinen Erscheinungen. Gott ist der Anfang und das Ziel aller geistigen Bestrebungen, und die Hebräische Literatur, vom göttlichen Geiste beseelt, ist in Wahrheit die Offenbarung Gottes durch die Schrift. Die Geschichte zeigt das gerechte Walten Gottes in den Schicksalen der Personen und Völker; die Propheten sind die Redner für die Sache Gottes, und die Poesie verherrlicht Gott als Herrn der Natur und der Menschen. „Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Poesie der Hebräer", sagt Alexander von Humboldt, „daß sie, als Reflex des Monotheismus, stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben, als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt selten bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern freut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem Hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höhere waltende, geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalt nach großartig und von feierlichem Ernste. Sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt. Fast nie wird diese Poesie trotz ihrer Größe, selbst im Schwunge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Begeisterung, maßlos wie die Indische Dichtung. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken, gefällt sie sich in Gleichnissen, die fast rhythmisch immer dieselben wiederkehren." — Noch sind zwar bei den Hebräern Priester und Volk geschieden, aber der Kastengeist ist geschwunden; der Geist

dringt auch in das Volk: „Ihr sollt mir ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk sein" (2. Mos. 19, 6). So kommt denn bei den Hebräern zuerst neben der Priesterliteratur eine echte Volksliteratur zur Erscheinung. Die Psalmen sind die poetischen Ergüsse eines wahren Nationalgefühles, wie es David, den volksthümlichen König, und seine Zeit beseelte und später noch unter einzelnen Gottes- und Volksfreunden fortlebte, und die Propheten sind die Vertreter des Volksthums, als Herrscher, Priester und Volk durch Trübung der Volksidee das eigenthümliche Volkswesen immer mehr aufzulösen und mit dem Heidenthum zu versöhnen suchen. Sie sind im edelsten Sinne Volksführer und Volksredner, die gegen Alles, was dem Nationalen feindlich entgegentritt, muthvoll eifern und dem sinkenden Volksthum Trost und Hoffnung bringen für die Zukunft. — Die Hebräische Sprache, arm an Formen und Bezeichnungen abstracter Begriffe, wie sie nur ein wissenschaftliches Denken, das dem Volke abging, schafft, ist desto reicher an Ausdrücken sinnlicher Anschauungen, die als Bilder zugleich das Uebersinnliche bezeichnen müssen, und so ist die Literatur der Hebräer eine sinnige Hieroglyphe, an der alle Zeiten gedeutet haben und deuten werden, die dem empfänglichen Gemüthe sich erschließt, dem zergliedernden Verstande aber ein Räthsel bleibt. „Das Buch der Bücher", sagt Goethe mit Recht, „ist uns gegeben worden, damit wir uns daran wie an einer zweiten Welt versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen".

In Griechenland wandelt sich der Naturstaat der Aegypter und Inder und der Gottesstaat der Hebräer in den Bürgerstaat um, und hier schwindet Despoten- und Priestermacht völlig. Denn nicht mehr ist die Natur mit ihrer eisernen Nothwendigkeit, nicht der außerweltliche Gott mit seinem gebietenden Willen der Grund, auf dem das Volks- und Staatsleben ruht, sondern der Mensch in seiner Freiheit. Die Götter sind nicht mehr Symbole von Naturkräften, die der Deutung von Priestern bedürfen, nicht ein unsichtbarer, geistiger Begriff, der von Propheten dem sinnlichen Volke offenbart werden muß, sondern menschenähnliche Naturwesen von menschlich-schöner Gestalt und menschlichem Gemüthe, deshalb Allen verwandt und Allen verständlich. Die wahren Vermittler der Götter und Menschen sind nicht Priester und Seher, sondern Dichter und Künstler. Dichter sind die Lehrer des Volkes, die der Götter Thaten preisend darstellen, und Künstler die Propheten, die die Göttergestalten dem menschlichen Auge offenbaren. So ist die Kunst und die aus ihr hervorgegangene Wissenschaft, die wahrhaft menschlichen Thätigkeiten, das schöne Eigenthum des Griechischen Volkes. Keine Kasteneintheilung beengt die Freiheit des Einzelnen. Der Grieche kennt nur Griechen und Nichtgriechen, die er Barbaren nennt, weil sie das Menschliche im Menschen ver-

kennen. Die Volksstämme der Griechen sind die verschiedenen Manifestationen der einen Idee des Menschen: der Dorische dem Ernste des praktischen Verstandes, der Jonische dem heiteren Spiele der Phantasie und der Aeolische dem beweglichen Treiben des Gemüthes hingegeben. Der Staat concentrirt alle Thätigkeiten und Kräfte des Einzelnen, und während die orientalischen Völker, jeder freien Bewegung unfähig, von Despoten regiert und von Priestern bevormundet wurden, konnte der freie Grieche nur durch sich selbst beherrscht werden. Die republikanische Verfassung ist die Grundbedingung alles Griechischen Lebens, und als die Griechen der Macedonischen und später der Römischen Herrschaft unterlagen, da war auch das eigentliche Griechenthum zu Ende, obgleich die Enkel noch lange an dem Erbe der glücklicheren Vorfahren zehrten.

Eigenthümliche Verhältnisse schufen das Griechenthum. Auch in Griechenland ist das gesellschaftliche Leben aus dem Schoße der Familie und des Stammes hervorgegangen. Die patriarchalische Monarchie war die ursprüngliche Regierungsform. Spätere Gemeinschaften, aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, bildeten sich nach dem Muster der vorhandenen, und nahmen, wo keine gemeinsame Abstammung in der Wirklichkeit nachweisbar war, einen mythischen Ahnherrn als Stammvater an. Manche andere Aehnlichkeiten, wie eine Art von Kasteneintheilung, deren Spuren noch später in den Phratrien sichtbar sind, die Erblichkeit gewisser Priesterfunctionen und mancher Kunstfertigkeiten, eine uralte, mehr symbolische Naturverehrung und die dunkle Ueberlieferung einer mystischen Naturpoesie erinnern mehrfach an analoge Verhältnisse mit dem Orient. Die natürliche Beschaffenheit des Griechischen Bodens, der, zerschnitten von Bergen und Meeresarmen, das Land in eine Menge von abgesonderten Landschaften und Inseln theilt, führte zu einer nothwendigen Trennung in kleinere, unter sich unabhängige Völkerschaften und hinderte so die vollkommene Entwickelung zu einem ganzen und großen Naturstaate, wie wir solche in den Flußthälern des Nils und Ganges und in den weiten Ebenen Asiens finden. Der Zusammenhang der Stämme und Völkerschaften war mehr ein moralischer, auf gemeinsamer Abkunft und Sprache beruhend. In der Wirklichkeit waren beständige Kämpfe und Veränderungen der Wohnplätze die Folgen der Zerstückelung. „Spät erst, sagt Thucydides (I, 2), scheint Hellas eine feste Bevölkerung erhalten zu haben: die Einen drängten die Anderen, und da sie weder Handel noch Ackerbau trieben, so verließen sie leicht ihren Wohnsitz." Dieses beständige Drängen und Wandern der Griechischen Stämme vor und nach dem Trojanischen Kriege war die Ursache, daß der Grieche nicht an die Scholle gefesselt blieb, wie die Bar-

baren des Morgenlandes. Griechenland war überall, wo Griechen waren. Die freie Bewegung weckte die Freiheit des Geistes, und der Wechsel des Wohnplatzes ließ die Naturvergötterung, wie sie bei anderen Völkern aus der Verehrung localer physischer Verhältnisse hervorging, die Verdumpfung des Volkes und die darauf gebaute Priester- und Despoten-Macht nicht aufkommen. Vielmehr verschmolzen die Localculte der einzelnen Stämme in ein großes System von Göttern, die, immer mehr ihre locale symbolische Bedeutung verlierend, sich in allgemeine ethische Wesen umwandelten.

Das beständige Hin- und Herwogen der Stämme und der Wechsel des Geschickes in Kampf und Krieg gab den einzelnen Völkerschaften eine festere Consistenz in sich, und der Einzelne galt in den kleinen, meist auf Krieg und Raub angewiesenen Staaten als voller Mann. Sein Werth gab ihm sein Recht gegen Häuptlinge und Mitgenossen, und wenn im Orient die Masse des Volkes, wie der Boden, der sie trug, des Despoten Eigenthum war, so gehörte in Griechenland dem Einzelnen als Bürger das Land, das er mit erobert und vertheidigt hatte. In Griechenland war es, wo die Persönlichkeit zuerst ihre Anerkennung fand: der Mann lernte sich selbst fühlen und achtete die Männlichkeit, *ἀρετή*, als Tugend auch an Anderen. Selbst Königen und Priestern verlieh nicht ihre Würde, sondern ihr persönlicher Werth Ehre und Ansehen. So lange die verschiedenen Stämme und Völkerschaften sich in beständigem, gegenseitigem Kriegszustande befanden, war das Nationalgefühl auf die engen Grenzen der Heimath beschränkt. Erst als zum ersten Male die einzelnen Staaten im Trojanischen Kriege vereint gegen das Ausland gekämpft hatten, lernten sich die Griechen als eine Nation fühlen, und als nach der letzten großen Umwälzung durch die Dorier, denen vielleicht ursprünglich der Name Hellenen zukam, die Hegemonie von den Achäern oder Danaern auf die Dorier übergegangen war, umfaßte der gemeinschaftliche Name Hellenen das Gesammtvolk der Griechen. Erst in dieser Zeit tritt der Gegensatz von Hellenen und Barbaren, den Homer, wenn er auch die Karer als barbarisch redende Männer bezeichnet (Il. 2, 867), noch nicht kennt, hervor, und wie sehr auch später die einzelnen Stämme mit einander rivalisiren mochten, die Idee des freien Hellenenthums, die sich in gemeinschaftlichen Institutionen, Heiligthümern und Festen aussprach, war das geistige Band, das sich um die Nation der Griechen in Europa, Asien und Afrika schlang.

Von da an beginnt die eigentliche Geschichte der Hellenen; was darüber hinaus liegt, ist Sage, dunkle Erinnerung aus der Kindheit. Jetzt erst, nachdem die Stürme ausgetobt hatten, gehen die Keime des politischen und geistigen Lebens auf. Religion, Staat und Kunst der Hellenen entstehen gleichzeitig aus der Idee

des frei waltenden Menschengeistes, und wenn die Literaturgeschichte eines Volkes im Allgemeinen die Entwickelungsgeschichte der volksbildenden Idee ist, wie sie sich in den Schriftdenkmälern kund giebt, so ist die Griechische als Entwickelungsgeschichte des hellenischen Geistes zugleich auch die Erziehungsgeschichte des menschlichen Geistes selbst. Denn wird bei den Orientalen der Mensch von Gott oder der Natur getragen, so bewegt er sich bei den Griechen von fremden Mächten losgerissen frei und ungehindert, nicht unter eines fremden Meisters Zucht, sondern als sein eigner Herr und Leiter. So ist der Gegenstand der Griechischen Literatur nicht die Natur, wie sie in ihren wunderbaren Erscheinungen die Phantasie erregt, noch der unsichtbare Gott, wie ihn das Gemüth sehnsüchtig in sich zu fassen sucht, sondern der Mensch im Kampfe mit den Mächten außer und in ihm. Sie stößt Gott und Natur nicht von sich, sondern vermittelt beide versöhnend mit dem Menschen, daß sie helfend und rathend ihn geleiten auf der Bahn des bewegten Lebens. Die Ahnung des Göttlichen spricht sich in der Anbetung des Schönen aus; die Bewunderung sinnlicher Schönheit der Form veredelt sich zu dem Gefühle sittlicher Schönheit menschlichen Handelns, und die *καλοκἀγαθία* erscheint als das Ideal menschlicher Vollkommenheit. Der zarteste Ausdruck tiefer Naturempfindung ist, wie Alexander von Humboldt sagt, der dichterischen Darstellung menschlicher Leidenschaft beigemischt; eigentliche Naturbeschreibung erscheint nur als Beiwerk, weil in der Griechischen Kunstbildung sich Alles gleichsam im Kreise der Menschheit bewegt. Ist die Indische Literatur die Vergötterung und in ihrem Gegensatze die Hebräische die Entgötterung der Natur, so ist die Griechische die Vermenschlichung des Göttlichen und Natürlichen; läßt der Orientale, die Unendlichkeit Gottes und der Natur mit dem Verstande nicht fassend, von Phantasie und Gemüth sich hinreißen, so waltet bei dem Griechen der Verstand ordnend über den Regungen des Gemüthes und den Schöpfungen der Phantasie; faßt dort die Form den Inhalt nicht, so herrscht hier durchaus Ebenmaß und Harmonie; staunen wir dort über die Kühnheit und Erhabenheit der Anschauungen und Empfindungen, so bewundern wir hier die Schönheit und Wahrheit der Gedanken. Das also giebt der Griechischen Literatur ihren ewigen Werth, daß sie menschlich zum Menschen spricht; das ihre bildende Kraft, daß sie des Menschenlebens treuester Spiegel ist; das ihren ewig jungen Reiz, daß sie, das Unvollkommene und Vergängliche zum Ideal verklärend, den Menschen erhebt und kräftigt, das Schöne und Gute in sich zu suchen und außer sich zu verwirklichen. Und so ist die Errungenschaft des Griechischen Geistes der gesammten Menschheit ein Schatz für immer geworden: „auch in einer sündhaften und herabgewürdigten Zeit den Glauben an den Adel der Menschheit

zu nähren, ihn in sich selbst zu gründen und aufzurichten und durch ihn auch unter ungünstigen Verhältnissen in dem innersten Herzen wie in einer unverletzlichen Freistatt den tiefen Frieden der Unschuld zu wahren" (Fr. Jacobs).

Ist die Volkssprache der reinste Spiegel des Volksgeistes, so mußte auch die Griechische Sprache alle Vorzüge des Griechischen Volkes theilen. Wenn die menschliche Rede, abgesehen von ihrem geistigen Inhalte, sich von den Lauten der Thiere durch Articulation der Töne unterscheidet, so ist die Griechische Sprache unter allen alten und neuen in Rücksicht auf ihre Lautverhältnisse eine der articulirtesten, in welcher die Verschmelzung der Mit- und Selbstlaute, der Töne der verschiedenen Sprechorgane und die Abwechselung der Hebungen und Senkungen auf melodische Weise geschieht: Wohlklang ist ihre erste Tugend. Das Maßverhältniß der einzelnen Sylben, unabhängig vom Sprachaccent, ist so bestimmt, wie in keiner anderen Sprache: ihr allein war es daher möglich, nicht nur eine unendliche Mannichfaltigkeit von Versmaßen in der Poesie zu entfalten, sondern auch die ungebundene Rede in einem freien Strom von Rhythmen dahinfließen zu lassen: die Griechische Sprache ist durchaus harmonisch und eurhythmisch. „Der Rhythmus aber ist, wie W. von Humboldt sagt, gewissermaßen eine Welt für sich, auch abgesondert vom Gedanken und der von Melodie begleiteten Musik. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist. Die Form jeder Anmuth und Erhabenheit, die Mannichfaltigkeit jedes Charakters liegt in ihm, entwickelt sich in freiwilliger Fülle, verbindet sich zu immer neuen Schöpfungen, ist reine Form, von keinem Stoffe beschwert, und offenbart sich an Tönen, also an dem, was am tiefsten die Seele ergreift, weil es dem Wesen der inneren Empfindung am nächsten steht." Der innere Gehalt der Griechischen Sprache entspricht ihrer äußeren Schönheit. Keine Europäische Sprache hat eine solche Fülle von Wortstämmen; keine die Geschmeidigkeit, durch Ableitung und Zusammensetzung immer neue Wörter zu bilden; keine den Formenreichthum, die feinen Nuancen des Gedankens und Gefühles zu bezeichnen; keine die Freiheit in der Wortstellung und Satzordnung, das minder Bedeutsame dem Bedeutsameren unterzuordnen; keine die Gefügigkeit zu den feinsten Schattirungen der Rede, die sich bald in gemüthlicher Geschwätzigkeit ausbreitet, wie bei den redseligen Athenern, bald in ausdrucksvoller Kürze mehr zu denken, als zu hören giebt, wie bei den wortkargen Lakoniern; keine den Vorzug, in ihren Dialekten eine Mannichfaltigkeit der Tonarten zu den verschiedenen Gattungen der poetischen und prosaischen Rede zu besitzen. „Und so ward jenes einzige Gepräge der Griechischen Sprache, das nicht von

stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte, endlich durch den freien Umgang vieler Stämme und Kolonien wie eine lebendige Form der Natur entstanden war" (Herder).

Die Griechische Literatur erstreckt sich über den gewaltigen Zeitraum von fast funfzehn Jahrhunderten. Innerhalb dieses Zeitraums unterscheiden wir zwei große Perioden oder Hauptabschnitte, die nationale, recht eigentlich classische Periode des freien Hellenenthums, von den Anfängen der Literatur bis zum Ende der Diadochenkämpfe um 300, und die nicht nationale nachclassische Periode des Hellenismus, von der Befestigung der großen Hellenistischen Reiche bis zum völligen Untergang des Hellenismus unter Kaiser Justinian. Die erste Periode läßt sich wieder der Natur der Sache nach in zwei Hälften zerlegen, von denen die erstere die Literatur der Griechischen Stämme unter Vorantritt der Jonier von Homer bis auf die Perserkriege, die zweite die Literatur des Attischen Zeitraums von den Perserkriegen bis zum Tode Alexanders des Großen und den Kämpfen seiner Nachfolger behandelt. Die nicht nationale nachclassische Periode zerfällt gleichfalls in zwei Hälften. Erstens die Alexandrinische Periode von den Anfängen der Ptolemäerherrschaft in Aegypten bis zu deren Untergang im Römischen Reiche, 30 v. Chr. Zweitens die Römische Periode d. h. die Geschichte der Griechischen Literatur unter dem Einfluß der Römerherrschaft. Sie zerfällt in eine Uebergangszeit, von der Eroberung Aegyptens durch die Römer bis auf Kaiser Hadrian, eine Zeit gelehrter, encyklopädischer Studien behufs Popularisirung der Wissenschaft, und die darauf folgenden Jahrhunderte der Sophistik und des Neu-Platonismus bis zum Schluß der heidnischen Philosophenschulen unter Kaiser Justinian. Das Fortleben der Griechischen Literatur im Byzantinischen Reiche gehört der Literaturgeschichte des christlichen Mittelalters an und kann wegen einiger Arbeiten hauptsächlich auf grammatischem Gebiete für eine Geschichte der Griechischen Literatur im eigentlichen Sinne höchstens anhangsweise in Betracht kommen.

Erster Theil.

Die nationale Literatur des freien Hellenenthums.

Erste Periode.

Literatur der Griechischen Stämme von Homer bis auf die Perserkriege.

I. Die epischen Gattungen.

A. Das eigentliche Epos.

1. Anfänge der Literatur und der epischen Poesie im besondern.

Unter der Literatur eines Volkes versteht man im weiteren Sinne die Summe aller von ihm ausgegangenen Schriftwerke, im engeren Sinne die Auswahl der Schriftwerke, welche als Werke der Poesie oder der sogenannten schönen Prosa nach Inhalt und Form eine hervorragende Stelle einnehmen und dazu dienen, uns die Culturzustände und das gesammte geistige Leben dieses Volkes wie in einem Spiegel erkennen zu lassen. So hat denn auch der Anfang der Griechischen Literatur den Gebrauch der Schreibkunst und deren Anwendung zur Aufbewahrung geistiger Erzeugnisse in gebundener und ungebundener Rede zur Voraussetzung. Nach der übereinstimmenden Tradition des Alterthums haben nun die Griechen ihr Alphabet von den Phöniciern entlehnt, und die Richtigkeit dieser Tradition beweisen die Gestalt wie die Namen der Griechischen Buchstaben aufs unzweideutigste. Den Griechen aber die Kenntniß der Schreibkunst beizulegen und ihnen deren Anwendung zu den verschiedensten Zwecken abzusprechen, würde geradezu lächerlich sein. Demnach geht der Gebrauch der Schreibkunst bei den Griechen über die Anfänge ihrer eigentlichen Geschichte zurück und verliert sich in die Zeit, in welcher die Phö-

nicier die unbestrittene Seeherrschaft im Aegäischen Meere ausübten und in regem Verkehr mit den Pelasgern standen. Das nächste Bedürfniß zur Anwendung der Schrift war wohl im Handelsverkehr gegeben. Auch konnte den Griechen die Anwendung der Schrift zu Inschriften in Stein auf Denkmälern und öffentlichen Baulichkeiten, wie sie in den Ländern am Nil, auf Cypern und im innern Asien schon seit den ältesten Zeiten üblich war, unmöglich lange verborgen bleiben. Eben so nahe lag die Verwendung der Schrift zu Inschriften auf ehernen Weihgeschenken. Wenn nun Griechische Schriftsteller der späteren Zeit, wie Dionys von Halikarnas, Diodor, Strabo, Pausanias uns von derartigen Inschriften aus der heroischen Zeit zu berichten wissen, so will das allerdings nicht viel besagen, da diese Schriftsteller und ihre Gewährsmänner schwerlich im Stande waren, die Fälschungen späterer Zeiten zu erkennen und von echten Alterthümern zu unterscheiden. Immerhin aber beweisen solche Angaben, wie verbreitet die Ansicht von dem frühen Gebrauch der Schreibkunst unter den Griechen selbst war. Eine weitere Anwendung der Schrift läßt sich ferner bei den Orakeln vermuthen, von denen das zu Dodona und Delphi in sehr frühe Zeit zurückgehen. Dann hatten die Priester und priesterlichen Ordner der Feste bei den verschiedenen Heiligthümern mancherlei Veranlassung zu schriftlichen Aufzeichnungen, sei es ritueller Formeln, sei es Behufs Anlegung einer Tempelchronik. Endlich finden wir frühzeitig bei den Griechen priesterliche und weltliche Sänger, welche, wie es scheint, ihre Kunst zunftmäßig betrieben, gerade für sie mußte es aber am ersten nahe liegen, zur Unterstützung ihres Gedächtnisses und zur Unterweisung jüngerer Zunftgenossen ihre Lieder aufzuschreiben. Daß demnach die Griechen, vorausgesetzt daß ihre sonstigen Culturverhältnisse sie dazu veranlaßten, schon mehrere Jahrhunderte vor Beginn der Olympiaden die Schreibkunst zu literarischen Zwecken verwenden konnten, ist nicht zu bezweifeln.

Wenn nun einerseits eine Literatur bei den Griechen nicht ohne Anwendung der Schreibkunst entstehen konnte, so andererseits nicht ohne daß das politische Leben der Nation eine gewisse Stetigkeit und Festigkeit erlangt hatte. Dies war aber erst der Fall seit der sogenannten Dorischen Wanderung und der durch sie veranlaßten Aussendung zahlreicher Kolonien. Diese Kolonien blühten bald mächtig empor und es entfaltete sich in ihnen auch schneller als im Mutterlande, namentlich seit Beseitigung der Königsherrschaft durch aristokratische Verfassung, das Griechische Leben zu der aus der Geschichte bekannten Mannichfaltigkeit seiner Stammesindividualitäten. Reichthum und Wohlstand stellten sich zuerst in Kleinasien und auf den Aegäischen Inseln ein und als ihre natürliche Begleiterin das Bedürfniß nach höherer Gesellig-

keit und einer künstlerischen Verschönerung des Lebens. Thatsächlich tritt uns denn auch bei den Joniern das erste literarische Denkmal in den Homerischen Gesängen entgegen. Ilias und Odyssee galten den Griechen als die ältesten erhaltenen Dichtungen in ihrer Sprache, wobei man jedoch es wenigstens als wahrscheinlich zugab, daß es schon vor Homer, wie auch zu seiner Zeit, manche anderen Dichter gegeben habe. Doch wußte man thatsächlich keine zu nennen, und was man etwa nannte, beruhte auf unsicheren Combinationen, oder war mythisch, wenn nicht gar erdichtet. Und so hat man sich denn bei der Griechischen Literatur in den merkwürdigen Umstand zu finden, daß sie mit zwei erhabenen Denkmälern der Poesie beginnt, wie sie in der Literatur keiner andern Nation ihres Gleichen haben, ohne daß man im Stande wäre thatsächlich anzugeben, von welchen Anfängen aus und auf welchem Gange der Entwickelung die Griechen allmählich zu dieser Höhe emporgestiegen sind.

Denn was sich aus den Angaben der alten Literatoren über die Anfänge der Literatur entnehmen läßt, ist gar dürftig und fördert unsere Einsicht nur wenig. Wir finden allerdings schon in der mythischen Vorzeit Spuren religiöser Poesie und Musik. Als älteste Träger Hellenischer Cultur werden die Thraker genannt, ein wie es scheint den Phrygern verwandter Stamm, der sich von Thessalien aus nach Böotien, dann weiter nach Delphi und Eleusis in Attika verbreitete und späterhin völlig verschwand. Ueberall, wo sich Thraker zeigen, findet sich auch Gesang und Saitenspiel, sowie der Cult der Musen und des Apoll. Wir hören von Orpheus und Amphion als Erfindern der musischen Kunst. Aber beide sind rein mythische Personen. Orpheus, so berichtet die Sage, riß durch seinen Gesang Felsen und Bäume mit fort, hemmte Ströme in ihrem Lauf, zähmte wilde Thiere und rührte selbst die fühllosen Herrscher des Hades zum Mitleid. Nach dem Klange von Amphions Leyer fügten sich die Steine von selbst zum Bau der Mauern in Theben. Ebenso mythisch sind Linos, Musäos, Pamphos und der Seher Melampus. Linos, der Bruder des Orpheus, wird von der Sage nach Theben versetzt, wo er den Herakles im Citherspiel unterrichtet und von ihm getödtet wird. Andere machten ihn zu einem Euböer und Dichter von Klageliedern (*θρῆνοι* Plut. de mus. c. 3). Anthes aus Anthedon in Böotien sollte Hymnen gedichtet haben, Pieros aus Pieria Gedichte auf die Musen, auch schrieb man ihm die Verpflanzung des Musencultus nach Thespiä zu. Eine Verbindung mit dem Delphischen Orakel tritt bei Olen hervor, ganz bestimmt bei Philammon, der geradezu als Delphier bezeichnet wird. Ihm legte man Gesänge auf die Geburt des Apollo und der Artemis bei, auch sollte er zuerst Chöre beim Delphischen Heiligthum auf-

gestellt haben, ja er galt nächst dem Kretischen Sänger Chrysothemis für den ältesten Sänger im Pythischen Wettkampf. Sein Sohn war Thamyras, der aber ausdrücklich als Thraker bezeichnet wird. Ihn nennt Homer und berichtet von ihm, daß er auf seiner Rückkehr vom König Eurytos in Oechalia bei Dorion mit den Musen zusammentraf, sich mit diesen in einen Wettkampf einließ und zur Strafe dafür das Augenlicht und die Gabe des Citherspiels verlor.

Aus diesen sagenhaften Ueberlieferungen ergiebt sich nun als allgemein feststehende Ansicht der Griechen, daß die Anfänge ihrer Poesie in inniger Beziehung zu gewissen Götterculten standen und in einer Art religiöser Hymnenpoesie zu suchen seien. Eine allmähliche Emancipation des Gesanges von seinem Zusammenhang mit der Religion und das Einschlagen einer mehr weltlichen Richtung scheint die Sage in der Erzählung von Thamyras anzudeuten und vielleicht könnte man ihn als den ältesten Repräsentanten jener Aöden betrachten, wie sie uns Homer im Phemios und Demodokos in seiner Schilderung des heroischen Zeitalters vorführt. Sie sind zwar Lieblinge der Götter und haben von ihnen die herrliche Gabe des Gesanges erhalten, aber sie stehen in keiner Beziehung mehr zu einem besonderen Heiligthum. Wie die übrigen Helden Homers so galten auch diese Sänger den Griechen als historische Persönlichkeiten. Der Dichter läßt sie in ihren Gesängen Stoffe behandeln, welche der epischen Heldensage entlehnt sind, nur daß sie im Zusammenhange seiner Dichtung als Verkündiger geschichtlicher Ereignisse der jüngsten Vergangenheit erscheinen. Auch sonst werden uns die Namen einiger Sänger und Dichter genannt, die sich wie Homer in epischer Poesie versucht haben sollen, aber man sieht bald, daß diese Namen wohl bloß erfunden sind, um die Homerische Poesie irgendwie an frühere Versuche anzuknüpfen und ihre Möglichkeit begreiflich zu machen. So berichtet Demetrius der Phalereer (Schol. Od. γ 267) von dem alten neunjährigen Agon der Pythien aus der Zeit vor dem Trojanischen Kriege, an welchem der Lakonier Demodokos siegt, ein Schüler des Automedes aus Mycenä, welcher zuerst in Hexametern den Kampf des Amphitryo gegen die Teleboer und den Streit des Kithäron und Helikon schrieb. Dieser Automedes soll dann wieder ein Schüler des Argiver Perimedes gewesen sein, der außer ihm auch noch andere Schüler hatte, darunter zwei Lakonier. Nicht viel besser steht es mit Oiagros, einem alten Dichter nach Orpheus und Musäos, der zuerst den Trojanischen Krieg besungen hat (Ael. V. H. XIV, 21), oder mit dem Trojaner Korinnos (bei Suidas), der zuerst und zwar noch während des Trojanischen Krieges eine Ilias in den von seinem Lehrer Palamedes erfundenen Dorischen Buchstaben, sowie den Krieg des

Dardanos gegen die Paphlagonier schrieb und demnach als eigentliche Hauptquelle für Homer zu betrachten wäre. Einer ebenso trüben Quelle folgte Diod. III, 67, welcher den Linos den ältesten Dichter und Musiker der Griechen nennt, der die von Kadmos mitgebrachten Phönicischen Buchstaben gräcisirte und zu den sogenannten *Πελασγικὰ γράμματα* umformte. Seine berühmtesten Schüler waren Herakles, Thamyris und Orpheus. Wie sein Lehrer, so bedienten sich auch Orpheus und Pronapidas, der Lehrer des Homer, ein *μελοποιὸς εὐφυής*, der alten Pelasgischen Buchstaben. Derselbe Schriftsteller weiß auch an einer andern Stelle (IV, 66) von Daphne zu erzählen, der Tochter des Tiresias, der Delphischen Sibylle, von welcher Homer manche Verse entlehnt haben soll.

Aus diesen Angaben lassen sich zwar keine positiven Thatsachen über die Anfänge der epischen Poesie bei den Griechen gewinnen, — wenn es auch möglich wäre, daß die Nachrichten des Demetrius auf seinen Lehrer Aristoteles zurückgingen, allein es liegt ihnen wenigstens eine richtige Ahnung des thatsächlichen Sachverhalts zu Grunde und sicherlich haben wir an der Annahme vorhomerischer epischer Sänger, die zu einander im Verhältniß von Lehrern und Schülern standen und durch gemeinsame Arbeit eine Art Kunsttradition schufen, festzuhalten. So große Epen wie die Homerischen, mit einem so kunstvoll angelegten und geschickt durchgeführten Plane, mit ihrem kunstreichen Versbau und ihrer so durchsichtigen, fein ausgebildeten Dichtersprache, an welcher wir eine eigenthümliche Mischung von alten und neuen Sprachformen, Aeolischen und Jonischen Elementen, und eine so große Anzahl offenbar altüberlieferter, formelhafter Ausdrücke und Wendungen bemerken, sind am Anfange der Literatur nur zu begreifen als das abschließende Resultat einer voraufliegenden, Jahrhunderte langen Uebung des epischen Gesanges. Wahrscheinlich brachten also die Griechen zur Zeit ihrer großen Wanderung die Anfänge desselben aus dem Mutterlande schon mit. In der neuen Heimath wurden zuerst von den Aeoliern, die in der Nähe von Troas ihre Wohnsitze hatten, die Sagen von Troja und den Schicksalen der Achäischen Helden vor dieser Stadt, sowie auf der Heimkehr, in Liedern ausgebildet und in eine feste Gestalt gebracht. Weiterhin bemächtigten sich die Jonier dieser Sagen und Lieder und brachten sie mit den ihres eigenen Stammes in Verbindung. Allmählich erweiterten sich die Lieder zu epischen Erzählungen, verschiedene Erzählungen wurden mit einander zu größeren Ganzen verschmolzen unter stetiger Ausbildung einer bestimmten Dichtersprache und einer festen metrischen Form, bis etwa um den Anfang des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Homer ein Dichtergenius auftrat, der die bisherigen Bestrebungen gewisser-

maßen zum Abschluß brachte, indem er den epischen Gesang auf die neue Kunststufe der planmäßig angelegten und kunstvoll durchgeführten epischen Dichtung emporhob und durch die Vollendung seiner Leistung die früheren Versuche vollständig verdunkelte. Die Einzelheiten dieser Entwicklung jedoch, der allmähliche Uebergang von Sängern zu Dichtern, von mündlichen Improvisationen zu Versuchen schriftlicher Aufzeichnung, noch mehr aber das Verhältniß Homers zu seinen Vorgängern im einzelnen, werden für uns bei dem gänzlichen Mangel an Zeugnissen für immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben.

2. Das heroische Epos. Homer.

Ueber die Lebensumstände ihres größten Dichters wußten die Griechen der späteren Zeit so gut wie nichts. Zwar sind uns über seine Lebenszeit eine Anzahl sich widersprechender Angaben überliefert, aber dieselben verdanken entweder irgend welchen chronologischen Combinationen der Späteren ihren Ursprung, oder sie beruhen auf einer Verwechslung der Homerischen Poesie mit einer früheren Vorstufe des epischen Gesanges, von dessen erstem Auftreten an diesem oder jenem Orte sich möglicherweise eine Kunde erhalten hatte. Wirklich in Betracht kann nur die Angabe des Herodot kommen, welcher II, 53 Homers Leben 400 Jahr vor seine eigne Zeit setzt. Verschiedene Gründe sprechen in der That für die Richtigkeit dieser Angabe, so daß also das Zeitalter des Dichters etwa um 900 v. Chr. anzusetzen wäre. Apollodor, der bedeutendste Chronograph der Alexandrinischen Periode, verlegt die Geburt des Dichters auf das Jahr 943. Homers Vaterland war nicht so zweifelhaft wie seine Lebenszeit. Denn wenn auch nach einem bekannten Verse der Griechischen Anthologie sieben Städte (Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athenä) um seine Wiege stritten, so galt doch in der wirklich volksthümlichen Tradition das Aeolische Smyrna als seine Heimath. Hier mag der Dichter geboren sein. Seinen eigentlichen Aufenthalt aber hatte er in der Jonischen Stadt Chios, wo noch Jahrhunderte lang ein nach ihm benanntes Geschlecht der Homeriden ansässig war, das sich leiblicher Verwandtschaft mit ihm rühmte und sich mit dem Vortrag seiner Poesie befaßte. In das Griechische Mutterland wurde die Homerische Poesie durch Lykurg verpflanzt, welcher sie auf seinen Reisen in Samos bei den Nachkommen des Kreophylos kennen lernte. Dieser Kreophylos wurde für einen Freund und Verwandten des Homer gehalten, und galt als Verfasser eines epischen Gedichtes von der Zerstörung von Oechalia (*Οἰχαλίας ἅλωσις*). Als sein Nachkomme wird uns noch in späterer Zeit ein gewisser Hermodamas genannt, ein Lehrer und Freund des Pythagoras. Um die Anfänge der Olympiaden war

die Homerische Poesie thatsächlich über ganz Griechenland verbreitet, doch ist es uns vollständig unbekannt, auf welche Weise diese Verbreitung vor sich gegangen ist. Von einer Thätigkeit der eigentlichen Homeriden außerhalb Chios ist uns nichts überliefert. Späterhin bezeichnete man mit dem Namen Homeriden auch die sogenannten Rhapsoden, die von Stadt zu Stadt zogen und sich berufsmäßig mit dem kunstvollen Vortrag der Homerischen Poesie bei festlichen Gelegenheiten befaßten (ihr Name, von *ῥάπτω* und *ἀείδω*, Pindar Nem. II, 2 nennt sie geradezu *ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί*, geht auf den Vortrag einfach aneinander gereihter, also stichisch und nicht wie bei der melischen Poesie in Systemen oder Strophen componirter Verse). Aber diese Rhapsoden lassen sich erst am Ausgang des siebenten Jahrhunderts nachweisen, und es ist mindestens fraglich, ob sie in eine viel höhere Zeit hinaufreichen. Einen regelmäßig geordneten Vortrag der Homerischen Gedichte durch Rhapsoden treffen wir erst in Athen am Feste der Panathenäen. Die Athener waren auf diese Einrichtung nicht wenig stolz, und führten sie auf Solon oder Hipparch, auch wohl auf Pisistratus selbst zurück. Von Solon heißt es bei Diogenes Laertius I, 2, 57, er habe verordnet, die Homerischen Gedichte sollten von den Rhapsoden *ἐξ ὑποβολῆς* vorgetragen werden, ein Ausdruck, welcher nicht recht klar ist, aber von Diogenes selbst dahin erläutert wird, daß der nächste Rhapsod mit seinem Vortrag da fortfuhr, wo der erste aufgehört hatte. Von Hipparch wird uns in der seinen Namen tragenden Platonischen Schrift p. 228 berichtet, er habe die Homerischen Gedichte zuerst in das Land der Athener gebracht, und die Rhapsoden gezwungen an den Panathenäen sie der Reihe nach vorzutragen, indem einer den andern ablöste *(ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς)* „wie sie das noch jetzt thun." Pisistratus aber rühmt sich in einem aus Alexandrinischer Zeit herrührenden Epigramm, er habe den vorher zerstreut g e s u n g e n e n Homer gesammelt *(ὅς τὸν Ὅμηρον ἤθροισα σποράδην τὸ πρὶν ἀειδόμενον)*, und man wird unter der Hülle dieses etwas geschraubten Ausdrucks wohl auch nichts anderes als einen Hinweis auf einen zusammenhängenden Vortrag der Homerischen Poesie an Stelle eines bis dahin üblichen stückweisen, vereinzelten zu erblicken haben. Allerdings ist dieser Vers schon im Alterthum in einem andern Sinne aufgefaßt worden, als habe Pisistratus die irgendwie verloren gegangene Ordnung der Homerischen Gedichte wieder hergestellt, oder als habe er die bis dahin blos einzeln vorhandenen, vielleicht gar blos mündlich überlieferten Rhapsodien zum erstenmale gesammelt und auf die beiden Epen der Ilias und Odyssee vertheilt. Aber eine derartige Thätigkeit des Pisistratus wäre mit anderweitigen Thatsachen, denen zufolge die Homerischen Gedichte schon um den Beginn der Olympiaden fertig vorgelegen haben

müssen, völlig unverträglich und kann deshalb die Annahme einer solchen nicht richtig sein. Die Benutzung der Homerischen Poesie für den Schulunterricht tritt uns als eine althergebrachte Einrichtung zuerst in einem Verse des philosophischen Dichters Xenophanes entgegen. Im Attischen Zeitalter war sie allgemein üblich, und es gab wohl manche Athener, welche, wie jener Nikeratos in Xenophons Gastmahl 3, 6, in Folge ihres Jugendunterrichts Ilias und Odyssee fast auswendig konnten, auch wenn sie nicht daran dachten diese ihre Kenntniß als Rhapsoden zu verwerthen. Bald begannen auch gelehrte Männer ihre Thätigkeit dem Homer zuzuwenden, indem sie theils durch allegorische Erklärung vermeintliche Spuren verborgner Weisheit in ihm ausfindig machten, theils sich mit der Verbesserung des Textes befaßten. So hören wir von einer durch den Dichter Antimachos besorgten Ausgabe des Homer. Soll doch auch Aristoteles für seinen königlichen Zögling Alexander eine Ausgabe der Ilias besorgt haben, die diesen auf seinen Feldzügen in Asien begleitete. Im Alexandrinischen Zeitalter bildete Homer den Mittelpunkt der mit großen Eifer betriebenen philologischen Studien. Die auf der Bibliothek in Alexandria vorhandenen alten Handschriften des Dichters gaben Veranlassung zu einer methodischen Kritik des Textes. Den Anfang machte Zenodot von Ephesos. Seinem Vorgang folgte Aristophanes von Byzanz. Aber die Arbeiten beider wurden verdunkelt durch die Leistung des berühmten Aristarch. Seine Textausgabe, welche überhaupt den Höhepunkt dessen bezeichnet, was im Alterthum für philologische Kritik geleistet ist, war am Rande mit kritischen Zeichen versehen, deren Erklärung in besonderen Commentaren und Erläuterungsschriften gegeben wurde. Durch die in den berühmten Venezianer Scholien zur Ilias befindlichen Auszüge aus der Schrift des Aristarcheer Aristonikus über die kritischen Zeichen (*περὶ σημείων Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας*) und des Didymus über die Lesarten des Aristarch (*περὶ τῆς Ἀριστάρχου διορθώσεως*) sind wir im Stande von der Thätigkeit des Aristarch ein ziemlich klares Bild zu gewinnen. Auch in den folgenden Perioden blieb Homer den Griechen die Grundlage aller höheren geistigen Bildung, für die Literatur das unerreichte Vorbild höchster dichterischer Vollendung. „Homer", sagt der geistvolle Dio Chrysostomus, „ist Anfang, Mitte und Ende für jedes Kind, jeden Mann und Greis, der jedem so viel von sich mittheilt, als er zu fassen im Stande ist[1])". Wie sehr man sich in den Homer vertiefte und welchen erstaun-

---

[1]) or. XVIII, 8: *Ὅμηρος δὲ καὶ πρῶτος καὶ μέσος καὶ ὕστατος παντὶ παιδὶ καὶ ἀνδρὶ καὶ γέροντι, τοσοῦτον ἀφ᾽ αὑτοῦ διδούς, ὅσον ἕκαστος δύναται λαβεῖν.*

lichen Scharfsinn man auf seine allegorische Erklärung fort und fort verwendete, das beweist unter anderem die höchst interessante und merkwürdige Schrift des Neuplatonischen Philosophen Porphyrius über die in der Odyssee erwähnte Grotte der Nymphen auf Ithaka. Noch im Anfang des fünften Jahrhunderts, als bereits die Schaaren der Barbaren das Römische Reich beunruhigten, waren die Homerischen Helden für die Griechischen Landleute der Cyrenaika noch lebensfrische, völlig bekannte Persönlichkeiten (Synes. ep. 148), und selbst das verknöcherte Byzanz hat seiner Pietät für den ehrwürdigen Dichter und dem wissenschaftlichen Geist seiner orthodoxen Geistlichkeit in den großen und lehrreichen Commentaren des Erzbischofs Eustathius von Thessalonich (1160—1198) zu Ilias und Odyssee ein rühmliches Denkmal gesetzt. Nicht mit Unrecht hat man daher die Homerischen Gedichte wegen ihres weitreichenden Einflusses auf die Bildung der Griechen und der ungemeinen Bewunderung, ja Verehrung, die ihnen zu Theil geworden, als die Bibel des Griechischen Volkes bezeichnet.

Wenn neuere Kritiker an der Existenz des Homeros selbst gezweifelt und in ihm die Personification der Thätigkeit des Zusammenfügens (*Ὅμηρος* von *ὁμοῦ* und *ἄρειν*) von vorhandenen Liedern zu einem epischen Ganzen erblickt haben, so war dies die Folge einer verkehrten Ansicht über den Ursprung der Homerischen Gesänge, von der alsbald die Rede sein wird. Uebrigens ist diese Ableitung durchaus sprachwidrig. Ferner haben schon einige alte Grammatiker, unter ihnen Xenon und Hellanikos, wahrscheinlich aus den Anfängen der Alexandrinischen Periode, für Ilias und Odyssee verschiedene Verfasser angenommen, woher sie den Namen der Chorizonten — der Trennenden — erhielten. Aber Aristarch erklärte sich in einer besonderen Schrift gegen Xenon und verwarf dessen Ansicht als eine blose Paradoxie. Auch in neuerer Zeit hat es an solchen Chorizonten nicht gefehlt, aber noch hat keiner mit durchschlagenden Gründen die Richtigkeit seiner Ansicht zu erweisen vermocht. Treten wir in die hohen Hallen dieser beiden Tempel mit unbefangenem Sinne, so weht uns aus ihnen derselbe Geist des einen großen Meisters entgegen, der als der geniale Schöpfer der Epopöe, als der Erste zu betrachten ist, der durch die Einheit einer Haupthandlung einen ganzen Sagenkreis zu einem schönen Ganzen verband. „Homer, wie er auch in anderer Hinsicht Alle übertrifft, hat auch hierin, sei es vermöge künstlerischen Bewußtseins oder seiner angebornen Begabung einen richtigen Blick gezeigt, daß er die Odyssee dichtend nicht alles in die Erzählung mit aufnahm, was dem Odysseus begegnet ist, sondern dieselbe sich um eine einheitliche Handlung

bewegen ließ, desgleichen auch die Ilias [1])." Gern aber werden wir den Alten beipflichten, wenn sie die Ilias als das Werk des Mannes, die Odyssee als das des Greises betrachteten. Treffend vergleicht der Verfasser der fälschlich dem Longinos beigelegten Schrift über das Erhabene, wahrscheinlich ein Rhetor aus dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, in dieser Hinsicht die Odyssee der untergehenden Sonne, während ihm die Ilias von dem Dichter in der Fülle seiner Kraft geschrieben scheint, und erstere trägt ihm Spuren des Alters, aber des Alters eines Homeros.

α. Die Ilias.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der Gedichte selbst.

Die Haupthandlung der Ilias, zu der alle anderen Handlungen derselben in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, ist der Sieg des Achilleus über Hektor, den größten Troischen Helden. Die Ilias unterscheidet sich in der künstlerischen Anlage wesentlich von der Odyssee. Aristoteles (Poet. 24) bestimmt den Unterschied also: „Die Ilias gehört zu der einfachen und pathetischen (*ἁπλοῦν καὶ παθητικὸν*), die Odyssee zu der durch Schicksalswechsel (*περιπέτειαι*) und Wiedererkennungen (*ἀναγνωρίσεις*) verwickelten und ethischen Gattung (*πεπλεγμένον καὶ ἠθικὸν εἶδος*)". Die Ilias führt uns zwar auch wie die Odyssee mitten in die Begebenheiten selbst hinein, aber kunstloser vom Anfang beginnend, läßt sie die einzelnen Scenen der Zeit nach einfach auf einander folgen. Das erste Buch bildet gleichsam den Prolog und schürzt den Knoten. Es führt uns den zürnenden Achilleus vor. Agamemnon hat sein Ehrengeschenk, die Tochter des Priesters Chryses, dem Vater zurückgesendet, weil Apollon auf Bitten des Priesters das Heer mit einer Pest heimgesucht hatte. Dafür hat sich der König der rosigen Tochter des Brises, die Achilleus als Ehrengeschenk zugefallen war, bemächtigt, und um solche Schmach zu rächen, schwört der zürnende Achilleus, unthätig bei den Schiffen zu weilen.

„Der von Atreus Stamm weitherrschende Held Agamemnon
Hat mich entehrt; denn er hält mein Geschenk, das er selber geraubet,"

klagt er mit Thränen seiner Mutter Thetis (I, 355), und diese erlangt von Zeus das Versprechen: „so lange die Troer mit Siegeskraft zu stärken, bis die Achäer den Sohn ihr geehrt und hoch mit Ehren verherrlicht" (I, 509). Hiernach zerfällt der In-

[1]) Arist. poet. c. 8: *Ὅμηρος, ὥσπερ καὶ τὰ ἄλλα διαφέρει, καὶ τοῦτ' ἔοικε καλῶς ἰδεῖν, ἤτοι διὰ τέχνην ἢ διὰ φύσιν. Ὀδύσσειαν γὰρ ποιῶν οὐκ ἐποίησεν ἅπαντα, ὅσα αὐτῷ συνέβη — ἀλλὰ περὶ μίαν πρᾶξιν — τὴν Ὀδύσσειαν συνέστησεν, ὁμοίως δὲ καὶ τὴν Ἰλιάδα.*

halt des Gedichtes in die zwei Hauptheile: die Leiden der Achäer (II—XVI, 123) und die Verherrlichung des Achilleus (XVI, 124—XXII).

Der erste Haupttheil, der siegreiche Kampf der Troer gegen die Achäer, theilt sich nach der Localität des Kriegsschauplatzes in den Kampf auf der Skamandrischen Flur, um die Mauer und um die Schiffe.

Der Kampf auf der Flur wird eingeleitet durch den täuschenden Traum, den Zeus dem Agamemnon sendet, ihn zum Kampfe zu ermuthigen. Die Fürsten berathen sich, das versammelte Volk wird zur Schlacht aufgefordert, das Heer gemustert. Auch die Troer rüsten sich zum Kampfe (II). Beide Heere stehen einander gegenüber. Paris erbietet sich zum Zweikampfe, den Frieden herzustellen. Menelaos stellt sich ihm entgegen und siegt, aber des Pandaros bundbrüchige That, der, von Athene beredet, Menelaos mit einem Pfeile verwundet, entflammt den allgemeinen Kampf (III, IV). Diomedes erwirbt den Preis der Tapferkeit, bis Hektor nach rührendem Abschied von seiner Gattin Andromache auftritt, den Sieg der Achäer hemmt und den tapfersten Helden zum Zweikampf auffordert. Auf Ajas, den Telamonier, fällt das Loos; doch die Nacht unterbricht den unentschiedenen Kampf (V—VII, 312).

Der Kampf um die Mauer wird eingeleitet durch den Friedensantrag der Troer. Er wird zurückgewiesen; doch gewährt man die Bestattung der Todten. Die Griechen benutzen die Waffenruhe, einen Hügel aufzuwerfen und neben ihm eine gethürmte Mauer zur Schutzwehr der Schiffe zu errichten, und draußen umzogen sie mit einem tiefen Graben die Mauer (VII, 313—482). Der Streit beginnt von neuem. Die Griechen werden nach wechselvollem Kampfe innerhalb der Verschanzung gedrängt, und Hektor und die Troer lagern die Nacht vor der Mauer (VIII). Die bedrängten Achäer senden vergeblich eine Botschaft an Achilleus, ihn zum Kampfe zu bewegen (IX). Diomedes und Odysseus gehen des Nachts auf Kundschaft aus und entführen die Rosse des Rhesos (X). Am Morgen beginnt der Streit wieder. Agamemnons Tapferkeit entflammt die Seinen zum muthigen Angriff. Die Troer werden bis zur Stadtmauer gedrängt; doch muß sich der verwundete Agamemnon ins Lager zurückziehen. Hektor dringt wieder vor, und die Haupthelden der Achäer weichen innerhalb der Verschanzung (XI). Hektor stürmt die Mauer, sprengt mit einem Steinwurfe ein Thor, und die Troer stürzen über die Mauer und durch das Thor ein (XII).

Der Kampf um die Schiffe beginnt. Die beiden Ajas, Idomeneus und Meriones leisten noch Widerstand; doch der Andrang der Troer ist zu mächtig. Die Fürsten denken an Flucht;

aber Odysseus tadelt ihren Entschluß, und sie ermannen die Achäer zum Kampfe. Here schläfert den Zeus ein. Durch Poseidons Hülfe neigt sich der Sieg wieder auf die Seite der Achäer. Hektor wird von dem Telamonier Ajas mit einem Steine verwundet und aus dem Treffen getragen. Die Troer fliehen; Ajas, des Oileus Sohn, verfolgt sie im hurtigen Laufe (XIII—XIV). Doch Zeus erwacht. Poseidon muß den Kampfplatz verlassen. Der von Apollon hergestellte Hektor erscheint von neuem, und die Achäer ziehen sich von den vorderen Schiffen zurück. Nur der Telamonier Ajas widersteht noch, wird aber von Hektor entwaffnet, und

mächtige Flamm' in das Meerschiff
Werfen die Troer, und plötzlich unlöschbar lodert umher Gluth.
(XV—XVI, 123.)

Hier ist der Wendepunkt, mit dem der zweite Haupttheil: die Verherrlichung des Achilleus, beginnt. Er zerfällt wieder in drei Hauptacte: Patroklos' Kampf und Tod; Achilleus' Aussöhnung mit den Fürsten; Achilleus' Rache und Sieg.

Achilleus sieht das brennende Schiff und ihn erfaßt Schmerz über die Leiden der Achäer. Noch aber hält er sich fern vom Kampfe; doch seinen Freund Patroklos entsendet er in seiner Rüstung an der Spitze der Myrmidonen, den ernsten Befehl ausrufend:

„Keiner, o Myrmidonen, vergesse mir alle die Drohung,
Die bei den rüstigen Schiffen ihr angedrohet den Troern,
Stets dieweil ich gezürnt. — — — —
Endlich erscheint nun
Jenes Gefechts Großthat, nach welcher so lang' ihr geschmachtet!
Jetzt, wem das muthige Herz es gebeut, der bekämpfe die Troer!"

Und zu Zeus fleht er um Siegesruhm für die Seinen;

Doch ein Anderes gab ihm der Gott, ein Andres versagt er.

Weg von den Schiffen drängt Patroklos den Streit. Gegen Achilleus' Willen stürmt er weiter vor. Dreimal schon hat er die Mauer von Troja erstiegen, und dreimal verdrängt ihn mächtig Apollon. Jetzt stürzt Hektor auf Patroklos. Dieser erlegt Hektors Wagenlenker Kebriones und um ihn entbrennt der Kampf. Mitten im Morden nahet Apollon dem Patroklos von hinten in finsterer Nacht Umneblung. Da schwindelten diesem die Augen, und vom Haupte den Helm entschlug ihm Phöbos Apollon. Euphorbos bohrt ihm die spitzige Lanze in den Rücken, und Hektor tödtet ihn vollends. Menelaos vertheidigt die Leiche, erlegt den Euphorbos, weicht aber vor dem andringenden Hektor, der den Patroklos der Rüstung beraubt. Der Atride kehrt mit dem Telamonier Ajas zurück, und um die Leiche toben wie Feuer die Kämpfenden. Zu

Achilleus sendet Menelaos den Antilochos, ihm den Tod des Freundes zu melden, und mit Meriones, von den beiden Ajas geschützt, trägt er die Leiche aus dem Gewühle (XVI, 124—XVII).

Achilleus erhält die Kunde, und ihn umhüllt der Schwermuth finstere Wolke. Fürchterlich weint er empor. Er beschließt den Freund zu rächen, sollt' ihn auch, wie ihm seine Mutter Thetis verkündet, bald darauf sein Geschick erreichen. „Vertilgt sei der Zank und der Zorn aus Göttern und sterblichen Menschen, der wie Feuer entbrennt in der Männerbrust; vergangen sei das Vergangene, wie sehr es auch kränke! Hin in den Streit, daß den Mörder des werthesten Haupts ich erhasche, Hektor! Lange genug hab' ich vom Kriege gerastet!" Nicht hätten die Achäer den Patroklos aus den Geschossen entführt; denn von neuem ereilet sie Hektor gleich stürmendem Feuer. Da tritt Achilleus, von Iris, die Here gesandt, aufgefordert, schnell zum Graben und schreit laut auf. Und sobald die Troer des Peliden eherne Stimme vernommen, da regte sich Allen das Herz; denn sie ahneten Jammer im Busen. Dreimal schrie mit Macht der edle Achilleus, und dreimal zerstob der Troer Gewirr. Um Patroklos' Leiche klagen hierauf Peleus' Sohn und die Achäer die ganze Nacht. Am folgenden Morgen erscheint Achilleus in den von Hephästos geschmiedeten Waffen, die ihm Thetis, die Mutter, gebracht, in der Versammlung der Fürsten, und froh werden die hellumschienten Achäer, als der Pelide dem Zorn absagte. Agamemnon bekennt seine Schuld und bietet unendliche Sühnung, aber Achilleus verlangt nicht Geschenke, sondern Kampf. Auf Odysseus' Rath wird jedoch die Tochter des Brises mit vielen anderen Gaben herbeigeführt, und Agamemnon schwört, daß er die Jungfrau niemals berührt. Gestärkt von Athene besteigt Achilleus den Kriegswagen. Sein Roß Xanthos weissagt ihm jetzigen Sieg, aber den nahen Tag des Todes (XVIII—XX).

Achilleus' Rache beginnt. Die Götter nehmen Theil am Kampfe. Aeneias wird besiegt, aber von Poseidon gerettet. Polydoros' Tod reizt Hektor, den jedoch Apollon vom Kampfplatz entführt. Achilleus mordet die Troer, und ganz von Todten geengt sind Skamandros' schöne Gewässer. „Du tobst mit Mord und Vernichtung, ruft ihm der Stromgott zu; aber wohlan, laß ab! Staunen ergreift mich, Völkergebieter!" — „Solches gescheh', antwortet ihm der muthige Renner Achilleus, wenn ich zur Stadt sie gejagt und Hektors Stärke geprüfet". — Da überfluthen die Ströme die Flur, und die Wogen umspülen die Schultern des Peliden. Doch Hephästos ergoß den entsetzlichen Gluthstrahl, und ganz ward trocken das Feld, und des Xanthos Gewässer kochten, bis der Gott das entsetzliche Feuer gelöscht. Achilleus setzt die Verfolgung der Troer fort. Sie fliehen in das geöffnete Thor,

indeß Agenor den Verfolgenden aufhält und Apollon in Agenors Gestalt ihn seitwärts lockt. Alle Troer waren gerettet, nur Hektorn zwang das schreckenvolle Verhängniß, außerhalb der Stadt zu beharren. Ihn erblickt von der Mauer herab der Vater Priamos und fleht ihn, nicht den Verderber allein zu erwarten, der an Stärke weit ihm vorgehe. Und der Greis rauft sich das graue Haar mit den Händen rings um das Haupt; doch Hektors Geist war nicht zu bewegen. Auch die Mutter wehklaget, Thränen vergießend, und heißt ihn in Thor und Mauer hineingehen. Vergeblich! Er harrt Achilleus', des Ungeheuren, Herannahn. Doch, wie Achilleus erscheint, da erzittert Hektor, und ängstlich entflieht er, und hinter ihm fliegt der Pelide. So kreisen sie dreimal um Priamos' Veste. Jetzt erscheint Athene dem Hektor in Gestalt seines Bruders Deiphobos und beredet ihn zum Kampfe. Der Streit beginnt, und nach muthiger Gegenwehr durchsticht ihn Achilleus mit dem Speere. Und er sank in den Staub. Jetzt rief frohlockend Achilleus:

„Hektor du glaubtest gewiß, nach geraubeter Wehr des Patroklos
Sicher zu sein, und mich mißachtetest du, den Entfernten.
Thörichter! Fern war jenem ein weit machtvollerer Rächer,
Der dir die Kniee gelöst! Dich ziehen nun Hund und Gevögel
Schmählich umher; ihn aber bestatten mit Ruhm die Achäer!"

Umsonst bittet der sterbende Hektor, seinen Leib gen Ilios zu entsenden, daß in der Heimath Troja's Männer und Frauen des Feuers Ehre ihm geben. Kaum hat der endende Tod den Helden umschlossen, da übt Achilleus an Hektor unwürdige Thaten. Die Füße durchbohrt' er, durchzog sie mit Riemen und band sie am Sessel fest und ließ nachschleppen die Scheitel. Treibend schwang er die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse, Staubgewölk umwallte den Schleppenden, und rings zerrüttet rollte das finstere Haar, und bestäubt ward jenem das Haupt ganz. Aber die greisen Eltern erschauten herab von der Mauer den Jammer und wehklagten um den lieben Sohn, als wenn in Gluth auflodernd ganz Ilios hinsänke. Auch Andromache stürzt auf die Mauer, und wie sie den Gatten hingeschleift vor den Thoren der Stadt erblickt, umhüllt ihr Aug' ein mitternächtliches Dunkel, und als der Geist dem Herzen zurückkam, da klagte sie weinend ihr Jammergeschick und ihres Kindes Astyanax, und rings nach seufzten die Weiber (XXI—XXII).

Die beiden letzten Gesänge (XXIII—XXIV) bilden einen würdigen Epilog zu dem großartigen Ganzen. Achilleus veranstaltet seinem Freunde eine feierliche Bestattung mit reichen Opfern und mannichfachen Wettkämpfen. Aber auch Hektor ward von den Seinen Bestattung; denn Zeus befahl dem Achilleus durch Thetis,

den Leichnam dem Vater zu lassen. Und unter Hermes' Geleit naht Priamos sich dem Zelte des Peliden. Der giebt ihm den Sohn zurück, bewirthet ihn gastlich und gestattet eine Frist von eilf Tagen zur Leichenfeier. Mit jammernden Tönen sangen die Troerinnen Trauerlieder. Vor Allen klagt' Andromache, haltend des Gatten Haupt in den Händen, und nach ihr erhub Hekabe klagend die Stimme, zuletzt weinte Helena um ihren einzigen Freund und Tröster. Und als sie die Leiche verbrannt, das Gebein in goldenem Kästchen in die hohle Gruft versenkt und darüber mächtige Steine gehäuft hatten: da feierten sie Festschmaus in Priamos' Hause. Also bestatteten sie den Leib des reisigen Hektor.

β. Die Odyssee.

Die Odyssee hat die Rache des Odysseus an den übermüthigen Freiern seiner Gattin Penelope zum Hauptgegenstande. Den Heroensagen der Helden vor Troja schlossen sich die Sagen von den Rückfahrten derselben an (*νόστοι*). Die Odyssee behandelt die gefeierteste derselben, die Rückfahrt des Odysseus. Der Ausgangspunkt aller dieser Sagen war die Abfahrt von Troja nach Zerstörung der Stadt, und die Abenteuer der Reise und die Kämpfe im Vaterlande bildeten den Hauptstoff der Erzählung. Diese Sagen boten eine reichere Mannichfaltigkeit, als die Kriegssagen. Die Schrecken unbekannter Meere und Länder, die Mühseligkeiten der Irrenden, die Gefahren und Kämpfe im wiedererlangten Vaterlande mußten dem Helden einer solchen Epopöe einen ganz anderen Charakter geben, als dem Kriegshelden. Wenn die Kriegssage keinen größeren Helden als den tapfern Achilleus kannte, so konnte die Heimkehrsage keinen geeigneteren finden, als Odysseus, „den Vielgewandten", der „Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat", und den Charakter beider Helden spiegeln auch die Gedichte, die sie verherrlichen, selbst in ihrer äußeren Anlage wieder. Wenn die Ilias grade auf ihr Ziel hineilt, wie der edle Achilleus, jeden Hinterhalt verschmähend, auf seinen Feind losstürmt; so bildet die Odyssee einen wunderbaren Knäuel in sich verschlungener Abenteuer, die der geschickte Meister kunstvoll vor unseren Augen entwirrt, wie Horaz von ihm rühmt (Epist. II, 3, 143 sqq.):

Nicht aus den Flammen den Rauch, nein, erst aus dem Rauche die Flammen
Läßt er entstehen, und dann großartige Wunder hervorgehn,
Wie der Cyklop und Antiphates ist, wie Skylla, Charybdis.
Nicht mit dem Tod Meleagers beginnt er des Held Diomedes
Heimkehr, nicht mit dem doppelten Ei den trojanischen Feldzug.
Immer zum Endpunkte eilt er, und wissend führt er den Leser,

Wie in bekanntes Gebiet, gleich mitten hinein in die Sache.
Läßt bei Seite, was schwer sich zu lieblichen Bildern gestaltet,
Lügt mit Kunst und vermischt also mit Wahrheit die Dichtung,
Daß der Verlauf und der Schluß mit dem Anfang gut überein-
stimmt.

Das Gedicht theilt sich nach der Natur der Heimkehrsagen in die beiden Hauptacte: die Abenteuer des Odysseus in der Fremde und die Abenteuer im Vaterlande nach der Rückkehr.

Der erste Theil umfaßt die Gesänge I—XIII, 187. Er beginnt mit der Versammlung der Götter im Olympos, in welcher die Heimkehr des Odysseus beschlossen wird, da Poseidon, der auf Odysseus wegen der Blendung seines Sohnes Polyphemos zürnt, abwesend ist. Auf Athenens Antrag wird Hermes zur Nymphe Kalypso entsendet, ihr den unabwendbaren Rathschluß mitzutheilen:

Daß jetzt die Heimkehr bestimmt sei dem harrenden Dulder
Odysseus.

Athene selbst will sich nach Ithaka begeben, dem Telemachos Muth einzuhauchen, dem Frevel der Freier zu wehren und Kunde vom Vater einzuholen, auf daß ein gutes Gerücht ihn unter den Sterblichen preise. Hiernach trennt sich der erste Haupttheil in die Fahrt des Telemachos (I, 96—IV) und die Wiederkehr des Odysseus (V—XIII, 17).

Der Dichter versetzt uns zuerst nach Ithaka unter den Schwarm der übermüthigen Freier, wo Athene in Gestalt des Mentes, des Königs der Taphier, auftritt. Telemachos empfängt den Gast und führt ihn zum Mahle gesondert vom Schwarme der Freier. Auch die Freier gehen zum Schmause, und nach gesättigter Begierde des Tranks und der Speise ergötzen sie sich an Reigentanz und Gesang. Telemachos forscht indeß bei dem Fremdling nach Kunde von seinem Vater Odysseus. Mentes weissagt ihm:

„Nicht mehr lange fürwahr vom lieben Lande der Väter
Bleibet er, nein, und hielten auch eiserne Band' ihn gefesselt;
Heimkehr sinnet er aus, denn reich an Erfindungen ist er."

Er fragt nach der Ursache des lärmenden Gelages, und Telemachos klagt, wie die Freier in Abwesenheit seines Vaters, um Penelope, seine Mutter, werbend, den Reichthum des Hauses verprassen. Ihm räth der Gast, den Freiern zu gebieten, zu den Ihrigen sich zu zerstreuen, und er selbst möge nach Pylos zu Nestor und nach Sparta zu Menelaos sich begeben, um den lang abwesenden Vater zu erkunden. In dem plötzlich verschwindenden Fremden erkennt Telemachos die Göttin, und am folgenden Tage ruft er die hauptumlockten Achäer zur Versammlung. Er ermahnt

sie, ihr Unrecht zu erkennen und vor der Rache der Götter zu beben; allein die Freier fordern, daß er die Mutter entsende, ihr gebietend, sich dem zu vermählen, den etwa ihr Vater verlangt und sie selber sich auskor. Aber Telemachos scheut den Frevel, die Mutter mit Zwang aus dem Hause zu stoßen; lieber will er, daß sie sein Gut verprassen:

„Denn einst schafft wohl Zeus die wohlverdiente Vergeltung,
Wenn die Freier mir ohn' Entgelt hinsinken im Hause."

Ein Zeichen von Zeus, zwei kämpfende Adler, warnt vergebens die Freier. Sie verweigern das Schiff, um das sie Telemachos bittet, daß er die Heimkehr des Vaters erforsche. Athene, in der Gestalt des alten Mentor, eines Freundes und Genossen des Odysseus, verschafft ihm ein Schiff und wirbt ihm Gefährten, mit denen er des Nachts fortsegelt. Nestor empfängt ihn gastfrei und erzählt ihm, wie die Achäer bei der Abfahrt von Troja sich getrennt wegen des Zwistes der Atriden. Bis Tenedos sei er mit Odysseus geschifft; dieser aber, mit Gunst willfahrend dem Agamemnon, lenkte sein Schiff wiederum zurück; seitdem habe er keine Kunde von ihm. Aber zum Helden Menelaos mahnt er Telemachos hinzugehen; denn der sei jüngst aus der Fremde gekehrt. Am Morgen entsendet er ihn mit seinem Sohne Peisistratos nach Sparta. Menelaos feiert grade die Vermählung seiner Kinder, nimmt beide Fremdlinge freundlich auf, und Helena erkennt den Telemachos. Menelaos erzählt, was ihm der Meergott Proteus von Odysseus verkündet, daß er bei der Nymphe Kalypso weile, die ihn mit Gewalt zurückhalte. — Während der Abwesenheit des Telemachos verabreden die Freier, dem Heimkehrenden aufzulauern und ihn zu ermorden.

Den Telemachos beim Menelaos verlassend, versetzt uns der Dichter nach Ogygia zur Nymphe Kalypso, wo Hermes, von Zeus gesandt, erscheint. Nicht fand er daheim den hochgesinnten Odysseus, sondern am Gestade saß er jammernd und schaute mit Thränen und Seufzen auf das öde Meer. Hermes theilte der Nymphe den Rathschluß des Zeus mit, und nur ungern gehorcht die Göttin. Odysseus zimmert sich selber ein Floß, und siebzehn Tage durchschifft er des Meeres Gewässer. Am achtzehnten erscheinen ihm die schattigen Berge des Phäakischen Landes. Da erschaut ihn Poseidon, versammelt Wolken sogleich und empöret die Meerfluth; auch erregt er Orkane rings mit Orkanen zum Kampf, und ganz in Gewölk verhüllt er Erde zugleich und Gewässer; finstere Nacht senkt sich vom Himmel herab. Die Wogen reißen den Armen vom Floß; doch erfaßt er es wieder und entfliehet dem Todesverhängniß. Hierin und dorthin treiben Orkane ihn durch den Meerschwall, da erschaut ihn Leukothea, des Kadmos

blühende Tochter, und leiht ihm den rettenden Schleier. Und als das Fahrzeug zerbarst, da sprang er ins Meer, und nach zwei Tagen und Nächten erreicht' er mit Mühe das Ufer. Hier bereitet' er sich aus Blättern ein Lager, und Athene goß Schlaf auf des Ermüdeten Augen. Nausikaa, die schöne Tochter des Königs Alkinoos, war mit ihren Gespielinnen ans Ufer gekommen, die Wäsche zu säubern, und nach vollbrachter Arbeit ergötzten sich die Mädchen mit Tanz und Ballspiel. Und Nausikaa, den Ball auf eines der Mädchen schwingend, verfehlte das Ziel und warf ihn in die Tiefe des Stromes. Alle kreischten auf und Odysseus erwacht' aus dem Schlummer. Er naht sich der Mädchenschaar, die erschrocken davonflieht. Mit Mühe beruhigt er sie, und den armen Schiffbrüchigen geleitet Nausikaa mit ihren Mädchen bis vor die Stadt, daß er später in die Wohnung ihrer Eltern sich begebe, damit ihr nicht üble Nachrede werde, wenn die Bürger sie mit dem Fremdlinge sähen. Und zum Hause des Königs Alkinoos gelangt, bittet Odysseus auf Nausikaa's Rath zuerst die Königin Arete um Heimsendung, und Alkinoos nimmt ihn gastlich auf. Er erzählt, welch widriges Geschick ihn nach Scheria gebracht. Am folgenden Tage versammelt Alkinoos das Volk und heißt es die Entsendung beschleunigen. Schnell wird ein Schiff gerüstet, und dann eilen sie zum großen Palaste des Königs, wo ein leckeres Mahl sie erwartet. Von Alkinoos aufgefordert, beschenken die Fürsten den Odysseus mit reichen Gaben, und beim Mahle forscht der König nach des Gastes Namen und Schicksalen.

Odysseus schildert seine Irrfahrten und Abenteuer von der Abfahrt von Troja an. Zuerst gelangten sie zu den Kikonen, deren Stadt er zerstörte, die Frauen und Schätze als Beute vertheilend. Doch zu lange weilten die unbesonnenen Gefährten. Die entflohenen Kikonen kehrten mit ihren Nachbaren wieder und es entbrannte die Schlacht bei den rüstigen Schiffen und das Heer der Kikonen siegte und zwang sie zur Flucht. Darauf trieb sie ein Nordsturm zu den Lotophagen, und die Gefährten, die des Lotos Gewächs, süßer als Honig, gekostet hatten, mußten mit Zwang in die Schiffe gezogen werden. Dann gelangten sie in das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler. Sie begaben sich in die Höhle des Polyphemos, der sechs der Gefährten verzehrte, aber von Odysseus und den Uebrigen geblendet wurde. Durch List retteten sie sich aus der Höhle; Poseidon aber zürnte wegen des geblendeten Sohnes. Zur Aeolischen Insel gelangt, werden sie von Aeolos freundlich aufgenommen und mit günstigem Winde im Schlauche versehen; doch ihn öffnen die Gefährten, als Odysseus schlief, und zurückgetrieben zur Aeolischen Insel, werden sie von Aeolos verjagt und kommen zu den Lästrygonen, die mit Steinen die Schiffe zertrümmern und viele Gefährten tödten.

Odysseus entflieht mit seinem Schiffe und gelangt zur Insel Aeäa, wo die Zauberin Kirke die Gefährten in Schweine verwandelt; doch zwingt sie Odysseus, der Kirke's Liebe gewann, sie wieder zu entzaubern. Auf ihren Rath schifft er zum Weltstrom Okeanos und steigt in den Hades, Teiresias zu erforschen. Dieser warnt ihn, die Rinder und Schafe des Helios auf der Trift von Thrinakia zu tödten, weil er dann spät, unglücklich, von allen Gefährten entblößt, auf fremdem Schiffe nach Hause kehren und Elend im Hause finden werde; doch werde nach vollbrachter Rache an den Freiern und nachdem er Poseidon versöhnt, ein sanfter Tod an ihn herantreten und ihn, von behaglichem Alter ermüdet, in Frieden hinwegnehmen, während die Völker ringsher blühen und gedeihen. Auch der Schatten der Mutter erscheint ihm und viele andere Frauen und Töchter edler Helden. Sodann kam die Seele von Atreus' Sohn Agamemnon schwermuthsvoll und klagte, wie das tückische Weib ihn erschlug über dem Mahle, wie man den Stier erschlägt an der Krippe:

„Doch nicht dir droht künftig, Odysseus, Mord von der Gattin;
Denn traun, viel zu verständig und tugendhafter Gesinnung
Ist Ikarios' Tochter, die sinnige Penelopeia."

Jetzt kam Achilleus' Seele mit der des Patroklos und Antilochos. Odysseus preist des Peliden Geschick:

„Dir, o Achilleus,
Gleicht in der Vorzeit Keiner an Seligkeit, noch in der Zukunft.
Denn dich Lebenden einst verehrten wir, gleich den Göttern,
Argos' Söhn'; und jetzo gebietest du mächtig den Geistern,
Wohnend allhier. Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus."

Ihm erwiederte solches Achilleus:

„Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem bedürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen."

Ajas' Seele bleibt in der Ferne, Odysseus zürnend wegen der Waffen. Andere Schatten hinabgesunkener Männer erschauet sodann Odysseus: den richtenden Minos, Orion, den ewig Jagenden, und Tityos, dem zwei Geier die Leber zerfleischen, Tantalos, von Durst und Hunger gequält, und Sisyphos, wälzend den Stein, der mit Donnergepolter stets wieder entrollet, und endlich das Gebild der hohen Kraft des Herakles, der ihn bejammert, daß ein gleiches Verhängniß, wie er einst selber trug, auf ihm laste. — Den Hades verlassend, kehrt Odysseus nach Aeäa zurück, wird von Kirke mit weisem Rath entsendet, entgeht glücklich den lockenden Sirenen und den Irrfelsen, steuert an Skylla's Felsen in die Meerenge, während Charybdis die salzige Meerfluth einschlürft,

und sechs der Gefährten entrafft aus dem Schiff ihm die Skylla. Nach Thrinakia gelangt, ermahnt er die Freunde, des Helios Heerde zu schonen. Einen Monat hindurch hielt der brausende Südwind sie zurück, und während Odysseus einst schlief, schlachteten die Genossen, von Hunger gequält, des Helios trefflichste Kühe. Der Gott klagt dem Vater den Frevel, und Zeus zerschmettert das Schiff mit flammendem Donner und nimmt den Gefährten die Heimkehr. Auf Kiel und Mastbaum trieb jetzt Odysseus neun Tage umher, und in der zehnten der Nächte brachten Unsterbliche ihn nach Ogygia zur Kalypso, die ihn pflegt' und erquickte.

Odysseus hatte seine Erzählung beendet und ward nochmals von Alkinoos reichlich beschenkt. Am folgenden Tage feierten sie das Abschiedsmahl, und, als die Sonne sank, sandten sie heim den Gast. Schnell und sicheren Laufes enteilte das Schiff. Odysseus, der viel Duldende, schlief jetzt ruhig, all seiner Leiden vergessend, und als der Stern östlich aufstieg, anzumelden die tagende Eos, da landeten sie an der Bucht, die dem Phorkys geweiht ist, und hoben zuerst Odysseus hervor aus dem geräumigen Meerschiff, und legten ihn, wie er schlummerte, nieder im Sande; darauf enthoben sie das Gut, das ihm die stolzen Phäaken beim Abschiede verehret, und bargen es außer dem Wege, daß nicht ein Vorüberwandernder es ihm raube. Den Heimkehrenden wandelte Poseidon das Schiff in einen Felsen.

Der zweite Haupttheil: die Abenteuer im Vaterlande, zerfällt nach der doppelten Scene in die beiden Acte: Odysseus in der Hütte des Eumäos (XIII, 187—XVII, 203) und Odysseus im Palaste (XVII, 204—XXII).

Odysseus erwacht und erkennt die Heimath nicht wieder, da Athene ringsher einen Nebel gebreitet. Dem Jammernden nahet die Göttin in Gestalt eines jungen Hirten und nennt ihm das heimische Land. Dieser, herzlich froh bei dem Namen des Vaterlandes, meidet die Wahrheit mit schlauer Rede und giebt sich für einen Flüchtling aus Kreta aus. Ueber den Schlauen lächelt Athene, und, sanft mit der Hand ihn berührend, erschien sie ihm nun wie ein Mädchen, schön und erhabenen Wuchses, geübt in künstlicher Arbeit. Sie empfiehlt ihm Verschwiegenheit und Vorsicht und, den Nebel zerstreuend, zeigt sie ihm das heimische Land. Ach, nun freuete sich der herrliche Dulder Odysseus herzlich des Vaterlandes, und er küßte die fruchtbare Erde. Das Gut wird in eines Felsens Kluft geborgen, und Athene, ihn in die Gestalt eines zerlumpten Bettlers umwandelnd, heißt ihn zum Sauhirten Eumäos gehen und da Jegliches erforschen; sie selbst wolle indeß den Telemachos aus Sparta nach Hause geleiten.

Odysseus begiebt sich allein zum Hirten Eumäos und wird von ihm gastlich aufgenommen und bewirthet. Wie freute ihn

des Dieners Treue, der ganz nach Odysseus nur, dem lang Abwesenden, schmachtete! Er verkündet ihm des Herrn baldige Rückkehr, aber Eumäos, ungläubigen Herzens, zweifelt, ob je, wie sehr auch erwünscht, Odysseus zurückkomme, und er erforscht den Bettler, wer und woher er sei, und durch erdichtete Erzählung täuscht ihn Odysseus. Die Hirten treiben das Vieh ein, das Nachtmahl wird gehalten, und durch kluge Rede verschafft sich Odysseus einen Mantel zur Umhüllung während der Nacht.

Indeß war Athene zur Stadt Lakedämon gelangt. Sie mahnt Telemachos zur Rückkehr. Menelaos entläßt ihn mit reichen Geschenken, und aus einem Vorzeichen verkündet er ihm die baldige Heimkehr des Vaters und die Strafe der Freier. Als sie Pylos erreicht, meidet Telemachos die Wohnung des Nestor, damit er ihn nicht mit Zwang in dem Hause halte, ihm Liebes zu thun, und eilt zu dem Schiffe. Hier bittet ihn der Seher Theoklymenos, der eines Mordes wegen flüchtig geworden, um Aufnahme, und Telemachos gewährt ihm sein Begehr.

Während des Nachtmahls versucht Odysseus den Sauhirten, ob er ihm ferner noch Herberge und Bewirthung anböte, oder hinweg in die Stadt ihn zu wandern nöthige. Eumäos verspricht, so lange ihn zu bergen, bis Telemachos wiederkehre, der ihn dann senden werde, wohin ihn das Herz treibe. Odysseus forscht hierauf nach seinen Eltern, und Eumäos berichtet ihm, daß der Vater Laertes fern von der Stadt auf dem Lande lebe, die Mutter aber sei in Gram um ihren Sohn vergangen, und, von Odysseus aufgefordert, erzählt ihm Eumäos dann seine eigene Geschichte.

Indeß war Telemachos den auflauernden Feinden glücklich entgangen und in Ithaka gelandet. Er schickt das Meerschiff mit den Gefährten zur Stadt und begiebt sich allein aufs Land zu Eumäos. Mit herzlicher Liebe empfängt ihn der Hirt und führt ihn in die Hütte, wo er ihn mit Speise und Trank labt. Telemachos findet hier Odysseus, forscht, wer der Fremdling sei, und als er die Kunde vernommen, verspricht er ihm Kleidung und Waffen und allerlei Speise und Nahrung, nur solle er nicht unter die Freier sich begeben, daß sie nicht, den Gast verhöhnend, ihn selbst mit bitterem Schmerze betrüben. Als er darauf den Eumäos zur Mutter entsendet, ihr seine Ankunft zu melden, ermuntert Athene den Odysseus, jetzt, da er allein mit dem Sohne sei, sich ihm zu entdecken, und wandelt seine Gestalt um. Dem staunenden Telemachos giebt sich Odysseus zu erkennen:

„Schau, ich bin dein Vater, um den du mit innigen Seufzern
So viel Kränkungen duldest, dem Trotz der Männer dich schmiegend!“

Und er küßte den Sohn, und herab von den Wangen stürzte die Thrän' ihm zur Erde, die stets mit Gewalt er gehemmet. Nur

schwer glaubt es der Sohn, doch endlich schlingt um den herrlichen Vater schmerzvoll sich der Jüngling, Thränen vergießend, und Beiden regte sich jetzt des Grams wehmüthige Sehnsucht. Odysseus erzählt ihm, wie Phäaken ihn hieher gebracht, und Beide berathen hierauf die Rache der Freier. Mit Anbruch des Tages solle Telemachos in den Schwarm der Freier zurückkehren; Odysseus werde ihm dann als Bettler folgen; doch Niemandem, selbst nicht der Mutter und Laertes, möge er die Ankunft des Vaters entdecken. — Am folgenden Tage begiebt sich Telemachos in die Stadt und heißt Eumäos den Fremdling ebenfalls dahin führen, damit er sich Kost im Palaste erbettle. Zur Mutter eilt der Sohn mit seinem Gaste Theoklymenos und stattet ihr Bericht von seiner Reise ab und erregt ihr das Herz im Busen; Theoklymenos aber weissagt, daß fürwahr Odysseus bereits im Vatergefilde dasitze und den Freiern gesammt das Verderben bereite.

Eumäos geleitet den Fremden nach der Stadt. Auf dem Wege verspottet und mißhandelt ihn der Ziegenhirt Melanthios. Wie sie vor den Palast kommen, erkennt nur der treue Hund Argos den Herrn, wedelt mit dem Schweif und senkt die Ohren und stirbt, nachdem er Odysseus gesehen, im zwanzigsten Jahre. Er aber wischte geheim bei dem Anblick die Thräne, leicht verhehlt vor Eumäos. Odysseus tritt in die Wohnung und setzt sich gegen den Pfosten auf die Schwelle der Pforte. Ihm sendet Telemachos Speise; die Freier aber schelten den Eumäos und den Bettler, und im Zorn wirft Antinoos, einer der Freier, einen Schemel nach seiner Schulter. Schweigend bewegt der Held sein Haupt, voll argen Entwurfes. Den Streit hört Penelope und läßt durch Eumäos den Bettler zu sich entbieten, daß er ihr von Odysseus Kunde brächte. Odysseus verspricht zu kommen, wenn die Sonne sich senke. Ein Ithakesischer Bettler, Iros, macht Odysseus den Platz streitig; die Freier erlustigen sich an dem Kampfe der Bettler; doch Odysseus züchtigt den Unverschämten, und die Freier belohnen deshalb ihn mit Speise und Trank. Jetzt erscheint in der Freier Versammlung Penelope in prangender Schönheit, die ihr Athene verliehen. Allen erbeben die Knie', und von Liebessehnsucht wurde ihr Herz ergriffen. Sie tadelt Telemachos, daß er die unwürdige Behandlung des Fremden geduldet, und den Freiern wirft sie vor, daß sie nicht, wie es vordem wohl Sitte war, mit Geschenken um sie werben. Froh hört es der herrliche Dulder Odysseus, wie sie jenen Geschenke ablockte und mit freundlichen Worten ihnen die Seele einnahm, wenn schon das Herz ihr anders gesinnt war. Und die Freier entsenden Herolde, ihr reiche Geschenke zu bringen. Aber die Edle der Frauen stieg in das Obergemach, und die Freier tanzten und lärmten und spotteten des Bettlers, und nachdem sie nach Herzens-

wunsche getrunken, gingen sie auszuruhen zur eignen Wohnung ein Jeder. Odysseus und Telemachos bleiben allein und entfernen die Waffen aus dem Saale. Und als auch Telemachos zur Ruhe gegangen, tritt die sinnige Penelope aus der Kammer in den Saal, nach dem lang' abwesenden Gatten zu fragen. Und der Täuschungen viele erdichtet Odysseus, ähnlich der Wahrheit; doch verkündet er ihr:

„Noch in des Jahrs Umkreis wird hieher kommen Odysseus,
Wenn der jetzige Mond abläuft und der folgende eintritt."

Als ihm hierauf Eurykleia, die alte Schaffnerin, die Füße wäscht, erkennt sie an der Narbe, die ihm vordem ein Eber mit schimmerndem Zahne gehauen, den Herrn wieder; doch Odysseus befiehlt ihr Schweigen, und wieder zu Penelope gewandt, billigt er ihren Entschluß, durch einen Wettkampf, mit dem Bogen des Odysseus einen Pfeil durch zwölf hinter einander in gerader Linie stehende Aexte, zu schnellen, den zu bestimmen, dem sie als Gattin folgen wolle:

„Eher ja kommt dir daher der erfindungsreiche Odysseus,
Ehe noch Jene gesammt den geglätteten Bogen betastend,
Ihm die Senne gespannt und den Pfeil durch die Eisen geschnellet."

Penelope begiebt sich zur Ruhe in die obere Kammer, und Odysseus, im Saale liegend, bemerkt der Mägde freches Treiben, bis Athene ihm mit Schlummer die Augen deckt. Ihn erwecken am Morgen die Klagen der Penelope; doch ein günstiges Zeichen von Zeus flößt ihm Muth ein.

Der Saal wird zum Feste gereinigt. Die Hirten bringen Rinder und Schafe zum Mahle, und die Freier erscheinen im Palast und schmausen, und im Uebermuthe wirft einer der Freier den Odysseus mit einem Kuhfuße. Darüber zürnt Telemachos; doch Agelaos beruhigt die Streitenden und fordert Telemachos auf, die Mutter zu vermählen. Dieser verspricht, die Wahl nicht zu hindern, nur wolle er sie nicht durch gewaltsames Wort fortjagen mit Zwang aus dem Hause. Ein wilder Wahnsinn erfaßt plötzlich die Freier, und Theoklymenos verkündet in einem furchtbaren Gesichte ihren nahen Untergang. Die Freier spotten seiner, und Schlimmes weissagend verläßt der Seher den Saal. Jetzt erscheint Penelope mit der Waffe des Odysseus in der Versammlung der Freier:

„Auf, ihr Freier, wohlan, es erscheint euch jetzo ein Wettkampf!
Denn hier setz' ich das große Geschoß des erhabnen Odysseus.
Wer am leichtesten nun anspannt in den Händen den Bügel,
Und durch die Aext' hinschnellt, durch alle die zwölf nach einander:

Solchem werd' ich folgen, getrennt aus diesem Palaste
Meines Jugendgemahls, dem prangenden, reich an Besitzung,
Dessen mein Herz wohl künftig, im Traume sogar, sich erinnert."

Sie sprach's und befahl dem Eumäos das Geschoß den Freiern vorzulegen. Weinend empfing es Eumäos, und auch der Rinderhirt weinte, da er des Königs Bogen sah. Aber es schalt sie Antinoos, und forderte die Genossen zum Wettkampf auf. Zuerst nun verlangt Telemachos des Bogens Kraft zu versuchen; denn wofern ihm gelänge, ihn zu spannen und den Pfeil durch die Eisen zu schnellen, würde dem Trauernden die Mutter nicht das Haus verlassen. Dreimal versagt ihm die Kraft, das vierte Mal hätte er's vollendet; aber es winkt ihm Odysseus, und nieder legt er die Waffe. Jetzt versuchten der Reihe nach die Freier die Kräfte. Keiner vermochte es; Antinoos nur und Eurymachos säumten noch, beide an Tapferkeit Alle besiegend. Heimlich hatte indeß Odysseus den Saal verlassen und mit ihm Eumäos zugleich und der Rinderhirt Philötios. Er giebt sich Beiden zu erkennen. Gerührt umschlingen sie den Herrn; doch Odysseus heißt sie sich mäßigen und befiehlt ihnen, einzeln in den Saal zurückzukehren; Eumäos solle auch ihm den Bogen reichen und den Weibern gebieten, den Saal zu verschließen. Dem Rinderhirt vertraut er die Hut des Hofthores. Wiederum kehrt Odysseus in den Saal. Hier hatte Eurymachos sich vergebens abgemüht, den Bogen zu spannen, und einer der Freier räth, den Kampf auf den folgenden Tag zu verschieben. Da fordert Odysseus den Bogen. Scheltend erhob dagegen Antinoos seine Stimme:

„Ha, elendester Fremdling, Verstand auch im mindesten fehlt dir! —
Trink' in Ruh', und nicht wetteifre mit jüngeren Männern!"

Umsonst verwendet sich Penelope für den Bettler. Telemachos heißt die Mutter sich weg in ihr Gemach begeben: des Bogens Macht habe er nur allein, ihn zu geben nach Willkür oder zu weigern. Die Mutter verläßt den Saal, und Eumäos reicht Odysseus den Bogen. Der nun bewegte den Bogen, überall umdrehend und hier und dort ihn versuchend. Und als er ihn rings betrachtet, spannte er nachlässig ihn an, wie ein Mann, wohlkundig des Lautenspiels und Gesanges, anspannt sonder Mühe die Saite am neuen Wirbel. Dann mit der Rechten faßte er die Senne. Lieblich erklang ihm die Senne, hell wie die Stimme der Schwalbe. Jetzt schnellte er den Pfeil ab mit vorschauendem Blick und verfehlte keine der Aexte. Und er winkte geheim, da trat mit blinkendem Erze bewaffnet Telemachos nahe zu ihm. Und rasch sich aus den Lumpen entblößend, sprach zur Versammlung der Freier der kluge Odysseus:

„Dieser Wettkampf nun, der furchtbare, wäre vollendet.
Jetzt ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen,
Wähl' ich mir, ob ich es treff', und Ruhm mir gewähret
Apollon!"

Und er schnellte den Pfeil nach dem trinkenden Antinoos, daß er durchbohrt zur Seite niedersank und der Becher der Hand entstürzte. Wild durcheinander lärmten die Freier, Odysseus mit eifernden Worten bedrohend; denn sie wähnten, ohne es zu wollen habe er den Mann getödtet. Da nun, finster schauend, begann der erfindungsreiche Odysseus:

„Ha, ihr Hund', ihr wähntet, ich kehrete nimmer zur Heimath
Fern aus der Troer Gebiet; drum zehrtet ihr Schwelger mein
Gut auf,
Und mißbrauchtet zur Lust die dienenden Weiber gewaltsam,
Ja, ihr buhltet sogar um des Lebenden Ehegenossin,
Weder die Ewigen scheuend, die hoch obwalten im Himmel,
Noch ob unter den Menschen beschimpft würd' euer Gedächtniß!
Nun seht über euch All' herdrohen das Ziel des Verderbens!"

Da faßte sie bleiches Entsetzen, und vergebens bat Eurymachos um Schonung. Der Kampf beginnt. Telemachos schafft Waffen und Rüstung; aber auch die Freier werden vom Ziegenhirten mit Geschossen versehen. Doch Eumäos und der Rinderhirt knebeln ihn, als er zum zweiten Male nach Waffen zur Kammer eilte. Jetzt naht Athene in Mentors Gestalt und schreckt die Freier durch die menschenverderbende Aegis. Alle nunmehr erreichte des Todes schwarzes Verhängniß; nur der Sänger Phemios und Medon, der Herold, wurden verschont. Und als Odysseus sie Alle hingestreckt sieht, wie Fische, die im Netz auszogen die Fischer und auf kiesigen Sand geschüttet: da heißt er Telemachos Eurykleia rufen, die die Todten anschauend und die Ströme des Blutes lautes Gejubel erhebt. Doch hemmt Odysseus ihr Entzücken:

„Frevel ja ist's, laut auf um erschlagene Männer zu jauchzen!"

Er heißt sie, die Mägde, welche zuvor unwürdige Thaten verübten, hieher bestellen. Diese tragen die Todten hinaus und säubern den Saal und büßen dann ihre Frechheit durch schmählichen Tod am Seile. Auch den Ziegenhirt Melanthios ereilt die verdiente Strafe. Hierauf reinigt Odysseus selbst mit Feuer und Schwefel den Saal, das Haus und den Vorhof, und die Dienerinnen

Alle sie stürzten umher mit freudigem Gruß um Odysseus,
Hießen ihn froh willkommen und küßten ihm Schultern und
Antlitz,
Auch die ergriffenen Händ', und er, voll inniger Wehmuth,
Weint' und schluchzete laut; er erkannt' im Herzen noch Alle.

Die beiden letzten Gesänge (XXIII, XXIV), die Wiedervereinigung des Odysseus mit seiner Gemahlin Penelope und seinem Vater Laertes schildernd, bilden den befriedigenden Schluß des herrlichen Gedichtes.

Eurykleia weckt Penelope, um welche Athene festen Schlummer gegossen, und erzählt ihr das Geschehene. Die Fürstin entspringt mit Freude dem Lager, und Thränen entstürzen den Wimpern. Noch zweifelnd erscheint sie im Saale. Hier saß Odysseus an der ragenden Säule, die Augen gesenkt und erwartend, was sie ihm sage. Auch jene saß lange, verstummt ihn betrachtend: bald fand sie ihn ähnlich, bald wieder mißkannte sie ihn. Als er aber gebadet und gesalbt wieder erschien und die Wahrzeichen, die Beide nur kannten, verkündet: da lief sie weinend zu ihm und schlang sich mit offenen Armen um den Hals des Gemahls, und das Haupt ihm küssend, begann sie:

„Zürne mir nicht, Odysseus! Du warst ja vor anderen Männern
Immer so gut und verständig! Die Ewigen gaben uns Elend,
Weil sie zu groß es geachtet, daß wir beisammen in Eintracht
Uns der Jugend erfreuten und sanft annahten dem Alter.
Aber du mußt mir darum nicht gram sein oder mir eifern,
Weil ich nicht, da du eben erschienst, dich also bewillkommt.
Immer ja starrete mir mein armes Herz in dem Busen
Angstvoll, daß mich einer der Sterblichen täuschte mit Worten,
Hieher kommend; es sind ja so mancherlei schlaue Betrüger!
Jetzo, nachdem du die Zeichen mir so umständlich genannt hast,
Jetzo besiegst du mein Herz, wie hart es immer zuvor war.“

Und weinend hielt er die treue, die herzeinnehmende Gattin, und fest auch hielt sie um den Hals die Lilienarme geschlungen. Beide nun endlich kehrten froh zum Bunde des alten vertraulichen Lagers, wo der Held ihr erzählte, wie mancherlei Gram er Andern gebracht, und wie Manches er selbst im Elend geduldet. Froh horchte die Fürstin, ohne daß Schlaf ihr sank auf die Augen, und wie er das Letzte gesagt, da umfing sanft auflösend der Schlaf die Glieder, der Seel' Unruhe zerstreuend.

Indeß rief Hermes die Schaar der getödteten Freier und geleitete sie mit seinem goldenen Stabe in den Hades. Hier preist Agamemnon des Peliden Geschick, daß er ruhmvoll kämpfend vor Troja gestorben, indeß er, der Heimkehrende, von des ruchlosen Aegisthos Hand und jenes entsetzlichen Weibes gefallen. Da nahen die Freier, und Agamemnon und Achilleus schauen verwundert den Schwarm. Der Atride fragt, durch welches Geschick so viele herrliche Männer bewältigt worden, und Amphimedon, einer der Freier, erzählt, wie Odysseus es war, der ihnen das

schreckliche Ende des Todes bereitet. Hierauf begann die hohe Seele Agamemnons:

„Glücklicher Sohn des Laertes, erfindungsreicher Odysseus,
Ja zu gesegnetem Heil fürwahr ward dir die Gemahlin!
O wie edel gesinnt die untadlige Penelopeia
War, Ikarios Tochter! Wie dachte sie stets des Odysseus,
Ihres Jugendgemahls! Drum schwind' auch nimmer der Nachruhm
Ihrem Verdienst; denn die Götter verewigen unter den Menschen
Einst durch holden Gesang die züchtige Penelopeia.
Nicht wie Tyndareos Tochter verübte sie frevele Thaten,
Welche den Mann der Jugend erschlug. Ein verhaßter Gesang ist
Jene den Menschen hinfort, und häuft' Unehr' auf den Namen
Zartgeschaffner Frau'n, auch die sich des Guten befleißigt!"

Odysseus war, Penelope im Palaste zurücklassend, mit Telemachos aus der Stadt geeilt zur Wohnung des Vaters Laertes. Er findet den Alten ein Bäumchen umgrabend, in schmutziger Kleidung, grob und häufig geflickt, und bringt täuschend ihm Kunde vom Sohne. Und als im Schmerz der Vater, mit beiden Händen den schwärzlichen Staub ergreifend, sein graues Haupt bestreute, heftig seufzend, da umschlang und küßte er ihn, und also begann er:

„Jener bin ich, mein Vater, ich selbst, nach welchem du fragest,
Der ich im zwanzigsten Jahr heimkehrt' in der Väter Gefilde!
Doch nun ruhe vom Weinen und endlos thränenden Jammer!
Nieder schlug ich die Freier gesammt in unserer Wohnung,
Daß ich den Frevel bestraft' und die seelenkränkende Bosheit!"

Froh begaben sie sich zur Wohnung des Laertes, und zum Mahle setzten sich Alle. — Eupeithes, Vater des Antinoos, hatte die Achäer gereizt, den Mord der Freier zu rächen, und sie nahten bereits dem Hause des Laertes. Da fuhren sie auf vom Mahle und legten die Rüstungen an, und Athene erschien in Mentors Gestalt. Odysseus ermahnt den Sohn, in der Männerschlacht, wo sich tapfere Streiter hervorthun, nicht zu schänden den Stamm, den rings auf dem Erdreich Kraft und männlicher Muth auszeichnen, und Telemachos verspricht muthigen Beistand. Freudig vernahm Laertes das Wort und redete also:

„Was für ein Tag mir dieser! wie freut sich mein Herz, o ihr Götter!
Sohn zugleich und Enkel beginnen mir Streit um die Tugend!"

Der Kampf entbrennt; Eupeithes fällt von Laertes' Hand. Und nun hätten sie Alle vertilgt, wenn nicht Athene die Streitenden also zurückhielt:

„Ruht, ihr Ithaker, ruht vom unglückseligen Kriege!
Schonet des Menschenbluts und trennt euch schnell von einander!"

Und zu Odysseus sprach die Herrscherin Pallas Athene:

„Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Halte dich, zähme den Kampf des allverderbenden Krieges,
Daß nicht Zorn dich treffe vom waltenden Ordner der Welt, Zeus."

Und mit freudiger Seele' gehorcht' er. Zwischen ihm und dem Volke erneuete Athene das Bündniß, Mentorn gleich in Allem, sowohl an Gestalt, wie an Stimme.

An diese Lieder des Homer also knüpfte sich bald nach ihrer Entstehung die eigentliche Volkserziehung der Griechen. Im Homer fand der Grieche ganz sich wieder, in ihm lag der Urtypus griechischer Denk- und Handlungsweise. Sein Achilleus war das Ideal eines griechischen Kriegshelden, das Vorbild eines Miltiades, Brasidas, Epaminondas und Alexander, sein Odysseus das des schlauen, in allen Lebensverhältnissen gewandten Mannes, „der, wie ihn auch die Wogen niederdrücken, immer sich emporarbeitend, nie den Muth verliert, nie die Geduld" (Horaz), das Muster eines Themistokles, Alkibiades, Lysander und Philipp, und durch die ganze Geschichte bis auf die neueste Zeit zeigte der Grieche stets die unverkennbare Wahrheit des Homerischen Gepräges. Aus Homer schöpfte das Volk seine menschlichen Anschauungen des Uebermenschlichen, seinen heitern Götterdienst; aus ihm holten die Dichter Stoff, Bilder, Sprache und Rhythmen zu ihren Dichtungen und Künstler Ideen zu ihren Schöpfungen; an ihm bildeten sich die Redner und Staatsmänner; aus ihm endlich lernten Philosophen und Männer der Wissenschaft den Reichthum ihrer Gedanken zu einem organischen Ganzen ordnen und verbinden. Er war die Quelle der Volksfreiheit und Volksweisheit: ein Schatz von edlen und großen Gesinnungen lag im Homer, und für alle Verhältnisse des Lebens fand man Rath im Homer,

„Welcher, was schön ist und häßlich, was nützlich und schädlich, zu lehren
Klarer und besser versteht, als Krantor oder Chrysippus."
(Hor. Epist. I, 2, 3—4.)

Und was ist Homer uns? Das schönste Märchenbuch aus den Kinderjahren der Menschheit, das uns wieder in die Zeit kindlicher Unschuld versetzt; ein treuer Spiegel der unverdorbenen, unverbildeten Natur, in welchem wir, wenn wir im Leben des Menschen Bild verloren haben, es in seiner unverfälschten Reinheit wieder erblicken; das ewige Echo, das deutlich wiedertönt, was in jedes edeln Menschen Brust für Menschenwürde spricht. „Denn auf die ersten Gefühle der menschlichen Natur sind seine

Lieder gebaut: auf die Liebe des Sohnes, der Gattin, des Vaterlandes, auf die Alles überwiegende Liebe zum Ruhme. Aus einer Brust, die rein menschlich fühlte, flossen seine Gesänge; darum strömen sie und werden sie strömen in jede Brust, die menschlich fühlt." (Herder.)

γ. Die Homerische Frage.

Bei aller Bewunderung der außerordentlichen dichterischen Kunst und Schönheit, die uns in den Homerischen Gedichten entgegentritt, der reizvollen Anmuth, die über ihre Schilderungen der Götter- und Menschenwelt ausgegossen ist, darf doch nicht übersehen, noch weniger geleugnet werden, daß nicht alles in ihnen auf gleicher Kunsthöhe gehalten ist. Es giebt auch matte und weniger anziehende, auch wohl zu weit ausgesponnene Partien, einzelne störende Zusätze zur Erzählung, auch ist die Erzählung selbst nicht überall frei von allerhand Widersprüchen und Mängeln der Darstellung. Zwar treten sie nirgends in solchem Grade hervor, daß dadurch der Genuß des Ganzen verkümmert würde, namentlich wenn man den Blick auf den Zusammenhang der gesammten Dichtung richtet und nicht ausschließlich am Einzelnen haften läßt, aber sie sind doch vorhanden. Schon den Alexandrinischen Grammatikern, welche die Homerischen Gedichte aufs gründlichste durchforscht haben, sind sie nicht verborgen geblieben. Sie nahmen daher an vielen Stellen Anstoß und erklärten eine ganze Reihe von Versen für spätere Interpolation. In der Odyssee hielten sie den ganzen Schluß von XXIII, 296 an für unächt. Die beanstandeten Verse wurden am Rande mit dem kritischen Zeichen des Obelos versehen und damit athetirt, d. h. für unächt erklärt und die Scholien, namentlich die vortrefflichen Venezianer Scholien zur Ilias, geben uns mit der Thatsache meist auch die Gründe ihres Urtheils an. Nicht selten erscheint es einseitig, auf einer Verkennung des naiven Charakters alter volksthümlicher Poesie beruhend, aber in andern Fällen bekundet es eine richtige und scharfe Wahrnehmung vorhandener Mängel.

Mit dem Bekanntwerden dieser Scholien war auch für die neueren Kritiker die Veranlassung gegeben, diese Mängel ins Auge zu fassen und einen Erklärungsgrund für ihr Vorhandensein zu suchen, der sich nur aus einer Beantwortung der Frage nach der Entstehung und ursprünglichen Gestalt der Homerischen Gedichte gewinnen läßt. Bahnbrechend für die betreffenden Untersuchungen war F. A. Wolf in seinen berühmten Prolegomenen zu Homer (1795). Anknüpfend an eine zuerst von dem Engländer Wood (1769) ausgesprochene Ansicht glaubte er, da der allgemeine Gebrauch der Schreibkunst sich in Griechenland erst im Zeitalter der sieben Weisen nachweisen lasse, so müßten die Homerischen Gedichte

ursprünglich blos mündlich entworfen, Jahrhunderte lang blos mündlich durch in besonderen Sängerschulen gebildete Rhapsoden überliefert und erst nachträglich durch Pisistratus in ihre gegenwärtige Gestalt zweier einheitlicher Epen gebracht sein, in denen man noch deutliche Spuren ursprünglicher Verschiedenheit des jetzt scheinbar Zusammengehörigen finden könne. Aeußerlich stützte Wolf seine Ansicht einmal auf eine Stelle des jüdischen Geschichtschreibers Josephus c. Apion. I, 2, welcher behauptet, im Gegensatz zu den Juden seien die Griechen erst spät mit dem Gebrauch der Schreibkunst bekannt geworden; ihr ältestes Denkmal seien die Gedichte Homers, der nach dem Trojanischen Kriege gelebt habe, aber auch dieser, sagt man, habe seine Poesie nicht schriftlich hinterlassen, sondern sie sei im Gedächtniß aufbewahrt und späterhin aus den Gesängen zusammengesetzt, und deshalb enthalte sie so viele Widersprüche. Zweitens auf mehrere Stellen späterer Schriftsteller (die bekannteste bei Cic. de orat. III, 137), welche von einer Thätigkeit des Pisistratus für die Homerischen Gedichte sprechen, die sie als ein Sammeln oder Ordnen bezeichnen, wenngleich sie über die Art dieser Thätigkeit sehr verschieden berichten. Wolfs Ansichten wurden in Deutschland wenigstens allgemein angenommen und sind, trotzdem sie in einigen wesentlichen Punkten längst als unrichtig erwiesen, doch im Ganzen und Großen noch bis auf diesen Tag die herrschenden geblieben. Im weiteren dachte man sich die Sache so, daß Homer nur den Plan und die Hauptumrisse zu beiden Gedichten entworfen habe, der Ausbau im einzelnen aber die gemeinsame Arbeit späterer Jahrhunderte in besonderen Sängerschulen gewesen sei (Thiersch, Hermann, Geppert). Ganz auf Wolfs Schultern steht Lachmann, welcher den Versuch machte aus dem gegenwärtigen Bestande der Ilias mit scharfsinniger Hervorhebung einzelner Widersprüche eine Anzahl ursprünglich selbständiger Lieder auszuscheiden. Andere versuchten dasselbe, wenn auch mit ungleichem Erfolge, für die Odyssee. Den Vertretern dieser Ansicht ist die Einheit der Gedichte das untergeordnete, das einzelne Lied dagegen das eigentlich werthvolle und poetische, ja durch die nachträgliche künstliche Vereinigung zum Ganzen sei die ursprüngliche Schönheit der Lieder bedeutend geschädigt worden. Gegen die Ansichten von Wolf und Lachmann erhob sich Nitzsch. Er betonte nachdrücklich die poetische Einheit der beiden Gedichte, die nothwendig einen Dichtergenius als Urheber voraussetze, und bewies ferner, daß die Homerischen Gedichte in ihrer jetzigen Gestalt schon vor Beginn der Olympiaden schriftlich müssen vorhanden gewesen sein, weil seitdem zahlreiche schriftliche Dichtungen sich nach ihnen richteten und sie zum Muster nahmen. Die Thätigkeit des Pisistratus beschränkte er auf Herstellung eines revidirten Textes. Uebrigens seien die ursprüng-

lichen Gedichte durch zahlreiche Interpolationen einer jüngeren Zeit verunstaltet, auch habe Homer vorhandene epische Lieder benutzt. Zwischen den Ansichten von Wolf-Lachmann und Nitzsch sind dann verschiedene Vermittlungsversuche aufgestellt. Einmal gab man das Vorhandensein der Homerischen Gedichte als geschlossener einheitlicher Epen um den Beginn der Olympiaden zu. Durch den Vortrag der Rhapsoden sei jedoch diese Einheit aus den Fugen gegangen und erst durch eine Art philologischer Redaktion, so gut es eben ging, durch Pisistratus wiederhergestellt (Bernhardy, Ritschl). Da ferner vom epischen Lied zur einheitlichen Epopöe ein großer Sprung ist, der bei naturgemäßer Entwicklung erst noch die Mittelstufe kleiner Epen verlangt, so hat man auch wohl die Ilias als eine nachträgliche Vereinigung einer ursprünglichen Achilleis und einer Ilias, desgleichen die Odyssee als Vereinigung einer Telemachie und eines Nostos, d. h. eines Epos von der Heimkehr des Odysseus nebst anderen Zuthaten erklärt (Düntzer, Grote, Kirchhoff). Der jüngste Bearbeiter der Homerischen Frage (Bergk) läßt die beiden Epen von Anfang an als einheitliche Ganze entworfen und schriftlich aufgezeichnet sein. Aber sie sind bald nach ihrer ersten Abfassung vielfach erweitert und in Folge davon auch in ihren ursprünglichen Theilen verändert und überarbeitet worden, bis sie noch vor Beginn der Olympiaden, abgesehen von einigen etwaigen noch späteren Zusätzen, im Ganzen die Gestalt erhielten, die sie noch gegenwärtig haben.

Die Homerische Frage hat noch keineswegs ihren endgültigen Abschluß gefunden und wahrscheinlich muß sie auf einen solchen überhaupt verzichten. Unstreitig ist aber an den Homerischen Gedichten der einheitliche Bau nicht minder zu bewundern als die Schilderung im einzelnen. Daß sie als einheitliche Ganze schon bei Beginn der Olympiaden vorhanden waren, ist zweifellos. Daß die Schreibkunst schon Jahrhunderte vor diesem Zeitpunkt in Griechenland zu literarischen Zwecken benutzt werden konnte, ist ebenso zweifellos. Es ist daher gar nicht abzusehen, weshalb die Homerischen Gedichte nicht sollten von Anfang an schriftlich aufgezeichnet gewesen sein. Die Angabe des Josephus ist wahrscheinlich ein reines Märchen, lediglich eine Consequenz der Annahme, daß Homer blind gewesen sei. Die Ueberlieferung über Pisistratus geht aber auf das schon erwähnte Epigramm aus Alexandrinischer Zeit zurück und bezieht sich auf die in Attika getroffene Einrichtung eines zusammenhängenden Vortrags der Homerischen Gedichte. Daß die Gestalt derselben im Lauf der Jahrhunderte mehrfach gelitten hat, daß also spätere Zusätze und mehrfache Interpolationen in sie hineingekommen sind, ist eigentlich selbstverständlich. Aber Ungleichheiten in der Behandlung des Einzelnen, sowie mancherlei Widersprüche müssen den Gedichten schon

in ihrer ersten Gestalt angehaftet haben. Einerseits kommen sie auf Rechnung eines ersten Versuchs in einer größeren zusammenhängenden Kunstdichtung. Andererseits wurzeln sie in der von dem Dichter vorgefundenen und bereits Jahrhunderte hindurch um- und ausgebildeten Sage. Endlich sind sie wohl aus dem Verhältniß des Dichters zu den Arbeiten seiner Vorgänger zu erklären, das freilich für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist.

δ. Die kleineren Homerischen Gedichte und die Hymnen.

Die Alexandrinischen Kritiker legten dem Homeros mit Recht blos Ilias und Odyssee bei. In den Anfängen der Attischen Periode jedoch, die von literarischer Kritik noch nichts wußte, wurde Homer nicht nur für den Verfasser verschiedener anderer Epen gehalten, von denen einige im sogenannten epischen Kyklos einen Platz gefunden hatten, sondern man legte ihm wohl auch dieses ganze Machwerk selbst bei. Damit noch nicht genug, sollte er auch zwei komische Epen verfaßt haben, den Margites und die Batrachomyomachie, sowie noch andere Scherzgedichte, von denen uns nicht einmal die Titel alle richtig überliefert sind. Außerdem hatte man angebliche Homerische Hymnen. Endlich giebt uns eine in der Zeit Hadrians verfaßte und fälschlich dem Herodot beigelegte Lebensbeschreibung Homers eine Anzahl kleiner Gelegenheitsgedichte in Hexametern, die von ihm herrühren sollen, darunter ein Paar recht merkwürdige Sachen, wie eine Grabschrift auf den Phrygischen König Midas (um Ol. 21) und ein Paar alte Volkslieder. Das eine derselben, die *εἰρεσιώνη*, ist ein kleines Lied, welches arme Knaben alljährlich an gewissen Festtagen unter Herumtragen eines ausgeputzten Oelzweiges vor den Thüren reicher Leute absangen. Es enthielt Wünsche für deren Wohlergehen, wobei die Sänger für sich selbst um eine kleine Gabe baten. Aehnlichen Inhalts ist das zweite Lied *κάμινος ἢ κεραμεῖς*, offenbar Attischen Ursprungs. Es wurde gesungen, wenn die Töpfer ihre Waare in den Ofen geschoben hatten, unter Verheißung göttlichen Segens für des Werkes glückliche Vollendung, falls die Bittsteller eine Gabe erhalten, dagegen unter Androhung des Unfugs schadenfroher Kobolde und bösen Zaubers im Weigerungsfalle. Die meisten dieser kleinen Gedichte waren schon von Ephoros, einem Schüler des Isokrates, als Homerisch angesehen worden, und waren natürlich auch schon zu dessen Zeit bereits alt überliefert.

Wie die Gedichte des epischen Kyklos mit diesem selbst verloren gegangen sind, so hat ein gleiches Schicksal auch den Margites betroffen, von dem uns nur wenige Verse, und selbst unter diesen einige von fraglicher Aechtheit, und ein Paar seinen sonstigen Inhalt betreffende Notizen erhalten sind. Das Gedicht war un-

streitig sehr alt. Bereits Archilochus hat es erwähnt und als ein Werk des Homeros bezeichnet. Auch Aristoteles (Poet. c. 4) hielt den Margites für ein ächtes Werk dieses Dichters: „Gleich wie Homer im ernsten Stil mehr als alle andern wirklich ein Dichter war — denn er ist nicht etwa nur der einzige, welcher gut dichtete, sondern sogar der einzige, welcher Handlung darstellte — so hat er auch zuerst gezeigt, wie die Komödie beschaffen sein müsse, indem er nicht Schändliches, sondern das Lächerliche zur Darstellung in der Form einer Handlung brachte; sein Margites verhält sich zu den Komödien ebenso, wie die Ilias und Odyssee zu den Tragödien". Margites — so heißt der Held des Gedichts mit seinem Beinamen, von *μάργος*, welches einen gefräßigen, dummen Menschen bezeichnet — ist eine Griechische Volksfigur, ein verzärteltes Muttersöhnchen, das nichts gelernt hat, rasch sein väterliches Erbe verpraßt und nun zu nichts zu gebrauchen ist, überall die albernsten, dümmsten Streiche begeht, sich aber selbst für sehr klug hält:

Viele Geschäfte verstand er, doch schlecht nur verstand er sie alle.
Nicht zum Gärtner bestimmten die Götter ihn, oder zum Pflüger,
Oder zu sonst was Verständ'gem; er war in Allem ein Stümper.

Der burleske Ton des Gedichts wurde noch dadurch erhöht, daß Pigres, der Bruder der Karischen Königin Artemisia (um 480) unter die Hexameter jambische Trimeter einschob, vielleicht um den einzelnen Abschnitten der Erzählung ein sententiöses haec fabula docet anzuhängen. Irrthümlich schrieben daher Einige dem Pigres den Margites selbst zu. Mit größerem Rechte dagegen wurde er als Verfasser der einer viel jüngeren Zeit angehörigen Batrachomyomachie, des Froschmäusekriegs, angesehen. Dieses Gedicht ist uns erhalten, allerdings in sehr verwahrloster Gestalt. Der tölpische Margites, der nichts vernünftig anzufangen wußte, erscheint zwar als Gegenstück des erfindungsreichen, auch in den schwierigsten Lagen des Lebens sich klug zurechtfindenden Odysseus, doch scheint das Gedicht sonst durchaus keinen parodischen Charakter gehabt zu haben, während dies bei der Batrachomyomachie entschieden der Fall ist. Bröseldieb (Psicharpax), der Sohn des Mäusekönigs Brotnager (Troxartes), einst glücklich der Katze entronnen, kommt durstig an einen benachbarten See, daselbst sich am herzerfreuenden Wasser zu laben. Hier trifft er Bausback (Physignathos) den König der Frösche. Dieser erkundigt sich höflich nach Namen, Heimath und Verwandtschaft des Ankömmlings, in der Absicht mit ihm, wenn er ihn dessen würdig erfunden, Freundschaft zu schließen, ihn mit nach Hause zu nehmen und ihm reiche Gastgeschenke zu geben. Bröseldieb giebt alsbald die gewünschte Auskunft, bezweifelt aber, ob zwischen ihnen bei der Verschiedenheit ihrer

Natur eine Freundschaft möglich sei. Sein Vergnügen ist es ja alles zu benagen, was der Mensch an Speise zu sich nimmt, Brod, Kuchen, Schinken, Butter, Käse und sonstiges Naschwerk, während er Rettig und Kohl, Kürbis, Lauch und Eppich, die Speise der Seebewohner, verschmäht. Aber lächelnd erwidert der Froschkönig, daß es auch bei ihm im Wasser und auf dem Lande manch Wunder zu schauen gäbe. Wenn er sie kennen lernen wolle, so möge er seinen Rücken besteigen, damit er ihn in seine Behausung bringe. Bröseldieb willigt ein und die Fahrt auf dem Wasser geht Anfangs fröhlich von Statten. Aber als die Wogen ihm den Pelz benetzen, wird er ängstlich, Thränen entstürzen seinen Augen, er rauft sich das Haar und fester schließt er sich um seinen Begleiter in banger Furcht. Da erscheint plötzlich die Wasserschlange. Bei ihrem Anblick schießt Bausback hurtig in die Tiefe, um dem schwarzen Verhängniß zu entgehen. Sein unglücklicher Gastfreund sinkt ihm vom Rücken und findet elend in den Wellen seinen Tod. Sterbend verwünscht er die Hinterlist des Froschkönigs, der ihn in diese Lage gebracht, und droht ihm mit dem rächenden Auge der Gottheit. Zeuge seines Todeskampfes ist Tellerlecker (Lichopinax) der am weichen Ufer sitzt, und sogleich enteilt, den Mäusen die Trauerkunde zu bringen. Herolde berufen zum nächsten Morgen das Volk zu einer Versammlung im Palaste des Königs, der in Bröseldieb den letzten seiner drei Söhne verloren, und hier wird der Krieg gegen das Volk der Frösche beschlossen. Die Mäuse rüsten sich. Trockne Bohnenhülsen dienen ihnen als Beinschienen, Panzer hatten sie sich kunstreich aus dem abgezogenen Fell einer Katze bereitet, das runde Mittelstück einer Lampe nehmen sie als Schild, lange Nadeln als Spieße, aus einer Nußschale machen sie sich den Helm. Als die Frösche die Rüstung der Mäuse vernommen, steigen sie aus dem Wasser und halten zunächst einen Kriegsrath ab. Da erscheint ein Herold der Mäuse mit einem Stabe in der Hand und sagt ihnen wegen Bröseldiebs schnödem Tode, an dem König Bausback Schuld sei, offen Fehde an. Der König betheuert dem Volke seine Unschuld, fordert es aber auf, in offnem Kampfe die ränkevollen Mäuse zu verderben. So rüsten sich denn auf sein Geheiß auch die Frösche. Mit Malvenblättern umschienen sie die Schenkel, trockne Mangoldblätter nehmen sie zu Panzern, Kohlblätter werden kunstreich zu Schilden geformt, lange, scharfe Binsen geben ihnen Lanzen ab, in Schneckenhäuser hüllen sie ihr Haupt, und muthig erwarten sie am hohen Ufer ihres Sees den Feind. Zeus aber ruft die Götter zusammen, zeigt ihnen die stattlichen Schaaren der Kämpfer und frägt scherzend Athene, ob sie den Mäusen Helferin sein will, die doch so lustig in ihrem Tempel herumhüpfen, sich labend an Fettdampf und allerlei Eßbarem. Doch die Göttin lehnt die Unterstützung

der Mäuse ab, die ihr gar mancherlei Unbilden zugefügt. Allein auch den Fröschen will sie nicht helfen, da sie erst jüngst, als sie ermüdet aus einem Kampfe heimgekehrt war und der Ruhe bedurfte, durch ihr lautes Lärmen am Schlafe behindert worden. Auch sei es gefährlich, sich unmittelbar am Kampfe zu betheiligen, da im Getümmel der streitbaren, aus der Nähe kämpfenden Krieger leicht einer der Götter eine Wunde davon tragen könnte. Besser sei es daher vom Himmel herab dem Kampfe zuzuschauen. Die Götter pflichten ihr bei. Jetzt geben Mücken mit großen Trompeten das Zeichen zum Kampf. Dazu donnert der Kronide. Der Kampf beginnt. Bald geht es heiß her auf beiden Seiten und manch wackerer Held verrichtet kühne That im erbitterten Streite. Zuletzt werden die Frösche hart bedrängt und viele springen zum Tode verwundet in die schützende Fluth ihres Sees zurück. Als nun gar der Hauptheld der Mäuse, der kühne Portionendieb (Meridarpax) die Frösche selbst aus dem See herauszuholen droht, da ergreift sie banges Entsetzen. Aber jetzt erbarmt sich auch Zeus der so hart bedrängten. Er schleudert seinen Blitzstrahl unter die Kämpfenden, und als dies nichts hilft, indem die Mäuse durch das Zeichen nur zu größerem Muthe entflammt werden, da schickt er plötzlich den Fröschen eine Schaar gewaltiger Krebse zu Hülfe. Die kneifen mit ihren Scheeren die Mäuse in die Schwänze und Pfoten und verbiegen ihnen die Lanzen. Da halten die Mäuse nicht länger Stand. Sie wenden sich zur Flucht und die Frösche sind gerettet. Bereits neigt sich auch die Sonne zum Untergang und so fand der eintägige Krieg sein Ende.

Von Homerischen Hymnen ist eine ganze Sammlung auf uns gekommen, fünf größere, auf den Delischen Apoll, auf den Pythischen Apoll, auf Hermes, auf Aphrodite, auf Demeter (erst 1780 in einer Moskauer, jetzt Leidner Handschrift aufgefunden), sämmtlich mehr oder weniger interpolirt und verstümmelt, und 29 kleinere auf verschiedene Götter, darunter einige, die nur aus wenigen Versen bestehen, mehrere Abkürzungen der größeren Hymnen und ein Hymnus (25) auf die Musen, ein bloßer Cento Hesiodischer Verse. Die größeren behandeln in ausführlicher, meist recht anmuthiger epischer Erzählung irgend welche merkwürdigen Ereignisse aus dem Leben der betreffenden Gottheit. Auch die kleineren sind episch gehalten und es wäre verkehrt, aus ihrer Beschaffenheit irgend welchen Rückschluß auf die alte religiöse Hymnenpoesie zu machen, die auf die Namen des Orpheus und Musäus zurückweist. Nur ein Hymnus der Sammlung (8) auf Ares, wahrscheinlich der jüngste von allen, erinnert durch die Häufung der Beiwörter, durch die ganze Art, in welcher der Gott angerufen wird und die Abwesenheit epischer Elemente an die Art und Weise wenigstens der späteren Orphischen Hymnen: die übrigen haben offenbar den

Zweck gehabt, an den Festen der betreffenden Gottheiten den Rhapsoden als vorläufige Einleitungen *(προοίμια)* zu ihren eigentlichen Vorträgen zu dienen. Sie sind wohl auch meist von Rhapsoden gedichtet, und es wäre wohl möglich, daß ein späterer Rhapsod die ganze Sammlung veranstaltet hätte. Schon Athenäus citirt als Verfasser des Hymnus auf den Pythischen Apollo „Homer oder einen der Homeriden", wo er unter Homeriden Rhapsoden versteht, wie immer im Alterthum, wenn nicht ausdrücklich von den Homeriden auf Chios die Rede ist, oder, wie einigemale bei Plato, überhaupt Liebhaber der Homerischen Poesie gemeint sind. Selbst von den älteren Bestandtheilen der Sammlung geht daher wohl keiner über das sechste Jahrhundert zurück. Als Verfasser des ersten Hymnus auf den Delischen Apoll nennt uns eine glaubwürdige Notiz den Chiischen Rhapsoden Kynäthos, der um Ol. 69 = 504 lebte. Thucydides freilich III, 104, hält ihn für Homerisch. Der Hymnus auf den Pythischen Apoll ist offenbar nach dem Muster des ersten gearbeitet. Hymnus 28 auf Athene ist wohl nicht vor Stesichorus verfaßt, Hymnus 19 auf Pan scheint die Marathonische Schlacht vorauszusetzen. Hymnus 15 auf Herakles kennt den Vers der Odyssee XI, 603, welcher als eine Interpolation des Onomakritus angesehen wurde. Auch sonst finden sich manche Spuren einer jüngeren Zeit und eines Ursprungs auf Attischem Boden.

Der Hymnus an den Delischen Apollon beginnt mit der Schilderung, wie der mächtige Gott in den Saal des Zeus tritt und alle Götter aufspringen, wenn er den herrlichen Bogen spannt. Nur Leto erwartet ihn sitzend bei dem donnerfrohen Zeus, und sie nimmt ihm die Waffen von der Schulter und hängt sie an den goldenen Nagel der Säule und führt ihn zu seinem Sessel. Aber der Vater reicht ihm in goldener Schale den Nektar, und Leto freut sich, daß sie den bogenführenden, mächtigen Sohn geboren. — Singen will der Dichter, wie ihn Leto gebar zur Wonne der Sterblichen auf der meerumflossenen Delos. Als sie ihn gebären sollte, da durchwanderte sie die Inseln und Länder der Menschen, ob ihr eines eine Stätte gewähre für den Sohn. Doch alle fürchteten, den gewaltigen Phöbos aufzunehmen. Da nahte sie Delos und fragend sprach sie die geflügelten Worte: „Willst du wohl, Delos, der Sitz meines Sohnes Phöbos Apollon werden und einen reichen Tempel auf deinem Boden gründen lassen? Sonst möchte sich nicht leicht Jemand dir nahen und dich ehren, da du nicht Rinder und Schafe nähren, noch Ernten tragen, noch eine Fülle von Pflanzen erzeugen wirst. Wenn du aber des ferntreffenden Apollons Tempel trägst, dann werden alle Menschen dich besuchen, Hekatomben bringend, und beständig wird von dir der Opferdampf aufsteigen." Da freute sich Delos und

sprach: „Gern will ich deinen Sprößling aufnehmen; denn in der That bin ich bei den Menschen gar übel berüchtigt; so aber werde ich sehr geehrt werden. Aber was ich fürchte, will ich dir, Leto, nicht bergen. Man sagt, daß Apollon ein gewaltiger Gott sein und mächtig über Götter und Menschen obwalten werde. Da fürcht' ich im Herzen, daß, wenn er zuerst das Licht der Sonne erblickt, er mich Insel ob meines rauhen Steinbodens verachten könnte, und dann möcht' er ein anderes Land, das ihm besser gefiele, für seinen Tempel sich ersehen und mich in den Meeresgrund versenken, wo Polypen und Seekälber ihren Sitz auf mir aufschlagen würden. Doch will ich dir deinen Wunsch gewähren, wenn du mir einen heiligen Eid schwörest, daß er hier seinen heiligen Tempel gründen wolle." Und Leto schwor den Eid bei den Stygischen Wässern, und als sie geschworen, da freute sich Delos der Geburt des ferntreffenden Königs. Neun Tage und neun Nächte währten die durchbohrenden Geburtsschmerzen, und alle Göttinnen waren gegenwärtig, nur Here war fern und Eileithyia, die Here's Eifersucht zurückhielt. Da sandten die Göttinnen Iris, Eileithyia ohne daß Here es merkte zu holen, und als sie kam, trat der Gott ans Licht, und es jauchzten die Göttinnen alle und wuschen dich, Phöbos, mit klarem Wasser und banden dich ein in weiße, zarte Windeln und umwanden sie mit goldenem Bande. Nicht säugte ihn die Mutter, sondern Themis reichte ihm mit unsterblichen Händen Nektar und Ambrosia, und Leto freute sich, daß sie den bogenführenden, mächtigen Sohn geboren. Und als du, Phöbos, die unsterbliche Speise gekostet, da hielten den Gott nicht länger die Windeln, und zu den Göttinnen sprach Phöbos Apollon: „Lieb sei mir die Cither und der gekrümmte Bogen, und verkünden werd' ich den Menschen des Zeus unfehlbaren Willen." So sprechend betrat der lockige Phöbos Apollon den Boden, und es staunten die Göttinnen alle, und in Gold erblühte ganz Delos. Du aber, Apollon, durchwanderst bald diesen, bald jenen Ort der Erde, doch am meisten erfreut sich dein Herz an Delos, wo Ionier sich sammeln zum fröhlichen Festspiel und Delische Jungfrauen dein Lob in wundervollen Gesängen verkünden. Aber wohlan, ihr Mädchen von Delos, sei euch Apollon gnädig mit Artemis, seid mir alle gegrüßt und denket auch fernerhin meiner, und wenn einer der Erdenbewohner als Gast herkommend euch fragt: „Wer ist unter den Sängern, die hierher kommen, der liebste euch, und wessen Gesang ergötzt euch am meisten?" so antwortet: „Ein blinder Mann ist's, er wohnt auf dem felssteilen Chios, dessen Gesänge auch noch die Nachwelt preisen wird." Dafür will ich eueren Ruhm hintragen in alle wohlbevölkerten Städte, wohin ich wandernd komme, und nie will ich zu singen aufhören den ferntreffenden Gott, den die schöngelockte Leto geboren.

Aus den Schlußworten dieses Hymnus, den man für Homerisch hielt, mag die bekannte Sage von Homers Blindheit entstanden sein.

Der Hymnus an den Pythischen Apollon beginnt ebenfalls mit der Schilderung einer Scene im Olympos, wohin von Pytho sich Apollon begiebt zur Versammlung der Götter, um sie durch Spiel und Gesang zu ergötzen. Die Musen singen im Wechselgesang mit schöner Stimme das Glück der Götter und die Drangsale der Menschen. Die schöngelockten Charitinnen und die frohsinnigen Horen und Harmonia und Hebe und Aphrodite, die Tochter des Zeus, und Artemis, die Schwester Apollons, führen Hand in Hand den Reigen auf, und Ares und der Argostödter tanzen, und Phöbos Apollon rührt die Cither. Und es freuen sich im Herzen des Sohnes die goldgelockte Leto und der rathsinnende Zeus. — Hierauf singt der Dichter, wie Apollon die Erde durchwandert, einen Sitz zu suchen für sein Orakel, und endlich nach Krissa, am Fuße des schneeigen Parnassos, kommt, wo er den Tempel zu errichten beschließt, der den Menschen ein Orakel sei. Und in der Nähe war eine hellsprudelnde Quelle. Da tödtet er die verderbliche Schlange. Und als er sie getödtet, sprach er: „Modere (πύϑεν) hier auf dem männernährenden Boden im Strahle der Sonne!" Daher der Name Pytho, und Pythischer Gott ward Apollon seitdem genannt. Kretische Männer aus Knossos, auf einer Meerfahrt nach Pylos begriffen, ersieht sich Apollon zu Dienern des Tempels, und als Delphin leitet er das Schiff nach Krissa und heißt die Männer da des Delphischen Tempels und der Opfer warten; denn da sollten sie wohnen, von allen Menschen geehrt.

Der Hymnus an Hermes, mehr als die anderen verstümmelt und durch vielfache Interpolationen entstellt, singt mit scherzender Laune den ersten listigen Streich des neugeborenen Hermes, der, aus den Windeln schlüpfend, dem Apollon seine Rinder stiehlt und nach manchem neckenden Scherz sie ihm wiedergiebt und seine Freundschaft dadurch erwirbt, daß er ihm die von ihm erfundene Cither schenkt, wofür er von Apollon den goldenen Stab des Reichthums und Glückes erhält.

Ausgezeichnet durch die zarte Behandlung eines erotischen Gegenstandes ist der sonst ziemlich späte Hymnus an Aphrodite, die Göttin, die süßes Verlangen den Göttern erregt und die Geschlechter der sterblichen Menschen und der Luft durchflatternden Vögel und alles Gewild zähmt. Aber auch ihr erfüllte Zeus das Herz mit süßer Sehnsucht nach einem sterblichen Manne, daß sie die Wünsche der Götter nach Vermählung mit Sterblichen um so eher erhöre. Auf den hohen Gipfeln des quellenreichen Ida erblickt sie den Rinder weidenden Anchises, und in Liebe entbrennt die holdlächelnde Aphrodite. Nach Paphos eilt hierauf die Göttin ins duftende

Heiligthum, und von Nymphen gebadet und gesalbt, schmückt sie mit herrlichen Gewändern den Leib und entfliegt zum Ida. Und wie sie den Berg ersteigt, folgen ihr schmeichelnd Wölfe und Löwen und Bären und Pardel und lagern sich, von süßem Verlangen erfaßt, paarweise in den schattigen Bergschlünden. Sie aber traf den Helden Anchises allein bei den Hürden umherwandelnd und laut die Cither schlagend. Einem jungfräulichen Mädchen gleich, stand sie vor dem Staunenden, und in Liebe entbrannt sprach er: „Sei mir gegrüßt, die du der Göttinnen Eine, Artemis oder Leto oder die goldene Aphrodite, in mein Haus kommst; oder bist du der unsterblichen Charitinnen oder der Nymphen Eine: so will ich einen Altar dir errichten und Opfer bringen. Gieb mir Ruhm unter den Troern und blühende Sprößlinge und laß mich lange das Licht der Sonne schauen und zur Schwelle des Alters gelangen." Ihm erwiederte Aphrodite: „Anchises, keine Göttin bin ich, sondern eine Sterbliche. Otreus, der weit berühmte Herrscher Phrygiens, ist mein Vater. Der Argostödter hat mich aus dem Chore der Nymphen und Mädchen, die die Artemis begleiten, geraubt und hieher gebracht. Zu Anchises jugendlicher Gattin, sagte er, sei ich berufen, dir herrliche Kinder zu gebären. So bin ich zu dir gekommen, von mächtiger Noth getrieben; du aber führe als Jungfrau mich in das Haus deiner Eltern, daß sie sehen, ob ich dir eine würdige Gattin sei, und schicke einen Boten zu meinem Vater, daß er dir kostbare Mitgift sende, und feiere dann fröhliche Hochzeit." Doch Anchises sprach, von Liebe gedrängt: „Bist du ein sterbliches Weib und hat dich Hermes hieher gebracht, mir Gattin zu sein: so soll keiner der Götter und sterblichen Menschen mich hindern, sogleich mich dir zu vermählen, selbst nicht, wenn der ferntreffende Apollon vom silbernen Bogen sein verderbliches Geschoß auf mich richtete. Hab' ich deiner Liebe genossen, dann will ich gern in das Haus des Hades wandern." So sprechend faßt er sie bei der Hand, und sich sträubend folgt die holdlächelnde Aphrodite mit niedergeschlagenen Augen zum Lager aus weichen Wollvließen, bedeckt mit den Fellen der Bären und Löwen, die er selber erlegt auf den hohen Bergen. — Den schlafenden Anchises weckt Aphrodite im Glanz unsterblicher Schönheit. „Schau, spricht sie, ob ich jetzt dir erscheine, wie früher, als du zuerst mit den Augen mich sahest." Anchises staunt, und mit dem Gewande das Angesicht verhüllend, fleht er um Schonung. Sie aber beruhigt den Mann: „Nichts Schlimmes wirst du von mir, noch von anderen Seligen dulden, da du den Göttern lieb bist. Und ein Sohn wird dir von mir werden, der wird den Troern gebieten, und Geschlecht auf Geschlecht wird ihm folgen. Aeneias wird sein Name sein. Bergnymphen werden das Kind ernähren und im blühenden Jugendalter dir den Sohn zuführen,

und freuen wirst du dich, wenn du den Sprößling schauest, denn einem Gotte wird er gleichen. Darauf führe ihn nach Ilion, und wenn einer der sterblichen Menschen nach seiner Mutter dich fragt, da sprich: Der Sohn ist er einer rosigen Nymphe, wie sie diesen Bergwald bewohnen. Rühmst du dich aber im thörichten Sinn der Liebe der Göttin: dann wird zürnend dich Zeus mit sengendem Blitzstrahl treffen."

In dem Hymnus an Demeter wird der Schmerz der Mutter um die geraubte Tochter Persephone und die Stiftung des heiligen Dienstes zu Eleusis geschildert. Demeter meidet die Versammlungen der Götter, und in der Gestalt einer Alten sitzt sie am parthenischen Brunnen bei Eleusis, wo sie die Töchter des Keleos, als sie, um Wasser zu schöpfen, herauskommen, treffen und in das Haus der Eltern führen. In der Pflege des Kindes Demophoon findet sie Linderung des Schmerzes. Sie nährt den Knaben mit Ambrosia und läutert ihn durch göttliches Feuer. Doch von ihrem Gemach aus erschaut die Mutter Metanira das Beginnen der Göttin, und laut jammernd schreit sie: „Kind Demophoon, die Fremde umhüllt dich mit vielem Feuer, bereitend mir Jammer und Trauer!" Da läßt die zürnende Göttin das Kind zu Boden fallen: „Thörichte Menschen, spricht sie, nicht wisset ihr, was Gutes, was Schlimmes euch das Geschick bestimmt. Wisse, unsterblich und unalternd hätt' ich dein Kind gemacht; jetzt kann es dem Tode und dem Verhängnisse nicht entgehen; doch wird ihm unvergängliche Ehre werden, weil es auf meinen Knieen gelegen und in meinen Armen geschlafen. Demeter bin ich, die Hochgeehrte. Wohlan, bauet mir einen Tempel und einen Altar auf vorragendem Hügel; da werde ich heilige Gebräuche stiften, daß ihr durch tadellose Opfer mich versöhnet." Und in göttlicher Gestalt stand Demeter vor ihr, und ein süßer Duft verbreitete sich und von Glanz ward das Haus erfüllt, wie von einem Blitze. Und sie verließ das Haus; doch Jene blieb lange lautlos und dachte nicht des Kindes. Da hörten die Schwestern es jammern und nahmen es auf und löschten das Feuer und wuschen das widerstrebende; denn es wollte sich nicht beruhigen, da es die bessere Pflegerin mißte. — Am folgenden Tage berief Keleos die Bürger zur Versammlung und hieß sie den Tempel und den Altar errichten auf vorragendem Hügel. Sie gehorchten und thaten, wie ihnen befohlen. Demeter aber, von Sehnsucht nach der Tochter verzehrt, versagte den Sterblichen der Erde Frucht, und es wäre das Menschengeschlecht vor Hunger hingestorben und die Götter hätten der Ehren und Opfer entbehret, wenn nicht Zeus dem Gotte der Unteren durch Hermes befohlen hätte, die Tochter der Mutter zu entsenden. Aber dieser gab der Scheidenden heimlich den süßen Kern des Granatapfels zu kosten, daß sie nicht beständig

bei der Mutter bliebe. Ein Drittel des Jahres weilt sie fortan bei den Unteren; doch, wenn die Erde von duftenden Frühlingsblumen erblüht, da ersteht sie wieder aus dem dunkeln Schattenreiche zum Staunen der Götter und Menschen. Der Argostödter brachte sie vor den duftenden Tempel zu Eleusis zur schönbekränzten Demeter. „Auf anmuthiger Wiese, erzählt ihr die Tochter, scherzten wir und pflückten Blumen, ich und meine Gespielinnen; da öffnete sich plötzlich der Boden, und hervor stürmte der mächtige Polydegmon, und auf goldenem Wagen ward ich, mich sträubend und laut die Stimme erhebend, zum Hades entführt." Und einen ganzen Tag erfreuten sich Mutter und Tochter der gegenseitigen Umarmung, und es ruhte der Schmerz, und Frohsinn gaben und empfingen sie wechselseitig. Und zum Olympos berief sie Zeus, und von neuem entsproßten Kräuter und Blumen der Erde. Demeter lehrte die Herrscher von Eleusis den heiligen Dienst, ehe sie in den Olympus entstieg zur Versammlung der übrigen Götter. Da nun wohnen sie hochgeehrt bei dem Donnerer Zeus, und hochbeglückt ist der vor allen Erdbewohnern, den wohlwollend sie lieben; denn sie schicken ihm bald Plutos an den Herd des geräumigen Hauses, welcher den Ueberfluß spendet den sterblichen Menschen.

B. Das Epos der Kykliker.

In den Homerischen Gedichten hatte die epische Kunst der Griechen ihren Höhepunkt erreicht. Derartige Schöpfungen konnten überhaupt auch nur in einer Zeit entstehen, in welcher der epische Volksgesang noch lebendig war und der Dichter aus diesem unversiegbaren Brunnen wahrer Poesie nach Belieben schöpfen und dadurch seine künstlerische Phantasie befruchten konnte. Nachdem einmal die Stufe der einheitlichen von einer künstlerischen Idee getragenen Epopöe durch Homer erreicht war, so trat begreiflicherweise der Volksgesang im Interesse der Nation zurück, bis er allmählich ganz verstummte. Die nächsten Dichter sahen in der Kunstepopöe Homers ein Muster vor sich, das sie zu erreichen trachteten, aber nicht erreichen konnten, nicht allein aus Mangel an dichterischer Begabung, sondern auch weil ihnen in einer jüngeren Zeit die lebendige Berührung mit dem unmittelbaren Volksgesang fehlte. So haben denn die Griechen nach Homer noch eine ganze Reihe epischer Dichter gehabt, die gleichfalls umfangreiche Epopöen schufen, in denen sie mit Vorliebe Sagenstoffe behandelten, die sich an die Stoffe der Ilias und Odyssee einleitend, erweiternd und fortsetzend anschlossen. Man befaßt sie unter dem Namen der kyklischen Dichter, weil die wichtigsten ihrer Dichtungen später mit Ilias und Odyssee zu einem epischen Kyklos,

d. h. einem epischen Sagenkreis zusammengestellt waren. Keiner dieser Dichter hat sein Vorbild erreicht. Nicht die auf einer sittlichen Idee beruhende Einheit der Handlung wie bei Homer, sondern die Einheit der Person oder des Ortes hielt die verschiedenen Abenteuer der Helden als Ganzes zusammen, und so waren die Gedichte von Herakles, Theseus, den Argonauten, den Kämpfen der Sieben gegen Theben und andere Epen der Kykliker oft nur poetische Biographien oder lokale Mythengeschichten, Kunstgedichte mit mancher Schönheit im Einzelnen, aber keine eigentlichen Kunstwerke. Für die Lyriker, für die späteren Epiker und Dramatiker waren die Kykliker nächst Homer die ergiebigsten Quellen, woraus sie ihre mythologischen Stoffe schöpften, bei der Nation selbst geriethen sie allmählich in Vergessenheit, und ihre Werke haben sich in Folge dessen nicht erhalten.

Eine ungefähre Kenntniß wenigstens von dem Inhalte mehrerer dieser Dichtungen verdanken wir den nicht unbeträchtlichen Bruchstücken einer grammatischen Chrestomathie, d. h. einer Art literargeschichtlichen Compendiums in Form einer Poetik, welche ein Grammatiker P r o k l u s (wahrscheinlich um 150 n. Chr.), nicht zu verwechseln mit dem Neuplatonischen Philosophen dieses Namens, verfaßt hatte. Die beiden ersten Bücher dieses Werkes handelten von dem Epos, als dessen Hauptvertreter Homer, Hesiod, Pisander, Panyasis und Antimachus genannt werden. Nachdem über Leben und Werke dieser Dichter das nöthige gesagt war, handelte Proklus auch vom epischen Kyklos, den man, wie er sagt, in alter (d. h. altattischer) Zeit dem Homeros beilegte. Dieser Kyklos bestand aus Bruchstücken, auch wohl ganzen Werken verschiedener Dichter, auch der Homerischen Ilias und Odyssee, welche äußerlich mit einander verknüpft eine vollständige Uebersicht der Götter- und Heroenmythen von der Verbindung des Uranos und der Ge bis herab zum Tode des Odysseus durch seinen Sohn Telegonos gaben. Der Ilias vorauf gingen die K y p r i a in 11 Büchern von S t a s i n o s oder H e g e s i a s, nach andern von Homer selbst, doch sagt Proklus ausdrücklich, daß sie nicht das erste Gedicht des Kyklos waren. Es folgten auf sie die A e t h i o p i s des A r k t i n o s von Milet in 5 Büchern, die k l e i n e I l i a s des L e s c h e s von Mytilene in 4 Büchern, die Z e r s t ö r u n g I l i o n s von Arktinos in 2 Büchern, die N o s t e n des A g i a s von Trözen in 5 Büchern, Homers Odyssee und schließlich die T e l e g o n i e des E u g a m m o n von Kyrene in 2 Büchern. Die Gedichte des epischen Kyklos, sagt Proklus, haben sich erhalten und werden von den meisten nicht sowohl wegen ihres inneren Werthes, als wegen der Folge der in ihnen gegebenen Thatsachen fleißig gelesen (*τοῦ ἐπικοῦ κύκλου τὰ ποιήματα διασώζεται καὶ σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ*

πραγμάτων). Dann nannte er auch Namen und Vaterland derer, die den epischen Kyklos zusammengestellt hatten, doch sind diese in den uns erhaltenen Bruchstücken seiner Chrestomathie nicht aufgeführt. Nach einer anderweitigen allerdings nicht ganz sicher überlieferten Notiz waren es Onomakritos aus Athen, Zopyros aus Heraklea und Orpheus aus Kroton, die sich am Hofe des Pisistratos aufhielten und ihr Werk wohl im Auftrage, vielleicht auch unter der persönlichen Mitwirkung dieses Freundes der Dichtkunst und der damaligen Literatur zu Stande brachten. Aus einer Kenntniß dieses Umstandes ist es wohl auch zu erklären, daß das erwähnte Epigramm auf Pisistratus bei Späteren die Deutung erhielt, als habe er die zerstreuten Homerischen Gedichte gesammelt oder vereinigt.

Die von Proklus genannten Dichter und ihre Gedichte werden auch sonst, wenn auch nicht gerade häufig erwähnt. Arktinos fällt in die ersten Olympiaden, Lesches um Ol. 27 = 672, Eugammon erst um Ol. 53 = 568. Welche Gedichte außer den von Proklus genannten noch zum Kyklos gehört haben, läßt sich nicht ermitteln. Eine Thebais, auch des Amphiaraos Ausfahrt genannt, wird wiederholt als kyklisch bezeichnet. Schon Kallinos führte sie in seinen Elegien als Homerisch an, die einzige Stelle aus vorattischer Zeit, in welcher Homer als Verfasser eines kyklischen Gedichts genannt wird, was späterhin auf Grund des thatsächlich vorliegenden Kyklos öfter der Fall war. An sie schloß sich ein Gedicht die Epigonen an. Für den Verfasser einer wohl auch kyklischen Titanomachie wurde Arktinos oder der Korinther Eumelos gehalten. Sehr alt war eine Heraklee, unter dem Titel die Einnahme von Oechalia *(Οἰχαλίας ἅλωσις)*, für deren Verfasser Kreophylus, der angebliche Schwiegersohn Homers gehalten wurde. Und so lassen sich noch eine ganze Reihe alter Epen nennen, die möglicherweise dem Kyklos angehört haben, jedenfalls mit den kyklischen Gedichten auf gleicher Kunststufe standen.

Inhalt und Gang der Handlung in diesen kyklischen Gedichten möge uns die Inhaltsangabe der Kyprien veranschaulichen: Zeus rathschlagt mit der Themis über den Troischen Krieg (um einer drohenden Ueberbevölkerung der Erde abzuhelfen, wird der Krieg, in dem viele Helden ihren Untergang finden sollten, von Zeus beschlossen). Als die Götter bei der Hochzeit des Peleus zum Festschmaus versammelt sind, kömmt Eris dazu und erregt zwischen Athene, Here und Aphrodite einen Streit um den Preis der Schönheit. Auf Befehl des Zeus werden sie von Hermes behufs einer Entscheidung ihres Streites zu dem auf dem Ida befindlichen Paris geführt. Dieser, durch das Versprechen der Helena gewonnen, ertheilt der Aphrodite den Preis. Auf Veranlassung der Göttin baut er ein Schiff. Helenos weissagt

ihm die kommenden Ereignisse. Aphrodite befiehlt dem Aeneas den Paris auf seiner Fahrt zu begleiten. Auch Kassandra weissagt die Zukunft. Paris landet in Lakonien und wird gastlich von den Tyndariden aufgenommen, darauf in Sparta von Menelaos. Bei einem Gastmale giebt er der Helena Geschenke. Darauf fährt Menelaos nach Kreta und befiehlt der Helena für die Fremden bis zu ihrem Weggange Sorge zu tragen. Nach seiner Abreise führt Aphrodite Helena mit Paris in Liebe zusammen. Mit vielen Schätzen fahren sie zur Nachtzeit davon. Here erregt einen Sturm. Paris wird nach Sidon verschlagen, erobert die Stadt und fährt nach Ilion, wo er die Hochzeit mit Helena vollzieht. Inzwischen werden Kastor und Polydeukes beim Raube der Rinder des Idas und Lynkeus betroffen. Kastor wird von Idas getödtet, Lynkeus und Idas von Polydeukes, und Zeus verleiht ihnen abwechselnd auf einen Tag die Unsterblichkeit. Darauf verkündet Iris dem Menelaos, was in seinem Hause geschehen ist. Dieser kehrt heim und berathschlagt mit seinem Bruder einen Feldzug gegen Ilion. Auch zum Nestor begiebt er sich. Dieser erzählt ihm des längeren, wie die Stadt des Epopeus, der sich an der Tochter des Lykurgos vergangen, zerstört wurde, ferner die Geschichten vom Oedipus, vom Wahnsinn des Herakles, von Theseus und Ariadne. Darauf ziehen sie durch Hellas und sammeln die Fürsten zum Kriegszug. Odysseus will nicht mitziehen. Aber sein verstellter Wahnsinn wird entdeckt, indem sie auf den Rath des Palamedes seinen Sohn Telemachos zur Strafe rauben. Darauf versammeln sich die Fürsten in Aulis. Bei einem Opfer ereignet sich das Wunderzeichen mit der Schlange und dem Sperlinge und Kalchas weissagt ihnen den Verlauf des Kriegs. Sie stechen in See und landen bei Teuthrania, welches sie für Ilion halten und zerstören. Telephos kömmt ihnen zu Hülfe, tödtet den Thersandros, den Sohn des Polynikes, und wird selbst von Achill verwundet. Als sie Mysien verlassen, überfällt sie ein Sturm und sie werden zerstreut. Achill landet auf Skyros und heirathet Deidamia, die Tochter des Lykomedes. Darauf heilt er nach einem Orakelspruch den Telephos, der nach Argos gekommen war. Er soll die Fürsten auf ihrer Fahrt nach Ilion führen. Als die Flotte zum zweitenmale in Aulis versammelt ist, erlegt Agamemnon auf der Jagd einen Hirsch und rühmt sich als Jäger selbst Artemis zu übertreffen. Darob zürnt die Göttin, erregt Stürme und hindert die Flotte am Auslaufen. Kalchas verkündet den Fürsten den Zorn der Göttin und befiehlt, ihr die Iphigenia zu opfern. Man läßt sie kommen, angeblich um sie mit Achill zu vermählen, und will an ihr das Opfer vollziehen. Artemis aber entrückt sie ins Land der Taurier und macht sie unsterblich, und stellt statt der Jungfrau einen Hirsch an den Altar. Dann fahren die Griechen nach Tenedos. Bei

einem Schmause wird Philoktetes von einer Wasserschlange gebissen und wegen des üblen Geruchs seiner Wunde auf Lemnos zurückgelassen. Zwischen Achill und Agamemnon entsteht ein Streit. Als die Griechen in Troas landen, treten ihnen die Troer entgegen und Protesilaos wird von Hektor getödtet. Aber Achill schlägt die Troer in die Flucht, wobei er Kyknos, den Sohn des Poseidon, erlegt. Man sammelt die Todten und die Griechen schicken eine Gesandtschaft an die Troer und verlangen die Zurückgabe der Helena und der geraubten Schätze. Als die Troer darauf nicht eingehen, beginnen sie den Kampf um die Mauern der Stadt. Sie verheeren das Land und zerstören die benachbarten Städte. Darauf wünscht Achill die Helena zu sehen. Aphrodite und Thetis veranstalten zwischen ihnen eine Zusammenkunft. Als nun die Achäer nach Hause zurückkehren wollen, hält sie Achill zurück. Darauf treibt er die Herden des Aeneas weg, zerstört Lyrnesos, Pedasos und verschiedene andere Städte und tödtet den Troilos. Patroklos aber führt den Lykaon nach Lemnos und verkauft ihn daselbst. Aus der Beute erhält Achill die Briseis als Ehrengeschenk, Agamemnon die Chryseis. Darauf folgt der Tod des Palamedes und der Rathschluß des Zeus, um die Troer zu erleichtern, den Achill von den Griechen zu trennen. Eine Aufzählung der Troischen Bundesgenossen machte den Beschluß des Gedichts.

Man erkennt aus dieser Inhaltsangabe als eigentliche Absicht des Dichters, gleichsam eine Einleitung zur Ilias zu schreiben, ohne deren Vorhandensein sein Gedicht gar nicht denkbar ist. Zugleich sehen wir, wie er eifrig bemüht war, alle beiläufigen Andeutungen Homers über die Vorgeschichte der Ilias sorgfältig zu berücksichtigen. Man sieht ferner aus diesem einen Beispiele, welche Fülle von Sagen den Tragikern in den älteren Gedichten des epischen Kyklos zu Gebote standen, und mit welchem Rechte Aeschylos, wenn er den Kyklos für Homerisch hielt, seine Dramen als Brosamen (*τεμάχη*) vom großen Mahle des Homeros bezeichnen konnte. Schließlich sei erwähnt, daß die Aethiopis des Arktinos mit der Ilias im Kyklos unmittelbar verknüpft war in den Versen:

ὣς οἵ γ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος, ἦλθε δ' Ἀμάζων
Ἄρηος θυγάτηρ μεγαλήτορος ἀνδροφόνοιο.

C. Das Lehrepos.

a) Hesiodos.

Die Kyklischen Dichter sind wesentlich als Homers Nachahmer zu betrachten, durch welche der Dichtkunst selbst keine neuen Bahnen eröffnet wurden. Dies war inzwischen durch den Böotischen Dichter Hesiodos geschehen. Im Griechischen Mutterlande hatte sich

das staatliche Leben nach der Dorischen Wanderung weniger schnell und glücklich als an der Kleinasiatischen Küste entwickelt. Hier mochte man im behaglichen Besitz einer heiteren friedlichen Gegenwart gern auf die Heldenzeit der Vergangenheit zurückblicken, während dort unter anhaltendem schweren Ringen nach politischer Neugestaltung die Gemüther durch den Ernst der Gegenwart ausschließlich in Anspruch genommen wurden. Zwischen Homer und Hesiod ist ein gewaltiger Abstand. Bei Homer tritt hinter der Objectivität des Gegenstandes vollständig die eigene Person des Dichters, hinter dem glänzenden Gemälde der Vergangenheit fast ganz die Gegenwart desselben zurück. In Hesiod dagegen finden wir nebst Andeutungen über seine Person eine Menge Gedanken über das Leben der Gegenwart und seine sittlichen Aufgaben. Die Mythen sind ihm nicht der Ausgangspunkt für das freie Spiel der dichterischen Phantasie, sondern ihres Inhaltes wegen von Bedeutung. Denn in den Göttermythen erblickt er verhüllte sittliche Ideen, die er zu einer Art philosophischen Systems verknüpft. Die Heroenmythen aber erscheinen ihm als Träger der geschichtlichen Kunde der Vorzeit, die einem jüngeren Geschlecht sorgfältig zu überliefern sind. Es beweist in der That ebenso die ungemein geistige Regsamkeit, als die hohe dichterische Begabung des Griechischen Volkes, daß bei der Entwicklung seiner poetischen Literatur die weite Kluft, welche den Standpunkt des Hesiodos von dem Homerischen trennt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit übersprungen wurde. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach sind es nur wenige Menschenalter, vielleicht blos ein halbes Jahrhundert, welches den Dichter der Werke und Tage und der Theogonie von Homeros trennt. Vom Jonischen Heldengedicht überkam Hesiod eine völlig ausgebildete Dichtersprache von erstaunlicher Geschmeidigkeit und einen Vers, der mit der festen Grundform seines kräftigen Baues doch durch den beständigen Wechsel der Füße und Cäsuren eine mannichfaltige rhythmische Gliederung im Einzelnen verband. Er benutzte diese Kunstform, um einen völlig neuen Inhalt in sie hineinzulegen. Dieser Inhalt ist freilich vielfach hart und spröde und es fehlt seiner Behandlung an künstlerischer Durchbildung und Abrundung, die reizvolle Anmuth des Jonischen Epos mit ihrer behaglichen Erzählung ist verschwunden und man kommt beim Lesen der Hesiodischen Poesie nur selten zu wirklich dichterischem Genuß. Allein mit Recht sahen die Griechen der Attischen Zeit und noch späterer Jahrhunderte mit großer Pietät auf diese ehrwürdigen Werke alterthümlicher Dichtung zurück, die in ihrer Zeit einen gewaltigen Fortschritt in der geistigen Entwicklung der Nation bekundet hatten. Finden sich doch in ihr bereits die Keime von alledem vor, was weiterhin Elegie, Jambenpoesie und Spruchdichtung, sowie die Poesie der Lyriker in beson-

deren Dichtungsformen entwickelt haben. Ja selbst die Anfänge philosophischer Speculation und der späteren Historiographie gehen auf Hesiod zurück.

Wie der Dichter selbst berichtet, hatte sein Vater, weil er des Lebens Güter entbehrte, seine Heimath, das Aeolische Kyme verlassen und in dem Böotischen Askra, dem traurigen Flecken, wo hart der Winter und drückend der Sommer, nahe am Helikon, seinen Wohnsitz aufgeschlagen (Opp. 633—640). Unter ländlicher Arbeit wuchs Hesiod heran. Als er einst am Fuße des Helikon die Schafe weidete, erschienen ihm die Musen. Sie lehrten ihn schönen Gesang und sprachen:

Mancherlei Täuschung wissen zu singen wir, gleichend der Wahrheit;
Aber wir wissen, wofern wir wollen, auch Wahres zu künden.
(Theog. 27.)

Darauf reichten sie ihm einen Lorbeerzweig, erfüllten sein Inneres mit göttlicher Begeisterung und weihten ihn zum Dichter. Daß er einst von Aulis aus nach Chalkis auf Euböa gefahren sei, woselbst die Söhne des Königs Amphidamas eine Leichenfeier zu Ehren ihres im Kriege gefallenen Vaters veranstaltet hatten, und hier im Wettstreit der Sänger einen Dreifuß als Siegespreis erhalten habe, den er den Helikonischen Musen weihte, steht Opp. 650 ff. zu lesen, doch sind diese Verse vielleicht als späterer Zusatz zu dem ursprünglichen Gedichte zu betrachten. Denn ebenso wie die Homerischen Gedichte sind auch die des Hesiodos vielfach durch Interpolationen entstellt und ihre handschriftliche Ueberlieferung hat in der Reihe der Jahrhunderte arg gelitten.

α. Werke und Tage.

Das Lehrgedicht Werke und Tage, das Hesiod an seinen Bruder Perses gerichtet hat, beginnt mit der Schilderung der doppelten Art der Eris, der schlimmen und guten. Jene ist tadelnswerth und erregt bösen Hader und Streit; diese ist wohlthuend und treibt die Menschen zur Arbeit. Denn schaut der Nachbar des Nachbars Reichthum, so eilt auch er zu pflügen, zu säen und wohl sein Haus zu verwalten.

Es mißgönnet der Töpfer dem Töpfer, der Zimmrer dem Zimmrer,
Und es beneidet der Bettler den Bettler, der Sänger den Sänger.

Der guten Eris heißt er den Perses folgen und die schlimme meiden, da sie den Sinn von der Arbeit abzieht. Er klagt, wie schon einmal nach des Vaters Tode der Bruder ihn bei der Theilung der Erbschaft durch Bestechung der Richter übervortheilt habe und jetzt, nachdem er durch Verschwendung seinen Theil durchgebracht, ihn durch neuen Streit um das Seinige bringen wolle:

Thörichte, welche nicht wissen, wie mehr die Hälft' als das Ganze,
Und wie ein Malvengemüs' und Asphodelos köstliches Labsal!

Denn mühevoll hat Zeus der Menschen Leben geschaffen, seit Prometheus ihn getäuscht. Er verbarg ihnen das Feuer; aber Prometheus stahl es und brachte es den Menschen wieder. Dafür hieß Zeus den Hephästos einer schönen Jungfrau Gestalt aus Erde bilden, die die Götter mit schönen Gaben ausstatteten: Athene mit Kunstfertigkeit des Webens, Aphrodite mit Schönheit und Hermes mit listigem Sinne. Darauf schmückten sie die Charitinnen und Peitho und die Horen, und Pandora ward sie genannt, weil alle Götter sie begabt zum Verderben der frevelnden Menschen. Zu Epimetheus führt sie der Argostödter, und dieser nimmt sie gegen den Rath seines Bruders Prometheus auf. Denn früher lebten die Menschen ohne Uebel und ohne Arbeit und frei von todbringender Krankheit. Aber Pandora, den Deckel des Gefäßes öffnend, brachte den Menschen Verderben und Jammer; denn die zahllose Menge der Uebel flog heraus, und nur die Hoffnung blieb zurück.

Auch eine andere Sage verkündet Hesiodos. Zuerst schufen die Götter aus Gold die Geschlechter der Menschen, als noch Kronos im Himmel herrschte. Diese lebten wie Götter ohne Mühen, frei von Sorgen und Kummer. Nie alternd, in ewiger Lust sich ergötzend, starben sie endlich sanft einschlummernd dahin, und wenn sie gestorben, wurden sie heilige, wohlwollende Dämonen, Bewahrer der Menschen und Geber des Guten. Ein zweites Geschlecht schuf nach diesen der Gott aus Silber, dem goldenen nicht mehr gleich an Wuchs und Gesinnung. Hundert Jahre ward das Kind von der sorgsamen Mutter gepflegt; aber wenn es herangewachsen, da lebte es nur kurze Zeit noch, durch Unverstand sich Leiden bereitend. Denn sie enthielten sich nicht des Uebermuthes und Frevels und brachten den Göttern nicht Opfer auf heiligen Altären. Daher barg sie Zeus in die Unterwelt und Selige nennt man sie, und Ehre folgt auch diesen. Ein drittes Geschlecht der Menschen schuf Zeus, das eherne, dem silbernen nicht gleich, aus dem Holze der Esche, ein schlimmes und gewaltiges, das Werke des Ares verübte. Ihre mächtigen Glieder hüllten sie in eherne Rüstungen, und ehern waren ihre Wohnungen. Von ihren eigenen Händen bewältigt stiegen sie namenlos in das weite Haus des schaurigen Hades; denn der dunkle Tod, wie schrecklich sie immer auch waren, faßte auch sie, und sie schieden vom Lichte der glänzenden Sonne. Hierauf schuf auf vielernährender Erde ein viertes Geschlecht der Kronide Zeus, ein gerechteres und besseres, das Geschlecht der Helden, die man Halbgötter nennt. Diese vernichtete er theils durch verderblichen Krieg um das siebenthorige

Theben, theils führte er sie über das große Meer nach Troja wegen der schönlockigen Helena, und Viele von ihnen umhüllte daselbst das Ende des Todes. Einige versetzte Zeus auf die Inseln der Seligen im tiefen Okeanosstrome, glückliche Helden, denen der fruchtbare Boden dreimal im Jahre süße Frucht trägt. Dem fünften Geschlechte, dem eisernen, anzugehören, wäre der Tod vorzuziehen; denn des Frevels Maß wird voll werden, und es entsteigen, mit glänzendem Schleier das Angesicht verhüllt, zu den Unsterblichen die Scham und das Recht, die Menschen verlassend, und des Uebels wird keine Abwehr sein.

Nach dieser Einleitung beginnt das eigentliche Lehrgedicht, das in die zwei Hauptheile: Werke (185—352) und Tage (353—773), zerfällt. Doch steht in unserem Texte Vieles wohl nicht an der rechten Stelle. Zuerst zieht der Dichter aus einer Fabel vom Habicht, der eine Nachtigall geraubt und in seinen Klauen hoch in die Lüfte fortgetragen hatte, die Lehre, den Mächtigen sich nicht gleich zu stellen, den Uebermuth zu meiden und Gerechtigkeit zu üben; denn endlich siegt das Recht über den Hochmuth, und durch Gerechtigkeit blühet die Stadt und blühen die Völker; den Ungerechten und Uebermüthigen sendet Zeus vom Himmel herab gar großes Leid, Hunger zumal und Pest, und die größte Macht entschwindet in Nichts hin. Daher mögen die Herrschenden wohl des Rechtes wahren; denn zahllose Wächter der sterblichen Menschen hat Zeus auf Erden, die auf Recht und Unrecht schauen, und die jungfräuliche Dike, die Tochter des Zeus, verkündet der Menschen Gesinnung dem Vater, damit das Volk die Frevel der Könige strafe, wenn sie das Gesetz beugen. Darum auch möge Perses auf Recht hören und die Gewaltthat gänzlich meiden. Den Thieren hat Zeus das Gesetz geordnet, daß sie einander verschlingen, dem Menschen aber das Recht gegeben. Der Fluch der Ungerechtigkeit verfolgt den Sünder und sein Geschlecht; des Gerechten Geschlecht aber blüht in der Zukunft. Eben und leicht ist der Pfad des Lasters, rauh und steil der der Tugend; wer aber die Höhen erklimmt hat, dem wird er dann leicht, wie schwer er auch früher gewesen. Thätigkeit füllet das Haus; dem Trägen wird Mangel zu Theil, und nur solcher Besitz gedeihet, den man durch Tugend und Fleiß erworben; den ungerechten vernichten die Götter. Die Strafe des Zeus ereilt, wer Schutzflehenden nnd Fremdlingen Böses thut, des Bruders Ehebett befleckt, gegen Waisen frevelt und die greisen Eltern mit harten Worten anfährt. Die Verehrung der Götter durch Opfer mehret des Hauses Glück. Freunde soll man zum Mahle laden, Feinde lassen, vor Allen den Nachbarn freundlich begegnen und sich ihnen gefällig erweisen; denn ein Leid ist ein schlimmer Nachbar, ein großer Nutzen ein guter. Schlechter Gewinn führt

zu Schaden. Kleines zu Kleinem gehäuft wächst an, und Freude macht es, vom Vorhandenen zu nehmen, Leid aber, das Fehlende zu missen. Selbst dem Freunde und dem eigenen Bruder traue nicht zu sehr; Vertrauen und Mißtrauen haben auf gleiche Weise schon Menschen ins Verderben gestürzt. Wer den Schmeichelworten eines putzsüchtigen, habgierigen Weibes glaubt, der glaubt Betrügern. Dem leiblichen Kinde bleibe des Vaters Gut; so mehret Zeus des Hauses Glück.

Der zweite Theil giebt Regeln, wann die rechte Zeit sei für die Ernte und die Saat, für die Besorgung der Geschäfte im Walde, für Anfertigung der nöthigen Ackergeräthschaften; wie man der Härte des Winters begegne; wie man den Wein pflege, lese und keltere; wann die Schifffahrt zu wagen und zu meiden sei; wann die Zeit sei zu freien und welche man freien müsse. Dann folgen noch einige Regeln über das Benehmen gegen seinen Nächsten im täglichen Verkehr, und Vorschriften, wie bei gewissen natürlichen Verrichtungen der Anstand und die Scheu vor den Göttern zu beobachten sei, und das Gedicht schließt mit der Aufzählung der glücklichen Monatstage, die den Menschen großen Vortheil bringen, und mit der Angabe der Geschäfte, die am besten an ihnen gedeihen.

β. Theogonie.

Die Theogonie beginnt mit einem Hymnus (1—115), der, wie es scheint, in seiner gegenwärtigen Gestalt aus verschiedenen alten und neueren Bestandtheilen locker zusammengesetzt ist. V. 1—21 enthält den Anruf an die Helikonischen Musen; V. 22—35 die Weihe des Hesiodos zum Sänger; V. 36—74 einen Anruf an die Pierischen Musen, woran sich die Erzählung knüpft, wie die Musen im Hause des Zeus wohnen und die Götter durch ihren Gesang ergötzen. Hier lassen sie das Lied von der Entstehung der Götter ertönen, und daran knüpfen sie die Erzählung von den Thaten des Menschengeschlechtes. Mnemosyne gebar in Pieria dem Zeus die neun Musen, die sich auf den Olympos begaben zu ihrem Vater, der im Himmel herrscht, nachdem er den Vater Kronos mit Macht besiegt und den Unsterblichen ihre Ehrenämter vertheilt hatte. — V. 75—103: die neun Musen werden genannt und gepriesen, daß sie die Könige lieben und ihnen Beredtsamkeit einflößen, damit sie das Volk mit sanften Worten beschwichtigen. Aber den Sänger auch lieben die Musen, der der Sorgen vergißt, wenn er in ihrem Dienste die Thaten der früheren Menschen und die seligen Götter im Olympos besingt. — V. 104—115: Abschiedsgruß an die Musen und Bitte um Gesangeskraft, das heilige Geschlecht der Ewigen zu singen.

Der Inhalt des Gedichtes selbst zerfällt in die zwei Theile: das Geschlecht der Uraniden, V. 116—452; und das Geschlecht der Kroniden, V. 453—1019.

In dem ersten Theile wird die Gestaltung des Weltalls durch die Naturkräfte geschildert. Das Chaos war das Ursprüngliche; dann ward die breite Erde, Gäa, und der Herzen bewältigende Eros, der schönste der unsterblichen Götter. Aus dem Chaos entstand das Dunkle, Erebos, und die Nacht, Nyx, und aus der Vermählung des Erebos mit der Nacht das Lichte, Aether, und der Tag, Hemera. Gäa aber gebar aus sich den gestirnten Himmel, Uranos, die Berge und das Meer, Pontos, und aus Uranos' Vereinigung den tiefen Weltstrom Okeanos, die mächtigen Titanen und als Jüngsten den ränkesüchtigen Kronos. Wiederum gebar sie die übermüthigen Kyklopen und die hundertarmigen Riesen Kottos, Briareus und Gyges. Uranos aber ließ diese schrecklichen Kinder nicht an das Tageslicht treten, sondern verbarg sie im Schoße der Mutter, die in Ueberfülle stöhnte und eine böse List erdachte. Das grauschimmernde Eisen schaffend, fertigte sie eine große Sichel und forderte die Kinder auf, den frevelnden Vater zu strafen. Alle jedoch ergriff Furcht, nur Kronos versprach, die That zu vollenden. Und als Uranos die Nacht herbeiführte, entmannte Kronos den Vater, und aus den Blutstropfen entstanden die mächtigen Erinyen, die großen Giganten und die melischen Nymphen, und aus dem Gliede des Kronos selbst, das ins Meer fiel, ward die schaumgeborene Aphrodite. — Es folgen die Geschlechter der Nacht, des Pontos, des Okeanos und der Titanen.

Der zweite Theil handelt von dem Geschlechte der jüngeren Götter, der Kroniden, der Vertreter des freien Sittengesetzes, wie jene die des nothwendigen Naturgesetzes. Als die physische Ordnung durch Kronos gegründet war, hörte seine Herrschaft auf, und die Thronbesteigung des Zeus ist der Sieg des Geistes über die Natur. Rhea gebar von Kronos herrliche Kinder: Hestia, Demeter und Here, Hades und Poseidon, die der mächtige Kronos verschlang, damit keiner der herrlichen Uranionen die Ehre der Herrschaft über die Unsterblichen erlange. Rhea aber verbirgt den neugeborenen Zeus in Kreta und giebt dem Vater einen Stein, den er statt des Kindes verschlingt, und bald bewältigt Zeus den Vater und herrscht über die Unsterblichen. Er befreit die Uraniden, die Kronos gefesselt hatte, und diese geben ihm zum Dank Donner und Blitz, mit denen er über die Götter und Menschen gebietet. Jetzt bekämpft und straft er seine Feinde, zuerst die Japetiden: den frevelnden Menötios, den er in den Erebos stößt, den Atlas, der mit dem Haupt und den unermüdlichen Händen den Himmel tragen muß, und den Prometheus, den er an eine Säule schmiedet, wo ein Adler ihm jede Nacht die Leber frißt, bis ihn Herakles,

der Sohn des Zeus, befreit. Denn Prometheus hatte es versucht, Zeus durch ein Knochenopfer zu täuschen, und dieser hatte dafür den Menschen das Feuer geraubt, das Prometheus ihnen in einem hohlen Rohre wieder vom Himmel brachte. Als Zeus den weit zu schauenden Glanz des Feuers bei den Menschen erblickte, da ließ er zürnend von Hephästos das Bild einer Jungfrau formen, die Athene mit glänzender Kleidung ausstattete, und hierauf ward sie, die Stammmutter zarter Frauengeschlechter, den Menschen als schönes Uebel zugeführt. Dann hatte Zeus einen zehnjährigen Kampf mit den mächtigen Titanen, die er zur Besiegung des Kronos auf den Rath der Gäa befreit hatte. Die Titanen standen auf der Höhe des Othrys und die Götter auf dem Olympos. Da ruft Zeus die Hundertarmigen zum Beistand und reicht ihnen Nektar und Ambrosia. Die ganze Natur ist in Aufruhr; endlich erliegen die Titanen durch dreihundert Steinwürfe, und sie werden so tief unter die Erde geschleudert, als hoch der Himmel die Erde überragt. Eherne Thore verschließen den Ausweg, und die Hundertarmigen wohnen daselbst als Wächter. Hier ist der schaurige, tiefe Raum, wo die Grenzen der Erde, des Tartaros, des Meeres und des Himmels sich berühren. Davor steht der himmeltragende Atlas, und drinnen haben die Kinder der Nacht ihre Wohnung; hier thront Hades mit Persephone, hier weilt Styx, die furchtbare Göttin des Schwures. Den letzten Kampf besteht Zeus mit Typhoeus, dem jüngsten Sohne der Gäa und des Tartaros, dem Vater der verderblichen Winde. Hundert Drachenköpfe trägt er mit hundert heulenden Stimmen und feuersprühenden Augen. Zeus bekämpft ihn mit seinem Blitze und schleudert ihn in den Tartaros zu den Titanen. Jetzt wählen die siegreichen Götter den Zeus zum Könige, und er ertheilt ihnen ihre Aemter. — Hierauf nennt Hesiodos die Kinder des Zeus und der anderen Götter aus ihren Vermählungen mit Göttinnen (886—962). In einem späteren Anhang folgen die Vermählungen der Göttinnen mit sterblichen Menschen und ihre Geschlechter (963—1019).

γ. Der Schild des Herakles und die verloren gegangenen Gedichte des Hesiod.

Der gegenwärtige Anhang zur Theogonie scheint in der Absicht gedichtet zu sein, dieses Werk mit dem sogenannten *Κατάλογος γυναικῶν* zu verbinden und denselben somit als direkte Fortsetzung der Theogonie erscheinen zu lassen. Man hatte nämlich unter diesem Titel ein umfangreiches aus vier Büchern bestehendes genealogisches Gedicht über die Heroen (*ἡρωικὴ γενεαλογία*), in welchem unter andern die Namen sämmtlicher Heroinen genannt waren, welche Unsterblichen Kinder geboren hatten. Das vierte Buch dieses dem Hesiod beigelegten Gedichtes wird auch als be-

sonderes Werk unter dem Titel Ἠοῖαι oder μεγάλαι Ἠοῖαι citirt. Diesen Titel führte es, weil seine einzelnen Abschnitte immer mit den Worten ἢ οἵη anfingen, worauf dann der Name einer Heroine folgte. Einer guten Ueberlieferung zufolge sind die ersten 56 Verse des dritten der unter Hesiods Namen erhaltenen Gedichte, der Schild des Herakles (Ἀσπὶς Ἡρακλέους), dessen Aechtheit übrigens schon von Aristophanes von Byzanz beanstandet wurde, während es an Apollonius von Rhodus allerdings mit unzureichenden Gründen einen Vertheidiger fand, dem vierten Buche des Katalogs entliehen. Diese nicht üblen Verse berichten die Ankunft der Alkmene und ihres Gemahls in Theben und die Schicksale beider bis zur Geburt des Iphikles und des gewaltigen Herakles. Mit einem plötzlichen Uebergange heißt es von ihm, daß er auch den Kyknos tödtete, den Sohn des Ares, der ihm mit seinem Vater in einem Hain des Pagasäischen Apollo den Weg verlegt hatte. Alsbald rüstet sich Herakles zum Kampfe. Die einzelnen Theile der Rüstung werden beschrieben, mit besonderer Umständlichkeit in 180 Versen sein kunstreich von Hephästos gefertigter Schild. Den übrigen Theil des Gedichts füllt die Schilderung des darauf folgenden Kampfes aus, in welchem Kyknos getödtet und Ares schwer verwundet wird. In der Beschreibung des Schildes sowohl, wie in der Schilderung des Kampfes tritt eine absichtliche, übrigens keineswegs ungeschickte Nachahmung der Homerischen Art und Weise und eine breite Ausführlichkeit der Darstellung zu Tage, wie sie den beiden anderen Werken des Hesiodos fremd ist.

Auch noch andere alte Gedichte wurden dem Hesiod beigelegt, die irgendwie an seine Art und Weise zu erinnern schienen, wohl alle mit Unrecht. So die Melampodie in drei Büchern, eine Geschichte der alten Seher Melampus, Tiresias, Mopsos und Kalchas. Der *Αἰγίμιος*, gleichfalls in mehreren Büchern, die Geschichte eines Kriegs, welchen der Dorierkönig dieses Namens gegen die Lapithen geführt hatte, mit Behandlung der Stammsagen der Dorier, wurde neben Hesiod auch dem Milesier Kerkops beigelegt. Ein kleineres Epos, vielleicht im Umfange der Aspis, der *Κήυκος γάμος* behandelte die Anwesenheit des Herakles bei der Hochzeitsfeier des Königs Keyx von Trachin. Ein *ἐπιθαλάμιον* auf die Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis, welches erwähnt wird, war wohl nur eine Episode eines andern Gedichts, vielleicht des Aegimios. Man nannte ferner eine *ὀρνιθομαντεία*, von Apollonius von Rhodus für unächt erklärt, eine *ἀστρονομία*, endlich *ὑποθῆκαι Χείρωνος*, welche Aristophanes von Byzanz für unächt erklärte. Es war wohl das älteste Gedicht der Griechen, in welchem von Lesen und Schreiben als Gegenständen des jugendlichen Elementarunterrichts die Rede war, mit einer Warnung die

Kinder nicht vor dem siebenten Jahre zu unterrichten (Quintil. I, 1, 13). Pindar schätzte dieses Gedicht.

b) Die weiteren genealogischen Dichter — Kinäthon, Eumelos, Asios — Pisander von Kamiros.

Wie an Homer die Kykliker, so schlossen sich auch an Hesiod eine Anzahl Dichter der genealogischen Richtung an, über deren Werke wir aber sehr mangelhaft unterrichtet sind. Von dem schon erwähnten Milesier Kerkops, der ein Zeitgenosse und Neider des Hesiod gewesen sein soll, nicht zu verwechseln mit dem späteren Pythagoreer gleiches Namens, ist weiter nichts bekannt. In die Anfänge der Olympiaden gehört der Lakonische Dichter Kinäthon, der für den Verfasser einiger kyklischen Gedichte gehalten wurde, von dem es aber auch Genealogien gab. Um 750 lebte Eumelos, ein Korinther aus dem vornehmen Geschlecht der Bacchiaden, nach einigen der Verfasser der kyklischen Titanomachie. Es wird von ihm eine *Εὐρωπεία* erwähnt, ferner eine *Βουγονία*, über deren Inhalt wir nichts sicheres wissen. Wahrscheinlich verfaßte er Genealogien des Korinthischen Adels, in denen er auch Medea und die Argonautensage berührte, die einem späteren Falsarius Veranlassung gaben, unter seinem Namen prosaisch geschriebene *Κορινθιακά* in Umlauf zu setzen. Sein hohes Ansehen beweist der Umstand, daß die Messenier unter ihrem König Phintas, als sie zum erstenmale eine Festgesandtschaft nach Delos schickten, sich von ihm ein Processionslied (*προσόδιον* Paus. IV, 4, 1) dichten ließen. Es war in Hexametern, jedenfalls in mehrzeiligen Systemen, aber im Dorischen Dialekt verfaßt. Beträchtlich jünger war Asios aus Samos, der gleichfalls ein genealogisches Epos schrieb, von dem aber auch ein Bruchstück in elegischen Distichen erhalten ist. Von einer *Δαναΐς* und *Φορωνίς*, die wohl auch genealogischer Art waren und Argolische Sagen behandelten, kannte man die Verfasser nicht. Die *Ναυπάκτια ἔπη*, mit ausführlicher Behandlung der Argonautensage, sollten einen Naupaktier Karkinos zum Verfasser haben. Alle diese Dichtungen sind frühzeitig verschollen und waren als Leistungen zweiten Ranges für die Literatur überhaupt von keinem Belang. Uns bekunden sie blos die große Regsamkeit, welche in alter Zeit auf dem Gebiete des Epos in verschiedenen Richtungen herrschte. — Als der letzte namhafte Epiker der ersten Periode ist der mehrfach gerühmte Pisander aus Kamiros zu nennen, um Ol. 33 = 644, vielleicht auch später, der Verfasser einer nicht sehr umfangreichen Heraklee (*Ἡράκλεια*). Er war es, der zuerst dem Herakles die Keule beilegte. Ueber sein Verhältniß zu den Kyklikern, wie zu den Dichtern der genealogischen Richtung sind wir jedoch im Unklaren.

II. Elegie und Jambenpoesie als Uebergang vom Epos zur Lyrik.

A. Elegie.

Nachdem Hesiod gezeigt hatte, daß in der Poesie auch die Subjectivität des Dichters ihren Ausdruck finden könne, konnte es bei der weiteren Entwicklung des politischen Lebens der Griechen, mit welcher eine größere geistige Durchbildung des Individuums und ein Ueberhandnehmen der Reflexion auf den verschiedenen Gebieten des Lebens Hand in Hand ging, nicht ausbleiben, daß die einmal gegebene Anregung bald zu weiteren Versuchen führte, nun auch eine besondere von der epischen abweichende Form für eine subjective Poesie zu suchen. Die naturgemäße Form für den Ausdruck subjectiver Stimmungen und Gefühle, die des Dichters Seele bewegen, ist das sangbare Lied, das sich natürlich verschieden gestalten wird, je nachdem der Dichter in seinem eigenen Namen spricht, oder sich zum Ausleger der Gefühle einer großen versammelten Festmenge macht, und so führte ein naturgemäßer Fortschritt auch die Griechen bald von der epischen zur lyrischen Poesie. „Als sich in späterer Zeit aus langer Gährung und gewiß nicht ohne vielfältigen Kampf die republikanische Verfassung entwickelte, nahm auch die Poesie einen neuen Schwung. In dem Streben nach Freiheit und eignen Rechten trat das Individuum stärker hervor, die Jünglingskraft des Volkes erwachte und eine andere Welt that sich ihm auf. Die erste frische Begier nach dem Wunderbaren war in dem Zeitalter der Kindheit gestillt und die Poesie, die in dem Epos, nur nach außen gekehrt, in das Weite gestrebt hatte, senkte sich jetzt in die Tiefe des Menschen hinab und stieg aus ihr wiederum in einer zarteren Gestalt als ein wunderbares Abbild seiner innersten Natur und als ein harmonisches Organ seiner tiefsten und seligsten Empfindungen herauf. Wenn sich auf der ersten Entwicklungsstufe der Poesie der Dichter in dem darzustellenden Gegenstande verlor, so kehrt er nun, stärker in seinem Inneren erregt, auf sich selbst zurück, um die Wunder seiner eigenen Natur und das geistige Leben der Menschheit zum Object seiner Darstellung zu machen. So ging auch hier die Kunst den natürlichen Gang ihrer Entwicklung; und wie der gesunde und frische Sinn des Kindes zuerst die Außenwelt mit lebendigem Interesse ergreift und in der Herrlichkeit äußerer Erscheinungen sich selbst vergißt, der Jüngling aber durch die Umwandlung seiner Natur in sich versinkt und aus dem Traum der Außenwelt erwacht, so geht auch die

lyrische Poesie von dem, was als Gestalt und Begebenheit die Sinne bewegt, zu der höheren Natur des Geistes über und enthüllt, die Epik verlassend, die Wunder der göttlichen Natur, die in dem Menschen sich regt, mit tieferer Bedeutsamkeit in gedrängterer Kraft und mit höherem Wohllaut." (Fr. Jacobs.)

Vorbereitet und angebahnt wurde dieser Fortschritt durch die Jonier, indem diese zunächst in der Elegie und der Jambenpoesie zwei Vorstufen zur eigentlichen Lyrik ausbildeten, die sich schrittweise von der objectiven Gebundenheit des Dichters an die Volkssage der Vergangenheit loslösten und die mannichfaltigen Interessen des täglichen Lebens, darunter vor allen die politischen, zur Darstellung brachten. Auch die Elegie war in erster Linie politische Dichtung. Sie machte es sich zur Aufgabe im Kriege die Streiter zu ermuthigen und in den inneren Entwicklungskämpfen die Bürger zur Tugend zu ermahnen und vor dem Bösen zu warnen. So trat zu dem politischen das paränetische und gnomische Element dazu. Aber auch die Freuden des Mahles, die Lust und die Schmerzen der Liebe, die Trauer um den Heimgang theurer Entschlafener konnten in der Elegie ihren Ausdruck finden, ja selbst die flüchtigen Gedanken des Augenblicks ernster und heiterer Art konnten mit wenigen Distichen im geistreichen Epigramm, das sich bei den Griechen seit den ältesten Zeiten einer großen Beliebtheit erfreute, fixirt werden. Denn die Form der Elegie ist ausschließlich das Distichon, die Verbindung des Hexameter und des aus der Verdoppelung eines daktylischen Penthemimeres entstandenen Pentameter zu einem rhythmischen Ganzen, groß genug zum Ausdruck eines einzelnen Gedankens.

Was für ein Vers sich schickt, um zu singen von traurigen Kriegen,
Thaten der Fürsten und Führer, das zeigte der Dichter Homeros.
Ungleich verbundene Verse umschlossen zuerst nur die Klage,
Weiterhin drückten auch Freude sie aus ob der Wünsche Gewährung.
Wer als Erfinder jedoch des elegischen Maßes zu nennen,
Das ist ein Streit der Gelehrten, den noch kein Richter entschieden.
(Hor. epist. II, 3, 73—78.)

Als Erfinder wurden nämlich Kallinos, Archilochos, auch wohl Mimnermos genannt. Aber so wenig der Hexameter als Erfindung etwa des Homeros anzusehen ist, so wenig kann einem dieser Dichter die Erfindung dieses Versmaßes beigelegt werden. Der Name *ἐλεγεία* nämlich zur Bezeichnung eines in Distichen geschriebenen Gedichtes, ohne Rücksicht auf seinen Inhalt, sowie *ἐλεγεῖον* als *ἑξαμέτρου πρὸς πεντάμετρον κοινωνία*, gehen auf *ἔλεγος* zurück, womit eine klagende Melodie zur Flöte, vielleicht auch die Flöte selbst bezeichnet wird (in der mit der alten Phrygischen verwandten Armenischen Sprache heißt *elêgn* Flötenrohr). Das Flötenspiel

gewann um den Anfang der Olympiaden größere Verbreitung in Griechenland und kam namentlich auch bei fröhlichen Gelagen in Aufnahme. In den Liedern, die zur Flöte gesungen wurden, mögen kürzere daktylische Reihen in Verbindung mit längeren, schon längst üblich gewesen sein, bevor diese Neuerung in der Literatur Eingang fand und im Distichon feste Gestalt gewann, welches Schiller in dem bekannten Epigramm so treffend charakterisirt:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

In ihm war zugleich das erste dikolische System gegeben, nach dem sich die weiteren Systeme der Lyriker bildeten. Der Dialekt der Elegie war der epische. Die wichtigsten Elegiendichter der Griechen lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen.

1. Die kriegerische und politische Elegie. Kallinos, Tyrtäos, Solon.

Der erste Meister, der den Ton der kriegerischen Elegie angab, war Kallinos aus Ephesos. Er lebte wahrscheinlich um 700 v. Chr., zur Zeit, als die Mermnadischen Könige von Lydien die kleinasiatischen Kolonien der Griechen durch häufige Kriege beunruhigten; denn wie Herodot erzählt (I, 14, 15), fiel Gyges in das Gebiet von Milet und Smyrna ein und eroberte Kolophon, und sein Nachfolger Ardys nahm Priene und setzte den Krieg mit Milet fort. Des Kallinos Kriegsgesänge feuerten auf einfach männliche Weise zur Tapferkeit und Vaterlandsliebe an. In dem einen in der Anthologie des Stobäus uns erhaltenen längeren Bruchstücke wirft er der Jugend seiner Vaterstadt die Unthätigkeit vor, während das ganze Land in Kriegsaufruhr sei: „Ehrenvoll und schön ist es dem Manne, für Heimath, Kinder und Gattin mit den Feinden zu kämpfen; dem Tode entgeht man doch nicht, wenn ihn einmal die Moiren bestimmt haben, und oft ereilt im Hause den das Todesgeschick, der ihm durch Flucht aus dem Kriegesgeräusch entgehen wollte. Der Feige wird von Niemandem beachtet und bedauert; um den Tapfern aber trauert das ganze Volk, und im Leben wird er einem Halbgott gleich gehalten; denn in ihm schauen sie eine Schutzwehr, und des Einen That wiegt Vieler Thaten auf.“

Auch in des Archilochos Elegien, von denen freilich nur sehr unbedeutende Bruchstücke uns erhalten sind, wehte vielfach ein kriegerischer Geist. Allein der gefeiertste Sänger von Kriegsliedern war Tyrtäos, den Horaz (Epist. II, 3, 402) dem Homer zur Seite setzt, weil Beide „der Männer Gemüth zu Kämpfen des Mars in ihren Gesängen entflammten“. Die Sage erzählt, daß der Delphische Gott den Spartanern, als sie gegen die Messenier kämpften (683 v. Chr.), befohlen habe, sich von den Athenern

einen Feldherrn zu holen: dann würden sie über ihre Feinde siegen. Da sandten ihnen die Athener den Tyrtäos von Aphidna, und durch ihn errangen sie den Sieg. „Er hinterließ ihnen Elegien, durch deren Anhörung sie zur Tapferkeit erzogen werden. Denn obgleich sich die Spartaner sonst aus Dichtern wenig machen, so achteten sie diesen doch so hoch, daß sie ein Gesetz gaben: wenn die Krieger in Waffen ausgezogen seien, sollten sie sich vor dem Zelte des Königs versammeln, die gesammten Gedichte des Tyrtäos anzuhören. Denn sie glaubten dadurch am besten angetrieben zu werden, für das Vaterland zu sterben" (Lycurg. adv. Leocr. p. 162). Erst die spätere Fabel macht Tyrtäos zu einem lahmen Athenischen Schulmeister, den die Athener aus Spott den Spartanern geschickt hätten.

Von seinen Marschliedern (ἐμβατήρια) in Dorischem Dialekt und in anapästischem Maße ist uns ein Bruchstück erhalten, worin er die Bürgersöhne des männergeschmückten Sparta auffordert, „mit der Linken den Schild zu halten und den Speer mit Muth zu werfen, ohne mit dem Leben zu geizen; denn das sei nicht Vätersitte in Sparta". — Von seinen Kriegselegien, die man ὑποθῆκαι, Ermahnungen, nannte, und die bei Feldzügen des Abends nach dem Mahle vorgetragen wurden, sind uns drei größere Bruchstücke erhalten. In dem ersten preist er den Tod für das Vaterland und malt die Schande der Feigen. „Schön ist es, sagt er, einem wackern Manne, für seine Heimath kämpfend in den Vorderreihen zu fallen; das größte Jammergeschick aber, die Stadt und den heimischen Boden verlassen und umherbetteln zu müssen mit der theuern Mutter, dem greisen Vater, den kleinen Kindern und der jugendlichen Gattin. Wohin er kommt, wird er als Feind betrachtet, und überall folgt Schmach ihm und Elend. Niemand beachtet, Niemand ehrt den flüchtigen Mann. Besser daher, für das Vaterland zu kämpfen, für die Kinder zu sterben und des Lebens nicht zu schonen. Darum ziemt es den Jünglingen, fest zusammenhaltend zu streiten, und nicht feige die schändliche Flucht zu beginnen und die Bejahrteren, denen der Füße Schnelligkeit abgeht, im Stiche zu lassen. Keinen größeren Vorwurf für die Jugend und kein häßlicheres Schauspiel giebt es, als einen älteren Mann mit weißem Haar und grauem Barte in den Vorderreihen von den Feinden schändlich verstümmelt zu erblicken. Den blühenden Jüngling bewundern die Männer und lieben die Frauen im Leben; aber wahrhaft schön erst ist er, wenn er unter den Vorkämpfern den Tod gefunden." — In dem zweiten Bruchstück fordert er die Enkel des unbesiegten Herakles zum Kriegsmuth auf: denn noch wendet ihnen Zeus den Rücken nicht. „Nicht fürchten sollen sie der Männer Zahl, wenn es zum Kampfe geht; das Leben mögen sie verachten und die schwarzen Keren des Todes

sehnsüchtig wie die Strahlen der Sonne erwarten. Geübt in den Werken des Ares, wissen sie, daß im muthigen Kampfe nur Wenige sterben, doch das Volk retten; aber durch Zaghaftigkeit schwindet den Männern die Tugend gänzlich dahin. Wer könnte die Uebel alle nennen, die den Feigen treffen! Darum muthig zum Kampf! Fest stehe entweder ein Jeder wohl gerüstet den Streit zu erwarten, oder stürmend voll Kühnheit heran, kämpfe er Fuß an Fuß und Schild an Schild und Busch an Busch und Helm an Helm und Brust an Brust mit Schwert und Speer dem Gegner genaht." — In dem dritten Bruchstück preist er den Vorzug des Tapfern im Leben wie im Tode. „Nicht die Größe und Stärke der Kyklopen, nicht die Schnelligkeit des Thrakischen Boreas, nicht die Schönheit des Tithonos, nicht des Midas Reichthum, nicht die Königsmacht des Tantaliden Pelops, nicht des Adrastos süßredende Zunge haben einen Werth ohne den wilden Kriegsmuth. Die Tapferkeit ist unter den Menschen der beste Preis, der schönste, den ein Jüngling davonträgt. Des muthigen Kriegers Sieg kommt der ganzen Stadt und dem Volke zu Gute, und fällt er im Kampfe mit vielfach durchbohrter Brust und Schild und Panzer, so schafft er Ruhm der Heimath, den Bürgern und Eltern. Ihn beweinen Jünglinge und Greise, seine Ehre und sein Name vergeht nicht, pflanzt sich fort auf die Kinder und, weilt er auch unter der Erde, wird ihm doch Unsterblichkeit zu Theil. Aber entgeht er siegend dem Loose des lang hinstreckenden Todes, dann ehren ihn Jünglinge und Alte, und nach einem fröhlichen Leben steigt er in den Hades. Im Alter zeichnet er sich aus vor seinen Mitbürgern, und jeder zollt ihm Ehrfurcht und Achtung und vor ihm erheben sich Alle von ihrem Sitze. Solcher Tugend Gipfel suche Jeder zu erklimmen, vom Kriege nicht lassend." Auch aus der umfangreichen paränetischen Elegie *Εὐνομία*, die sich mit den inneren Verhältnissen des Spartanischen Lebens befaßte, und durch welche er einen während des Messenischen Krieges ausgebrochenen Zwist der Spartaner wegen der Aeckervertheilung schlichtete, sind nur noch kleine Bruchstücke vorhanden.

Als namhafter Vertreter der politischen Elegie ist der Athenische Gesetzgeber Solon (590 v. Chr.) zu nennen. In jüngeren Jahren hatte auch seine Muse kriegerische Töne angeschlagen. Salamis, erzählt Plutarch, war den Athenern von den Megarern entrissen worden und alle Versuche die Insel wieder zu erlangen, waren so unglücklich abgelaufen, daß die Athener jeden mit dem Tode bedrohten, der den Vorschlag erneuern würde, die Insel wieder zu erobern. Da recitirte Solon in verstelltem Wahnsinn als Herold verkleidet auf dem Markte eine Elegie, worin er der Feigheit der Athener spottete und sie zur Eroberung

von Salamis anfeuerte. In dieser hieß es unter anderem (Diog. Laert. I, 2, 47):

Lieber wär ich fürwahr Pholegandrier, ja Sikinete,
Als ein Bürger Athens, tauschte das Land der Geburt.
Bald wohl sprechen die Leute, seht hier den Mann aus Athenä,
Aus der Stadt, die erst jüngst Salamis schmählich verlor.
— — — — — — — —
Auf, nach Salamis denn, zum Kampf um die liebliche Insel,
Abzuschütteln die Last drückender Schande von uns!

Und Salamis wurde hierauf wieder eingenommen.

Auch von den zahlreichen anderen theils politischen, theils betrachtenden Elegien Solons, des weisen Mannes, der von sich sagte, daß er täglich vieles lernend alt werde (*γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος*), sind uns nur Bruchstücke, wenn auch einige von beträchtlichem Umfange, erhalten, die mit zu den schönsten Perlen der Griechischen Poesie gehören. In der einen Elegie schildert der große Gesetzgeber den früheren gesetzlosen Zustand seines Vaterlandes und preist die Gesetzlichkeit: „Unsere Stadt wird nach dem Beschluß des Zeus und dem Willen der seligen, ewigen Götter nicht untergehen; denn Pallas Athene, die hochgesinnte Tochter des Zeus, hält schützend ihre Hand über ihr. Die Bürger zwar wollen aus Unverstand, auf Gewinn erpicht, die mächtige Stadt verderben, und der Volksführer Hochmuth und Habgier schlug ihr eine unvermeidliche Wunde; denn schnell verfiel sie in schlimme Knechtschaft, welche den Bürgerzwist und den schlummernden Krieg weckt und viele Bürger tödtet oder in die Fremde treibt, und bis ins Innerste der Bürgerhäuser dringt das Volksübel. Darum heißt mich mein Herz die Athener lehren, wie vieles Unheil Gesetzlosigkeit der Stadt bringt. Aber Gesetzlichkeit schafft Ordnung und Wohlstand, sie legt den Ungerechten Fesseln an, glättet das Rauhe, dämpft den Stolz, bändigt den Uebermuth und läßt die wachsende Saat des Unheils verdorren, sie macht das Krumme gerade, sänftigt hochmüthiges Thun und beschwichtigt die Parteienwuth und des verderblichen Streites Zorn. Unter ihrer Herrschaft fügt Alles sich zur verständigen Ordnung." — In einem andern Bruchstück charakterisirt er seine Gesetzgebung: „Dem Volke gab ich das richtige Maß von Gewalt und Ehre, und den Mächtigen und Reichen rieth ich, auf unziemliches Vorrecht zu verzichten, und, Beide mit mächtigem Schilde deckend, stand ich da und ließ keiner Partei einen ungerechten Sieg." — In einer andern Elegie (sie führte den Titel *ὑποθῆκαι εἰς ἑαυτόν*) spricht er seine Lebensansicht aus. Die Pierischen Musen anrufend, fleht er, daß ihm Glück von den ewigen Göttern und guter Ruf bei allen Menschen immer zu Theil werde, seinen

Freunden zur Lust, seinen Feinden zum Verdruß. Schätze wünscht er sich, aber nicht durch Unrecht erworbene. „Der von den Göttern verliehene Reichthum bleibt und mehrt sich; des Frevels Werke frommen den Menschen nicht; denn Zeus sieht jeglicher Thaten Ende. Schnell wie der Frühlingswind die Wolken zerstreut, nahet die Rache des Gottes; doch nicht immer zürnt er sogleich, sondern der Eine büßt bald, der Andere später, und wen selbst nicht die Strafe erreicht, dessen Kinder und Enkel müssen dann schuldlos die Sünde büßen. Gern giebt der Mensch sich leichter Hoffnung hin, der Leiden zu vergessen; denn es müht sich der Mensch mit Diesem und Jenem im Leben. Doch dem Geschick entfliehen kann Niemand. Die Moira bringt den Sterblichen Gutes und Böses. Unsicher ist jedes Strebens Erfolg; nur dem schön Handelnden giebt immer der Gott einen glücklichen Ausgang, Erlösung von Thorheit. Wer aber nach Schätzen geizt, kennt kein Ziel seines Strebens und sein Verlangen bleibt ungestillt. Das Gute erhält der Mensch von den Göttern; das Unheil aber, das Zeus ihm zur Strafe sendet, und das bald diesen, bald jenen trifft, hat er selbst verschuldet." — Mimnermos hatte in einem Gedichte gewünscht, daß ihm ohne Krankheit und lastende Sorgen im sechzigsten Jahre das Geschick des Todes erscheine. „Aendere den Spruch, ruft ihm Solon zu, und singe vielmehr:

Brächte das achtzigste Jahr erst mir des Todes Geschick!
Und nicht unbeweinet erscheine der Tod mir; den Freunden
Mög' ich Thränen und Schmerz sterbend noch lassen zurück."

2. **Die paränetische und gnomische Elegie. Theognis, Phokylides.**

„Der Dichter Theognis" sagt Xenophon in einem Fragmente bei Stob. Floril. T. III, p. 167, „hat über nichts anderes gehandelt als über die Tugend und Schlechtigkeit der Menschen und seine Dichtung ist eine Schrift über die Menschen, wie wenn einer, der sich auf Pferde versteht, über die Reitkunst schreibt" — und so hat man ihn denn in alter und neuer Zeit als den eigentlich gnomischen Dichter der Griechen betrachtet. Aber seine Gedichte sind im Grunde doch auch politischer Art. Denn Theognis (Ol. 60 = 540) lebte zu einer Zeit, als in seiner Vaterstadt Megara schwere Parteikämpfe zwischen Adel und Bürgerschaft ausgebrochen waren. Er selbst gehörte zur Partei der Aristokraten und war ein eifriger Vorkämpfer ihrer Sache. Stolzer aristokratischer Geist weht auch durch fast alle seine Sprüche. Seine Parteigenossen sind ihm die *ἀγαθοί* und *ἐσθλοί*, ihre Gegner, die Anhänger der Volkspartei, die *κακοί* und *δειλοί*, und die moralische Bedeutung dieser Begriffe fällt für ihn fast immer mit der politischen zusammen, was bisweilen in sehr naiver Weise hervortritt. So, wenn er seinem Freunde zuruft:

Sei verständig und suche durch schimpfliche Thaten und Unrecht
  Niemals Ehr und Verdienst dir zu verschaffen noch Macht.
Merk' es dir wohl, nie pflege mit schlechten Menschen Gemeinschaft,
  Sondern zu jeglicher Zeit schließe den Guten dich an.
Sei ihr Genosse bei Tisch, beim Wein und sitze bei ihnen,
  Mache dich denen beliebt, welchen Bedeutung verliehn[1]).
Treffliches mußt du von Trefflichen lernen; verkehrst du mit Schlechten,
  Geht auch noch der Verstand, den du besessen, zu Grund.
Merk' es dir und verkehre mit Wackeren. Einst mußt du sagen,
  Daß wohlmeinenden Rath ich meinen Freunden ertheilt.
(v. 31—38.)

Wäre uns die Geschichte Megara's in jener Zeit und die Rolle, die Theognis selbst dabei in seiner Vaterstadt gespielt hat, nicht so ganz unbekannt (wie es scheint war auch er in ähnlicher Weise wie Solon dazu berufen zwischen den hadernden Parteien als Vertrauensmann Friede und Ordnung zu stiften, mit welchen Bemühungen er freilich wenig Dank erntete, v. 77, 947, 233, 367 ff.), so würden uns viele Stellen seiner Gedichte viel verständlicher sein. Der Sturz der Optimaten war für ihn mit dem Verlust seines Vermögens, wenigstens seines Grundbesitzes, verbunden. Eine Zeit lang war er von Hause abwesend und in einer Art freiwilliger Verbannung auf Reisen. Er hielt sich längere Zeit im Sicilischen Megara auf, auch kam er in die weinreiche Ebene von Euböa, sowie nach Sparta, der herrlichen Stadt des schilfreichen Eurotas. Ueberall wurde er von Freunden wohlwollend aufgenommen, doch kam ihm keine Lust ins Herz, denn nichts lieberes gab es für ihn als das Vaterland (v. 783—788). Erst in späteren Jahren kehrte er in dasselbe zurück und er scheint noch den Anfang der Perserkriege erlebt zu haben. Denn er fleht zu dem Herrscher Phöbos, der selber die Stadt umthürmt hat, voll Huld für den Alkathoos, den Sohn des Pelops, das übermüthige Heer der Meder von seiner Vaterstadt abzuhalten, damit das Volk beim Beginne des Frühlings ihm herrliche Hekatomben senden und sich an der Kithara Spiel und dem fröhlichen Festmahl und den Chören der Päanen und dem Jubel an seinen Altären ergötzen könne. „Doch", schließt er, „wohl fürcht' ich,

Schau ich den Unverstand und verderblichen Zwist der Hellenen.
  Wolle drum unsere Stadt gnädig beschirmen, Apoll!"

Theognis schrieb in elegischer Form Sprüche *(γνώμας δι' ἐλεγείας)* an Kyrnos, mit dem Beinamen Polypaïdes, einen jugendlichen Freund, der gleichfalls zur Partei der Aristokraten gehörte, und paränetische Ermahnungen *(ὑποθήκας παραινετικάς)* an

[1]) — *ἅνδανε τοῖς, ὧν μεγάλη δύναμις.*

andere Freunde. Wir besitzen unter seinem Namen ein wüstes Conglomerat von allerlei Sprüchen und Ermahnungen in 1389 Versen, in dem auch nicht die Spur von Ordnung und Zusammenhang zu erblicken ist. Mehrfach sind die Sentenzen nach ganz zufälligen Stichwörtern neben einander gestellt, auch erhalten wir nicht selten denselben Gedanken in zwei-, ja mehrfacher Fassung, selbst offenbar jüngere Parodien neben dem ursprünglichen. Unter die an den Polypaïden Kyrnos gerichteten Sprüche sind Epigramme und Bruchstücke anderweitiger Elegien gerathen, ja es sind Verse von Tyrtäos, Solon, Mimnermos, Phokylides und Euenos in die Sammlung mit aufgenommen. Auch findet sich erotisches und sympotisches unter das Ethische gemischt, der Schluß des Ganzen aber ist lediglich der *παιδικὴ Μοῦσα* gewidmet. Und doch kann kein Zweifel sein, daß unsere Sammlung, wenn auch etwas vollständiger (v. 1221—1230 fehlen in den Handschriften) aber durchaus nicht besser geordnet schon im 5. Jahrhundert dem Johannes Stobäos vorgelegen hat, und daß man damals schon längst den ursprünglichen Theognis nicht mehr besaß. Schon in Attischer Zeit wurden ausgewählte Stücke seiner Elegieen für den Jugendunterricht benutzt (daher der zum Sprichwort gewordene Ausspruch eines Komikers *τουτὶ μὲν ᾔδειν πρὶν Θέογνιν γεγονέναι*) und wie es so häufig der Fall gewesen, über der chrestomathischen Auswahl gingen die Originaldichtungen verloren. Unsere Sammlung mag dem Fleiß eines Späteren ihren Ursprung verdanken, der alles mögliche zusammenhäufte, was sich zu seiner Zeit unter Theognis' Namen noch auftreiben ließ, und ist, so seltsam dies auch klingen mag, vielleicht als eine aus dem Alterthum selbst herrührende, aber schlecht, oder vielmehr so gut wie gar nicht geordnete Fragmentsammlung des Dichters zu betrachten. Der Theognis, welcher dem Xenophon vorlag, begann mit den Versen, die in unserer Sammlung erst nach mancherlei andern Ermahnungen v. 183 ff. stehen:

Widder und Esel und Rosse, die sucht man von edeler Abkunft,
  Kyrnos, und jeder verlangt Thiere von trefflicher Zucht,
Doch die unedele Tochter zu frein des unedelen Vaters,
  Kümmert den Edelen nicht, bringt sie nur Schätze ihm zu.
Auch verschmäht es ein Weib nicht des Schlechten Gemahlin zu werden,
  Ist er reich; denn das Geld zieht sie der Tüchtigkeit vor.

Von seinem Ruhm als Dichter hat Theognis ein hohes Bewußtsein. Von seinen Sprüchen wird man sagen „es sind Worte des Theognis aus Megara, der bei allen Menschen berühmt ist" (v. 22) und seinem Freund Kyrnos ruft er an einer Stelle, die man mit Unrecht verdächtigt hat, zu:

Flügel hab' ich dir gegeben, mit denen du über die Erde
 Weithin erheben dich kannst, und das unendliche Meer
Leichten Flugs, und zugegen bei allen festlichen Mahlen
 Wirst du sein und durch mich liegen im Munde des Volks.
Und es besingen dereinst zum Klang helltönender Flöten
 Liebliche Jünglinge dich zierlich in lautem Gesang.
Ja, auch wenn du dereinst in den finsteren Tiefen der Erde
 Hin zu der Unterwelt gehst, dort, wo die Klage ertönt,
Wirst du selbst nicht im Tode den Ruhm verlieren. Dein Name
 Lebt unsterblich fortan unter dem Menschengeschlecht,
Wandernd durch Hellas Gefild und die Inseln und über des Meeres
 Oeden ungastlichen Grund, wimmelnder Fische Bereich,
Nicht auf den Rücken der Rosse dich setzend; der veilchenbekränzten
 Musen erfreuend Geschenk wird ein Geleiter dir sein.
Denn bei Allen, die jetzt und künftig Gesänge verehren,
 Wirst du weilen so lang' Erde und Sonne besteh'n.
(v. 237—252.)

Etwa gleichzeitig mit Theognis lebte **Phokylides** aus Milet, von dessen paränetischen Gnomen in Distichen und Hexametern sich nur wenige Bruchstücke erhalten haben. Wenn die meisten derselben mit den Worten *καὶ τόδε Φωκυλίδεω* beginnen, so ist hierin nicht ein Ausdruck seines Selbstbewußtseins zu erblicken, sondern das Streben in einer Zeit, in welcher die Spruchdichtung vielfach geübt wurde, die eignen Erzeugnisse vor Verwechselung mit den Leistungen Anderer zu schützen. Ein ihm beigelegtes längeres *ποίημα νουθετικόν*, in 230 Versen, von denen eine beträchtliche Anzahl auch in die interpolirten Handschriften der Sibyllinischen Orakel Eingang gefunden haben, rührt offenbar von einem Alexandrinischen Juden her.

3. Die erotische und threnetische Elegie. Mimnermos. Simonides.

Als Schöpfer der **erotischen Elegie** gilt **Mimnermos** aus Kolophon, ein älterer Zeitgenosse des Solon, um 630 v. Chr. Von seinen Lebensumständen wissen wir nichts als seine unglückliche Liebe zur schönen Flötenspielerin **Nanno**, nach deren Namen er die Sammlung seiner Liebeselegien benannte. Wir besitzen von ihm nur noch wenige Bruchstücke. Er ist der Sänger der Freuden und Leiden der Liebe; darum rühmt von ihm Properz (I, 9, 11):

Mehr in der Liebe besagt Mimnermus' Vers als Homerus
(plus in amore valet Mimnermi versus Homero).

Sein Hauptthema ist die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und die Aufforderung zum Genusse der Jugend; sein Grundsatz:

„Kein heiteres Leben ohne Scherz und Liebe“ (Hor. Epist. I, 6, 65). Die Jugend ist die Zeit des Glückes, das Alter schlimmer als der Tod. Daher wünscht er:

Wenn doch ohne der Krankheit Schmerz und die lastenden Sorgen
Schon im sechzigsten Jahr käme des Todes Geschick!

„Denn was ist Leben, was Genuß ohne die goldene Aphrodite? Besser todt, als keinen Gefallen mehr finden an ihren holden Gaben. Schnell verwelkt der Jugend Blüthe, und, wenn das trübselige Alter naht, dann schwindet die Schönheit, und es kommen schlimme Sorgen, und selbst der Sonne heller Schein erfreut nicht mehr. Die Knaben meiden uns, die Mädchen spotten unser. So drückend schuf der Gott das Alter!“ — „Den Blättern gleich, die der blumenreiche Lenz durch den Strahl der Sonne schafft, freuen wir uns der Jugendblüthe eine Spanne Zeit nur; denn bald nahen die schwarzen Unheilsgöttinnen, das Alter bringend und den Tod. Die Frucht der Jugend währet nur einen Augenblick, und ist sie dahin, dann ist der Tod dem Leben vorzuziehen. Viel Schlimmes kommt: Armuth oft, oder der Theuern Verlust, oder verheerende Krankheit; denn wo ist der Mensch, dem Zeus nicht viele Uebel gab?“ — Erwähnt wird von Mimnermos auch eine Elegie auf einen Kampf der Smyrnäer gegen Gyges, König von Lydien (Paus. IX, 29, 14).

Der Vollender der threnetischen Elegie war der berühmte lyrische Dichter Simonides (st. 469 v. Chr.). Er stimmte den Ton der Wehmuth und Trauer an. In einem uns erhaltenen Bruchstück klagt er über die Flüchtigkeit der Zeit:

Nichts Beständiges ist in der Menschheit flüchtigen Dingen.
Eines, das trefflichste Wort, sagte der Chier dereinst:
„Wie die Blätter der Bäume, so sind der Menschen Geschlechter.“
Aber der Sterbliche nimmt selten zu Ohren das Wort,
Um in der Brust es zu wahren. Es nahet die täuschende Hoffnung
Jedem und pflanzet sich fest ein in der Jünglinge Herz.
Flüchtigen Sinnes, so lange der Jugend liebliche Blume
Blühet noch, schweifet der Mensch irrend in Träumen umher;
Ach, in vergeblichen Träumen: er denkt an Alter und Tod nicht,
Denkt, so lang' er noch blüht, nicht an den welkenden Herbst.
Unverständige Kinder, die also wähnen! Sie wissen
Nicht, wie im Fluge die Zeit Jugend und Leben verweht
Sterblichen. Aber wohlan, weißt du's, so gewähre der Seele
Bis zu des Lebens Ziel gerne des Guten Genuß!
(Zum Theil nach Herder.)

Man hatte von ihm Elegieen auf die Hauptschlachten der Perserkriege, bei Marathon, Salamis und Plataä, auch eine An=

zahl kleinerer Epigramme auf diese Ereignisse, sogenannte ἐπικήδεια, darunter allerdings auch manches, was ihm mit Unrecht beigelegt wurde. Diese letzteren Gattungen der Elegie waren es übrigens, welche später die Alexandrinischen Dichter und ihnen folgend die Römer mit Vorliebe anbauten.

B. Jambenpoesie.

Archilochos, Simonides von Amorgos, Hipponax, Ananios.

Eine weitere Zwischenstufe zwischen Epos und Lyrik bildete die jambische Poesie, die gleichfalls bei den Joniern entstand und ausgebildet wurde. Wenn die Elegie sich in der metrischen Form noch unmittelbar an das Epos anschloß, und auch hinsichtlich ihres Inhaltes sich gewissermaßen als ein der Gegenwart angepaßtes Epos betrachten ließ, so bildet die jambische Poesie den geraden Gegensatz zum Epos, wie später die Komödie zur Tragödie; denn bewegt sich das Epos in einer großartigen, edlen Vergangenheit, so schildert diese die kleinliche Gegenwart des alltäglichen Lebens; flößte das Epos für seine Helden Bewunderung und Liebe ein, so gab die jambische Poesie die ihrigen der Verachtung und dem Spotte preis. Witz und Ironie, Satire und Sarkasmus sind die Waffen, mit denen Laster, Thorheit und Gemeinheit von ihr bekämpft werden. Wie der Stoff, so bildete auch die Form einen Gegensatz zum Epos. Dem heroischen Hexameter, dem würdigen Verse zur Schilderung einer großen Vergangenheit, stand der raschere, der Rede des gewöhnlichen Lebens sich näher anschmiegende jambische Trimeter entgegen. Das jambische Versmaß war aber schon geraume Zeit bevor es durch Archilochos in die Literatur eingeführt wurde zur Einkleidung extemporirter Spott- und Scherzreden in volksthümlichem Gebrauche. Man leitete im Alterthum seinen Namen von Jambe, einem Thrakischen Mädchen her, welche mit Demeter, als sie in tiefer Trauer ihre geraubte Tochter suchte, in der Nähe von Eleusis zusammentraf, und der es gelang die Göttin durch neckende Scherze zum Lachen zu bringen und aufzuheitern. Das Zeitwort ἰαμβίζειν war synonym mit ὑβρίζειν und so mögen wohl jambische Verse bei ländlichen Demeterfesten von Alters her üblich gewesen sein. Ihre kunstgerechte metrische und musikalische Ausbildung erhielten sie durch Archilochos. Dieser Mann hatte aber eine erstaunliche Formgewandheit und einen erfinderischen Sinn für die Mannichfaltigkeit metrischer Composition. Er begnügte sich daher nicht blos mit der Verwendung des Jambus zu stichischen Gedichten, sondern nach Art des elegischen Distichons, dessen er sich gleichfalls bediente, verband er nun auch längere jambische Reihen mit kürzeren, oder umgekehrt, sowie daktylische Verse mit jambischen zu sogenannten

Epoden (στίχοι ἐπῳδοί), die uns noch in den Nachbildungen des Horaz vorliegen. Neben dem Jambus brachte Archilochos auch dessen Umkehrung den Trochäus zur Anwendung, nicht blos in Tetrametern, sondern er verband auch mehrere Daktylen mit mehreren Trochäen zur Einheit eines Verses als logaödische Reihe, oder wenn an der Stelle, wo die Rhythmen verschiedener Geschlechter sich berührten, Hiat und syllaba anceps angewendet wurden, Daktylen und Anapästen mit Jamben und Trochäen zu Asynarteten. Ob auch Kretici und Päone bereits in seinen Versmaßen zur Anwendung kamen, steht nicht fest, aber bedenkt man, daß jede seiner metrischen Neuerungen zugleich eine musikalische war, worüber wir freilich zu keiner genügenden Einsicht mehr kommen können, so erstaunt man auch so über seine erfinderische Vielseitigkeit, und begrüßt ihn als den eigentlichen Schöpfer der freien metrischen Kunst der Griechen. Mit Recht sagt der Römische Grammatiker Victorinus von ihm: fecundus varietate carminum et singularis artificii in excogitandis novis metris — rursus haec eadem connectens per cola et commata inter se innumerabiles edidit species.

Archilochos war der Sohn des Telesikles aus Paros, der in den Jahren 720—708 v. Chr. eine Kolonie nach Thasos führte, die jedoch mit ziemlich ungünstigen Verhältnissen daselbst zu thun bekam. So sah sich Archilochos von Jugend auf in ein vielbewegtes von Armuth und mannichfachen Unfällen gedrücktes Leben verwickelt und wenn auch die Energie seines Geistes ihn über die Widerwärtigkeiten seines unfreundlichen Geschickes erhob, so bemächtigte sich doch eine verbitterte Stimmung seines Gemüths, die sich in seinen Gedichten kund gab, in denen er mit hartem Spott selbst seine Freunde nicht verschonte, in maßlosen Schmähungen aber gegen seine Feinde sich erging, wie namentlich gegen Lykambes, der ihm seine Tochter Neobule versprochen hatte, hinterher aber sein Wort zurückzog und sie einem andern zur Frau gab. Behaupteten doch die Alten, die ganze Familie habe durch des Archilochos Angriffe aufs äußerste gebracht sich selbst den Tod gegeben, eine Erzählung, die aber wohl nur dem Mißverständniß eines Verses des Dichters ihren Ursprung verdankt. Denn in seinen Gedichten sprach Archilochos mit rücksichtsloser Offenheit von sich selbst und seinen Verhältnissen. Aus ihnen erfuhr man, daß seine Mutter eine Sclavin gewesen, daß ihn die Armuth gezwungen habe, von Paros nach Thasos auszuwandern, daß aber auch hier das Geschick nicht aufgehört ihn mit Noth und Entbehrung aller Art zu verfolgen. Doch, sagt er:

Mich kümmert nicht des reichen Gyges vieles Gold
Nicht fühl' ich Neid hierüber; auch der Götter Macht
Reizt nimmer mich, und Herrschergröße wünsch' ich nicht.
Denn fern von meinen Blicken liegt dies alles mir.

und seinen Leiden setzt er einen kühnen Muth entgegen:

Herz, mein Herz, bewegt von Sorgen, gegen die nichts frommen will,
Auf, den Widerwärtigkeiten frei entgegen deine Brust.
Stehe fest, wenn aus der Nähe sendet sein Geschoß der Feind.
Wird dir Sieg zu Theil, so rühme deines Siegs nicht allzulaut dich,
Wirst besiegt du, dann verzehre nicht daheim in Klagen dich,
Halte Maß in deiner Freude, halte Maß, wenn Leid dich trifft,
Und bedenke, wie im Leben steter Schicksalswechsel herrscht.

So heißt es in einem andern Fragmente:

Stell' anheim den Göttern alles; oft vom Unglück richten sie
Menschen auf, die schon am schwarzen Boden lagen hingestreckt,
Andre bringen sie zu Fall' und legen rücklings in den Staub
Menschen, die gar hoch gestiegen, lassen schlecht es ihnen geh'n,
Lassen sie um Nahrung betteln, sinnverwirrt im fremden Land.

An kriegerischen Kämpfen nahm er mehrfach Theil, ohne darum den Musen untreu zu werden. Daher konnte er von sich sagen:

Nicht blos bin ich ein Diener des mächtigen Gottes der Heere,
Kundig berühm' ich mich auch lieblichen Musengeschenks.

Ueber die Eigenschaften, die ein Feldherr haben müsse, läßt er sich also vernehmen:

Keinen großen Feldherrn lieb' ich, keinen der die Beine spreizt,
Keinen der auf Locken stolz ist, oder auf des Hauptthaars Schnitt,
Mag er klein sein meinetwegen und mit krummen Beinen gehn,
Steht er fest nur auf den Füßen, ist das Herz nur Muthes voll.

Aber auch im Kriege war das Glück ihm nicht hold; in einem Kampfe gegen die Thrakische Völkerschaft der Saïer mußte er seinen Schild wegwerfen und auf der Flucht sein Heil suchen, worüber er sich denn freilich zu trösten wußte:

Einer der Saïer schmücket mit meinem untadligen Schild sich,
Den im Gesträuche zurück, selber nicht wollend, ich ließ.
Fliehend erhielt ich mein Leben, so möge der Schild mir dahin sein,
Einen, der schlechter nicht ist, kauf ich von Neuem mir leicht.

Wegen dieser Verse, heißt es, verwiesen ihn die Spartaner alsbald aus ihrer Stadt, als er einst zu ihnen gekommen war. Im Kampfe ereilte ihn auch das Geschick. Ein Naxier, Kalondas oder Archias mit Namen, tödtete ihn. Als dieser bald darauf den Delphischen Apoll um ein Orakel befragte, wurde er von der Priesterin aus dem Heiligthum verwiesen, um zuvor die Manen des Erschlagenen auf seinem Grabe zu versöhnen.

Archilochos war ein äußerst vielseitiger und fruchtbarer Dichter. Außer den schmähenden Jamben und Epoden, die Horaz, wie er selbst gesteht (epist. I, 19, 25), ihrer Form und ihrem Geiste nach nachgeahmt hat, nicht aber nach ihrem verletzenden Inhalt, schrieb er noch Hymnen, Elegien, Skolien, Epigramme und manches andere. Die erhaltenen Fragmente seiner Dichtungen sind nicht zahlreich, aber alle bekunden die ungemeine Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Diction, so daß man schon einen Dichter der späteren Attischen Periode zu lesen glaubt. Von den Alten wurde Archilochos sehr hoch geschätzt. Viele stellten ihn dem Homer als ebenbürtig an die Seite. Theokrit nennt ihn einen Liebling des Apollo und der Musen. Der Grammatiker Aristophanes hielt von seinen Jamben die längsten Gedichte für die besten. Bekannt ist das Urtheil Quintilians (X, 1, 60). Er lobt an ihm die große Kraft seines Ausdrucks, die Stärke, Gedrängtheit und Schärfe seiner Gedanken; er strotzt, meint er, von Blut und Lebenskraft, und wenn er überhaupt einem Dichter nachstehe, so sei dies, wie einige glauben, ein Fehler seines Stoffes, nicht seiner Begabung [1]). Weniger bekannt, aber geistvoll und beachtenswerth ist das, was Dio Chrysostomus or. XXXIII p. 397 über ihn sagt: „Es hat zu allen Zeiten nur zwei Dichter gegeben, mit denen man keinen der übrigen vergleichen kann, Homer und Archilochus. Von diesen hat Homer fast alles gelobt, Thiere, Pflanzen, Wasser, Erde, Waffen und Pferde, und er hat fast nichts erwähnt, ohne ihm sozusagen ein ehrendes Beiwort zu geben. Allein von allen hat er den Thersites getadelt, und doch sagt er selbst von ihm, er sei ein helltönender Redner gewesen. Archilochus hat den entgegengesetzten Weg des Tadelns eingeschlagen, wahrscheinlich weil er sah, daß die Menschen dessen mehr bedürfen, und er tadelt zuerst sich selbst. Deshalb hat er auch nach seinem Tode und vor seiner Geburt das großartigste Zeugniß von der Gottheit erhalten. Denn den Mann, der ihn getödtet hatte, verwies Apollo aus seinem Tempel, indem er sagte, er habe einen Diener der Musen getödtet. Und als er sich damit vertheidigen wollte, daß er ihn im Kriege getödtet habe, nannte er den Archilochus zum zweitenmale einen Diener der Musen. Und als sein Vater vor seiner Geburt das Orakel befragte, verkündete ihm der Gott, er werde einen unsterblichen Sohn erhalten. Daraus ergiebt sich, daß ein Mann, der im Stande ist zu schelten und anzugreifen und mit seiner Rede die Fehler ans Licht zu bringen, mehr werth ist und höher steht als die Lobredner.“

---

[1]) Summa in Archilocho vis elocutionis, cum validae tum breves vibrantesque sententiae, plurimum sanguinis atque nervorum, adeo ut videatur quibusdam, quod quoquam minor est, materiae esse non ingenii vitium.

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts, vielleicht noch als jüngerer Zeitgenosse des Archilochos, lebte Simonides von Amorgos, ein geborner Samier. Von ihm hatte man Jamben in zwei Büchern. An Geist und dichterischer Begabung stand er weit hinter Archilochos zurück. Auch vermissen wir in seiner Poesie das persönliche Element, wogegen eine Neigung zum gnomischen, sowie allgemeinen Reflexionen über gewisse stehende Seiten des menschlichen Lebens mehr in den Vordergrund treten. So erinnert Simonides einerseits an Hesiod, andererseits an die Elegiker. Erhalten hat sich von ihm ein umfangreiches Fragment über die Weiber im Florilegium des Stobäos:

Verschiednen Sinnes schuf zuerst der Gott das Weib.
Die Eine ließ er aus der borst'gen Sau entstehn.
In ihrem Haus liegt Alles voller Schmutz umher,
Unordentlich, und wälzet auf dem Boden sich.
Sie wäscht sich weder selbst, noch ihre Kleider je,
Und so im Unrath sitzend wird sie dick und fett.

Die Andre schuf aus einem schlauen Fuchs der Gott,
Ein Weib, in Allem wohlerfahren; denn sie kennt
Das Schlimme, wie das Bess're wohl; doch nennet sie
Bald gut, bald schlecht dasselbe wechselnd, je nachdem
Die Laune sie zu diesem oder jenem treibt.

Die Dritte, rasch beweglich, zeigt der Mutter sich,
Der Hündin, würdig. Hören Alles, Alles will
Sie wissen, schleichet überall umher und steckt
In Alles ihre Nas' und belfert, wenn sie auch
Niemanden sieht, und hält ihr Maul nicht, weder wenn
Der Mann ihr droht, noch wenn im Zorn die Zähn' er ihr
Mit einem Stein ausschlägt, noch wenn ein sanftes Wort
Er zu ihr spricht, noch selbst wenn sie bei Fremden sitzt.
Beständig gehet ihr unselig Keifen fort.

Die Viert' aus Lehm erschufen die Olympier
Und gaben einem Mann die Last. Ein solches Weib
Weiß Gutes nicht, noch Schlimmes. Essen ist allein
Die Kunst, die sie versteht, und wenn der Gott einmal
Schickt einen harten Winter, friert sie lieber, als
Daß sie den Stuhl sich rückte zu dem Feuer hin.

Betrachte jetzt die aus dem Meer entstanden ist.
An einem Tage lacht sie und ist frohen Sinns;
Sie loben wird der Fremde, der im Haus sie sieht:
Es geb' in aller Welt auch nicht ein einzig Weib,
Das schöner oder besser sei, als sie. Jedoch
An einem andern ist sie unerträglich, nicht

Zu schauen, nahen darf man ihr sich nicht, so toll,
Wie eine Hündin um die Jungen, wüthet sie.
Unwirsch und zornig gegen All' ohn' Unterschied
Erscheint sie, gegen Freund sowohl, wie gegen Feind.
So wie das Meer zuweilen glatt und ruhig ist
Zur Sommerzeit, verkündend eine günst'ge Fahrt
Den frohen Schiffern; wiederum zu and'rer Zeit
Dumpfbrüllend raset, aufgeregt vom Wogenschwall:
Ganz so erscheint ein solches launenhaftes Weib;
In stetem Wechsel zeiget, wie die See, sie sich.

Es ward aus einer grauen, faulen Eselin
Ein and'res Weib. Sie thut mit Zwang und Drohung kaum,
Was Alles ihr zu thun gebühret; dafür nascht
Im Winkel Tag und Nacht sie, nascht am Feuerherd.
Auch zu verliebten Abenteuern ist sie nicht
Zu träge: nimmt sie doch den ersten Besten, der
Zu ihr als ihr Verehrer kommt, gar willig auf.

Von einer Katze stammet eine And're her,
Ein jammervoll, unselig Wesen, keine Spur
Von Schönheit, Liebreiz, Anmuth oder Lieblichkeit,
Doch unersättlich im Genuß des Ehebetts,
Daß ihrem eignen Manne sie zum Ekel wird.
Auch maust sie gern und fügt den Nachbarn Schaden zu,
Nascht oft das Opfer, ehe noch es dargebracht.

Noch Eine ward aus einem stolz bemähnten Roß.
Arbeit und Fleiß, so meint sie, ziemen nur der Magd.
Sie rührt die Mühle niemals an und schüttelt nicht
Das Sieb, noch fegt den Schmutz sie aus dem Haus; sie sitzt
Am Herde niemals, weil sie vor dem Ruß sich scheut.
Doch zwingt zur Liebe sie den Gatten; denn sie wäscht
Den Schmutz des Tags sich zweimal oder dreimal ab
Und pomadirt mit Salben sich und immer trägt
In Locken fallend sie das lang gewachs'ne Haar,
Verziert mit einem Blumenkranz. Ja, wahrlich ist
Ein schönes Schauspiel solch' ein Weib für Andere,
Jedoch ein Unglück jedem Mann, der sie besitzt,
Er müßte denn ein Fürst sein oder König, der
An solchem Anblick sein Gemüth ergötzen kann.

Aus einem Affen schuf der Gott ein and'res Weib,
Das größte Kreuz, das ohne Zweifel Zeus verlieh'n
Den Männern hat, ein wahres Schreckbild von Gesicht,
So daß sie auslacht Jeder, geht sie durch die Stadt.
Der kurze Hals kann auf dem Nacken kaum sich dreh'n,

Und Hüften, Waden fehlen ihr. O armer Mann,
Der solch' ein Scheusal in die Arme schließen muß!
Dabei verstehet alle Ränk' und Tücken sie,
Ganz wie ein Affe, lachet nie und Niemandem
Erweiset einen Dienst sie. Immer nur bedacht
Ist sie darauf und sinnet nach den ganzen Tag,
Wie sie so viel als möglich Böses stiften mag.

Aus einer Biene ward die Letzte. Heil dem Mann,
Der sie erhält! Denn sie allein trifft Tadel nicht.
Durch sie erblüht und mehrt des Hauses Segen sich.
In lang' beglückter Ehe lebend, schenkt dem Mann
Sie eine schöne, weit gepries'ne Kinderschaar.
Sie glänzt durch Tugend allen andern Weibern vor,
Und Götteranmuth breitet rings um sie sich aus.
Nicht sitzt sie unter solchen Weibern gern, wo blos
Die Rede stets von Liebesabenteuern ist.
Das sind die besten Frauen und verständigsten,
Mit denen Zeus die Männer nur beglücken kann.

Die andern Weiberklassen alle hat der Gott
Mit List geschaffen und den Männern beigesellt.
Kein größ'res Uebel nämlich als die Frauen gab
Uns Zeus; denn scheinen sie auch noch so gut, wenn erst
Man sie besitzt, erkennt man, welch ein Uebel sie.
Nicht einen Tag kann wohlgemuth verbringen, wer
Mit einem Weib zusammen lebet; schwer nur wird
Den Mangel er abhalten können fern vom Haus,
Den schlimmen Mitbewohner, unheilvollen Gott.
Und wenn der Mann zu Haus' einmal recht froh sich fühlt
Durch Gnade Gottes, oder eines Menschen Gunst:
Dann rüstet, Händel suchend, sie zum Kampfe sich.
Und wo ein Weib ist, wird ein Gastfreund, der in's Haus
Kommt zum Besuch, empfangen nicht mit Freundlichkeit.
Ach, grade die am meisten wohlgesittet scheint,
Die hat die allerschlimmsten Tücken hinter'm Ohr.
Nicht merkt's der Mann, die Nachbarn aber sehen es
Und spotten des betrognen Ehemanns. Es denkt
Dann Jeder an sein eigen Weib und lobet es
Und tadelt das des Andern. Ach, wir wissen nicht,
Daß gleiches Loos zu Theil geworden Allen ist!
Denn dieses Uebel schuf als allergrößtes Zeus
Und legt' uns unzerbrechlich fest Fußschellen an,
Von denen einst der Tod befreit hat Einige,
Im Kampf erliegend wegen einer Weibsperson.

In einem andern Fragment von 24 Versen bei demselben

Stobäos klagt der Dichter über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, das auf der uns unbekannten Schicksalsfügung des allmächtigen Zeus beruht, und ertheilt uns den Rath, uns dem Kummer und Trübsinn nicht allzusehr hinzugeben.

Viel später als Archilochus und Simonides, um 540, lebte Hipponax aus Ephesus. Auch ihn trieb, wie man erzählt, eine ihm zugefügte Beleidigung zur Rache durch Schmähgedichte. Er flüchtete vor den Tyrannen seiner Vaterstadt Athenagoras und Komas nach Klazomenä, und hier war es wahrscheinlich, wo zwei Künstler, Bupalos und Athenis, ihn copirten und seine Häßlichkeit und Magerkeit dem allgemeinen Gespötte Preis gaben Dafür strafte er sie durch den vernichtenden Spott seiner Verse (Plin. H. N. XXXVI, 5). Der Charakter seiner Poesie war ein humoristisch burlesker, mit vielfacher Selbstpersiflage im Tone des gewöhnlichen Lebens, daher sein Ausdruck viele sonderbare und für Nichtionier schwer verständliche Worte enthielt. Vortrefflich paßte zu diesem Charakter seiner Poesie die von ihm gewählte Form der Choliamben oder Skazonten, jambischer Trimeter oder Tetrameter mit einem Spondeus als Ausgang, welche durch die beiden aufeinanderstoßenden Längen etwas gedrücktes und äußerst komisches erhielten, eine Versart, welcher sich die Griechen seitdem mit Vorliebe bei der poetischen Behandlung der Aesopischen Fabel bedienten. In gleicher Weise behandelte Hipponax auch die trochäischen Tetrameter. Nur selten brachte er reine Jamben zur Anwendung. Er galt auch für den Erfinder der Parodie, und wir haben noch ein kleines Fragment in vier Hexametern, welches mit übertriebenen Ausdrücken des Homerischen Stils einen Schlemmer schildert. Die sonstigen Fragmente sind dürftig. Am bekanntesten darunter ist ein von Stobäos aufbewahrter boshafter Ausspruch über die Frauen:

Schön sind mit einer Frau zu leben zwei Tage,
Der Tag der Hochzeit und — wenn man sie todt fortträgt!

Etwa gleichzeitig mit Hipponax lebte Ananios, der bisweilen als vierter Jambograph genannt wird. Er galt als Erfinder der sogenannten Ischiorrhogischen d. h. lendenlahmen Jamben, bei denen der fünfte und sechste Fuß aus Spondeen bestehen. — Daß auch Solon sich zur Rechtfertigung seiner politischen Bestrebungen gegen seine Gegner der Jamben bediente, ist bereits gesagt worden.

II. Die lyrischen Gattungen.

Im Gegensatz zu den regsamen, leichtlebigen, unternehmungslustigen Ioniern mit ihrer Freude am leichten, geselligen Verkehr, ihrer Lust an phantastischen Erzählungen und ihrer Redseligkeit,

die sich gern mit Scherz und Spott verband, wird der Aeolische und Dorische Volksstamm durch eine gewisse aristokratische Vornehmheit und Abgeschlossenheit, durch einen pietätsvollen Sinn für Erhaltung altbewährter Einrichtungen im politischen und geselligen Leben, der nur zögernd und nicht ohne zähes Widerstreben Neuerungen Zutritt verstattete, überhaupt durch größeren Ernst und die Tiefe innerlichen Gemüthslebens charakterisirt, so jedoch, daß bei dieser gemeinsamen Grundlage ihres Wesens sich bei den Aeoliern nicht selten eine gewisse leidenschaftliche, ja ungestüme Stimmung des Subjects geltend machte, während bei den gemesseneren Doriern der Einzelne sich nicht leicht von der gültigen Sitte und Tradition seines Stammes loslöste, sondern willig diesem allgemeinen Bewußtsein sich unterordnete. Beide Stämme hatten eine besondere Anlage und Empfänglichkeit für Musik, und während die Jonier sich in der angegebenen Weise mit Glück auf neuen Gebieten der Dichtkunst versuchten, erwarben sich in derselben Zeit die Aeolier und Dorier durch sorgfältige Pflege und kunstvolle Ausbildung der Musik nicht mindere Verdienste um das geistige Leben des Griechischen Volkes. Auf der Insel Lesbos war der Sage nach das Haupt und die Leyer des von den Thrakischen Weibern zerrissenen Orpheus ans Land geschwommen. Das Grab dieses Hauptes zeigte man bei der Stadt Antissa und in dieser Gegend, versichert der Lesbische Geschichtsschreiber Myrsilos, sangen die Nachtigallen schöner als anderswo. Durch diese Sagen wird angedeutet, daß die Pflege des Kitharspiels und des Gesanges auf der Insel Lesbos bis in die mythische Vorzeit zurückreicht. Der Höhepunkt der Griechischen Musik in alter Zeit war der sogenannte Nomos, der Satz schlechthin genannt, unter dem wir uns ein feierliches, choralartiges Tonstück zu denken haben, das aus mehreren Theilen bestand. An den Festen des vorzugsweise von den Doriern verehrten Apollo war es seit uralter Zeit üblich, einen auf die Thaten und Eigenschaften des Gottes bezüglichen Nomos unter Kitharbegleitung, also einen kitharodischen Nomos, vorzutragen. Seine künstlerische Ausbildung aber, namentlich eine regelmäßige Gliederung in 5 oder 7 Theile, unter denen 3 als eigentliche Haupttheile hervortreten, deren mittelster wieder den Schwerpunkt des Ganzen bildete, bekam der kitharodische Nomos erst durch Terpandros von Antissa, einen ungefähren Zeitgenossen des Archilochus, der als der eigentliche Schöpfer der klassischen Musik der Griechen zu betrachten ist. Aber nicht blos, daß er die hieratische volksthümliche Sangesweise der Aeolier und Dorier in eine feste Kunstform brachte, auch durch eine neue Art der Uebertragung zweier Tetrachorde auf die siebensaitige Kithara und die regelrechte Ausbildung der Dorischen Tonart bekundete er seinen schöpferischen Geist. Seine Thätigkeit blieb auf seine

engere Heimath nicht beschränkt. Sondern nachdem er Ol. 26 = 676 an den Karneen in Sparta, weiterhin viermal nacheinander an den Pythien gesiegt hatte, ordnete er von Sparta aus, in welcher Stadt er bald zum höchsten Ansehen gelangt war, das Musikwesen der Dorier und galt seitdem in den Augen der Nachwelt als Begründer der *πρώτη μουσικῆς κατάστασις*. Zahlreiche Schüler verbreiteten den Ruhm und die Kunst ihres Meisters bald über sämmtliche Hauptstädte des Peloponnes. Was Terpander für die Kitharmusik gethan, das leistete nicht lange nach ihm Klonas für die Aulodik, den Gesang zur Flöte, indem er die aulodischen Nomen des Phrygier Olympos im Peloponnes einbürgerte. Es dauerte nicht lange, so erschienen Kithar- und Flötenspiel, mit und ohne Gesang (man unterscheide Kitharodik und Aulodik von Kitharistik und Auletik), als gleichwerthe und gleichberechtigte Spielarten der musischen Kunst, eine Gleichstellung, die ihre endgültige Sanction sozusagen dadurch erhielt, daß der Argivische Aulet Sakadas, etwa um Ol. 50 = 580, der nebst anderen Künstlern, wie Thaletas, Xenodamos, Xenokritos und Polymnestos zu den Begründern der zweiten musikalischen Katastasis gerechnet wurde, an den Pythien mit einer großen auletischen Composition, dem berühmten *νόμος Πυθικός* auftrat, welcher durch ein größeres Tongemälde die Tödtung des Drachen Pytho durch Apollo zur Darstellung zu bringen suchte, und durch seine Leistung, wie es heißt, die Abneigung des Gottes gegen die fremdartige Musik überwand.

Terpander und mehrere andere jener alten Musiker waren auch als Dichter thätig und schufen selbst die zu ihren musikalischen Compositionen passenden Texte. Aber ihre Poesien sind frühzeitig verschollen, wahrscheinlich, weil sie in ihrer kunstlosen Einfachheit den sich steigernden Anforderungen einer fortgeschrittenen Zeit nicht mehr genügten. Ueberliefert ist, daß sich Terpander in seinen Dichtungen aufs engste an die Homerische Poesie anschloß, ja ihr geradezu geeignete Texte zu seinen Nomen entlehnte. Bald indessen gewann die musische Kunst mit ihren neueren, reicheren Formen auch einen geeigneten poetischen Ausdruck und die lyrische oder melische Poesie kam bei Doriern und Aeoliern zu hoher Blüthe. Der Dichter Alkman, in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, war der Erste, der zwar nicht den Bereich des Mythos, aber doch den epischen Stoff völlig verließ und das Spartanische Leben zugleich nach seiner religiösen und weltlichen Seite in Chorgesängen und Liedern darstellte. Nach ihm trennte sich die Lyrik in eine erhabene, überwiegend religiöse und eine mehr heitere, weltliche Richtung. Während jene unter den Doriern als chorische Poesie in langsamer Entwicklung durch Stesichoros aus Himera ihre höhere Kunstgestaltung und durch Simonides,

Pindar und Bakchylides ihre Vollendung erhielt, erblühte diese rascher auf dem Aeolischen Lesbos als Odendichtung durch Alkäos und Sappho und wandelte sich durch den Jonier Anakreon in das heitere, gesellige Lied um.

A. Die Aeolische Lyrik.

1. Die Lesbische Odenpoesie. Alkäos, Sappho.

Ist die Jonische Poesie ein klarer See, in dem sich die schöne Außenwelt widerspiegelt, der höchstens in der jambischen Dichtung durch leichten Wellenschlag bewegt wird, so gleicht die Aeolische Lyrik einem von den Stürmen der Leidenschaften aufgeregten Meere. Sie ist die Poesie der Wünsche und der Sehnsucht des Herzens, der Aeußerungen der Liebe und des Hasses, der Freude und des Schmerzes. Sie entstand in Lesbos in einer Zeit der heftigsten Parteikämpfe und der darauf folgenden Ruhe, in der sich unter der weisen Leitung des Aesymneten Pittakos seit 600 v. Chr. mit dem Wohlstand und der politischen Macht zugleich eine freiere, den feineren Genüssen des Lebens zugewandte Gesellschaft gebildet hatte. Die metrische Form dieser Lyrik, die wir außer den Fragmenten der Aeolischen Dichter selbst recht deutlich aus der correcten Nachbildung der Horazischen Oden entnehmen können, sagt sich gänzlich von der epischen los. Sie knüpft an einzelne Neuerungen des Archilochus an, führt die metrische Kunst in dessen Geiste weiter und besteht überwiegend aus daktylisch-logaödischen und choriambischen Reihen mit voraufgehender jambischer, trochäischer oder trochäisch-spondeischer Basis, die zu Systemen von 2 oder 4, seltener 3 oder 5 Versen verbunden werden, welche in den einzelnen Gedichten in beliebiger Anzahl wiederkehren. Beide Arten von Reihen, neben denen sich andere, wie z. B. Jonische, nur sehr selten finden, sind unter sich rhythmisch verwandt, denn es läßt sich ja der Choriambus als katalektische kleinste logaödische Reihe betrachten. Die Alkäische, Sapphische und die Asklepiadeischen Strophen, letztere in 5 verschiedenen Arten, sind den Lesern des Horaz hinlänglich bekannt. Wie die Dichtung des Alkäos und der Sappho überhaupt, so verhalten sich auch die nach ihnen benannten Strophen oder Systeme zu einander. Gemeinsam sind beiden elfsylbige logaödische Verse als Hauptbestandtheil der Strophe. Aber die Sapphische Strophe ist dikolisch, die Alkäische trikolisch und schon darum beweglicher. Außerdem hat der Alkäische Vers einen steigenden, der Sapphische einen sinkenden Rhythmus. Der Alkäische schließt katalektisch mit einer betonten, der Sapphische akatalektisch mit einer unbetonten Sylbe. Der Schlußvers aber ist in der Alkäischen Strophe ein verdoppelter und darum kräftiger, in der Sapphischen ein einfacher, weicher

Adonius. So hat die Alkäische Strophe durchweg den Charakter männlicher Kraft und Stärke, wie er dem politischen Dichter geziemt. Die Sapphische dagegen ist sanft und gefällig, recht geeignet zum Ausdruck der Liebe und unbefriedigten Sehnsucht. Die Musikbegleitung waren meist Saiteninstrumente, besonders die Kithara, der Dialekt der Aeolische, aber ohne die Härten lokaler Besonderheit.

Zwei Meister brachten die Aeolische Lyrik zur Vollendung: Alkäos, der begeisterte Dichter der Freiheit (d. h. der unabhängigen, ritterlichen Aristokratie) und Sappho die innige, seelenvolle Dichterin der Liebe.

Alkäos, einer der vornehmsten Familien der Stadt Mytilene auf Lesbos angehörig, stand am Ausgang des 7. Jahrhunderts als Aristokrat zugleich mit Pittakos an der Spitze der Freiheitsmänner seiner Vaterstadt gegen die Tyrannen Myrsilos, Melanchros u. A. aus dem Geschlecht der Kleanaktiden, und wurde in Folge dieser Kämpfe verbannt. Ohne die Geschicke seiner Heimath aus den Augen zu verlieren, kam er auf abenteuerlichen Zügen bis nach Aegypten. Als jedoch nach Vertreibung des Melanchros Pittakos vom Volke zum Aesymneten d. h. Schiedsrichter erwählt worden war, trat Alkäos gegen ihn wie gegen einen neuen Tyrannen auf. „Der Dichter", berichtet Aristoteles (Polit. III, 9, 6) „machte den Mytilenäern in einem seiner Gesänge (*ἔν τινι τῶν σκολιῶν μελῶν*) darüber Vorwürfe, daß sie den Pittakos, der nicht einmal volles Bürgerrecht habe, von Bewunderung für ihn ergriffen einmüthig zum Tyrannen der in Gleichgültigkeit verblendeten Stadt eingesetzt hätten." Ein Versuch, den er machte, mit Waffengewalt sich die Rückkehr in die Vaterstadt zu erzwingen, mislang. Er gerieth in die Gewalt seines Gegners, der aber edel genug war, ihn mit den eines Weisen würdigen Worten zu entlassen: „Verzeihen ist besser als strafen" (*συγγνώμη τιμωρίας κρείσσων* Diog. Laert. I, 76). In einem Kampfe der Mytilenäer und Athener um Sigeion, erzählt Herodot (V, 95) floh der Dichter, als die Athener siegten, und diese erbeuteten seine Waffen und hingen sie als Weihgeschenk im Tempel der Athene zu Sigeion auf, wie er selbst in einem Gedichte an seinen Freund Melanippos berichtet:

> Daheim als Herold melde: gerettet ist
> Alkäos selbst, doch büßt' er die Waffen ein
> Und seinen Schild am Pallastempel
> Hängte das Volk von Athen zum Schmuck auf. [1])

---

[1]) Von den Fragmenten des Alkäos und der Sappho sind die größeren in der Uebersetzung von E. Geibel, die kleineren in der Uebersetzung von Th. Kock mitgetheilt.

Leider sind uns von Alkäos nur unbedeutende Bruchstücke erhalten, welche uns den kräftigen, selbst im Ungemach nie verzagenden Geist seiner Dichtung kaum in leisen Umrissen erkennen lassen. Er sang, wie Horaz, sein Bewunderer und Nachahmer, sagt, in volleren Tönen mit goldenem Plectrum die harten Leiden der Seefahrt, der Flucht und des Krieges (Carm. II, 13, 26) und im leidenschaftlichen Getümmel der Schlacht beim Waffenlärm, oder wenn er das umhergeworfne Schiff am feuchten Gestade festgebunden, den Liber und die Musen und Venus und den Knaben, der nie von ihrer Seite kommt, und Lykos, den dunkle Augen und dunkle Locken so reizend machten (Carm. I, 32, 6). Dem Alkäos, sagt Quintilian, wird für den Theil seines Werkes, in welchem er sich gegen die Tyrannen erhebt und eine edle Gesinnung zu erwecken weiß, mit Recht (von Horaz) ein goldnes Plectrum zuerkannt. Im Ausdruck ist er kurz und erhaben, und gleicht durch die Kraft seiner Rede in vielen Stücken einem Redner. Bisweilen tändelt er und läßt sich zur Behandlung erotischer Stoffe herab, doch ist er für ernsteres mehr geeignet. „Betrachte bei Alkäos" sagt Dionysios von Halikarnas (vett. script. cens. 2, 8) „das Großartige, die Kürze und Anmuth gepaart mit Kraft des Ausdrucks, dann seine Figuren und die Deutlichkeit, außer wo der Dialekt dieselbe etwas beeinträchtigt, vor allem die sittliche Hoheit seiner politischen Gesinnung. Beseitigt man das Metrum, so wird man vielfach vollendete Beredsamkeit antreffen".

Die Gedichte des Alkäos waren später in einer Sammlung von mindestens 10 Büchern vereinigt. Voran standen Hymnen; wir haben Anführungen aus einem Hymnus auf Apollo, Hermes, Athene, Hephästos. Den Hauptbestandtheil der Sammlung bildeten die politischen Lieder, *στασιωτικά*, daran schlossen sich *συμποτικά* und *ἐρωτικά*, Trink-, Gesellschafts- und Liebeslieder. In einem Gedichte, das Horaz (carm. I, 14) nachgeahmt hat, verglich er allegorisch den durch den Tyrannen Myrsilos zerrütteten Staat mit einem Schiffe:

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran
  Und bald von dort, und wir inmitten
  Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt,

Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt,
Denn schon des Mast's Fußende bespült die Fluth
  Und vom zerbrochnen Segel trostlos
  Flattern die mächtigen Fetzen abwärts.

Wir wissen nicht, ob später Alkäos dem Kriegshandwerke entsagt und ruhig in seinem Vaterlande gelebt hat, doch ist das letztere nicht unwahrscheinlich. Daß Waffen immer seine Lust

gewesen, spricht er selber aus, indem er seinen Waffensaal beschreibt:

Hei, wie schimmert der ganze Burgsaal von Erz; in der großen Halle rings umher
Helme, blinkend im Sonnenschein, drauf der wallende, weiße Roßschweif drohend nickt,
Herzerquickender Schmuck des Kriegshelden; hoch an verborgnen Pflöcken aufgereiht
Hell von glänzendem Erz die Beinschienen, sichere Wehr vor starkem Feindesspeer;
Und Brustpanzer von jungem Hanf liegen reichlich am Boden sammt dem Eisenschild;
Klingen auch von Euböerstahl; auch Leibbinden und Wämser viel zum Waffentanz;
Daran laßt uns gedenken jetzt, wo zu männlicher That wir uns vereinigten.

Es ist dies das längste Fragment, das wir von Alkäos haben. Gerade von seinen Wein- und Liebesliedern sind nur dürftige Bruchstücke auf uns gekommen. Er räth als echter Zecher:

Keinen anderen Baum pflanze zuvor, ehe du Wein gepflanzt.

und singt:

Zeus kommt im Regen, mächtig vom Himmel braust
Der Wintersturm, schon stockt der Gewässer Lauf
Im scharfen Frost und kaum im Wetter
Hält der bewipfelte Forst sich aufrecht. [1])
Beut Trotz dem Eiswind! Schür' auf dem Herd empor
Die Lohe, schenk süßpurpurnen Traubensaft;
Schenk reichlich und zum Trunk gelagert
Lehne das Haupt in die weichen Kissen

oder an einer anderen Stelle:

Nicht frommt's, des Unheils ewig gedenk zu sein;
Denn völlig fruchtlos zehrt uns der Kummer auf,
Das bleibt der beste Trost, o Bacchos,
Wein zu kredenzen, bis des wir trunken.

Und der Wein erhöht seines Glückes Freude, darum singt er, als der Tyrann Myrsilos gestorben war:

Jetzt muß man zechen; jetzo in wilder Lust
Die Erde stampfen: Myrsilos lebt nicht mehr!

In seiner Diction fand sich manches sprichwörtliche. So geht auch das bekannte ex ungue leonem auf ihn zurück (Plut. de def. orac. c. 3: *κατ' Ἀλκαῖον ἐξ ὄνυχος τὸν λέοντα γράφειν*).

---

[1]) V. 3 u. 4 aus der Nachahmung des Horaz Carm. I, 9 ergänzt.

Viel gepriesen ist der Name der Sappho, der größten Dichterin, die das Alterthum besessen hat. Der Geograph Strabo (XIII p. 617) nennt sie eine wunderbare Erscheinung (*θαυμαστόν τι χρῆμα*) „denn die Reihe der Jahrhunderte kennt kein Weib, das sich auch nur entfernt in der Dichtkunst mit ihr vergleichen ließe". Die beiden Oden, die uns ein Zufall von ihr erhalten hat, sind wohl das zarteste und lieblichste, was die Griechische Literatur uns bietet. Sie geben uns eine Ahnung von der unendlichen Anmuth und Tiefe der Empfindungen, welche in der für uns leider zum größten Theil verlorenen Griechischen Lyrik enthalten war und lassen uns erkennen, daß sie selbst an Herzensinnigkeit der neueren Lyrik nicht nachstand. Nichts aber zeigt uns besser, welch süßen Zauber ihre Dichtung auf die Zeitgenossen ausübte, als eine Erzählung vom greisen Solon, die uns Aelian überliefert hat (Stob. floril. XXIX, 58). Als dieser einst bei einem Gastmahl seinen Neffen Exekestides ein Lied der Sappho vortragen hörte, so freute er sich über dasselbe und bat den Jüngling, es ihn zu lehren. Und als ihn Jemand fragte, weshalb ihm soviel daran gelegen sei, gab er zur Antwort: „um es zu lernen und dann zu sterben". Von Horaz wird sie die männliche Sappho genannt (mascula Sappho epist. I, 19, 28) um auszudrücken, daß sie an poetischem Werth ihrer Leistungen hinter keinem Dichter zurückstand. Sie war eine Zeitgenossin und Mitbürgerin des Alkäos, die Tochter eines gewissen Skamandronymos und die Schwester des Charaxes, der sich dadurch einen Namen machte, daß er die schöne Rhodopis, welche als Sclavin nach Aegypten verkauft war, daselbst für eine große Summe loskaufte. Freigeworden blieb sie in Aegypten und erwarb hier durch ihren Liebreiz große Schätze. Charaxes aber wurde nach seiner Rückkehr von seiner Schwester wegen seiner Thorheit in einem Gedichte verspottet (Herod. II, 135). Ein anderer Bruder, Larichos, war in jüngeren Jahren Mundschenk im Prytaneum von Mytilene, ein Umstand, dessen die Schwester in ihren Gedichten mehrfach Erwähnung that (Athen. X, p. 424 F). Sie selbst war verheirathet — der angebliche Name ihres Gatten, Kerkolas aus Andros, erinnert etwas zu durchsichtig an die Scherze der Komödie — und hatte eine Tochter, Klais, wenn anders ihr mit Recht ein vom Metriker Hephästion erhaltenes Bruchstück beigelegt wird, in welchem sie sagt, daß sie für ihr schönes Töchterchen, goldnen Blumen an Liebreiz vergleichbar, die geliebte Klais, weder ganz Lydien noch das liebliche Lesbos vertauschen möchte. Wahrscheinlich in Folge der politischen Unruhen, von denen Mytilene heimgesucht wurde, mußte auch Sappho, etwa um 596, nach Sicilien fliehen. Aber bald kehrte sie von dort zurück und widmete ihr weiteres Leben, wohl nach dem inzwischen erfolgten Tode ihres Gatten, ausschließlich

der Freundschaft und Dichtkunst. Die gefeierte Dichterin sammelte einen Kreis von jungen, für das Schöne empfänglichen Mädchen um sich, zu denen auch die Dichterin Erinna gehörte, die als neunzehnjährige Jungfrau starb, die Verfasserin von Epigrammen (von denen sich drei erhalten haben) und eines viel gepriesenen epischen Gedichtes in 300 Hexametern, die Spindel (*ἠλακάτη*). Das ihr gleichfalls zugeschriebene, noch vorhandene Gedicht *εἰς Ῥώμην* gehört jedoch einer späteren Dichterin Melinno aus der Alexandrinischen Literaturperiode an. Das schmähsüchtige Alterthum hat der Sappho aus dem zarten, fast schwärmerischen Verhältnisse zu ihren jungen Freundinnen ein Verbrechen angedichtet, von dem sie die neuere Zeit mit Recht frei gesprochen hat. (F. G. Welcker: Sappho von einem herrschenden Vorurtheil befreit, Kl. Schr. II, S. 80 ff.) Schon der platonisirende Sophist Maximos von Tyros, aus dem Zeitalter der Antonine, vergleicht das Verhältniß der Sappho zu ihren Freundinnen passend mit dem ähnlichen des Sokrates zu den edelsten und schönsten Jünglingen Athens. Eine spätere Sage, die aus den burlesk-phantastischen Schilderungen der Attischen Komödie hervorgegangen ist, läßt sie den schönen Jüngling Phaon aus Lesbos lieben (einen mythologischen Doppelgänger des Adonis) und als dieser sie verließ und nach Sicilien schiffte, sich vom Leukadischen Felsen stürzen, um in des Meeres Wellen die Glut des Herzens zu löschen. Thatsächlich erreichte Sappho in ihrer Heimath ein ziemlich hohes Alter.

Von Sappho's Gedichten sind uns außer zwei Oden (die eine citirt Dionys von Halikarnas in der Schrift de compos. verborum, die andere, wohl nicht ganz vollständig, der Verfasser der fälschlich dem Longinos beigelegten interessanten Schrift vom Erhabenen) nur einzelne Bruchstücke erhalten. Die alten Grammatiker theilten sie in 9 Bücher, die zunächst nach dem Versmaß geordnet waren. Außer den rein lyrischen Gedichten, unter denen besonders die Epithalamien oder Hochzeitslieder gerühmt wurden, enthielt die Sammlung auch Elegien und Epigramme. — Sappho singt in ihren Liedern, wie „Eros ihr das Herz erschüttert, gleich dem Sturmwind, der über des Berges Eichen losbricht". — Und voll Liebessehnsucht klagt sie: „Ach, süße Mutter, weben am Webstuhl kann ich nimmer, von Sehnsucht nach dem Knaben ergriffen durch die Fügung der zierlichen Aphrodite." — Und im einsamen Zimmer seufzt sie: „Der Mond ist untergegangen und die Plejaden, es ist Mitternacht, es schwindet die Stunde, ich aber ruhe allein." Und an Aphrodite wendet sie sich in ihrem Liebesschmerze:

Die du thronst auf Blumen, o schaumgeborne
Tochter Zeus', listsinnende, hör mich rufen,

Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen!

Sondern huldvoll neige dich mir, wenn jemals
Du mein Flehn willfährigen Ohrs vernommen,
Wenn du je, zur Hülfe bereit, des Vaters
Halle verlassen.

Raschen Flugs auf goldenem Wagen zog dich
Durch die Luft dein Taubengespann und abwärts
Floß von ihm der Fittiche Schatten dunkelnd
Ueber den Erdgrund.

So dem Blitz gleich, stiegst du herab und sagtest,
Sel'ge, mit unsterblichem Antlitz lächelnd:
„Welch ein Gram verzehrt dir das Herz, warum doch
Riefst du mich, Sappho?

Was beklemmt mit sehnlicher Pein so stürmisch
Dir die Brust? Wen soll ich ins Netz dir schmeicheln?
Welchem Liebling schmelzen den Sinn? Wer wagt es
Deiner zu spotten?

Flieht er: wohl, so soll er dich bald verfolgen,
Wehrt er stolz der Gabe, so soll er geben,
Liebt er nicht: bald soll er für dich entbrennen,
Selbst ein Verschmähter."

Komm denn, komm auch heute, den Gram zu lösen!
Was so heiß mein Busen ersehnt, o laß es
Mich empfahn, Holdselige, sei du selbst mir
Bundesgenossin!

Alkäos, von Bewunderung für sie ergriffen, deutete ihr einst schüchtern seines Herzens Wünsche an: „Dunkellockige, hehre, lieblich lächelnde Sappho, ich will etwas sagen, aber mich hindert Scham." — Sappho erwiderte ihm:

Ei, wenn du Tugend liebtest und Edelsinn,
Und wenn nicht Bosheit braute dein arger Mund,
So senkte Scham dir nicht die Wimpern,
Sondern du redetest frisch vom Herzen.

Die zweite uns erhaltene Ode, die der Römische Dichter Catullus nachgebildet hat (c. 51), und an welche sich auch einige entfernte Anklänge in einer Ode des Horaz finden (carm. I, 13, 5 ff.), schildert den mächtigen Eindruck, den eine weibliche Schönheit auf die Dichterin gemacht hat:

Hochbeglückt wie selige Götter däucht mir
Wem dir tief ins Auge zu schau'n und lauschend

An dem Wohllaut deines Gesprächs zu hangen
Täglich vergönnt ist,
Und am Sehnsucht weckenden Reiz des Mundes;
Doch mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn du nahst, beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.

Ach der wortlos Starrenden rinnt urplötzlich
Durch die Glieder fliegende Gluth; verworren
Flirrt es mir vor Augen und dumpf betäubend
Klingt es im Ohr mir. —

Kalter Schweiß rinnt mir von der Stirn; ein Zittern
Faßt den ganzen Körper, und bleicher bin ich
Als das welke Gras, und nur wenig fehlet,
Haucht' ich den Geist aus.

Im Gefühl ihrer eignen Unsterblichkeit richtet Sappho an eine auf ihren Reichthum stolze, aber ungebildete Frau die schönen Worte: „Du wirst im Grabe liegen und Niemand wird in Zukunft deiner gedenken; denn du hast keinen Theil an den Rosen aus Pieria. Darum wirst du unscheinbar in des Hades Räume wandeln hin zu den dunklen Schatten — doch mir ward von den Musen ein beneidenswerthes Loos, und todt auch werd' ich nicht vergessen werden."

2. Das Jonische Lied.

Anakreon und die Anakreontischen Dichtungen der Späteren.

Die Aeolische Odenpoesie wandelte sich bei den Joniern in die heitere Liederdichtung um, welche die Genüsse des geselligen Lebens verfeinerte und verschönerte. Sie fand besonders an den Höfen der Fürsten und Tyrannen ihre Stätte und ihren Hauptvertreter an Anakreon von Teos, der lange Zeit bei dem Tyrannen Polykrates von Samos, bis zu dessen Tode, 522 v. Chr. verweilte und hierauf von Hipparch eingeladen, nach Athen kam, wo er bis zum Sturz der Pisistratiden blieb. Hier traf er mit dem Dichter Simonides von Keos zusammen und trat in ein befreundetes Verhältniß zu Xanthippos, dem Vater des Perikles, und dem älteren Kritias. So stand denn auch auf der Akropolis von Athen ein Standbild des Anakreon neben dem des Xanthippos mit dem Ausdruck eines im Rausch begeisterten Sängers.[1]) Von Athen kehrte er in seine Heimath zurück und wanderte von hier beim Herannahen des Harpagos mit seinen Landsleuten nach

---

[1]) Pausan. I, 25, 1: καί οἱ τὸ σχῆμά ἐστιν οἷον ᾄδοντος ἂν ἐν μέθῃ γένοιτο ἀνθρώπου.

Abdera aus. Er starb 85 Jahre alt, wie die Sage will, an dem Kern einer getrockneten Weinbeere, also bis zum Tode ein unentwegter Diener des Bacchus, wie er denn überhaupt den Griechen als Typus eines jovialen Greises galt, der auch im Alter noch nicht Scherz, Wein und Liebe abgeschworen.

Aus den meist dürftigen Bruchstücken, die wir von Anakreons Liedern, aus denen bis zum dritten Buche citirt wird, noch besitzen, erkennen wir in ihm den feinen Hofmann, der persönliche Stimmungen in kleinen, anmuthigen Liebes- und Weinliedern wiederzugeben und damit die geselligen Kreise der Großen und Reichen zu erheitern verstand. „Statt der Tiefe und Größe ist ihm die Leichtigkeit, die Anmuth und die Liebenswürdigkeit zugefallen.“ Eine Mannichfaltigkeit gefälliger Rhythmen, unter denen Logaöden in der weichen Form der Glykoneen und anaklastische, d. h. mit Trochäen untermischte Jonici am häufigsten gebraucht sind, und eine leichte, tändelnde Sprache, wozu der Jonische Dialekt, dessen sich Anakreon bediente, ganz geeignet war, zeichneten seine Dichtungen aus. Nächst den lyrischen Fragmenten haben wir auch Bruchstücke von Elegien und einige in der Anthologie dem Anakreon beigelegte Epigramme.

Seine Liebeslieder waren theils an Knaben, theils an Mädchen gerichtet. Oft beweinte er, wie Horaz sagt (Epod. 14, 9), die Liebe zum schönen Bathyllos aus Samos in leicht hingeworfenen Versen (non elaboratum ad pedem) zur hohlen Laute. In den ächten Fragmenten des Dichters kömmt dieser Name allerdings nicht vor. Dafür finden wir den Kleobulos erwähnt, den Smerdies, den Leukaspis und Megisteus. So ruft er in einem Bruchstück den Dionysos an, den Kleobulus ihm günstig zu stimmen:

Fürst, dem Eros der Siegesgott,
Dem schwarzäugiger Nymphen Schaar
Und die rosige Kypris
Spielend folgen, wohin du auch
Schweifest auf luftigen Bergeshöhn,
Auf den Knien beschwör ich dich:
Komm, o komm, und vernimm in Huld
  Mein Gebet Dionysos,
  Neige du Kleobulos Herz
  Selbst mit göttlichem Rath, daß ihm
    Meine Liebe gefalle.

Ein kleines Liedchen, an welches uns Horaz II, 5. III, 11, 9 erinnert, ist einem jungen, spröden Mädchen aus Thracien geweiht:

Thrakisch Füllen, warum schielend
Hin auf mich mit scheuen Augen

Fliehst du grausam? meinst, ich könne
Niemals auch vernünftig sein?
Wiß' umwerfen würd' ich einen
Zaum geschickt dir, würde, haltend
Fest die Zügel, an der Rennbahn
Ziel herum dich schwenken dann.

Jetzt beweidest du die Auen
Dich an kind'schen Sprüngen freuend;
Ein geschickter, rossekundger
Reiter aber fehlet dir.

In einem andern Liedchen, welches, wie Chamäleo bei Athen. XIII, p. 599 C bezeugt, trotz der Chronologie von einigen auf Sappho bezogen wurde, beklagt der Dichter, daß ein Mädchen aus Lesbos sich von ihm dem Alten weg zu der jüngeren Welt hinsehne:

Mir zuwerfend den Purpurball
Fordert Eros im Goldgelock
Mich zum Spiel mit dem zierlichen
Buntsandaligen Kind auf.

Doch sie stammt von der grenzenden
Lesbosinsel und rügt mein Haar;
Grau ja sei's, und in Sehnsucht, ach
An ein blondes gedenkt sie.

In seinen Weinliedern empfahl er den frohen, doch maßvollen und gleichsam vergeistigten Genuß des Weines. Er sagt in einem Skolion:

Den nicht mag ich beim vollen Pokal, der über dem Trunk mir
Von trübseligem Krieg schwatzt und gehässigem Streit,
Aber es sei mir geehrt, wer köstliche Gaben der Muse
Und Aphroditens flicht in die gesellige Lust.

Und in einem andern Bruchstück heißt es:

Nun wohlan, bring' her uns Knabe
Den Pokal, um starken Zuges
Ihn zu leeren! Nimm zu zehn Maß
Wasser fünf Maß von dem Weine,
Daß ich wieder sonder Frevel
Für den Weingott heute schwärme.

— — — — —

Nun wohlan, nicht wie die Scythen
Mit Getös' und wildem Schreien
Wollen wir beim Weine toben,
Sondern trinken zur Begleitung
Schöner Lieder.

Einen schwermüthigen Charakter trägt ein Klagelied über das Alter:

Schon ergraut sind mir die Schläfen, und gebleicht des Hauptes Haare,
Längst entschwunden ist der Jugend süßer Reiz, stumpf sind die Zähne.
Und nur wenig ist noch übrig von der süßen Zeit des Lebens.
Darum muß ich oft laut weinen, da den Tartaros ich fürchte.
Denn gar schrecklich ist des Hades dunkle Tiefe und beschwerlich
Ist der Weg, der zu ihm hinführt und von dem man nie zurückkehrt!

das mit seiner in dürren Worten eingestandenen Todesfurcht für den heiteren Sänger des Lebens, den unermüdlichen Zecher, der keine Sorgen aufkommen läßt, gar wenig paßt. Vielleicht ist es von einem unberufenen Nachahmer des Dichters verfaßt. Denn Anakreon ist wohl der populärste Lyriker des Alterthums gewesen und bei der täuschenden Leichtigkeit seiner dichterischen Form, bei welcher die Worte ganz wie von selbst sich zum Verse zu fügen schienen, mußte wirklichen und vermeintlichen Talenten der Gedanke nahe treten, sich als Nachahmer gerade dieser Form der Poesie zu versuchen.

Derartige Dichtungen in Anakreons Geist und Manier giebt uns eine Sammlung unter dem Titel *Ἀνακρέοντος Τηΐου συμποσιακὰ ἡμιάμβια,* welche einen Anhang zu der berühmten Heidelberger Handschrift der Anthologie des Konstantinos Kephalas bildet, und Bestandtheile aus sehr verschiedener Zeit und von verschiedenem Werthe enthält. Auf Anakreon selbst geht in dieser Sammlung schwerlich etwas zurück, doch mag einiges schon in alter Zeit auf seinen Namen gesetzt sein und bereits den Alexandrinern als Anakreons Dichtung vorgelegen haben. Das älteste Zeugniß für das Vorhandensein dieser Gedichte finden wir bei Gellius, welcher in seinen Attischen Nächten XIX, 9 von einem Gastmahl berichtet, welchem er beigewohnt hatte, und bei welchem nach aufgehobener Tafel ein geschulter Sängerchor „Anakreontea und Sapphica und erotische Elegien auch neuerer Dichter" vorgetragen hatte. Als besonders anmuthige Probe führt er darauf das dritte Stück unserer Sammlung in einer etwas kürzeren Fassung an, das er selbst, wie die übrige Tischgesellschaft, unbedenklich dem alten hochbetagten Anakreon beilegt. Die jüngsten Stücke der Sammlung dürften kaum unter das vierte Jahrhundert herabzurücken sein. [1]) Auf diesen Gedichten beruht die große Beliebt-

---

[1]) Anakreontika des 6., 7. und späterer Jahrhunderte, fade Tändeleien der Byzantiner ohne jeglichen poetischen Werth, sind neuerdings von Matranga veröffentlicht. Unter ihnen das wenigstens literarisch interessante

heit, deren sich der Teische Sänger bei den Modernen, namentlich den Deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts erfreute, und es läßt sich in der That nicht leugnen, daß die älteren und besseren unter ihnen von ungemeiner Zartheit und Naivetät sind und sich durch ihre ungezwungene Einfachheit empfehlen. Dem leichten, einfachen Inhalt entspricht die metrische Form: Jonische Dimetri, die in ihrer umgebrochnen Form mit Trochäen vermischt dem jambischen Rhythmenfalle sich nähern, bisweilen auch rein jambische Form annehmen, daher ihre Bezeichnung als Hemiamben. In den späteren Gedichten der Sammlung ist der Versbau mehrfach nachlässig.

Die Gedichte beziehen sich entweder auf persönliche Verhältnisse des Dichters, oder sind allgemeineren Inhalts. Von sich selbst sagt der Dichter

Alt bin ich, doch im Trinken
Kommt gleich kein junger Mann mir;
Und soll ich tanzen, will ich
Im Kreis des jungen Volkes
Silen nachahmend tanzen
Den Schlauch als Scepter tragend (45).

Und in einem andern Gedicht:

Die Mädchen zwar behaupten:
„Ein Greis, Anakreon bist du.
Schau selbst nur in den Spiegel,
Wie lockenlos dein Haupt schon,
Wie kahl schon deine Stirn ist!"
Was weiß ich, ob ich habe
Noch Locken oder nicht mehr;
Das weiß ich, daß dem Greise
Geziemet um so mehr noch
Zu tändeln und zu scherzen
Je näher er dem Tod ist (6).

Ein großer Theil der Gedichte dieser ersten Art feiert die Liebe des Dichters zu dem schönen Knaben Bathyllos. In einem reizenden Liedchen lehrt er uns, wie er den Weingenuß sich durch die Liebe versüßt. Aus Silber soll ihm Hephästos einen Becher formen, so tief er ihn nur immer aushöhlen kann, und darauf nicht Sternbilder graben:

Was kümmert mich Bootes?
Was die Pleiaden? Reben,

εἰς τὰ βρουμάλια Κολούθου τοῦ γραμματικοῦ (H. Weil Rev. crit. 1870, p. 401), weil dieser Grammatiker wahrscheinlich identisch ist mit dem gleichnamigen Epiker aus Lykopolis.

Woran viel Trauben hangen,
Und mit dem schönen Weingott
Den Eros und Bathyllos,
Das soll der Becher zeigen. (3)

Auch im Traume ist ihm Bathyllos nahe; daher schilt er die schwatzhafte Schwalbe, daß sie durch ihr Gezwitscher in früher Morgendämmerung aus schönem Traum ihn weckte und den Bathyll ihm raubte. (9) — Dem fernen Liebling schickt er seinen Gruß durch eine Taube:

Und fragst du: „Liebe Taube,
Wer schickt dich? wohin fliegst du?"
So sagt sie: „Anakreon schickt mich
Zu Bathyllos, seinem Liebling,
Der jetzt sein Herz besitzet.
Mich hat für ein kleines Liedchen
Kythere ihm verhandelt;
So dien' ich jetzt dem Dichter
Und bestell' ihm seine Briefe.
Er hat mir zwar versprochen,
Mich nächstens frei zu lassen;
Doch will ich nicht die Freiheit,
Viel lieber dien' ich bei ihm.
Was soll ich über Berge,
Was über Felder fliegen
Und auf den Bäumen sitzend
Nach wilden Früchten suchen?
Jetzt pick' ich dem Gebieter
Das Brot aus seinen Fingern,
Auch giebt er mir zu trinken
Den Wein, den er selbst kredenzet,
Und wenn ich ihn getrunken,
Dann tanz' und flattr' ich um ihn,
Und bin ich müde, schlaf' ich,
Auf seiner Leier sitzend.
Nun weißt du Alles; geh' jetzt!
Hast du doch gleich der Elster
So lang' mich schwatzen lassen!" (14)

Bei einem Maler bestellt der Dichter das Bild des Bathyllos. Malen soll er ihm glänzendes Haar, innen schwarz und an den Spitzen goldschimmernd, Locken in freien, ungezwungenen Windungen, und dunkle Augenbrauen, die zarte Stirn bekränzend, schwarze Augen, worin Milde und Wildheit gemischt sind, Hoffnung und Furcht zugleich erregend, die Wangen mit zartem Flaum des Pfirsichs angeflogen, mit der Röthe der Scham übergossen,

die Lippen zart und zum Kusse einladend, das ganze Antlitz auch im Schweigen sprechend, den Nacken an Weiße den des Adonis übertreffend, Brust und Arme entlehnt von Hermes, die Schenkel von Polydeukes, den Leib von Dionysos und das Ganze dem Apollon gleichend (16).

In den Liedern allgemeinen Inhaltes sind Wein und Liebe ebenfalls die Hauptstoffe:

Denn meine Leier tönet
Auch wider meinen Willen
Nur stets von Liebesgöttern;
Auch wenn ich die Atriden
Und des Herakles Thaten
Und Kadmos singen wollte. (23)

Es mögen Andre singen
Von Theben und von Troja;
Ich sing' von meinem Sturze:
Wie ich nicht unterlegen
Durch Roß und Mann und Schiffe;
Wie mich ein neues Kriegsheer,
Ein Augenpaar, bezwungen. (26)

In einem Gedichte wird der Kampf gegen Eros geschildert. Eros heißt den Dichter lieben; der Dichter will nicht gehorchen:

Da faßt er gleich den Bogen
Und den goldgeschmückten Köcher
Und fordert mich zum Kampfe.
Auch ich greif' zu den Waffen,
Wie Achill, nach Schild und Lanze,
Und kämpfe mit dem Eros.
Er schießt; ich aber fliehe.
Wie er keinen Pfeil mehr hatte,
Da zürnt er, schießt sich selber
Hinein ins Herz mir Armen.
Weg werf' ich jetzt die Waffen;
Von außen droht kein Feind mehr,
Doch läßt er desto mehr jetzt
Im Herzen seine Wuth aus. (12)

Eine ähnliche List des Eros schildert ein anderes Gedicht:

In mitternächtlicher Stunde,
Als alle Menschen schliefen,
Pocht Eros an die Pforte.
„Wer schlägt an meine Thür denn
Und scheuchet meine Träume?“

Und Eros sagte: „Oeffne!
Ein Kind bin ich, nichts hast du
Von mir zu fürchten; öffne!
Ich triefe ganz von Regen,
In finst'rer Nacht umirrend."
Und hörend fühlt' ich Mitleid
Und zünde an die Leuchte
Und öffne. Da erblick' ich
Ein Kind mit Flügeln, Bogen
Und Köcher tragend, räumt' ihm
Am Herde meinen Platz ein
Und wärmte seine Händchen
In meiner Hand und wand ihm
Das Wasser aus den Locken.
Doch er, als er erwärmt war,
Sprach: „Laß einmal versuchen,
Ob meines Bogens Senne
Die Nässe hat geschadet."
Er spannt und schießt mich mitten
Ins Herz hinein, und lachend
Springt fort er mit den Worten:
„Leb' wohl, mein Freund! der Bogen
Ist unversehrt; doch du wirst
Fortan am Herzen krank sein." (31)

In einem anderen Liedchen klagt ein Liebender, daß er ein ganzes Nest von Liebesgöttern in seinem Herzen trage:

Du liebe Schwalbe kommest
Im Sommer her und bau'st dir
Ein Nest, im Winter aber
Fliehst du zum warmen Süden.
Doch Eros hat sein Nestchen
In meinem Herzen immer:
Ein Junges ist schon flügge,
Ein and'res liegt im Ei noch,
Das dritt' ist halb entschält schon;
Ein ewiges Gezwitscher
Von kleinen Vogelschnäbeln.
Die Großen bringen Futter
Der kleinen Brut des Eros,
Und diese werden größer
Und haben wieder Junge.
Was wird aus mir noch werden?
Wie kann ich es ertragen,
Daß so viel Liebesgötter
In meiner Brust rumoren? (25)

Die Schmerzen, die Eros erregt, schildert ein kleines, reizendes episches Gemälde:

In Rosen lag ein Bienchen,
Das Eros nicht bemerkte.
Es stach ihn in den Finger,
Und seine Händchen schüttelnd,
Weint jämmerlich der Kleine.
Halb lief er und halb flog er
Zur süßen Kythereia:
„Ich bin verloren, Mutter!
Sprach er, ich muß wohl sterben!
Es stach mich eine Schlange,
Ein kleines Thier mit Flügeln,
Die Leute nennen's Biene."
Sie sagte d'rauf: „Da schon dich
Der Biene Stachel schmerzet:
Wie, glaubst du, müssen schmerzen
Die Wunden erst, die du schlägst?" (33)

Die Macht weiblicher Schönheit preist ein anderes Liedchen:

Die Natur gab Stieren Hörner,
Den Rossen gab sie Hufe,
Die Schnelligkeit den Hasen,
Den Löwen einen Rachen
Mit Zähnen, Fischen Flossen
Und Vögeln ihr Gefieder,
Den Männern aber Einsicht.
Was blieb für Frauen übrig?
Die Schönheit gab sie ihnen
Statt aller Art von Schilden,
Statt aller Art von Lanzen,
Und eine Schöne sieget
Selbst über Stahl und Feuer. (24)

Die Weinlieder zeichnen sich durch ungezwungene Heiterkeit aus. In dem einen wird scherzhaft das Weintrinken als eine Naturnothwendigkeit bewiesen:

Die schwarze Erde trinket,
Es trinken sie die Bäume,
Es trinkt das Meer die Ströme,
Die Sonne trinkt das Meer dann,
Der Mond die Sonnenstrahlen.
Was tadelt ihr mich, Freunde,
Verlang' auch ich zu trinken? (21)

Dem Zecher geht der Wein über des Gyges Schätze und der Tyrannen Macht (7), und das Trinken ist seine Weisheit (50), wenn er auf Myrten oder Lotos weich gebettet liegt und Eros ihm den Wein kredenzet:

Denn wie des Wagens Räder
Flieht schnellen Laufs das Leben;
Bald sind wir Staub und Asche.
D'rum besser als den Grabstein
Bekränzen und mit Weine
Den Todtenhügel netzen,
Ist sich mit Rosen schmücken
Im Leben und sich salben,
Und fort an Liebchens Seite
Die schlimmen Sorgen scheuchen. (4)

Daher beneidet der Dichter das Loos der Cicade:

Selig bist du liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen
Von geringem Trank begeistert,
Singend wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du den Sterblichen verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbos selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut geboren,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen. (Nach Goethe.)

3. Skolienpoesie und Volkslieder.

Wie die gnomische Poesie und das Epigramm sich an die elegische Dichtung der Griechen anschließt, wie sich der Geist der Anakreontischen Poesie in geschickten Nachahmungen noch in späteren Jahrhunderten lebendig erhielt, so blieb ein Nachhall der Aeolischen Lyrik, als diese bereits in ihrer eigentlichen Heimath verstummt war, noch eine Zeit lang in der sogenannten Skolienpoesie. Als Erfinder der Skolien bezeichnet das Alterthum den Terpander,

womit der Zusammenhang dieser Gesellschaftspoesie mit der Aeolischen Lyrik deutlich angegeben ist. Denn die Skolien waren kleine, meist monostrophische Lieder in logaödischen Versen, dazu bestimmt bei Gastmählern in fröhlicher Gesellschaft gesungen zu werden. Auch Alkäos und Sappho, weiterhin die Sikyonische Dichterin Praxilla (um 451), Timokreon von Rhodos, der Zeitgenosse des Themistokles, selbst Simonides und Pindar, letzterer aber in einer mehr künstlichen Form, hatten sich in dieser Dichtungsart versucht. Was der Name *σκολιὸν μέλος* eigentlich besagen will, ist nicht mehr recht ersichtlich, ebensowenig, ob und worin sich die Skolien von den eigentlichen Trinksprüchen (*παροίνια*) unterschieden. Wahrscheinlich bezieht sich der Name auf die freiere, regellose Compositions- und Vortragsweise dieser den geselligen Zwecken des Augenblicks dienenden Liedchen. In allgemeinere Aufnahme kamen dieselben in der älteren Attischen Zeit. Hier war es Sitte nach beendeter Tafel und nachdem die Gäste gemeinschaftlich einen Päan zu Ehren einer Gottheit gesungen hatten, noch eine Lyra oder einen Myrtenzweig herumgehen zu lassen mit der Aufforderung an des Gesanges kundige Gäste, ein kleines Lied, einen kurzen Hymnus, oder einen Spruch in lyrischer Form zum besten zu geben. Das waren eben die *σκολιὰ μέλη*. Diese Sitte erhielt sich bis in die späteren Zeiten des Peloponnesischen Krieges, wo sie bei der inzwischen geänderten Richtung des ganzen geistigen Lebens der Attischen Gesellschaft, und dem rasch um sich greifenden Einfluß eines neuen Geschmacks in musikalischen Dingen als altfränkisch aus der Mode kamen. Im Alexandrinischen Zeitalter wurde diese Skolienpoesie, von der sich in privaten Sammlungen wohl manches erhalten hatte, zum Gegenstand gelehrter Forschung der Literatoren, und so vermochte noch Athenäos im zweiten Jahrhundert in seinen gelehrten Tischgesprächen (XV p. 693 F ff.) seinen Lesern eine kleine Blüthenlese dieser Poesie mitzutheilen, die in Verbindung mit einzelnen zerstreuten Andeutungen in den Schriften späterer Grammatiker und anderer Autoren für uns gerade ausreicht, uns von dieser ganzen Gattung einen ungefähren Begriff zu bilden.

Voran stehen bei Athenäos kurze Gebetshymnen an eine, oder mehrere Gottheiten, wie

Pallas, Herrin Athene, schirme diese
Stadt, o Tritongeborn', und ihre Bürger,
Sie vor Leid und frühzeitigem Tod
Schützend und innerm Zwist, du und der Vater dein,

oder:

Des Reichthums himmlische Mutter, dir gilt mein Lied,
Demeter, dir, in Kränze bringender Jahreszeit

Und dir Zeus' Tochter Persephone,
Seid mir gegrüßt und umschwebet mit Huld die Stadt.

Es folgen gnomische Sprüche und sinnige Lebensregeln mit Anklängen an vorhandene Sprichwörter und die Weisheit der Fabeln.

Gäb' es nur eine Thür an jeder Brust, um
Aufzuschließen und wieder zuzuschließen.
Wenn man recht ins Herz hätte geblickt,
Sicher vor jedem Trug prüfte man so den Freund!
(Hartung.)

Ein anderes sagt: „So sprach der Krebs, als er mit der Scheere die Schlange packte: gerade aus muß der Freund gehen und er darf nicht krumme Wege im Sinne haben." Ein andres: „Unter jedem Stein, Freund, birgt sich ein Skorpion. Hüte dich, daß er dich nicht trifft. Alles versteckte droht mit Tücke." Es ist dies nur eine Variation, vielleicht auch die ursprüngliche Fassung eines sonst der Praxilla zugeschriebenen Spruchs. Derselben Dichterin, und zwar aus ihren Parönien, legte man auch den unter den Skolien des Athenäos befindlichen Spruch des Admetos bei: „Lerne Freund den Spruch des Admetos und liebe die Guten, doch von den Schlechten halte dich fern, denn wisse von Schlechten kommt wenig Dank." Ein Skolion des Timokreon von Rhodos geben uns die Scholien zum Aristophanes:

Möchtest du, o blinder Plutos, nie zu Wasser noch zu Lande
jemals mehr der Welt erscheinen,
Sondern tief im Hades weilen, an des Acherons Gestaden;
denn durch dich kömmt alles Leid.

Andere Skolien preisen die Güter des Lebens und seine Freuden, wie folgendes, welches dem Simonides, auch wohl dem Epicharmos oder einem Dichter Sklarios beigelegt wurde:

Die Gesundheit ist das Beste jedem Menschen,
Zweitens, daß von Gestalt er schön erscheine;
Und zum dritten: reich ohne Betrug;
Viertens: der Jugendzeit freuen mit Freunden sich.

Desgleichen von unbekannten Dichtern: „Trinke mit mir, freue mit mir dich der Jugend, liebe mit mir, bekränze mit mir dein Haupt, schwärme trunken mit mir, wenn ich trunken bin, bin ich nüchtern, so sei du's auch!" „Gieß, o Knabe, den Becher mir voll, und sei nicht lässig, wenn es guten Männern einzuschenken gilt." „Wär' ich eine schöne Lyra von Elfenbein und trügen mich schöne Knaben zum Dionysischen Reigentanz; wär' ich eine schöne Kette von reinem Gold und trüg' ein schönes Weib mich, heftend auf mich den reinen Sinn."

Interessant sind die Bruchstücke eines ursprünglich wohl vollständigeren und anders geordneten Skolions auf Harmodios und Aristogiton, für dessen Verfasser ein gewisser Kallistratos galt. Mehrfache Anspielungen auf dasselbe finden sich im Aristophanes. Die Bruchstücke lauten:

Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige,
Wie Harmodios und Aristogiton,
Als den Tod dem Zwingherrn sie gebracht,
Und die Athener gleich vor dem Gesetz gemacht.

Liebster Harmodios, nicht bist du gestorben:
Auf der Seligen Inseln, sagt man, lebst du,
Wo Achill der Schnellfüßige weilt
Und Diomedes auch, heißt es, des Tydeus Sohn.

Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige,
Wie Harmodios und Aristogiton,
Als am Fest Atheneia's den Tod
Sie dem Hipparch, dem tyrannischen Mann, gebracht.

Euer Ruhm wird auf Erden ewig dauern,
Liebster Harmodios und Aristogiton,
Daß den Tod dem Zwingherrn ihr gebracht
Und die Athener gleich vor dem Gesetz gemacht.

Als Skolion betrachtete man auch ein kleines Lied des Hybrias von Kreta, welches so recht den stolzen Sinn des Dorischen Edelmannes bekundet:

Großen Reichthum hab' ich in Speer und Schwert
Und des Leibes Schirm, dem schönen Schild.
Mit ihm pflüg' ich, ich ernte mit ihm,
Keltre den Wein vom Weinstock mir,
Heiße der Sclaven Herr durch ihn.
Wer es nicht wagt, zu führen Speer und Schwert,
Noch des Leibes Schirm, den schönen Schild,
Der muß sich beugen vor meinem Knie,
Muß als Herrn mich verehren und
Wie den Perserkönig begrüßen.

Auch angebliche Aussprüche der Sieben Weisen wurden in Attischer Zeit in die Form von Skolien gekleidet, wie denn auch manche der uns erhaltenen prosaischen Apophthegmen dieser Männer sich unschwer als bloße Paraphrasen ursprünglicher Skolien erkennen lassen. Eine Anzahl solcher Sprüche in poetischer Form hat uns Diogenes Laertius erhalten. So ein Skolion des Pittakos: „Mit Bogen und pfeilgefülltem Köcher muß man zum schlechten Manne sich begeben, denn nichts Wahres spricht seine Zunge, da sie zweizüngigen Sinn im Herzen hat.“ Ein Skolion des Bias:

„Suche allen Bürgern zu gefallen, wenn du in einer Stadt verweilst; dies erwirbt die meiste Gunst; hoffärtige Art dagegen bringt meist Schaden und Verdruß.“ Ein Skolion des Solon: „Sei vor Jedermann auf der Huth und schaue zu, ob er nicht eine verborgene Lanze im Herzen hat, aber mit gleißendem Gesicht dich anredet, während doppelzüngiges Wort aus seinem schwarzen Sinne hervortönt.“

Es lag in der Art dieser Skolienpoesie, gegebene Gedanken mehrfach zu variiren, daher denn auch ein Skolion mit geringen Modificationen oft mehreren Verfassern beigelegt wurde. Sie gab eben im Ganzen volksthümliche Spruchweisheit in lyrischer Form. Es gab aber auch in Griechenland eine große Fülle eigentlicher Volkslieder, nur daß man sich dieselben durchaus nicht als in irgend welchem Gegensatz zu den lyrischen Erzeugnissen der Kunstpoesie stehend zu denken hat. Daher knüpfte sich an manches harmlose Erzeugniß schlichter Naturdichtung irgend welcher glänzende Name, wie denn auch andererseits namhafte Dichter es nicht verschmähten, sich volksthümlicher Motive und Formen für ihre eigene Dichtung zu bedienen. Man sang bei den verschiedensten Gelegenheiten und Vorkommnissen des Lebens. Wie bei uns gab es Kinder- und Wiegenlieder (*βαυκαλήματα*), Trinklieder, Liebes- und Hochzeitslieder, Scherzgedichte aller Art, wie nicht minder ernste Trauerlieder zum Zwecke der Todtenklage. Letztere, die *θρῆνοι*, erwähnt schon Homer (Il. Ω 718), wo er die Klage um den Tod des Hektor schildert, und es ist kein Zufall, wenn sich an dieser Stelle seine Dichtung in leicht erkennbarer strophischer Gliederung bewegt. Aus einem Hochzeitsliede (*ἐπιθαλάμιον*) der Sappho sind uns noch die Anfangsverse erhalten:

Macht, Bauleute, nur höher das Haus: denn es kommt der Bräutigam,
Ares gleich, und so stattlich wie er ist der stattlichste Mann nicht.

So hatte denn auch jeder Stand und jedes Gewerbe seine eignen Lieder im gesangreichen Griechenland. Wir hören von Hirten-, Schnitter- und Müllerliedern, wie nicht minder von Jäger- und Soldatenliedern. Schon Homer erwähnt bei der Schilderung der Weinlese (Il. Σ 566) ein schönes Linoslied, zu welchem ein Knabe auf der Cither eine liebliche Weise ertönen läßt. Desgleichen ein Hochzeitslied (*ὑμέναιος* ib. v. 493) bei einer Hochzeit. — Ein altes Schnitterlied, *λιτυέρσης* genannt, angeblich von Lytierses, einem Sohne des Midas gedichtet, benutzte Theokrit (Id. X, 41 sqq.). — Bruchstücke eines von den Frauen auf Lesbos beim Mahlen gesungenen Liedes giebt uns Plutarch: „Mahle Mühle, mahle, denn auch Pittakos mahlt, des großen Mytilene

Herr". — Ein Liedchen, welches zu einem ἄνθεμα genannten Tanz gesungen wurde, führt Athenäos an:

Wo find' ich die Rosen? wo find' ich Violen? wo find' ich den schönen Eppich?
Hier sind die Rosen, hier sind Violen, hier ist der schöne Eppich.

Von den zwei Bettlerliedern, welche dem Homer beigelegt wurden, war bereits die Rede (S. 41). Ganz volksthümlich gehalten ist ein Schwalbenlied (χελιδόνισμα) bei Athenäos, welches die Kinder auf Rhodos sangen, indem sie bei Ankunft des Frühlings von Haus zu Haus zogen und sich eine Gabe erbaten, eine Sitte, die man auf Kleobulos von Lindos zurückführte, der wohl auch für den Verfasser des Liedes gehalten wurde. Es lautet:

Die Schwalbe ist gekommen
Und hat gebracht den Sommer,
Die schöne Jahreszeit;
Auf dem Bauche weiß,
Auf dem Rücken schwarz.
Schieb einen Feigenkuchen
Aus dem reichen Hause,
Und ein Becherchen Wein
Und ein Körbchen voll Käse.
Ein Eierküchelchen
Und ein Weizenbrötchen
Verschmäht die Schwalbe auch nicht.

Sollen wir gehen, oder werden wir was bekommen?
Wenn du was giebst, nun gut; wenn nicht, dann sollst du seh'n:
Die Hausthür oder den Thürkranz tragen wir dir fort,
Oder gar die Wirthin, welche d'rin im Hause sitzt;
Gar klein ja ist sie, und wir schleppen leicht sie mit.
Wenn du was bringst, so bringe nur was Rechtes her.
Mach auf, mach auf der Schwalbe deine Thür! Wir sind
Nicht alte Leute, sondern kleine Kinderchen.

Ein ähnliches, gleichfalls auf Rhodos, aber im Herbst, unter Herumführen einer Krähe gesungenes Lied, daher κορώνισμα genannt, benutzte der Kolophonische Dichter Phönix (um 308) für seine Choliambenpoesie: „Ihr Guten, gebt der Krähe eine Hand voll Gerste, dem Kind Apollo's, oder eine Schüssel voll Weizen, oder ein Brot, oder einen halben Obolos, oder was sonst einer will. Gebt, ihr Guten, ein jeder was er zur Hand hat, der Krähe. Sie nimmt auch wohl ein Körnchen Salz. Wer jetzt Salz giebt, mag das nächstemal eine Honigwabe geben. Oeffne die Thür, Knabe, der Reichthum klopft an. Möchte doch für die Krähe die Jungfrau Feigen bringen. Möchte das Mädchen, ihr

Götter, in allen Stücken untadlig werden und einen reichen, vornehmen Mann bekommen. Dem greisen Vater lege sie ein Knäbchen in die Arme, der Mutter ein Mädchen auf den Schoß, das frisch aufwachse als Braut dereinst für einen reichen Herrn.

Und ich, wohin mein Fuß mich trägt, vermag immer
Mit meinem Lied zu lohnen, vor der Thür singend,
Mag man mir reichlich geben oder nichts geben.
Doch gebt ihr Guten mir von euren Vorräthen.
Gieb, edler Herr, und du, verehrte Frau, gieb mir.
Brauch ist's, der Krähe, was sie bittet, zu geben.
Soweit mein Lied. Gieb mir etwas, für dich bleibt noch.

Selbstverständlich gab es auch zahlreiche religiöse Volkslieder, namentlich zu Ehren ländlicher Gottheiten. Wie auf Linos, den von allen Göttern geehrten, dem sie zuerst unter den Menschen verliehen in lieblichen Tönen ein Lied zu singen, den Phöbos im Zorn tödtet, den aber die Musen beklagen (Schol. Hom. Il. Σ 570), so gab es auch Trauerlieder auf den früh verblichenen Adonis und ähnliche mehr, die sich die ganze Zeit des Alterthums hindurch im Volke erhielten.

B. Die Dorische Lyrik.

Die höchste Stufe der Entwicklung lyrischer Poesie ist in der Dorischen Lyrik erreicht. In der Aeolischen Lyrik war das Pathos, in der Dorischen ist das Ethos herrschender Ton. Es ist nicht mehr eine einzige subjective Leidenschaft, die des Dichters Gemüth unwillkürlich zum Gesange treibt, sondern mit dem freiesten Walten des Bewußtseins gestaltet er eine Fülle objectiver Gedanken zu einem kunstvollen Ganzen. Wie das Homerische Epos das treueste Gemälde einer in allen ihren Theilen wohlgeordneten Außenwelt, so ist die Dorische Lyrik die Musik, die uns die innere Welt des Dichters in ihrem harmonischen Gleichmaße und ihrer edelen Ruhe erschließt, und so bildet diese den entgegengesetzten Pol zu dem Jonischen Epos, wozu die eben durchgenommenen Dichtungsarten die Uebergänge sind. Im Drama finden beide Gegensätze ihre Einigung und Versöhnung. Die Dorische Lyrik ist ihrem wahren Wesen nach religiös. Die Poesie ist in ihrer höchsten Entwicklung dahin zurückgekehrt, von wo sie in ihren ersten Anfängen ausgegangen war.

Dem umfassenden Stoffe angemessen hat sich auch die Form der Dorischen Lyrik gestaltet. Dorische Gedichte sind auf öffentliche Darstellung durch einen Chor bei Festen und Gelagen berechnet; Gesang und Tanz waren von ihnen unzertrennlich. Daher erweitert sich die Aeolische Strophe nach dem naturgemäßen Gesetz der Dreitheiligkeit in die chorische Form, bestehend aus Strophe, Gegen-

strophe und Epode, die höchste Stufe metrischer Kunst. Die Rhythmen richteten sich nach der musikalischen Begleitung und Tanzbewegung, und man unterschied hauptsächlich die zierliche Jonische, die ernste Dorische, die heftige Aeolische, die weiche Lydische, die bakchantisch-wilde Phrygische Tonart, deren mannichfache Mischungen wieder Nebenarten von gemischtem Charakter gaben.

Je nach ihrem Inhalt und ihrer Bestimmung führten die Gedichte der Dorischen Melik verschiedene Namen. Die alten choralartigen hexametrischen Nomen mit allgemein religiösem Inhalt blieben natürlich von der chorischen Form unberührt, geriethen darum auch bald in Vergessenheit und kamen erst in späterer Zeit wieder in Aufnahme, allerdings in freierer Form mit gemischten Rhythmen. Religiöse Gesänge, ursprünglich dem Apoll und der Artemis gewidmet, beim Aufhören von Krankheiten gesungen, bald aber auch an andre Heilsgötter gerichtet, hießen Päane (*παιᾶνες*). Mit mimischer Action und Tanzbewegung verbunden, in raschen lebhafteren Rhythmen, gewöhnlich auch heiteren Inhalts waren die Hyporchemata. Da auch sie meist an Apollo gerichtet waren, so war es späterhin nicht leicht, blos nach der Beschaffenheit des vorliegenden Textes Hyporchemata von Päanen zu unterscheiden. Lieder zum Lobe der Götter von einem am Altar stehenden Chore zur Kithara gesungen, bisweilen aber auch von Tänzen begleitet, hießen Hymnen. Sie zerfielen wieder in mannichfache Unterarten. Prosodien hießen diejenigen Gesänge, welche bei feierlichen Einzügen in die Tempel oder einem Aufzug zum Altare unter Begleitung der Flöte gesungen wurden. Auch sie waren vorzugsweis dem Apollinischen Cultus gewidmet. In Theben hießen sie *Δαφνηφορικά*, weil hier der Chor, der sich unter besonderen Ceremonien nach dem Tempel des Ismenischen und Galaxischen Apollo bewegte, Lorbeerzweige in den Händen trug[1]). — Lieder, welche zur Begleitung der Flöte unter munterer, lebhafter Bewegung von Jungfrauenchören vorgetragen wurden, und vielfach deren Lob enthielten, hießen Parthenien. Zur Verherrlichung ausgezeichneter Männer dienten die Enkomien. Eine besondere Art derselben sind die Epinikien, Preisgesänge auf die Sieger in den Griechischen Nationalspielen, vorgetragen von einem Chore (hier *κῶμος* genannt) theils beim Festaufzuge am Ort der Spiele selbst,

---

[1]) *Ὠσχοφορικά* dagegen kannte man nur in Athen, wo zur Erinnerung an die glückliche Rückkehr des Theseus aus Kreta unter Vorantritt zweier Jünglinge in Frauentracht, welche eine Weinrebe mit Trauben, eine *ὦσχη*. in den Händen trugen, ein Chor sich aus dem Heiligthum des Dionysos in das der Athene *Σκιράς* begab. Mit der Dorischen Melik haben sie streng genommen nichts zu thun und sind darum auch in der Literatur der Meliker durch kein Denkmal bezeugt.

theils beim feierlichen Einzuge in die Heimath, theils bei dem Festschmause, der dem Sieger zu Ehren gegeben wurde, oder den der Sieger seinen Freunden gab. Auch die Skolien, die wir bereits als Nachhall der Aeolischen Poesie erwähnt haben, erhielten in der Dorischen Melik eine großartigere Geltung durch die orchestische Begleitung eines Chores. Selbst eigentliche Trink- und Liebeslieder waren der Dorischen Melik nicht ganz fremd, auch kannte sie Braut- und Hochzeitslieder (*ὑμέναιοι, ἐπιθαλάμια*) und als ihr Gegenstück pathetische Trauergesänge (*θρῆνοι*) in ernster, würdevoller Haltung von einem Chor zur Flöte gesungen theils bei der Bestattung, theils bei dem Leichenmahle. — Ausschließlich dem Dionysos geweiht waren die Dithyramben mit rauschender Musik, seit Arion von einem sogenannten kyklischen Chor (weil er in geregelter Folge von Strophen und Antistrophen ununterbrochen einen Kreis durchlief? oder weil er sich im Kreise um den Altar, auf dem das Opfer brannte, bewegte?) von funfzig Choreuten aufgeführt. Sie bildeten sich später zu einem eignen Kunststil aus, und da man dabei Einzelgesänge der Satyrn von den Chorliedern trennte, so waren im Dithyrambus die Keime enthalten, aus denen das Drama hervorgegangen ist.

1. Anfänge und Fortbildung der Dorischen Lyrik.

Alkman. Stesichoros. Ibykos.

Der erste, welcher auf der von Terpander und weiterhin von Thaletas in Sparta geschaffenen musikalischen Grundlage mit umfangreichen und mannichfaltigen lyrischen Dichtungen auftrat, war Alkman (*Ἀλκμάν = Ἀλκμαίων*) um 660 (Ol. 27—42), von Herkunft ein Lyder, aber von Jugend auf vollkommen in Lakonien eingebürgert. Er verließ die hexametrische Nomenpoesie und bediente sich mannichfaltiger daktylischer, jambischer und trochäischer Rhythmen, auch logaödischer Reihen, kannte Basis und Anakrusis, verbindet die Verse oft in großer Zahl zu Systemen oder Strophen, kennt aber die eigentlich antistrophische Entsprechung mit darauf folgender Epode noch nicht. Wie in der metrischen Form, so steht er auch durch den vielfach subjectiven Inhalt seiner Poesie unter allen Dorischen Lyrikern der Aeolischen Poesie noch am nächsten. Sein Dialekt war aber der Lakonische, freilich verfeinert und vielfach mit epischen und Aeolischen Bestandtheilen gemischt. Immerhin wurde es als sein besonderes Verdienst betrachtet, daß der rauhe, ungefüge Dialekt der Anmuth seiner Poesie keinen Eintrag gethan habe (Paus. III, 15, 2). Seine Gedichte waren im Alterthum in eine Sammlung von sechs Büchern vereinigt. Wir hören von Hymnen (auf Zeus *Λυκαῖος*, die Dioskuren, Here, Apollon, Artemis, Aphrodite, Pallas), Päanen, Prosodien, Parthenien, Skolien und

erotischen Gedichten, als deren Erfinder er gilt. Zu einer anschaulichen Charakterisirung des Dichters und seiner Kunst reichen die vorhandenen Fragmente, wenngleich dieselben im Jahre 1863 aus einem Aegyptischen Papyrus in den Fragmenten eines Parthenions einen erheblichen Zuwachs erhalten haben, leider nicht aus, doch finden wir in ihnen vieles anmuthige und manche Spuren eines fröhlichen, frischen Humors, der auch die eigene Person nicht verschonte. Im allgemeinen trug seine Poesie einen durchaus örtlichen Charakter und hatte das religiöse und gesellschaftliche Leben der Spartaner zum Gegenstand, mit Ausschluß jedoch des politischen. Schön wird die Stille der Nacht in fr. 53 geschildert: „Es schlafen die Gipfel der Berge und die Schluchten, die Hügel und Thäler, alles Gethier, was die schwarze Erde hervorbringt, das Wild der Berge, die Schwärme der Bienen, die Ungethüme in den Tiefen des purpurnen Meeres, und die Schaaren der die Flügel schwingenden Vögel.“ Beachtenswerth die Sentenz fr. 56: *πεῖρά τοι μαθήσιος ἀρχά* „das Wissen beginnt mit der Uebung“.

Die spätere Kunstgestalt gab der Dorischen Lyrik zuerst der Dichter Stesichoros aus Himera in Sicilien, um 600 (645—555). Er dichtete für öffentliche Darstellungen an Festen episch-lyrische Gesänge, in denen er an die mit Homerischem Geiste aus der Mythologie der Götter und Heroen entlehnten Stoffe, die er anmuthig zu erzählen wußte, freie Reflexionen knüpfte. Die einfachen daktylisch-logaödischen Maße, deren er sich vorzugsweise bediente, sowie der nur mit wenigen Dorismen gemischte epische Dialekt erinnerten noch an das Epos, während er in der kunstvollen Construction seiner kitharödischen Chöre, die er zuerst in dreitheiliger Ordnung in Strophen, Gegenstrophen und Epoden gliederte, eine musikalische und rhythmische Technik entwickelte, wie vor ihm kein anderer Dichter. Zugleich ist er der Schöpfer des höheren lyrischen Stils, der in seinem kunstvollen Satzbau und seiner reichen Wortfülle sich zu den prachtvollsten Schilderungen und erhabensten Betrachtungen eignete. Die Alten sind daher seines Lobes voll. Man nannte ihn den *Ὁμηρικώτατος* unter den Dichtern und sagte, die Seele Homers sei auf ihn übergegangen. Dionys von Halikarnas setzt ihn dem Pindar und Simonides an die Seite, die er nach der Großartigkeit der Stoffe und der würdevollen Charakterisirung der in ihnen vorkommenden Personen übertroffen habe. „Den mächtigen Geist des Stesichoros“ sagt Quintilian „beweist schon der von ihm behandelte Stoff. Er besingt die größten Kriege und die berühmtesten Führer und er vermag auf seiner Lyra die Last der epischen Dichtung zu tragen. Seine Personen treten in ihren Handlungen und Reden mit der gebührenden Würde auf und hätte er Maß gehalten, so würde man ihn un-

mittelbar dem Homer an die Seite stellen; aber er überschreitet das Maß in überströmender Fülle; das ist zwar zu tadeln, aber doch nur ein Fehler seiner Vorzüge."[1]) Wir besitzen von ihm nur Bruchstücke, die aber nicht ausreichen uns die hohe Anerkennung, welche der Dichter im Alterthum fand, begreiflich zu machen, geschweige denn seine dichterische Bedeutung uns zu veranschaulichen, und mit ihnen die Angabe der von ihm behandelten Stoffe, wie die Kampfspiele um Pelias *(ἆθλα ἐπὶ Πελίᾳ)*, die Geryoneis, Kerberos, Kyknos, Skylla, die Kalydonischen Jäger *(συοθῆραι)*, Europeia, Eriphyle, die Zerstörung Troja's, Helena, die Nosten, die Orestie (und zwar in mehreren Büchern oder Gedichten). Erotischen Inhalts mit Benutzung volksthümlicher Sagenstoffe waren die Kalyka und Rhadine. Einen Päan des Stesichoros erwähnt Athen. VI p. 256 B. Bekannt ist die an die Einleitungsverse der Helena *(οὐκ ἔστ᾽ ἔτυμος λόγος οὗτος, οὐδ᾽ ἔβας ἐν νηυσὶν εὐσέλμοις οὐδ᾽ ἵκεο πέργαμα Τροίας)* sich anschließende Sage, welche Plato (Phaedr. p. 243 A) von ihm erzählt: „Als er der Augen beraubt ward wegen Schmähung der Helena, blieb ihm die Ursache nicht verborgen, sondern als ein den Musen vertrauter erkannte er sie und dichtete gleich sein: „„Unwahr ist die Rede; denn nie bestiegst du die wohlgerüsteten Schiffe, noch kamst du je zur Feste von Troja““, und nachdem er den ganzen sogenannten Widerruf *(παλινῳδία)* gedichtet, ward er alsbald wieder sehend." — Als Probe seiner Dichtweise mag ein kleines Fragment aus der Geryoneis dienen, worin er eine Beschreibung des heimkehrenden Sonnengottes giebt: „Helios, der Hyperionide, stieg in das goldne Gefäß, daß er den Okeanos durchschiffend käm' in die Tiefen der heiligen, dunkeln Nacht zur Mutter und der gebietenden Göttin und den geliebten Kindern. Zu Fuß aber trat der Sohn des Zeus in den von Lorbeerbäumen beschatteten Hain." — Durch die Fabel vom Pferde und Hirsch warnte, wie Aristoteles Rhet. II, 20 berichtet, Stesichoros seine Mitbürger vor den gefährlichen Plänen des Phalaris. Daß aber Stesichoros in einem Gedichte direkt den Phalaris genannt und noch dazu die Himeräer, nicht die Agrigentiner, vor ihm gewarnt haben sollte, ist nicht wahrscheinlich. Man hat wohl erst später der in einem seiner Gedichte vorkommenden Fabel diese politische Deutung gegeben. In einem anderen Gedichte kam, wie der Pergamenische Grammatiker Krates bei

[1]) Quint. X, 1, 62: Stesichorus quam sit ingenio validus, materiae quoque ostendunt, maxima bella et clarissimos canentem duces et epici carminis onera lyra sustinentem: reddit enim personis in agendo simul loquendoque debitam dignitatem, ac si tenuisset modum, videtur aemulari proximus Homerum potuisse, sed redundat atque effunditur, quod ut est reprehendendum, ita copiae vitium est.

Aelian de nat. An. XVII, 37 berichtet, die sinnige Fabel vom Schnitter, der Schlange und dem Adler vor. Da es möglich ist, daß Aelian diese Fabel dem von Krates angeführten Stesichoros ziemlich wörtlich nacherzählt hat, so möge sie hier ihren Platz finden: „Sechzehn Schnitter wurden, als die Sonne sie brannte, von Durst übermannt, und schickten einen aus ihrer Zahl ab, um aus einer benachbarten Quelle Wasser zu holen. Als er zur Quelle kam, fand er daselbst einen Adler in den gewaltigen Umstrickungen einer Schlange fast dem Tode nahe. Der Schnitter erlegte die Schlange mit seiner Sichel und befreite den Adler. Darauf schöpfte er Wasser, kehrte zu seinen Gefährten zurück und reichte es ihnen mit Wein vermischt zur Linderung ihres Durstes. Alle tranken begierig davon. Als die Reihe des Trinkens an den Schnitter kam, der das Wasser geholt hatte, flog der Adler aus der Höhe herab, schlug ihm den Becher von den Lippen und verschüttete seinen Inhalt. Da schalt der Schnitter mit harten Worten den Vogel, dem er das Leben gerettet hatte, ob seines Undanks. Aber als er sich umschaute, sah er seine Gefährten in Krämpfen am Boden liegend bereits dem Tode nahe. Die Schlange hatte ihr Gift in die Quelle gespieen, der Adler aber seinem Lebensretter gleiches mit gleichem vergolten.“ Auch diese Fabel ließe sich leicht auf politische Verhältnisse deuten, und man fühlt sich um so mehr versucht dies zu thun, als die Zahl sechzehn gewiß nicht absichtslos vom Dichter gewählt sein kann.

Weniger kriegerisch und kühn, vielmehr von süßen Liebesklagen wiedertönend waren die chorischen Gesänge des I b y k o s von Rhegion (540 v. Chr.) „des Götterfreundes, dem des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll geschenkt“ (Schiller). Als ihn Mörderhände heimlich erschlagen hatten, da erschienen Kraniche, die Zeugen des Frevels, als Rächer des Ibykos, und die entdeckten Mörder büßten ihr Verbrechen mit dem Tode (Anth. Pal. VII, 745). Das ist freilich blos Sage, die mit veränderten Personen und Umständen auch von einfachen Seefahrern berichtet wurde (Jambl. v. Pyth. c. 27) und in Wahrheit scheint der Dichter in seiner Vaterstadt eines natürlichen Todes gestorben zu sein. Sonst hatte er, ähnlich dem Anakreon, ein Wanderleben geführt. Er verkehrte häufig an den Höfen der Fürsten und Tyrannen und hielt sich eine geraume Zeit bei Polykrates von Samos auf. Seine Gedichte waren in einer Sammlung von sieben Büchern vereinigt. In der rhythmischen Form lehnten sie sich an Stesichoros an und zogen gleichfalls eine Fülle mythologischen Stoffs in den Kreis ihrer Betrachtung hinein. Dem Geiste nach waren sie jedoch mehr der Aeolischen Lyrik verwandt, und der Ruhm des Dichters gründete sich auf seine e r o t i s c h e n L i e d e r voll glühender Leidenschaft, wie denn Cicero Tusc. IV, 33 von ihm sagt: maxime vero

omnium flagrasse amore Rheginum Ibycum apparet ex scriptis. Uns sind nur wenige Bruchstücke erhalten. „Eros" klagt der Dichter in einem noch vorhandenen Fragmente beim Scholiast zu Plat. Parmen. p. 137 A „schaut mich wiederum mit schmachtenden Augen unter dunkeln Brauen an und lockt mich mit mancherlei Täuschung in die undurchdringlichen Netze der Kypris. Wohl zittere ich, wenn er mir naht, wie das jochtragende Roß, auch wenn es vielmals den Kampfpreis errungen, nur unwillig im Alter mit dem schnellen Wagen zum Kampfe eilt". Ein andres Fragment bei Athen. XIII, p. 601 B lautet: „Im Lenz winken Kydonische Aepfel, getränkt von den strömenden Flüssen, dort wo der keusche Garten der Jungfrauen ist, und es wachsen die schwellenden Trauben unter dem schattigen Weinlaub. Mir aber schlummert die Liebe zu keiner Zeit, sondern wie der Thrakische Nordsturm, der sich am Blitz entzündet, stürmt sie einher von der Kypris dunkel in heißem Rasen, bringt mich gewaltsam in Verwirrung und betäubt meinen Geist unter der Einwirkung der Gottheit". Einen weisen Ausspruch des Ibykos hat Plato erhalten Phaedr. p. 242 C: *δέδοικα μή τι παρὰ θεοῖσιν ἀμβλακὼν τιμὰν πρὸς ἀνθρώπων ἀμείψω* „ich fürchte, daß ich gegen Götter frevelnd eitlen Ruhm von Menschen tausche". Einen andern der Philosoph Chrysippos: *οὐκ ἔστιν ἀποφθιμένοις ζωᾶς ἔτι φάρμακον εὑρεῖν.* „zur Wiederbelebung Entseelter läßt kein Mittel sich finden."

2. Die Vollendung der Dorischen Lyrik.

Die Blüthe der Dorischen Lyrik fällt kurz vor und in die Zeit der Perserkriege. Die meisten Staaten hatten durch geordnete Verfassungen Ruhe im Innern gewonnen und erfreuten sich der Früchte der errungenen Freiheit. Selbst wo Tyrannen an der Spitze des Staates standen, wie in Athen die Pisistratiden, in Syrakus Gelon und Hieron, in Agrigent Theron, in Thessalien die Aleuaden, in Kyrene die Battiaden, da waren auch sie größtentheils von dem allgemeinen Geiste der gesetzlichen Ordnung und der bürgerlichen Freiheit beseelt, und an ihren Höfen fand Griechische Kunst Achtung und Pflege. Mit dem vermehrten Wohlstande fand sich das Bedürfniß nach erhöhten Genüssen; aber der große geistige Gehalt Griechischen Lebens bewahrte die Hellenen vor entnervender Weichlichkeit und geisttödtender Ueppigkeit, dem unvermeidlichen Loose der Barbaren, die nach errungener Macht der eigenen Schwäche zu erliegen pflegen. Durch die nähere Berührung mit den Fremden lernten die Griechen ihre eigenen Vorzüge kennen, und ihr Nationalgefühl ward auf das Höchste gesteigert, und ehe es sich noch in den herrlichsten Kriegsthaten äußerte, entfaltete es sich in einer erhöhten Geistesthätigkeit und einer regeren Theil-

nahme an Allem, was dem Nationalleben eigen war. Noch war der Glaube an die Götterwelt lebendig im Griechischen Volke; noch hatten Philosophen und Sophisten den schönen Wahn nicht zerstört; der Grieche feierte noch seine Feste und Spiele mit frommem Sinne, und es entsproßten zu ihrer Verherrlichung aus den früheren Keimen die üppigsten Blüthen der Künste. Die sinnliche Pracht öffentlicher Aufzüge und Festmahle wurde durch Dichtkunst, Musik und Tanz vergeistigt. Die Städte wetteiferten in dem Glanze, womit sie die Götterfeste begingen, und die großen Nationalspiele wurden als Feste des gesammten Hellas mit dem Herrlichsten, was Griechenland besaß, ausgestattet. „Von Fern und Nahe strömten ihnen zu der Völker fluthendes Gedränge, gelocket von der Spiele Pracht" (Schiller). Fürsten, Städte und Bürger warben um den Ruhm des Siegerpreises; denn fast göttlich war die Ehre, die man dem Sieger erwies. Die Dichter aber, welche die Götter und die Helden der Kampfspiele verherrlichten, waren die Lieblinge der Götter, die Freunde der Fürsten und der Stolz des Volkes.

Drei Dichter sind es, die aus der großen Schaar wetteifernder Sänger den Preis erhielten: Simonides, Pindaros und Bakchylides. Den höchsten errang Pindar, der in der Lyrik, wie Homer in dem Epos, bis jetzt noch unerreicht dasteht. Alle drei waren Zeitgenossen, doch Simonides älter, Bakchylides jünger als Pindaros.

a) Simonides.

Simonides aus Julis auf der Insel Keos, daher ὁ Κεῖος genannt, geboren um 556, gestorben 468, den wir schon oben als Elegiker und Epigrammatiker erwähnt haben, war einer der vielseitigsten und gefeiertsten Dichter des Alterthums. Er lebte viel an den Höfen der Tyrannen, der Pisistratiden in Athen (Plat. Hipparch. p. 228), des Hieron in Syrakus, der Skopaden und Aleuaden in Thessalien, die, wie Theokrit sagt (id. XVI, 42), wenn sie auch noch so große Schätze hinterlassen hätten, unerwähnt unter den Todten lange Jahrhunderte lägen, wenn nicht der gewaltige Sänger von Keos durch die vielsaitige Lyra ihre Namen unter den späteren Menschen berühmt gemacht hätte; und ihre Ehre theilten die schnellen Rosse, die ihnen siegbekränzt heimkehrten aus heiligen Kämpfen. Mit lebendigster Theilnahme durchlebte er die glorreiche Zeit der Perserkriege. Nach der Schlacht bei Marathon trug er mit einer Elegie auf die im Kampfe gefallenen in einem Wettstreit der berühmtesten Dichter, unter denen auch Aeschylos war, den Sieg davon. Andre Schlachten verherrlichte er in melischen Gedichten. Mit Themistokles war er befreundet und auch zu Pausanias soll er in Beziehung gestanden haben.

Unter seinem Namen sind uns eine ganze Zahl Epigramme auf die Freiheitshelden der Perserkriege überliefert. Aber bei genauerer Betrachtung erweisen sich die meistens derselben als ein Product späterer Zeiten, und nur wenige, wie etwa das Epigramm auf den Seher Megistias (Herod. VII, 228), lassen sich unzweifelhaft auf Simonides zurückführen. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der Dichter theils bei Hieron, theils bei Theron in Sicilien. Bekanntlich führt uns Xenophon in einer besonderen Schrift den Dichter im Gespräch mit Hieron über die Tyrannis vor.

Simonides war ein gewandter, fein gebildeter Weltmann, der in einem langen, glücklichen Leben reiche Gelegenheit gehabt hatte über das menschliche Leben und seine Bestrebungen Erfahrungen zu sammeln. So war er auch wegen seiner kurzen, treffenden Antworten berühmt, und wurde bisweilen zur Zahl der sieben Weisen gerechnet. Einst verlangte Hieron eine Definition Gottes von ihm. Er forderte erst einen, dann noch einen Tag zur Ueberlegung und so mehrere und endlich sagte er auf Dringen des Hieron: „je mehr ich über den Begriff nachdenke, desto dunkler erscheint er mir" (Cic. de nat. deor. I, 22). Und im hohen Alter gefragt, wie viel Jahre er zähle, antwortet er: „Viele, aber immer noch zu wenige". Simonides galt auch als Erfinder der Mnemonik, d. h. derjenigen Kunst, welche das Auswendiglernen und Behalten des Gelernten durch geschickte Verknüpfung desselben mit gewissen Gedächtnißörtern erleichtert. Eine sinnige Sage brachte diese Erfindung mit einem Ereigniß aus dem Leben des Dichters in Verbindung, das ihm bei einem Gastmahl in Thessalien begegnet sein sollte, wo er ein Gedicht nicht sowohl zum Preise des Gastgebers als der Dioskuren gesungen hatte, unter uns durch das herrliche Gedicht von J. A. Apel hinlänglich bekannt. Auch bürgerte er den Gebrauch vier neuer Schriftzeichen (η, ω, ξ, ψ) in Athen ein, daher er auch wohl als deren Erfinder bezeichnet wurde. Man warf dem Simonides vor, daß er zuerst seine Muse um Geld verkauft habe, denn er dichtete vielfach auf Bestellung und nahm für seine Arbeit reichen Lohn in Empfang. Aber in seinen Gedichten merkte man nichts von Lohnarbeit, vielmehr bleibt es zu bewundern, mit welcher Vielseitigkeit er sich in Aufgaben zu vertiefen wußte, die zu seinen eignen Erlebnissen in keiner unmittelbaren Beziehung standen. Die Thatsache selbst aber zeigt uns, wie hochgeehrt die Dichtkunst und ihre Meister damals in Griechenland waren und wie hoch man eine lobende Erwähnung aus dem Munde gepriesener Sänger zu schätzen wußte.

In des Simonides Gedichten herrschte eine gewisse philosophische Reflexion und ein Reichthum an allgemeinen Sentenzen; daher ihn einige Alten einen Sophisten nennen, oder wenigstens als Vorläufer der sophistischen Kunst betrachten, und in der That

war er auch der Lieblingsdichter der späteren Sophisten. Er suchte nicht wie Pindar durch Großartigkeit in der Behandlung der Gedanken den Geist zu fesseln, sondern durch Innigkeit des Gefühls das Gemüth zu ergreifen; seine Sprache war demgemäß weich, gewählt und von großer Anmuth, und man hat ihn nicht unpassend mit dem Tragiker Euripides verglichen. Von seinen Chorgesängen, die in Dithyramben, Päanen, Epinikien und Threnen (Cea naenia Hor. c. II, 1, 38) bestanden, sind uns nur werthvolle Bruchstücke erhalten. Eine Probe seiner philosophirenden und kritisirenden Art liefert ein Fragment aus einem Epinikion auf Skopas, das Plato im Protagoras aufbewahrt hat (p. 339 A. sqq.), bei dem es jedoch nicht ganz leicht ist, die Worte des Dichters von denen des Philosophen zu scheiden: „In Wahrheit ein trefflicher Mann zu werden ist schwer, gediegen an Hand und Fuß und Verstand, tadellos gebildet . . . Auch halte ich nicht für recht zutreffend das Wort des Pittakos, obschon es von einem weisen Manne gesprochen ist. Tugendhaft zu sein, sagte er, ist schwer. Nur ein Gott mag diese Ehre besitzen. Der Mensch aber muß nothwendig schlecht sein, wenn ihn ein heilloser Unfall darniederwirft. Denn jeglicher Mann, dem es gut geht, ist gut, schlecht aber, wenn schlecht. Am besten aber sind die, welche die Götter lieben. Deshalb will ich niemals das unmögliche suchen und nicht mein Lebensgeschick an eine nichtige, unerfüllbare Hoffnung dransetzen, einen völlig tadelfreien Menschen unter allen, die wir die Frucht der weiten Erde genießen. Doch wenn ich ihn finde, will ich es euch verkündigen. Mit Allen aber will ich zufrieden sein und sie gern haben, die absichtlich nichts böses thun, gegen die Nothwendigkeit aber kämpfen selbst die Götter nicht an. Auch würde ich dich nicht getadelt haben, o Pittakos, hättest du in richtiger Weise die Wahrheit gesagt. Denn ich bin kein Freund des Tadelns. Mir genügt ein Mann, der nicht allzuschlecht noch verrucht ist, der die das Gemeinwohl förderndе Gerechtigkeit kennt, ein gesunder Mann. Ihn werd' ich wahrlich nicht tadeln. Unendlich ist die Zahl der Thoren. Alles ist schön, dem nichts schlechtes anhängt."

Wie hier gegen Pittakos, so erklärte sich Simonides an einer andern Stelle gegen Kleobulos von Lindos. Dieser hatte in folgenden Versen einer auf dem Grabmale des Midas befindlichen Sphinx die Ewigkeit versprochen:

Siehe mich eherne Jungfrau, auf Midas' Grabe befindlich.
Ewig fließet das Wasser und ewig gedeihen die Bäume,
Ewig erhebt sich die Sonne und leuchtet der glänzende Mond uns,
Rauschen die Ströme im Lauf' und ertönet des Meeres Gebrause,
Ewig stehe auch ich auf thränenbefeuchtetem Denkmal,
Meldend dem Wandrer, daß hier liegt König Midas begraben.

Dagegen eifert Simonides: „Welcher Verständige wohl wird loben den Kleobulos, den Bewohner von Lindos, der den stets strömenden Flüssen, den Frühlingsblumen, dem Glanz der Sonne und des goldenen Mondes und den Meeresströmungen gleichsetzt die Dauer einer Säule. Den Göttern gegenüber ist alles vergänglich und einen Stein zertrümmern schon Menschenhände. Nur ein Thor konnte solches wähnen."

In seinen Trauergesängen, in denen er wirklich die Sprache des Herzens redete und die daher von vielen selbst den Pindarischen vorgezogen wurden, scheint er besonders gern über die Nichtigkeit und Kürze des Lebens geklagt zu haben. „Gering ist die Kraft der Menschen, vergeblich sind ihre Sorgen und in der kurzen Lebenszeit giebt es Mühen über Mühen und es steht uns der unvermeidliche Tod bevor, denn gleichen Theil an ihm haben wir alle, die Guten und die Bösen." — „Tausend und zehntausend Jahre sind nur ein unbestimmter Punkt, ja nur der kleinste Theil eines Punktes." — „Lang' ist die Zeit des Todes für uns und nur wenig Jahre leben wir kummerbeladen." „Selbst die Helden der Vorzeit, die Söhne der herrschenden Götter führten kein müheloses Leben, frei von Noth und Gefahren, bis sie zum Alter gelangten." — Doch ist das Leben auch kurz, so ist doch der Ruhm der Tapfern und Edlen unvergänglich. Darum singt er in einem Enkomion von den Freiheitskämpfern: „Herrlich ist das Geschick und schön das Loos der bei Thermopylä Gefallenen. Ihr Grab ist ein Altar, Gedächtniß die Trauer und die Klage ein Loblied. Ein solches Todtenmal wird weder Moder, noch die allesverheerende Zeit vertilgen. Denn der Hochruhm von Hellas hat sich dieses Grabmal wackrer Helden zur Heimath erkoren. Des Zeuge ist Leonidas, Spartas König, der den erhabenen Schmuck der Tugend und unsterblichen Ruhm uns zum Vorbild gelassen hat."

Aus einem Threnos stammt wohl auch der rührende Klagegesang der Danae, die von ihrem Vater verstoßen, auf einem Kahne mit ihrem kleinen Sohn Perseus das Meer durchfuhr, der allein genügen würde, dem Simonides einen Platz unter den ersten Dichtern aller Zeiten zu sichern. Leicht gegliedert, sagt Bernhardy, wie dem Object gemäß war, und mit so flüssigen Rhythmen läßt er zweifelhaft, was man mehr bewundern soll, ob den weichen Tonfall der Komposition oder die Wahrheit des zartesten Gefühls, der Mutterliebe und weiblichen Ergebung. Er mag uns, in freien Jamben wiedergegeben, zugleich eine Probe liefern von des Simonides Behandlung der Mythen:

Als um den kunstgefügten Kasten nun
Der Wind erbraust und die empörte Welle,
Da sank sie hin in Angst, bethränt die Wangen,

Und schlang um Perseus' Nacken ihren Arm
Und sprach: O Kind, wie groß ist meine Qual!
Du aber athmest sanft im Schlaf und ruhst
Mit stiller Säuglingsbrust im freudelosen,
Erzfesten, nachterleuchteten Gehäus
Dahingestreckt in tiefe Dämmerniß,
Und lässest ruhig über deinem dichten
Gelockten Haar die Fluth vorüber wandeln
Und das Geheul des Sturmes,
In deinem Purpurkleid, ein lächelnd Antlitz.
Ach, ahntest du die Schrecken um dich her,
Gewiß, du lauschtest mir mit bangem Ohr:
Doch schlaf' o Kind und schlafen soll die See
Und schlafen all das unermessne Leid!
Du aber wandle deinen harten Sinn,
O Zeus! — und ist ein Frevel dies Gebet,
Vergieb mir, Vater, um des Kindes willen!
(E. Geibel und E. Curtius.)

Berühmt und für seine eigene Kunst charakteristisch ist der von Plutarch aufbewahrte Ausspruch des Dichters, die Malerei sei schweigende Dichtkunst, die Dichtkunst redende Malerei.

b) Bakchylides.

Bakchylides, gleichfalls aus Julis, um 450, ein Schwestersohn und Geistesverwandter des Simonides, dessen Schüler und Nacheiferer er war, weilte ebenfalls gern an den Höfen der Tyrannen. Auch er war bei Hieron in Sicilien, und dieser soll sogar seine Gedichte denen des Pindar vorgezogen haben (Schol. Pind. Pyth. II, 167), was den Grammatikern Veranlassung gab, allerlei von einer angeblichen Feindschaft zwischen Pindar und ihm, wie nicht minder seinem Oheim Simonides zu fabeln. Lange Zeit hatte er sich in Athen aufgehalten und hier viele Siege in Dithyramben davongetragen. Später verweilte er im Peloponnes. Seine Gedichte waren nicht minder vielseitig als die des Simonides. Man hatte von ihm Hymnen, Hyporcheme, Päane, Epinikien, Dithyramben, Prosodien, auch Liebeslieder, Skolien und Epigramme. — In den Gesängen des Bakchylides sprach sich eine reine keusche Gesinnung aus; überhaupt hatten sie einen sanften, heitern und anmuthigen Charakter und standen zu den großartigen und erhabenen des Pindar ungefähr in dem Verhältnisse, wie die Tragödien des Sophokles zu denen des Aeschylos. Hiervon zeugen selbst die wenigen Fragmente, die wir von ihm besitzen. Das eine, aus seinen Päanen, schildert die Segnungen des Friedens: „Es erzeugt den Sterblichen der Friede großen Reichthum und süß-

tönender Gesänge Blüthen, und auf kunstreichen Altären brennen den Göttern in heller Lohe die Schenkelstücke der Stiere und schönvliessiger Lämmer. Die Jünglinge kümmert wieder der Ringplatz und der Flöten Spiel und Freudenfeste, und in des eisenbeschlagenen Schildes Wölbung bauen schwärzliche Spinnen ihr Gewebe, und die zugespitzten Lanzen und die zweischneidigen Schwerter frißt der Rost. Nicht hört man mehr der Drommeten Ton, nicht mehr wird von den Augen gescheucht der süße Schlaf, der unser Herz erfreut. Von heiteren Gelagen sind die Straßen voll, und Liebeslieder lodern hoch empor." — In einem anderen Fragment schildert er die Seligkeiten, die der Wein gewährt: „Eine süße Gewalt aus Pokalen stürmend wärmet das Herz, und der Liebe Hoffnung, in des Dionysos Gaben gemischt, entflammet das Gemüth und hebet hoch empor die Gedanken den Männern. Es stürzt der Mensch der Städte Zinnen und wähnet sich der ganzen Welt Gebieter. Von Gold und Elfenbein erglänzen die Gemächer, und fruchtbeladene Schiffe bringen ihm den größten Reichthum über das schimmernde Meer aus Aegypten. Also wieget des Trinkers Herz sich in Träume!" — Darum ladet der Dichter zum Trinken ein: „Nicht besitz' ich viele Rinder, Gold nicht, noch Purpurdecken, wohl aber einen treuen Sinn und die holde Musengabe und in Böotischen Trinkgeschirren süßen Wein." — Ein behagliches Leben und einen weisen Gebrauch der Güter desselben preist der Dichter als das höchste Glück: „Glücklich, wem ein Gott Theil an dem Schönen verliehen und mit beneidenswerthem Geschick im Ueberfluß das Leben hinzubringen; denn mit Allem beglückt ward der Erdensöhne keiner geboren." — „Wenigen der Sterblichen nur gab die Gottheit, in beständigem Genusse des Glückes das graugelockte Alter zu erreichen, ohne dem Elend zu verfallen." — „Ein Ziel und einen Weg des Glückes giebt es für die Menschen: wenn Jemand fröhlichen Gemüthes sein Leben hinbringen kann; wem aber die Sorge das Herz umschwebt und Tag und Nacht der Zukunft wegen den Sinn erfüllet, der hat fruchtlose Mühe." — „Der Lydische Stein ist den Sterblichen der Prüfer des Goldes; der Menschen Tugend aber und Weisheit erweiset die allmächtige Wahrheit." — „Sichern Ruhm erwirbt allein die Tugend, aber der Reichthum weilet auch bei schlechten Menschen."

Noch in späterer Zeit las der Kaiser Julian die Gedichte des Bakchylides mit großem Vergnügen und führte öfter aus ihm den Spruch an: „Wie der Maler ein schönes Gesicht verklärt, so verschönt die Sittsamkeit ein nach höherem strebendes Leben" (Amm. Marc. XXV, 4).

c) Pindaros.

Weit aber ließ die beiden Vorigen nach der Meinung der Griechen Pindaros hinter sich. Unbestritten galt er als Fürst der lyrischen Dichter, wie er denn auch selbst sich der hohen Vorzüge seines Geistes bewußt war. „Viele raschen Geschosse" sagt er mit unverkennbarer Beziehung auf dichterische Nebenbuhler, unter denen man aber nicht nothwendig Simonides und Bakchylides zu suchen hat „ruhen mir unter dem Arme im Köcher, vornehmlich für die Verständigen. Für das Volk aber bedürfen sie der Ausleger. Weise ist, wer vieles weiß von Natur. Wer aber seine Weisheit erlernt hat, der läßt mit unbändiger Schwatzhaftigkeit eitles ertönen, wie die Raben gegen den göttlichen Vogel des Zeus" (Olymp. II, 91)[1].

Pindaros aus dem Flecken Kynoskephalä bei Theben, war nach gewöhnlicher Angabe der Sohn eines Flötenspielers Daiphantos und der Kleidike. Seine Familie gehörte zu dem berühmten altadligen Geschlecht der Aegiden (Pyth. V, 69), welches nach Thebanischer Sage mit den Doriern in den Peloponnes gezogen war und den Spartanern bei der Eroberung von Amyklä beigestanden hatte, und scheint das Amt des Flötenspielens bei dem Gottesdienst der großen Mutter in Theben und anderweitige priesterliche Functionen erblich besessen zu haben (Schol. Pyth. III, 77). Geboren wurde er Ol. 64,3 = 522 gerade bei der Feier der Pythischen Spiele, wie er selbst in einem Gedichte erwähnt: „Das fünfjährige durch einen Rinderaufzug gefeierte Fest, an dem ich zuerst als ersehntes Kind in Windeln gebettet wurde". Zuerst wurde er von seinem Vater in der Kunst des Flötenspielens unterrichtet, als dieser jedoch die bedeutenden Anlagen des Knaben entdeckt hatte, anderen Lehrern, man nannte den berühmten Dithyrambendichter und Musiktheoretiker Lasos von Hermione, zur weiteren Ausbildung übergeben. Auch die Dichterin Myrtis soll Antheil an seiner Bildung gehabt haben, ebenso Korinna von Tanagra, der er zuerst seine Gedichte zur Beurtheilung vorlegte. Man erzählt, sie habe den Mangel an mythischen Erzählungen in denselben getadelt und ihm gerathen mehr Mythus einzustreuen; hierauf habe Pindar einen Hymnus gedichtet, der von Mythen strotzte. Sie rügte auch diesen Fehler mit den Worten: „Mit der Hand muß man den Samen streuen, nicht mit dem ganzen Sacke" (Plut. de glor. Athen. p. 348 A). Auch sei er von ihr in einem poetischen Wettkampfe besiegt worden, weil wie Pausanias vermuthet, der Eindruck ihrer Schönheit die Richter geblendet habe. In Athen genoß er den ferneren Unterricht zweier aus-

[1] Die Verszahlen nach der Textausgabe von W. Christ.

gezeichneten Meister der Musik, des Agathokles und Apollodoros, und soll hier schon frühzeitig einen kyklischen Chor eingeübt haben. Unter allen Griechischen Staaten begünstigte er Athen und Aegina am meisten. Als er in mehreren Gesängen (unter anderen Pyth. VII, noch mehr aber im Eingang eines Dithyrambus, Fr. 54) Athen verherrlicht hatte, verurtheilten ihn die Thebaner, die damals in Feindschaft mit Athen waren, zu einer Geldstrafe, welche ihm die Athener wiedererstatteten, indem sie ihn zugleich mit der Proxenie und wenn auch wohl erst in späterer Zeit mit einem ehernen Standbilde ehrten. Als aber die Athener später Aegina angriffen, sagte er sich von Athen los. Auch er hatte wichtige Verbindungen mit den damaligen Tyrannen, so mit Alexander, Sohn des Amyntas, von Makedonien, mit den Aleuaden in Thessalien, mit Arkesilas von Kyrene, und vor Allen mit den Tyrannen in Sicilien. Er lebte selbst eine Zeit lang am Hofe des Hieron, Ol. 76—77 = 476—472. Pindar suchte durch Rath und Warnung die Herzen der Tyrannen zu lenken, und namentlich mußte Hieron, der in dem Uebermaß seines Glückes Zeichen des Stolzes und der Härte blicken ließ, oft seine Ermahnungen in den an ihn gerichteten Gedichten hören; woher es auch kommen mochte, daß Hieron die Gedichte des geschmeidigeren Bakchylides vorzog. Von Pindars Aufenthalte in Sicilien zeugt die malerische Schilderung, die er von dem Ausbruche des Aetna als Augenzeuge giebt: „Den Typhos hält die himmlische Säule fest des schneeigen Aetna, der das ganze Jahr hindurch des scharfen Eises Ernährer ist. Aus seinen Schluchten brechen hervor die reinsten Quellen unnahbaren Feuers, und die Ströme ergießen bei Tage glühende Wogen von Rauch; aber im Dunkel schleudert die röthliche, züngelnde Lohe Felsstücke in die tiefe Fläche des Meeres mit Getös" (Pyth. I, 19).

Pindar hatte von seiner Gattin Timoxena einen Sohn, Daiphantos, und zwei Töchter, Eumetis und Protomache. Nach Griechischer Sitte liebte er noch im Alter einen Knaben, den schönen Theoxenos von Tenedos. Ihn hat er durch ein Skolion verherrlicht, von dem uns noch ein Fragment übrig ist: „Du mußtest zur rechten Zeit, o Herz, der Liebe Früchte pflücken; aber wer, die blitzenden Strahlen vom Antlitz des Theoxenos schauend, nicht von Sehnsucht überströmt, des schwarzes Herz muß in kalter Gluth von Eisen oder Stahl geschmiedet sein; von der lebhaft blickenden Aphrodite verachtet, müht er entweder sich gewaltig ab um Schätze, oder schwärmt durch der Mädchen Uebermuth umher, ihre Fesselnd tragend. Ich aber schmelze durch die Macht der Göttin wie das von der Sonne getroffene Wachs heiliger Bienen dahin, wenn ich erschaue der Knaben Jugendfrische."

Der Grundzug im Wesen Pindars ist eine tiefe, wohlthuende Frömmigkeit. Kein Wunder daher, daß er als ein besonderer

Liebling der Götter namentlich des Delphischen Apollo betrachtet wurde. Im Delphischen Tempel hatte er seinen eigenen Sessel und wurde daselbst regelmäßig zum Göttermahle bei Theoxenien eingeladen, eine Ehre, die auch auf seine Nachkommen überging. Auch Zeus Ammon und Pan, der einst zwischen Kithäron und Helikon einen Päan des Dichters gesungen haben sollte, wurden als seine Gönner angesehen. Pindar starb in hohem Alter, wahrscheinlich Ol. 84,4 = 441. Die näheren Umstände seines Todes sind von der Sage mannichfach ausgeschmückt worden. Pindar habe, berichten einige Alten, das Orakel zu Delphi befragen lassen, was das Beste für die Menschen sei. Die Priesterin gab zur Antwort, er wisse es selbst recht gut, wenn anders das Gedicht auf Trophonius und Agamedes [1]) von ihm sei, und in kurzem werde es ihm klar werden. Pindar erkannte, daß der Tod gemeint sei und nach wenig Tagen verschied er (Plut. cons. Apoll. c. 14). Nach einer andern Sage erschien ihm Persephone (oder Demeter) im Traume und klagte, sie sei die einzige Gottheit, die von ihm in keinem Hymnus gepriesen. Er werde aber auch auf sie einen Gesang dichten, wenn er zu ihr gekommen wäre. Zehn Tage nach diesem Traumgesicht starb er (Paus. IX, 23, 2). Der Anfangsvers eines Hymnus auf Persephone, der also seiner letzten, erst nach seinem Tode vorgefundenen Dichtung angehören würde, ist uns in der That erhalten. Nach der gewöhnlichen Sage hatte er die Götter gebeten, ihm das Schönste, was es im Leben gäbe, zu gewähren, und er entschlief sanft in den Armen seines Lieblings Theoxenos, als er im Theater zu Argos vermuthlich den Festlichkeiten der Heräen zuschaute. Seine Asche brachten seine Töchter nach Theben. Daß Alexander späterhin bei der Zerstörung Thebens das Haus des Pindar, wie überhaupt die Nachkommen des Dichters verschonte, ist bekannt. Noch zu Pausanias' Zeiten waren Trümmer dieses Hauses vorhanden.

Pindar war ein sehr fruchtbarer Dichter. Seine gesammelten Gesänge theilten die Alexandrinischen Kritiker in siebzehn Bücher: Hymnen, Päanen, 2 Bücher Dithyramben (von denen vielleicht die von Suidas erwähnten *δράματα τραγικά* nicht verschieden waren), 2 Bücher Prosodien, 3 Bücher Parthenien, 2 Bücher Hyporchemata, Enkomien, Threnen und 4 Bücher Epinikien. Uns sind blos die letzteren bis auf die letzten Blätter der Isthmien vollständig erhalten. Sie bildeten schon im Alter-

---

[1]) Pindar hatte wahrscheinlich in einem Threnos erzählt, wie Trophonius und Agamedes, die Erbauer des Delphischen Tempels, den Apollo um ihren Lohn gebeten hätten. Dieser habe ihnen verkündet, sie würden ihn in sieben Tagen erhalten, bis dahin sollten sie es sich gut gehen lassen. Sie hätten gethan, wie ihnen befohlen worden, und seien in der siebenten Nacht entschlafen (Plut. l. l.).

thum einen besondern Liederkreis *(περίοδος)* und waren am meisten verbreitet, wie Eustathius sagt *διὰ τὸ ἀνθρωπικώτερον εἶναι καὶ ὀλιγόμυθον καὶ μηδὲ πάνυ ἔχειν ἀσαφῶς κατά γε τὰ ἄλλα,* weil sie sich also mehr in menschlichen Verhältnissen bewegten, wenig Mythen enthielten und nicht wie die übrigen Gedichte an starker Dunkelheit litten. Von diesen haben wir nur Bruchstücke. Der poetische Charakter Pindars liegt in dem Großartigen und Erhabenen. Seine Poesie floß aus einem frommen tief religiösen Gemüthe. Die Lehren, die er seinen Gedichten einstreut, sind nicht, wie bei Simonides und Bakchylides, philosophische Reflexionen, sondern gleichen den Aussprüchen gottbegeisterter Seher. Andererseits bewahrt ihn die Besonnenheit und Klarheit seines Geistes vor dunkler Mystik. Er steht in seinen religiösen Anschauungen noch auf dem Standpunkt des unverfälschten, frommen Volksglaubens, wie er allgemein unter den Hellenen herrschend war, ehe ihn Philosophen umdeuteten und Sophisten wegdisputirten. Ueber Alles waltet die Moira: „Was das Geschick bestimmt, dem läßt sich nicht entfliehen" (Pyth. XII, 30). Die Götter sind eines Ursprungs mit den Menschen, doch ihnen unendlich an Macht überlegen: „Eines ist der Menschen, eines der Götter Geschlecht; denn beide athmen wir von einer Mutter; es scheidet nur die ganz verschiedene Macht. Das Eine ist ein Nichts, dem Anderen bleibet der eherne Himmel als ewiger Sitz. Aber in Einem sind wir den Unsterblichen ähnlich: an gewaltigem Sinn und Gestalt, obgleich wir nicht wissen, zu welchem Ziele am Tage oder bei Nacht das Geschick uns die Bahn bestimmt" (Nem. VI, 1—7). „Tagesgeschöpfe! Was ist einer? was ist er nicht? Eines Schattens Traum ist der Mensch! Wenn aber der gottgesandte Glanz naht, da erscheint hellschimmerndes Licht der Männer und süßes Leben" (Pyth. VIII, 95—97). — In Demuth müssen wir die höhere Macht der Götter anerkennen: „Strebe nicht vergeblich ein Zeus zu werden; Sterbliches ziemet den Sterblichen" (Isthm. IV, 14). Selbst allzugroßes Glück schon erregt den Neid der Götter; daher wünscht der Sänger dem glücklichen Sieger: „daß der Unsterblichen Neid das Glück nicht störe" (Isthm. VI, 39) und: „daß Zeus ob des Schönen Loos die Entgegengesetztes wollende Nemesis nicht sende" (Olymp. VIII, 86). „Maß schickt sich in jeder Sache; dies zu erkennen ist die beste Weise" (Olymp. XIII, 47). — Fromme Verehrung gebühret den Göttern. Darum hütet sich der Dichter, Unheiliges von den Göttern zu singen. Zuweilen ändert er selbst die Mythen um aus Scheu vor der Gottheit, so in der Erzählung von dem Liebesverhältnisse des Apollon mit Kyrene (Pyth. IX, 9), und von Pelops, den die Götter verzehrt haben sollen: „Mit bunten Lügen täuschen die Sagen; von den Göttern aber muß der Mensch nur Schönes

berichten; denn geringer ist die Schuld" (Olymp. I, 30, 36). Den Kampf beschreibend, den Herakles bei Pylos gegen die Götter gewagt, bricht er plötzlich ab: „Solche Reden, o Mund, entferne von mir; der Götter spotten, ist eine verhaßte Weisheit, und zur Unzeit sich rühmen, stimmt mit Wahnsinn überein. Enthalte dich solchen Geredes; laß allen Krieg und Streit, ohne die Götter geführt!" (Olymp. IX, 35—41). — Stolz und Uebermuth strafen die Götter; dem Bescheidenen und Frommen wird ihre Huld und der Menschen Lob zu Theil: „Wenn ein Mensch, beglückt durch wohlberühmte Kampfpreise oder durch des Reichthums Fülle, im Herzen bändigt den häßlichen Uebermuth, dann ist er des Lobes der Bürger würdig. O Zeus, die großen Tugenden erlangen die Menschen durch dich. Das Glück deiner Verehrer lebt länger; aber verkehrten Herzen gesellt sich das blühende Glück nicht für alle Zeiten" (Isthm. III, 1—6). — Im Leben wie nach dem Tode wird Guten und Bösen Vergeltung: „Selbst die Zeit, die Mutter des Alls, kann den Ausgang des mit oder gegen Recht Geschehenen nicht ungeschehen machen. — Das Ziel des Todes ist dem Menschen ungewiß, und ob wir den ruhigen Tag, den Sohn des Helios, in ungestörtem Glücke vollenden werden; denn bald Ströme des Glückes, bald der Mühen kommen über den Menschen. — Der Reichthum, mit Tugenden geschmückt, bringt diesen und jenen Lohn, wenn er mit tiefer Sorge nach dem Guten jagt, ein weit leuchtendes Gestirn, ein wahres Licht dem Manne, wenn er in dessen Besitz des Kommenden gedenket, daß theils der starre Sinn der Sterblichen schon hier die Strafe büßet, theils aber, was in diesem Reiche des Zeus gefrevelt worden, Jemand unter der Erde richtet, mit bitterer Nothwendigkeit den Ausspruch thuend. Gute schauen beständig, Tage wie Nächte, ein Leben, das eine mühelosere Sonne bescheinet: sie dürfen nicht mit der Hände Vollkraft den Boden oder des Meeres Gewässer aufwühlen der dürftigen Nahrung wegen. Doch die, welche des Eidschwurs Treue beobachtet haben, genießen ein thränenloses Leben bei den Geehrten der Götter; die Anderen aber leiden nicht zu schauende Marter. Die jedoch dreimal hier und dort verweilt und gänzlich vom Unrecht die Seele frei gehalten haben, die vollenden den Weg des Zeus zur Burg des Kronos, wo okeanische Lüfte die Inseln der Seligen durchwehen und goldene Blüthen schimmern, einige aus der Erde auf herrlichen Bäumen, andere aber ernähret das Wasser. Und mit Kränzen aus ihnen umwinden sie Haupt und Hand nach dem gerechten Rathschlusse des Rhadamanthys, der dem Sohn der Erde, dem Gemahl der Rhea, die hoch über Alles den Thron hat, zur Seite sitzt" (Olymp. II, 15—17, 30—34, 58—77). — Durch Orakel verkünden die Götter und durch Träume die unsterblichen Seelen den Menschen die Zukunft: „Alle Körper erwartet der

übermächtige Tod; aber es bleibet ein beseeltes Bild des Lebens; denn dies stammt allein von den Göttern. Es schläft, während die Glieder sich regen; aber es nahet sich Schlafenden in vielen Träumen und zeigt ihnen des Guten und Schlimmen Entscheidung.“ (Fragm. Thren. 2.)

Seiner politischen Meinung nach neigt sich Pindar zur Aristokratie hin, wie dies nicht anders sein konnte bei einem Dichter, der Tyrannen und Vornehme und die Herrlichkeit und den Glanz der Macht und des Reichthums pries. Doch warnt er, wo er nur immer Gelegenheit hat, vor Hochmuth und Stolz und rühmt die Mäßigung und den weisen Gebrauch des Reichthums. Singt er doch selbst: „Des Krösos wohlwollende Tugend geht nicht unter; aber einen Phalaris verfolgt überall das schlimme Gerücht und ihn verherrlichen nicht der Lyra Töne, noch der Knaben Gesang“ (Pyth. I, 94). — Daß die Freiheitskämpfe der Griechen gegen die Barbaren Pindar nicht gleichgültig gelassen haben, läßt sich wohl vermuthen; doch erwähnt er der herrlichen Siege bei Salamis, Platää und am Himera in Sicilien nur beiläufig: „Der Athener Gunst wird mein Lohn sein, wenn ich von Salamis singe, und in Sparta will ich den Kampf am Kithäron preisen, wo die Meder mit krummen Bogen erlagen, und der Hymnos rühme die Söhne des Deinomenes, die beim Flusse Himera feindliche Männer schlugen“ (Pyth. I, 76—80), vielleicht weil Theben in dem Perserkriege auf Seiten der Meder stand. Daher er auch, als nach der Schlacht bei Platää die Athener und Lakedämonier Theben besetzt hatten, die Rache derselben an seiner Vaterstadt fürchten mochte. Damals schrieb er die siebente Isthmische Ode an Kleandros aus Aegina. Er giebt darin deutlich seine Freude über den Sieg zu erkennen, läßt aber zugleich seine Besorgniß um das Schicksal seiner Vaterstadt durchblicken: „Befreit aus großem Uebel, wollen wir nicht der Kränz’ entbehren; nicht laßt uns der Trauer nachhängen. Fort mit den unnützen Sorgen! Etwas Süßes wollen wir verkünden auch nach der Mühe; denn den tantalischen Stein hat vom Haupt uns ein Gott entfernt, für Hellas eine unleidliche Last. Ja mir hat er mit der entschwundenen Furcht die mächtige Sorge gestillt. Darauf ziemt es sich immer eher zu schauen, was gegenwärtig ist; denn es schwebt über den Menschen die listige Zeit, den Lauf des Lebens mannichfach krümmend. Aber heilbar ist auch Solches den Sterblichen mit der Freiheit; darum soll der Mann gute Hoffnung hegen“ (Isthm. VII, 8—17). Und Aegina lobend als stammverwandt der siebenthorigen Thebä und als Heimath des Aeakos, des gerechten Friedensstifters der Götter, deutet er fein darauf hin, wie Aegina das Vermittelungsgeschäft zur Aussöhnung Athens und Sparta’s mit Theben übernehmen möchte.

War die älteste religiöse Lyrik der Hellenen ausschließlich mythisch, so ist in der Dorischen Lyrik der Mythus ein Mittel, die Gedanken und Empfindungen des Dichters zu versinnlichen und zu erläutern. Meisterhaft versteht es Pindar, seine Gesänge mit Mythen zu durchflechten. Die Deutung ergiebt sich aus ihnen mit Leichtigkeit. Er erzählt die mythischen Thatsachen nicht mit epischer Breite und Ausführlichkeit, sondern hebt die seinen Zwecken dienenden Hauptmomente hervor, ohne sich um die Zeitfolge zu kümmern, und übergeht, was ihm nicht wichtig erscheint. Ueberhaupt weiß er lyrisches und episches Element so innig zu verschmelzen, daß das Ganze wie aus einem Stücke gegossen dasteht. Deutlich erblicken wir in diesen Gesängen, namentlich in den größeren und ausgeführteren, die Vorbilder des künftigen Dramas: der eingeflochtene Mythus ist der Keim der dramatischen Fabel, und die Betrachtungen, die der Dichter an den Mythus knüpft, deuten die künftigen Chorgesänge an. Während man früher in Pindars Gedichten regellose Compositionen fand, die dem ungezügelten Fluge der Phantasie ihre Entstehung verdankten, hat in neuester Zeit ein tieferes Eindringen in die Tendenzen der einzelnen Gedichte die Meisterschaft des Dichters auch in der verständigen Anordnung des Stoffes und Durchführung der Ideen erkennen lassen. Das kleinste wie das größte Gedicht ist ein in sich vollendetes, schönes Kunstwerk. In der Kunst der treffenden Wahl und Behandlung der Rhythmen hat ihn kein anderer Dichter erreicht. Die Grundlage der Pindarischen Sprache ist der episch-Homerische Dialekt, reichlich vermischt mit Dorischen und zuweilen Aeolischen Formen. In seinen Ausdrücken ist Pindar kräftig und nervig. Eine gewisse Härte, selbst im Klange seiner Worte, zeugt von einem männlichen Geiste, wie er der thatkräftigen Zeit Pindars wohl anstand. „Die Muse hegt mir das an Kraft gewaltigste Geschoß“, sagt er selbst von sich (Olymp. I, 115). Mit Recht nannten ihn daher die Alten den Hochtönendsten, *μεγαλοφωνότατον*, und Dionysios von Halikarnas giebt als den Grundcharakter seines Stiles das Herbe *(τὸ αὐστηρόν)* an. Schon die Alten haben, wie bereits erwähnt, den hohen poetischen Werth Pindars anerkannt. Der lateinische Dichter Statius nennt ihn passend den König der lyrischen Schaar (Silv. IV, 7), und Quintilian rühmt ihn als den Meister, der unter den neun großen Lyrikern am höchsten hervorragt an Großartigkeit der Gedanken und Empfindungen und an der reichsten Fülle der Ideen und Worte. „Wer Pindar nachzuahmen strebt, singt Horaz (Carm. IV, 2, 1 sqq.), der wagt wie Dädals Sohn mit wächsernen Flügeln über das Meer sich, das leicht auch seinen Namen führen könnte. — So oft er nach der Wolken hohen Räumen strebt, erhebet hoch empor die Luft den Schwan der Dirke.“

Die Epinikien, die wir allein noch von Pindar besitzen, verherrlichen die Sieger in den großen Spielen der Griechen. Als Gelegenheitsgedichte sind sie rein individuell und beziehen sich auf die Person und das Geschlecht der Besungenen, auf ihre Verhältnisse zu ihrem Vaterlande und ihren Zeitgenossen, und dahin deuten Mythen und Lehren, Lob und Tadel, und deshalb ist ein rechtes Verständniß der Pindarischen Oden so überaus schwierig und nur dann erst möglich, wenn wir mit der Geschichte und den Zeitumständen der gefeierten Personen genau bekannt sind. Den Hauptinhalt der Siegesgedichte bildet natürlich das Lob des Siegers, das entweder in dem Ruhme seiner Tüchtigkeit als Wettkämpfer, wie auch seiner sonstigen Tugenden, oder in dem Preise seines Glückes besteht; ersteres in der Regel dann, wenn der Sieger durch eigene Geschicklichkeit gesiegt hatte; wenn aber der Sieg durch Andere errungen war, so wird den Göttern für das geschenkte Glück gedankt. Das Lob der Tüchtigkeit und des Glückes wird theils direct erwähnt, theils in Mythen angedeutet. Mit dem Lobe ist oft die Warnung vor Stolz und Uebermuth verbunden. Die Mythen sind gewöhnlich passend aus dem Kreise der Stamm- und Geschlechtssagen des Siegers gewählt. Häufig haben sie auch bestimmte Beziehungen auf allgemeine Zeitverhältnisse, die der Dichter nicht deutlich aussprechen wollte.

Die Grammatiker haben die 44 Epinikien nach den vier Hauptspielen, die sie feiern, in Olympische (14), Pythische (12), Nemeische (11) und Isthmische (7) getheilt. Indeß feiert Pyth. II wahrscheinlich einen in Olympia errungenen Wagensieg, Nem. IX einen Sieg in Sikyon, Nem. X einen Sieg an den Heräen in Argos und Nem. XI ist mit Unrecht unter die Epinikien aufgenommen worden, da das Gedicht zu Ehren des Aristagoras, als er sein Amt als Prytane in seiner Heimath Tenedos antrat, geschrieben ist. Die Abfassung der Epinikien fällt in die verschiedensten Lebensalter des Dichters. Das früheste Gedicht ist Pyth. X, das Pindar als zwanzigjähriger Jüngling, Ol. 69, 3 = 502 v. Chr., geschrieben hat. Zu den letzten gehört Pyth. VIII, gedichtet Ol. 82, 3 = 450 von dem zweiundsiebzigjährigen Greise. Wenn die Eintheilung der Grammatiker auf einem äußeren Grunde beruht, der auf das innere Wesen der Gedichte selbst ohne Einfluß ist, so werden die Gesänge besser nach der Bestimmung geordnet, die ihnen der Dichter gegeben, weil davon meist ihre poetische, rhythmische und musikalische Composition abhing. Die Siegesgesänge wurden bei verschiedenen Gelegenheiten vorgetragen. Sie waren nämlich theils zu einer religiösen Feier, theils zur Verherrlichung des Siegesmahles bestimmt. Die religiöse Feier bestand entweder in einem Festaufzuge, Pompe, oder in der Weihung des Kranzes in einem Tempel. Die Gesänge dieser Art sind in der

Regel von verhältnißmäßig geringerem Umfange, von einfacherer Construction, in einem bescheidenen, bittenden Tone gehalten. Danach richteten sich die Rhythmen und die musikalische Tonart; die Lydische scheint hierzu am häufigsten angewendet worden zu sein.

Zu dieser Gattung gehört die vierte Olympische Ode an Psaumis aus Kamarina wegen des Ol. 82, 1 = 452 in Olympia errungenen Sieges mit dem Maulthiergespann. Pindar schrieb ihm das Gedicht zur feierlichen Pompe nach dem Tempel des Zeus in Kamarina. Psaumis empfing in diesem Siege den wenn gleich späten Lohn für seine anhaltenden aber wohl von manchen als thöricht verlachten Bemühungen um die Zucht edler Thiere. Jetzt aber sprach der Erfolg für ihn und hierauf bezieht sich die Erzählung am Schlusse, wie Erginos, Sohn des Klymenos, einer der Argonauten, ein jugendlicher Held mit grauen Haaren, trotz des Spottes der Lemnischen Weiber in den Wettkämpfen, die Hypsipyle zur Leichenfeier ihres Vaters Thoas veranstaltet hatte, den Preis im Wettlauf davontrug. — Der Dichter beginnt das Lied mit dem Anruf an Zeus, dem zu Ehren die Olympischen Spiele gefeiert wurden: „Zeus, des unermüdeten Donners höchster Lenker! Deine Horen, sich im Tanze bewegend unter vielfältiger Phormingen Gesang, sendeten mich als Zeugen höchster Kämpfe. Alsbald freuten sich die Edlen bei der süßen Nachricht von dem Glücke unserer Freunde. Wohlan, o Sohn des Kronos, der du den Aetna inne hast, die windumstürmte Last des hunderthäuptigen, gewaltigen Typhon, nimm gnädig an der Charitinnen wegen diesen Festzug des Olympischen Siegers, das spät erscheinende Licht hochherziger Tugenden! Denn es kommt der Wagenzug des Psaumis, der, mit dem Oelzweige von Pisa bekränzt, strebt Kamarina's Ruhm zu erheben. Seinen übrigen Wünschen sei die Gottheit hold. Ich rühme ihn als einen Mann, der Kampfrossen seine Pflege schenkt, der an Allen Gastlichkeit übet, und reinen Sinnes als ruhiger Bürger die Vaterstadt zu lieben erzogen ist. Nicht werde ich in Lügen meine Worte tauchen. Die Erfahrung ist der Menschen Prüferin, die auch des Klymenos Sohn von der Verachtung der Lemnischen Weiber lösete. In eherner Rüstung im Laufe siegend, sprach er zur Hypsipyle, sich den Siegerkranz holend: „„So steht es um meine Schnelligkeit! Hand und Herz sind auch noch gleich jung."" Oft sprossen schon an jungen Männern graue Haare auch gegen des Alters natürliche Zeit."

Die fünfte Olympische Ode[1]) an denselben Psaumis

[1]) Uebrigens das einzige Gedicht unserer Sammlung, dessen Aechtheit nicht ungegründeten Bedenken unterliegt (S. L. Schmidt Pindars Leben und Dichtung S. 389 ff.).

war bestimmt, bei dem feierlichen Einzuge in Kamarina nach der Rückkehr des Siegers von Olympia gesungen zu werden. Kamarina, die Tochter des Okeanos, möge die Blüthen hoher Tugenden, die Kränze aus Olympia und das schnelle Zweigespann, womit Psaumis die Stadt und seinen Vater Akron verherrlicht hat, gnädig aufnehmen. Zurückgekehrt von Olympia, preiset der Sieger im Gesang der Pallas heiligen Hain und die Ströme und Seen des heimischen Landes. „Zeus, du Retter in hohen Wolken, schließt der Dichter, dir nahe ich, flehend: schmücke immer die Stadt durch den Ruhm tüchtiger Männer, und dich, Psaumis, du Sieger in Olympia, führe ein fröhliches Alter zu des Lebens Ende im Kreise deiner Söhne. Wenn Jemand ein gesundes Glück nährt, verlange er, zufrieden mit dem Besitz und guten Ruf damit verknüpfend, thöricht nicht ein Gott zu werden.“

Die elfte Pythische Ode an Thrasydäos aus Theben, der Ol. 75, 3 = 478 v. Chr. in Delphi im Wettlauf gesiegt hatte, ist bei einem Festzuge nach dem Tempel des Ismenischen Apollon in Theben gesungen worden. Das Heiligthum selbst, wie die politischen Wirren, die damals, nach dem Sturze der Oligarchie, in Theben herrschten, der neue Glanz endlich, zu welchem im Gegensatz zur gestürzten Partei sich jetzt das mittlere Bürgerthum erhob, veranlaßten wohl den Dichter auf die Sage von den Gräueln im Hause des Agamemnon einzugehen, und auf das furchtbare Geschick im Leben der Tyrannen hinzuweisen, das er erzählt, nachdem er des Kadmos Töchter und Alkmene, des Herakles Mutter, gerufen, im Tempel des Ismenischen Apollon dem Feste beizuwohnen. Die Amme Arsinoe entriß den jungen Orestes seines Vaters Mördern; das erbarmungslose Weib Klytämnestra sandte die jugendliche Kassandra mit der Seele des Agamemnon an das schattige Ufer des Acheron; Orestes aber kam zu dem greisen Strophios, der am Fuße des Parnassos lebte, und mit spätem Ares tödtete er die Mutter und streckte den Aegisthos nieder. „Aber, bricht der Dichter die Erzählung ab, ihr Freunde, entweder bin ich, früher den graden Weg wandelnd, abgekommen, oder ein Sturm hat mich aus dem Fahrwasser geworfen, wie ein Boot auf dem Meere. Darum, Muse, kehre zurück zu dem Lobe des Thrasydäos und seines Vaters, der ruhmvollen Sieger in den Wettkämpfen. Das Schöne, das von Gott kommt, möchte ich in Liebe umfassen, Mögliches in der Jugendkraft erstrebend. Denn findend, daß das mittlere Loos der Bürger von dauernderer Blüthe ist, verschmähe ich der Tyrannen Glück. Nach gemeinnützigen Tugenden strebe ich. Die Neidischen werden durch eigenen Schaden abgewehrt. Wer aber des Tugendruhmes höchsten Gipfel erreicht hat und im bescheidenen Genuß den Uebermuth meidet, dem wird

der dunkele Tod am Ziele nur schöner, da er den süßen Nachkommen den Ruhm des guten Namens hinterläßt."

Die vierzehnte Olympische Ode ist an den vaterlosen Knaben Asopichos, Sohn des Kleodamos, aus Orchomenos, der Ol. 76, 1 = 476 im Wettlaufe gesiegt hat. Sie wurde zu Orchomenos im Tempel der Chariten gesungen: „Die ihr bewohnt den rosseherrlichen Sitz des glänzenden Orchomenos an den Kephisischen Gewässern, im Gesange gepriesene, königliche Chariten, ahnenreicher Minyer Hüterinnen, höret, da ich euch flehe! Denn mit euch kommt alle Lust und Süßigkeit den Sterblichen, wenn Weisheit, Schönheit und Thatenruhm einem Manne wird. Ja selbst die Götter richten nicht Reigentanz noch Mahl aus ohne die heiligen Chariten, sondern aller Dinge Schaffnerinnen sind sie im Himmel, die ihren Sitz haben neben dem Pythischen Apollon mit goldenem Bogen, und sie verherrlichen des Olympischen Vaters ewige Ehre. O hehre Aglaia und gesangliebende Euphrosyne, des mächtigsten Gottes Kinder, und du, Gesangesfreundin Thalia, erhöre mich, siehest du diesen Festaufzug wegen des freudigen Geschickes leicht einherschreiten. Ich kam um Asopichos mit kunstvollem Lied in Lydischer Tonweise zu besingen, weil durch dich die Minyerstadt in Olympia gesiegt. Echo, wandere anjetzt in das dunkelummauerte Haus der Persephone, herrliche Botschaft zu bringen dem Vater Kleodamos; denn schauend ihn, verkünde, daß sein Sohn das jugendliche Haar bekränzt hat in den Gründen des hochberühmten Pisa mit dem Gefieder ruhmvoller Kämpfe."

Die dritte Olympische Ode feiert den Sieg des Theron, des Tyrannen von Akragas, mit dem Wagen, Ol. 76 = 476. Theron weihete nach Angabe der Scholien am Feste der Theoxenien den Kranz von Oelzweigen den Dioskuren, deren Dienst seine Vorfahren, die Emmeniden, nach Sicilien gebracht hatten, in ihrem Heiligthum zu Akragas. Das giebt dem Dichter, nachdem er die Tyndariden und Helena um Beifall gebeten, wenn er den Theron singe, der durch der Rosse Schnelligkeit in Olympia gesiegt, Veranlassung zu der Erzählung, wie Herakles den Oelbaum nach Olympia verpflanzt habe, als er ihn von den Hyperboreern geholt, von den dunkelen Quellen des Istros, das schönste Denkmal Olympischer Siege. Denn schon waren die Olympischen Spiele geordnet und schon einmal gefeiert bei vollem Mondeslichte; aber noch blühte die Flur des Pelops nicht von schönen Bäumen. Da trieb der Muth den Herakles in das Istrische Land zu gehen, das hinter dem Hauche des kalten Boreas liegt, und staunend blieb er stehen, als er die Bäume erblickte, und es erfaßte ihn süßes Verlangen, sie an das Ziel der Rennbahn hinzupflanzen. Und jetzt kommt er zu diesem Feste wohlgesinnt mit den beiden Tyndariden, die die Kampfspiele leiten und durch die dem Theron der Ruhm

des Siegers geworden. Wie Wasser das Beste und Gold der geschätzteste Reichthum, so ist auch Theron durch seine Tugenden zum höchsten Ziele gelangt. „Was darüber, ist Weisen und Thoren unzugänglich. Ich will es nicht verfolgen; mag ich immerhin inhaltslos sein."

Von den Gesängen, die zur Verherrlichung der Siegesmahle bestimmt waren, sind einige ebenfalls kurz und einfach, besonders diejenigen, die unmittelbar nach dem Siege gedichtet worden sind für das Festgelage, das an einem Abende an dem Orte der Kämpfe selbst gehalten zu werden pflegte; so die sechste Pythische Ode an Xenokrates aus Akragas, Bruder des Königs Theron. Den Sieg im Wagenrennen hatte nicht er selbst, sondern für ihn sein Sohn Thrasybulos errungen, Ol. 71,3 = 494. Daher rühmt Pindar den Sohn, der für den Vater auf den Kampfplatz getreten: „Indem du den Sieg in deiner Rechten führst, hältst du das Gebot aufrecht, das einst, wie man erzählt, auf den Bergen Cheiron, der Philyra Sohn, dem von den Eltern getrennten gewaltigen Peliden gegeben: am meisten von den Göttern den lauttönenden Zeus, den Hern des Donners und Blitzes, zu fürchten, aber auch diese Ehre den Eltern, so lange ihnen das Leben beschieden, nie zu weigern. Solche Gesinnung hegte auch Antilochos einst, Nestors Sohn, der für den Vater starb, als er Memnon, den männertilgenden Führer der Aethiopen, aufhielt. Das Roß, von den Geschossen des Paris verwundet, hemmte den Wagen des Nestor, und jener schwang die mächtige Lanze. Es erbebte des Messenischen Greises Herz, und er schrie seinem Sohne zu. Nicht vergebens; der göttliche Mann blieb dort und erkaufte mit seinem Tode die Rettung des Vaters. Für diese gewaltige That ward ihm die Ehre, unter den Jüngeren der damaligen Menschen der Erste zu sein in der Tugend gegen die Eltern. Das ist damals geschehen. Unter den jetzt Lebenden wandelt Thrasybulos nach der Richtschnur des Vaters, und, dem Ohm nacheifernd, strebt er nach Trefflichkeit. Mit Einsicht verwaltet er seinen Reichthum, pflückend die Blüthen einer gerechten und bescheidenen Jugend und der Weisheit in den verborgenen Thälern der Pieriden, und dir, Poseidon, der du der Rossekämpfe Weise erfunden, naht er mit eifrigem Sinne. Sanft ist sein Gemüth, und in der Freunde geselligem Kreise entspricht er der Süßigkeit des künstlichen Werkes der Bienen."

Gleichen solche Gesänge flüchtig hingeworfenen Skizzen eines großen Malers, so sind die Epinikien, die Pindar zur Verherrlichung der Festgelage, wodurch Fürsten und Große in ihrer Heimath den Sieg feierten, dichtete, sorgfältig ausgeführten Gemälden ähnlich, die, eine wahrhaft königliche Pracht entfaltend, am besten den hohen Geist des Dichters erkennen lassen. Den Glanz der gegen-

wärtigen Macht und des Reichthums und die Wunder der fernen Mythenwelt in prächtigen Bildern an uns vorüberführend, knüpft der Dichter daran in erhabener Einfachheit seines eigenen Herzens Empfindungen, und wohl mag wunderbar die Wirkung gewesen sein, welche die hohen poetischen Schöpfungen, dargestellt mit allem Zauber des Gesanges, der Musik und des Tanzes, in den schimmernden Sälen vor der glanzvollen Versammlung der Edelsten und Weisesten hervorgebracht haben. Als passendste Tonart wurde zu solchen Gesängen meist die feierlich ernste Dorische oder die üppig reiche Aeolische gewählt.

Der erste Olympische Siegesgesang ist an den Tyrannen Hieron von Syrakus gerichtet, der Ol. 77, 1 = 472 v. Chr. durch sein Roß Pherenikos den Sieg in Olympia errang. Hieron befand sich damals auf dem Gipfel seiner Macht und vereinigte die ausgezeichnetsten Dichter und Weisen an seinem Hofe. Auch Pindar befand sich in Syrakus. Bei allen seinen Tugenden war Hieron doch nicht frei von Stolz und Ehrgeiz, und man hat daher angenommen, daß der Mythos vom Tantalos den König an den Unbestand des Glückes gemahnen, und ihm Besonnenheit und Mäßigung empfehlen solle. Das Siegeslied wurde bei einem Gastmahl in der Königsburg zu Syrakus gesungen. — Der Dichter beginnt mit dem Lobe der Olympischen Spiele und des Königs Hieron: Wie Wasser das Beste und Gold unter den Schätzen das Kostbarste, so glänzt unter den Kämpfen der Olympische vor, wie das Tagesgestirn am reinen Aether. Daher ziemt es, den Sohn des Kronos zu singen, kommt man an den reichen, glücklichen Herd des Hieron, der im heerdenreichen Sikelien ein gerechtes Scepter führt und aller Tugenden Blüthen pflücket. Auch den Dichtern ist er hold; darum will Pindar die Dorische Leier vom Nagel nehmen und des rosseliebenden Syrakusischen Herrschers Ruhm singen, der auch in Pisa, der männergeschmückten Pflanzstadt des Lydiers Pelops, glänzt. „Pelops liebte schon der mächtige Erdumfasser Poseidon, als ihn, den eine elfenbeinerne Schulter schmückte, Klotho aus dem reinen Kessel nahm. Mit bunden Lügen täuscht die Sage; von den Göttern aber muß der Mensch nur Schönes dichten; denn geringer ist die Schuld. Als nämlich einst Tantalos nach Sipylos die Götter zum Schmause rief, da raubte Poseidon, des Herz von Liebe besiegt war, den Knaben Pelops und trug ihn mit goldenen Rossen in das hohe Haus des vielgeehrten Zeus. Wie er nun so unsichtbar ward, da sagte sogleich heimlich Einer der Nachbarn, daß man ihn zerschnitten und gekocht und den Göttern zum Mahl vorgesetzt habe. Fern sei es, die Götter Schlemmer zu nennen. Wenn aber je die Hüter des Olympos einen sterblichen Mann ehrten, so war es dieser Tantalos. Er konnte jedoch dieses große Glück nicht ver-

tragen, sondern durch Uebersättigung zog er sich die mächtige Strafe zu, die über ihn als gewaltigen Stein der Vater verhängte, und im beständigen Streben, ihn vom Haupte zu entfernen, wird er nie froh und führt ein stets drangsalvolles Leben, zu drei Mühen die vierte noch erlangend, als er den Unsterblichen Nektar und Ambrosia stahl und seinen mitzechenden Freunden vorsetzte. Wenn aber ein Mensch hofft, den Göttern seine Thaten zu verbergen, so irrt er. Deshalb entsendeten die Ewigen ihm wiederum den Sohn zu dem schnell hinsterbenden Geschlechte der Menschen. Und wie dieser in Jugendschöne blühte, da begehrte er die hochberühmte Hippodameia von ihrem Vater zu Pisa zu erlangen. Und in dunkler Nacht allein sich dem graulichen Meere nahend, rief er den dumpftönenden Poseidon. Er aber erschien sogleich vor seinen Füßen[1]), und jener sprach: „„Wenn dir je die süßen Gaben der Kypris gefallen haben, so hemme die eherne Lanze des Oenomaos und bringe mich auf schnellem Wagen nach Elis und verhilf mir zum Siege. Denn schon hat Oenomaos dreizehn liebende Männer getödtet, der Tochter Vermählung verzögernd. Die große Gefahr verschmähet einen kraftlosen Mann, und wenn uns das Geschick zu sterben bestimmt hat, wer möchte da eines ruhmlosen Alters pflegen, im Dunkeln sitzend, alles Schönen untheilhaft? Bestehen will ich diesen Kampf; du aber gieb mir glückliches Gedeihen!““ So sprach er und nicht vergebens. Der Gott gab ehrend ihm einen goldenen Wagen und unermüdliche Flügelrosse, und er bezwang Oenomaos und erhielt die Jungfrau zur Gattin. Sie gebar ihm sechs Söhne, der Tugenden wohl beflissen. Dem Pelops aber wird jährlich ein Opfer an des Alpheos Furth, wo sein Grabmal ist an dem von der Fremden Menge umwalleten Altare. Der Ruhm glänzt weit, der in den Olympischen Spielen, in den Wettläufen des Pelops, errungen wird, und dem Sieger wird Heiterkeit das ganze Leben hindurch der Siegespalme wegen. Das Gute, das immer gegenwärtig bleibt, wird dem Menschen das Höchste. Daher muß ich kränzen mit Gesang den Hieron; denn keinen könnte mein Lied verherrlichen, der beides in höherem Grade vereinigte: des Schönen Kenntniß und der Macht Besitz. Ein Schutzgott sorgt für dich, und wenn er treu bleibt, hoffe ich wohl, noch einen süßeren Sieg mit schnellem Wagen, findend der Worte passenden Pfad, preisen zu können; denn mir hegt die Muse das an Kraft gewaltigste

---

[1]) „In den wenigen Worten: *ἄγχι δ᾽ ἐλθὼν πολιᾶς ἁλὸς οἶος ἐν ὄρφνᾳ ἄπυεν βαρύκτυπον Εὐτρίαιναν· ὁ δ᾽ αὐτῷ πὰρ ποδὶ σχεδὸν φάνη* — schauen wir gleichsam das Schimmern des weißlichen Wellenschaumes in dem Dunkel der Nacht, wir vernehmen den Schall der betenden Menschenstimme durch die einsame Stille und fühlen das geisterhafte Erscheinen des Gottes der plötzlich herantritt.“ (L. Schmidt, S. 260.)

Geschoß. Der Eine ist durch Dieses, der Andere durch Jenes groß; den höchsten Gipfel haben die Könige erstiegen. Schaue nicht weiter; mag's dir gewährt sein, in dieser Höhe das Leben zu durchwandern, und mir so lange auch mich den Siegern zu gesellen, überall unter Hellenen durch Weisheit ausgezeichnet."

Die erste Pythische Ode feiert den Sieg des Hieron im Wagenkampfe zu Pytho, Ol. 76, 3 = 474, wo er sich als Aetnäischen Bürger hatte verkünden lassen; denn er hatte kurz vorher die Stadt Aetna gegründet und seinen Sohn Deinomenes zu ihrem Herrscher eingesetzt. In demselben Jahre hatte er auch, obgleich an einer schweren Krankheit leidend, bei Kyme ein mächtiges Heer der Tyrrhener besiegt. Erdbeben in Italien und häufige Ausbrüche des Aetna hatten vor wenigen Jahren stattgefunden. — Das Gedicht wurde bei dem Gastmahl, das zur Feier des Sieges in der Burg des Hieron zu Syrakus veranstaltet wurde, gesungen; es beginnt daher passend mit der Beschreibung des Göttermahles im Olymp: „Goldene Leier, des Apollon und der violengelockten Musen gemeinsamer Besitz! auf dich höret der Tanzenden Schritt, der Festesfreuden Beginn, und die Sänger lauschen deinen Zeichen, sobald du anhebst die chorleitenden Anfänge deiner Gesänge, und du löschest selber den scharfgespitzten Blitz des ewigen Feuers, und auf dem Scepter des Zeus schläft der Adler und läßt auf beiden Seiten sein schnelles Gefieder sinken, der Herrscher der Vögel. Du gießest eine dunkle Wolke um ihn, die ihm sanft die Augen schließet, und schlummernd hebt er den weichen Rücken, durch deine Töne gefesselt. Denn selbst der gewaltige Ares legt ab die rauhen Waffen, und sein Herz schwillt vor Lust. So sänftigen der Lieder Geschosse der Götter Sinn durch die Kunst des Latoiden und der Musen mit wallenden Gewändern. Aber was Zeus nicht liebt, das haßt der Musen Stimme, auf Erden und im weiten Meeresreiche, und der im grauenvollen Tartaros liegt, der Götter Feind, der hunderthäuptige Typhos, den einst die Kilikische Höhle barg; doch jetzt drückt die Ufergegend über Kyme und der schneeige Aetna seine rauhbehaarte Brust.[1]) Ein Wunder ist's zu schauen, ein Wunder auch zu hören von denen, die es sahen, wie dieses Ungeheuer, unter dem dunkelwaldigen Gipfel des Aetna und der Ebene gefesselt, sich abquält an den schneidenden Schmerzen, die das Lager, auf dem sein Rücken ruhet, ihm bereitet. Möge es vergönnt sein, o Zeus, dir zu gefallen, der du diesen Berg, des fruchtreichen Landes Stirn, beherrschest, nach welchem Hieron die neugegründete Stadt genannt und als Sieger im Wagenrennen hat verkünden lassen. Seefahrenden

---

[1]) Hier folgt die S. 121 bereits angeführte Beschreibung vom Ausbruch des Aetna.

Männern ist ein erstes Glück, daß ihnen beim Beginn der Fahrt ein günstiger Wind kommt; denn er läßt auf eine glückliche Heimkehr hoffen. So erregt auch dieser Sieg die Hoffnung auf künftige, und Phöbos möge dieses in seinem Sinne fördern. Denn von den Göttern kommt aller Tugenden Kraft den Menschen: Weisheit und der Hände und der Zunge Gewalt. Jenen Mann aber lobend, werde ich nicht mein Ziel verfehlen. Die ganze Folgezeit leite so wie jetzt auf ihn Glück und der Güter Fülle; der Mühen aber lasse sie ihn vergessen. Wohl aber mag er daran denken, wie er in den Kriegskämpfen mit ausharrender Seele Stand hielt, als er mit der Götter Hülfe die Würde fand, wie sie keiner der Hellenen pflückt, den ehrenvollen Kranz des Reichthums. Und jetzt zog er, dem Philoktetes gleichend, in den Kampf, aus Noth von einem stolzen Manne mit schmeichelnden Worten als Bundesfreund gerufen, wie jenen, als ihn die Wunde in Lemnos verzehrte, göttergleiche Helden holten. Und dieser zerstörte des Priamos Stadt und endete der Danaer Mühen. Mit krankem Leibe schritt er einher; doch war es des Geschickes Bestimmung. So möge auch dem Hieron ein Gott für die Zukunft ein Hort sein, ihm seines Herzens Wünsche gewährend. Nun zu Deinomenes begieb dich hin, o Muse, ihm gegenüber den Sieg zu singen. Des Vaters Siegesfreude ist auch dem Sohne nicht fremd. Wohlan, laß uns dem Könige von Aetna einen lieblichen Hymnos dichten. Ihm hat Hieron jene Stadt gebaut, mit gottgegründeter Freiheit auf Hyllos Wage Dorische Gesetze ihr zuwiegend. O Vollender Zeus, möge ein solches Glück den Bürgern und den Herrschern der Menschen wahres Wort stets zuerkennen, und durch dich halte der Gründer den Sohn an und leite mahnend das Volk zur friedlichen Eintracht! Gewähre es, ich bitte, Kronion, daß der Phöniker ruhig zu Hause weile und der Tyrrhener lärmendes Kriegsheer, nachdem es vor Kyme der Schiffe Untergang geschaut und beide des Syrakusischen Führers Uebermacht gefühlt, der ihnen von den schnellen Schiffen die Kriegsjugend ins Meer geschleudert, aus schwerer Knechtschaft Hellas ziehend. Der Athener Gunst wird mein Lohn sein, wenn ich von Salamis singe, und in Sparta will ich den Kampf am Kithäron preisen, wo die Meder mit krummen Bogen erlagen; der jetzige Hymnos aber rühme die Söhne des Deinomenes, die an des Himera's Ufer feindliche Männer schlugen. Einem passenden, kurzen Worte folgt weniger der Tadel der Menschen. Lästiges Uebermaß stumpft die Erwartungen ab. Der gute Ruf bei den Bürgern regt heimlich auf den Neid derer, die des Ruhmes entbehren. Dennoch aber, da besser Neid als Mitleid ist, unterlaß das Schöne nicht. Leite das Volk am Steuer der Gerechtigkeit und forme die Zunge auf dem Ambos der Wahrheit; denn selbst das geringste Wort ist,

wenn es von dir kommt, von Gewicht. Ueber Vieles bist du gesetzt als Verwalter, und viele Zeugen hast du, denen man das Eine wie das Andere glaubt. Bleibend bei der schön blühenden Sinnesart, wenn du es liebst, süßen Ruhm zu hören, ermüde nicht in der Freigebigkeit; zieh' auf wie ein Steuermann die vollen Segel der Milde; doch laß dich, Freund, nicht fahen von des Gewinnsüchtigen schlauen Künsten. Lob und Tadel pflanzen Geschichte und Dichtung fort: des Krösos wohlwollende Tugend geht nicht unter, und des Phalaris grausamen Sinn, der mit des ehernen Stieres Gluth strafte, verbreitet überall hin das schlimme Gerücht; ihn verherrlichen nicht der Lyra Töne zum Gesange der Knaben. Gutes Glück ist der erste der Siegespreise, der zweite ein guter Ruf; ein Mann, der beides erstrebt und erlangt, hat den höchsten Kranz errungen."

An Theron, Tyrannen von Akragas, ist die zweite Olympische Ode gerichtet. Dieser leitete sein Geschlecht von Kadmos ab. Einer seiner Vorfahren, Theras, hatte aus Lakonien eine Kolonie nach der Insel Thera geführt und dessen Enkel Telemachos sich nach Rhodos begeben. Seine Nachkommen, die Emmeniden, wanderten nach Gela in Sicilien und von da nach Akragas, wo sie bald ein hohes Ansehen erlangten und Theron sogar Tyrann wurde. Er zeichnete sich durch viele Tugenden aus und wurde nach seinem Tode als Halbgott verehrt. — Das Gedicht, das Therons Sieg mit dem Wagen, Ol. 76 = 476, feiert, wurde in dem Hause des Theron beim Gastmahle gesungen. Es beginnt mit dem Lobe des Theron und seines Geschlechtes: „Lyrabeherrschende Hymnen! welchen Gott, welchen Helden, welchen Mann sollen wir singen? Zeus, des Pisa ist, Herakles, der die Kampfspiele zu Olympia eingesetzt, und Theron, den Sieger des Viergespannes, den gerechten Gastfreund, die Schutzmauer Akragas', die Blüthe wohlberühmter Väter, den Städteerheber. Nach vielen Mühen besaßen die Emmeniden die heilige Heimath des Flusses und waren das Auge Sikeliens, und eine glückliche Zeit folgte, Reichthum und Ansehen bringend zu den angestammten Tugenden. O Zeus, der Rhea Sohn, der du über Olympos waltest und über den Gipfel der Kämpfe und die Furth des Alpheos, bewahre wohlgesinnt, durch Gesänge erfreut, ihnen für ihre Nachkommen das heimische Gefild! Die Zeit, die Mutter des Alls, kann den Ausgang des mit oder gegen Recht Geschehenen nicht ungeschehen machen; doch stirbt das Leid, wenn die Moira des Gottes empor das hohe Glück sendet. Die schönthronenden Kadmostöchter erlitten Großes; aber das schwere Unheil sank darnieder durch größeres Glück. Es lebt die vom Blitzstrahl getödtete Semele, geliebt von Pallas und dem Vater Zeus und dem epheutragenden Sohne, unter den Olympiern, und Ino führt unter den Töchtern des

Nereus ein unsterbliches Leben im Meere. Ungewiß ist den Sterblichen das Ziel des Todes und des Glückes Tag. Den Menschen strömt Heil bald zu, bald Unheil; des Beispiel ist der Emmeniden Haus, seitdem den Laios sein Unglückssohn getödtet hat, erfüllend das alte in Pytho verkündete Wort. Die strenge Erinnys, dies schauend, rottete durch gegenseitigen Mord ihm aus das kriegerische Geschlecht. Nur Thersandros blieb dem niedergestürzten Polyneikes, geehrt in neuen Kämpfen und Kriegesschlachten, und von ihm haben die Emmeniden des Stammes Wurzel. Lyra und Festgesang preisen den Theron seiner vielen Siege wegen, und wer wie er mit Tugend geschmückten Reichthum hat, kann Dieses und Jenes erlangen und weiß, was dem Menschen nach dem Tode bevorsteht. Denn die, welche Treue und Schwur beobachtet haben, genießen ein thränenloses Leben bei den Geehrten der Götter; die Anderen aber leiden nicht zu ahnende Marter. Die jedoch dreimal hier und dort verweilt und gänzlich vom Unrecht die Seele frei gehalten haben, die vollenden den Weg des Zeus zur Burg des Kronos, wo okeanische Lüfte die Inseln der Seligen durchwehen und goldene Blüthen schimmern, mit denen sie Hand und Haupt bekränzen. Peleus und Kadmos weilen unter ihnen, und die Mutter, als sie mit Bitten das Herz des Zeus bewogen, brachte Achilleus dahin, nachdem er den Hektor getödtet, die unbekämpfbare, unerschütterliche Säule von Troja, und dem Kyknos Verderben gebracht und dem Sohne der Eos, dem Aethiopen. Noch birgt mir mein Köcher viele schnelle Pfeile, die den Kundigen verständlich sind, für die Menge jedoch der Ausleger bedürfen. Wohlan, mein Geist, halte den Bogen aufs Ziel. Wen treffen wir wieder, sendend aus mildem Herzen die ruhmvollen Geschosse? Auf Akragas richte sie hin. Ein eidliches Wort in wahrhaftem Sinne wollen wir verkünden: keine Stadt hat in hundert Jahren einen besseren und freigebigeren Mann erzeugt, als Theron ist. Aber der Neid erhebt sich gegen das Lob und sucht durch thörichtes Geschwätz die guten Thaten der Edlen zu verdunkeln. Wie der Sand unzählbar ist, wer könnte zählen, wie viele Freuden jener Anderen gebracht?“

Die sechste Olympische Ode, an Agesias, aus Syrakus, ist wegen des Aufwandes an mythischer Pracht eine der schönsten Pindars. Agesias gehörte dem Jamidengeschlechte an, das von Jamos, dem Sohne Apollons und der Euadne, abstammte und daher die Gabe der Weissagung besaß. Die Nachkommen des Jamos hatten in Sparta und in anderen Dorischen Staaten und in Arkadien das Amt der Seher, und an Zeus' Altar in Olympia besaßen sie das Recht, aus den Opfern wahrzusagen. Ein Vorfahr des Agesias war mit Archias, dem Gründer von Syrakus, aus Korinth nach Sicilien gekommen, und seine Familie gehörte zu

den ältesten und angesehensten von Syrakus. Auch in Stymphalos in Arkadien besaß Agesias das Bürgerrecht, und hier feierte er mit seinen Stammgenossen am Feste der Hera Parthenia seinen Sieg, den er, wie man vermuthet, Ol. 78 = 468 zu Olympia mit einem Maulthiergespann errungen, und hier ward auch das Gedicht gesungen, das Agesias aus dem mit Stymphalos stammverwandten Theben von Pindar hatte holen lassen. — Das Gedicht beginnt mit dem Lobe des Agesias, das den Gesang trägt, wie eine Säule das Haus. Der Dichter preist ihn als Sieger und Wahrsager: auf ihn passe das Wort des Adrastos von dem Seher Amphiaraos, als diesen selbst und seine Rosse die Erde verschlungen hatte: Denn als vor Theben die Leichen der sieben Scheiterhaufen verzehrt waren, sprach Adrastos: „Ich vermisse meines Heeres Auge, beides, den guten Seher und den mächtigen Speerwerfer." Das gilt auch von dem Syrakusischen Manne, dem Herrn dieses Festgelages. — Der Dichter geht hierauf zum Lobe des Jamidengeschlechtes über: „Oeffnen muß ich weit die Pforten des Gesanges; noch zur rechten Zeit muß ich nach Pitana an der Furth des Eurotas gelangen. Von Poseidon empfing Pitana das violenlockige Mädchen Euadne, und sie verheimlichte die Frucht, und, wie sie geboren, schickte sie das Kind dem Eilatidischen Helden Aipytos, der über Arkadische Männer herrschte zu Phäsane und am Alpheos wohnte. Da ward Euadne erzogen, und von Apollon kostete sie zuerst die süße Liebe. Und Aipytos merkte es wohl, daß sie des Gottes Frucht verheimliche, und nach Pytho ging er, den unaussprechlichen Zorn bewältigend, das Orakel zu befragen. Sie aber legte den purpurdurchwirkten Gürtel ab und setzte den silbernen Wasserkrug hin und gebar im dunkelen Gesträuch das mit göttlichem Geiste begabte Knäblein. Der goldlockige Gott schickte zum Beistand ihr die huldvolle Eileithyia und die Moiren. So wand sich Jamos aus der Mutter Schoße an das Licht, und sie ließ in ihrem Schmerz auf dem Boden das Kind, das zwei Drachen mit dunkelen Augen nach dem Willen der Götter pflegten und nährten mit dem unschädlichen Safte der Bienen. Wie aber der König aus der felsigen Pytho zurückkam, fragte er Alle im Hause nach dem Knäblein, das Euadne geboren, und das, ein Sohn des Phöbos, unter den Irdischen ein ausgezeichneter Seher sein und dem es nie an Nachkommen fehlen sollte. So bezeichnete er ihn; sie aber sagten: nichts hätten sie gehört, noch gesehen. Und doch war er fünf Tage schon geboren; denn im Schilfe verborgen und im dichten Dornengebüsch lag der zarte Leib, übergossen von goldgelben und tiefpurpurnen Strahlen der Violen. Daher nannte ihn die Mutter mit dem unsterblichen Namen (*Ἴαμος* von *ἴον*). Als er aber die Frucht empfangen der fröhlichen, goldbekränzten Jugendgöttin, da stieg er mitten

in den Alpheos und rief den weitmächtigen Poseidon, seinen Ahnherrn, und den Bogen tragenden Hüter von Delos des Nachts unter freiem Himmel und verlangte eine volksbeglückende Ehre für sich. Und des Vaters Wort erwiederte ihm: „„Auf, Kind, gehe in das Allen gemeinsame Land!““ Und hier ward ihm die Gabe der Weissagung, und späterhin, als Herakles das vielbesuchte Fest der Spiele stiftete, die Ehre, am Altare des Zeus sie zu üben. Seitdem ist das Geschlecht der Jamiden berühmt unter den Hellenen, und es folgte ihm zugleich das Glück. Die die Tugend ehren, wandeln einen glänzenden Pfad. Einen Jeden erweiset seine That; mag es auch Agesias an Neidern nicht fehlen, die ihm das Siegesglück mißgönnen. Den frommen Werken seiner Ahnen verdankt er den Sieg, nicht dem Zufalle.“ — Zum Schlusse den Gesang dem Aeneas [1]) übergebend, ihn nach Stymphalos zu bringen, der Ahnherrin von Theben, dessen liebliches Wasser er trinke, kampfgeübten Männern den bunten Hymnos flechtend, heißt der Dichter ihn die Gefährten auffordern, zuerst die Parthenische Here zu singen, die Schutzgöttin von Stymphalos, und dann erkunden, ob die Böoter in Wahrheit den alten Tadel „Böotische Sau“ nicht mehr verdienen. Auch Syrakus' sollen sie gedenken, von Hieron gerecht beherrscht, der die Demeter und ihre Tochter und des Aetnäischen Zeus Macht ehret. Und wenn Agesias von Stymphalos, der alten Heimath, in die neue kehre, möge der König ihn gastlich empfangen, und der meerbeherrschende Gott verleihe ihm eine schnelle, glückliche Fahrt; dem Dichter aber mehre er seiner Lieder erfreuende Blüthe.

Die vollendetste aller Pindarischen Oden, wegen der mimetischen Ausführung des Mythos fast ein lyrisches Drama zu nennen, ist die vierte Pythische, an Arkesilas, König von Kyrene, gerichtet, als dieser zu Pytho mit dem Wagen gesiegt hatte, Ol. 78, 3 = 466. Arkesilas leitete seinen Ursprung von Euphemos aus Tänaron, dem Sohne Poseidons, vom Geschlechte der Minyer, der bei der Rückkehr der Argonauten von der Lemnierin Malache den Leukophanes zeugte. Von diesem stammte Samos, der bei der Gründung von Thera ein Genosse des Theras war. Dessen Sohn war Euphemos II., der Ahnherr des Battos, der Kyrene gründete, und somit der Ahnherr des

---

[1]) Dieser Aeneas ist den Scholien zufolge der von Pindar bestellte Chorführer (*χοροδιδάσκαλος*), da der Dichter wegen seiner schwachen Stimme die öffentliche Aufführung seiner Gedichte nicht persönlich leiten konnte. Nach G. Hermann und Böckh ist es ein Verwandter des Agesias, der bei Pindar die Ode bestellt hatte und für ihre Aufführung Sorge trug. L. Schmidt glaubt in ihm einen Stymphalischen Localdichter zu erkennen, der die für den weiteren Verlauf des Festes erforderlichen Cultuslieder zu liefern hatte.

Arkesilas. Arkesilas war ein tapferer und kriegerischer König. Er hatte kurz vorher bei einem Aufstande einige Vornehme hart bestraft und unter Anderen seinen Verwandten Demophilos verbannt, der, nach Theben wandernd, Pindar ersuchte, ihm Gnade auszuwirken. Dies versucht denn auch der Dichter am Schlusse des Gesanges, wie denn auch die Sage von der Rückkehr des verbannten Jason, die einen großen Theil des Gedichtes einnimmt, eine indirecte Warnung für Arkesilas enthalten mag, nicht durch allzu große Strenge gegen seinen Verwandten sich des Pelias Geschick zu bereiten. — Das Gedicht wurde beim Festmahle in Kyrene in dem Königspalaste gesungen. Es beginnt mit dem Aufruf an die Musen, neben einem lieben Manne, dem Könige der rossereichen Kyrene, zu stehen und dem den Festschmaus Feiernden den günstigen Wind der Gesänge zu erregen, zum Dank für die Kinder der Leto und Pytho. „Denn in Pytho verkündete einst die Priesterin, die Beisitzerin der goldnen Adler des Zeus, in Gegenwart des Apollon dem Battos, daß er ein Bewohner der fruchtreichen Libya werden und die wagenberühmte Stadt auf dem glänzenden Hügel gründen werde, verlassend die heilige Insel. Auch das Wort der muthigen Medeia deutete darauf hin; denn sie sprach so zu den Halbgöttern, den Schiffsgefährten des lanzenkundigen Jason: „Höret, ihr Kinder übermächtiger Menschen und Götter; denn ich verkünde, daß einst aus diesem meerumstürmten Lande die Tochter des Epaphos pflanzen werde die Wurzel von Bürgern auf dem heiligen Boden des Ammonischen Zeus. Diese werden für schnellschwimmende Delphine tauschen rasche Rosse und Zügel und sturmfüßige Wagen für Ruder, und Thera wird die Mutter großer Städte werden. Am See Tritonis empfing einst Euphemos, als er aus dem Schiffe stieg, das Land als Gastgeschenk von dem Gotte in Menschengestalt, und Gewährung donnerte Vater Zeus, als die Argo Anker geworfen, und nachdem wir zwölf Tage vorher aus dem Okeanos das Schiff über den wüsten Rücken des Landes getragen, uns durch meinen Rath rettend. Da kam ohne Gefolge der Gott in der Gestalt eines ehrwürdigen Mannes und redete uns freundlich zu, zu weilen. Uns aber hinderte die Sehnsucht nach süßer Rückkehr zu bleiben. Er sprach, daß er Eurypylos, des Poseidon Sohn, sei, und er erkannte unsere Eile. Aufriß er schnell eine Scholle und bot sie als Gastgeschenk dar, und Euphemos empfing sie, ans Ufer laufend. Ich höre aber, sie sei Abends aus dem Schiff ins Meer gefallen, der Strömung folgend. Er hatte nämlich den Dienern befohlen, sie zu bewahren; aber diese waren unachtsam. Und nun liegt auf dieser Insel die unverwüstliche Scholle Libyens, und früher hätten seine Nachkommen Libyen erhalten, wäre die Scholle nach Tänaron gelangt, dem Wohnsitz des Euphemos. Jetzt aber wird ihm von

fremden Frauen in Lemnos ein Geschlecht werden; das wird einst nach jener Insel kommen, und ihm entstammt der Mann, den künftig Phöbos mahnen wird, zu Schiffe viele Männer zu den Gefilden des Nils zu führen." So sprach Medeia, und es staunten die heldenmüthigen Halbgötter. Glückseliger Sohn des Polymnestos, dir ward die Erfüllung, und jetzt erblüht Arkesilas als achter Sprößling wie in der Kraft des purpurblumigen Lenzes. Ihm hat Apollon und Pytho den Rhum des Sieges im Wagenrennen verliehen. Diesen aber und das goldene Vließ des Widders will ich der Muse übergeben. Denn als die Minyer nach diesem schifften, wurden jenen die gottgesandten Ehren gepflanzt. Welcher Grund trieb sie zur Fahrt? Welche Noth zwang sie mit mächtig stählernen Banden? Es war von dem Gotte verkündet, daß Pelias von herrlichen Aeoliden sterben sollte durch Gewalt oder unausweichliche Rathschläge. Ihn quälte der furchtbare Orakelspruch aus Delphi, sich vor dem Einschuhigen wohl zu hüten, wenn er von den waldreichen Höhen in die Ebene des berühmten Iolkos kommen würde als Fremder zugleich und Bürger. Der furchtbare Mann kam zur Zeit mit doppelten Lanzen. Ueber der heimischen Kleidung der Magneten trug er ein Pardelfell zum Schutze gegen erstarrende Regengüsse, und auf den Rücken fielen in Strahlen ihm die ungeschorenen Locken. Und seiner Kraft vertrauend, stand er auf dem Markte unter der zahlreichen Volksmenge, und sie kannten ihn nicht, und ihn bewundernd sprach Einer auch solches: „„Er ist doch nicht gar Apollon, oder der Gemahl der Aphrodite auf ehernem Wagen? Auch bist du es nicht, Otos, noch du, kühner Herrscher Ephialtes, da ihr ja, Söhne der Iphimedeia, auf dem reichen Naxos, wie man sagt, gestorben seid. Und den Tityos erlegte der Artemis schnelles Geschoß."" So sprachen sie unter einander, als raschen Laufes Pelias hereilend kam auf dem zierlichen Maulthiergespanne. Er stutzte, als er nur am rechten Fuße den wohlkenntlichen Schuh erschaute, und die Furcht im Herzen bergend, redete er ihn an: „„Welches Land, o Fremdling, rühmst du als deine Heimath? welche Menschen haben dich gezeugt? Sprich und beflecke dein Geschlecht nicht durch verhaßte Lügen!"" — Ihm entgegnete jener muthig mit freundlichen Worten: „„Ich hoffe, daß ich die Lehren des Cheiron mit mir bringe. Denn ich komme aus der Höhle der Chariklo und Philyra, wo des Kentauren keusche Töchter mich erzogen. Zwanzig Jahre hindurch bei ihnen weder ein unlauteres Werk übend, noch Wort redend, komme ich nach Hause, wiederfordernd die alte, nicht mit Recht verwaltete Herrscherwürde meines Vaters, die einst Zeus dem Aeolischen Führer und seinen Kindern gegeben. Denn ich höre, daß sie Pelias neidischen Herzens geraubt mit Gewalt unsern Erzeugern, die sie mit Recht besaßen. Daher haben

mich diese, sobald ich das Licht erschaut, fürchtend den Frevel des übermüthigen Herrschers, Trauer wie um einen Verstorbenen heuchelnd, heimlich in purpurnen Windeln entsendet und der Nacht die Reise vertrauend, dem Kroniden Cheiron zur Erziehung übergeben. Ihr wisset nun die Hauptsache: Zeiget mir aber des edelen Vaters Haus, ihr lieben Bürger, deutlich; denn als einheimischer Sohn des Aeson komme ich, nicht als Fremdling in der Fremden Land. Ich heiße Jason; so nannte mich der göttliche Cheiron."" — So sprach er. Wie er hineingekommen, erkannten ihn des Vaters Augen, und von dessen greisen Wimpern flossen Thränen, da er sich im Herzen freute über den Anblick des Sohnes, des Schönsten der Sterblichen. Auch seine beiden Brüder kamen auf seinen Ruf: Pheres von der nahen Quelle Hypereis und Amythaon aus Messene. Schnell auch kamen Admetos und Melampos aus Wohlwollen für den Vetter. Beim gemeinsamen Mahle unterhielt sie Jason mit freundlicher Rede; darreichend passende Gastgeschenke, ging er voran in jeglichem Frohsinn, pflückend fünf Tage und Nächte hindurch die heilige Blüthe der Freudigkeit. Aber am sechsten sprach der Mann ein ernstes Wort und theilte von Anfang an Alles den Verwandten mit; diese aber billigten es. Und schnell erhob er sich mit ihnen vom Sitze, und sie kamen in Pelias' Haus. Als sie hineingestürmt, blieben sie stehen. Er selbst ging, als er sie gehört, entgegen, der Sprößling der lieblichgelockten Tyro. Jason aber, mit weicher Stimme sanfte Reden träufelnd, legte den Grund weiser Worte: „„Sohn des Petraïschen Poseidon, es ist der Sterblichen Herz allzu rasch, listigen Gewinn statt des Rechts zu loben, obgleich die bittere Reue später kommt. Aber wir beide müssen, den Zorn mäßigend, künftiges Glück weben. Was du schon weißt, will ich dir sagen. Eine Mutter war dem Kretheus und dem muthigen Salmoneus. Wir im dritten Geschlechte diesen entstammend sehen die goldene Kraft der Sonne. Die Moiren weichen, wenn unter Stammverwandten Feindschaft ist, die Scham zu bergen; nicht ziemt es uns, mit ehernen Waffen um das Erbe der Vorfahren zu streiten. Die Schafe überlaß ich dir und die röthlichen Heerden der Rinder und alle Aecker, die du, unseren Eltern raubend, bebauest, den Reichthum mehrend. Nicht verdrießt es mich, daß dies gar sehr dein Haus erhöhet; aber den Herrscherstab und den Thron, auf dem einst sitzend der Kretheide Recht sprach den rossegeübten Völkern, diese gieb uns zurück ohne gegenseitigen Groll, damit nicht ein neueres Uebel daraus entstehe."" — Mit Ruhe antwortete auch Pelias: „„Ich werde ein Solcher sein. Aber schon umgiebt mich das Greisenalter, und dir schwillt die Blüthe der Jugend. Du kannst den Zorn der Unterirdischen sühnen; denn Phrixos befiehlt zu gehen in die Wohnung des Aeetes und seine Seele zurückzuführen und das dichtwollige

Vließ des Widders zu bringen, durch den er einst aus dem Meere und von den gottlosen Geschossen der Stiefmutter gerettet wurde. In wunderbarem Traume mir nahend, sprach er solches zu mir, und in Kastalia habe ich geforscht, ob auf diesen Traum was zu geben sei. Und ermahnt ward ich, in Eile mit dem Schiffe eine Fahrt auszurüsten. Vollende diesen Kampf freiwillig, und ich schwöre es, dir Reich und Herrschaft zu überlassen. Ein bindender Schwurzeuge sei Zeus, dem wir beide entstammen."" — Billigend diesen Vorschlag trennten sich die Uebrigen. Aber Jason ermunterte Herolde, die bevorstehende Fahrt überall zu verkündigen. Schnell kamen drei Söhne des Kroniden Zeus, unermüdlich im Kampfe: der Alkmene Sohn und die Kinder der Leda, und zwei des Poseidon von Pylos und des Tänarons Höhe, Periklymenos und Euphemos, wackeren Rufes, und von Apollon geschickt Orpheus, der Vater der Gesänge. Hermes sendete seine zwei Söhne, Echion und Erytos, und der König der Winde, der Vater Boreas, gern mit frohem Muthe den Zetes und Kalais, deren Rücken purpurne Flügel umrauschten. Solch ein süßes Verlangen nach dem Schiffe Argo entzündete Here den Halbgöttern, daß keiner zurückbleibe und ein gefahrloses Leben bei der Mutter verbringend weile, sondern mit den anderen Gefährten, und sei es auch zum Tode, den schönsten Lohn seiner Tugend gewönne. Als die Blüthe der Schiffer nach Jolkos hinabgestiegen war, musterte sie Jason, alle lobend. Und auch Mopsos, der aus dem Vogelfluge und den heiligen Losen wahrsagte, ließ mit guten Vorbedeutungen das Heer einsteigen. Und als sie die Anker gehoben, faßte der Führer, auf dem Hintertheile stehend, mit den Händen eine goldene Schaale und rief Zeus, den blitzbewaffneten Vater der Uraniden, und die schnell anstürmenden Winde und Wellen, um günstige Fahrten bei Tag und Nacht und um das glückliche Loos der Heimkehr sie bittend. Der Schicksalsruf des Donners rollte ihnen aus den Wolken entgegen, und hervorbrechend kamen glänzende Strahlen des Blitzes. Und den Zeichen des Gottes trauend, faßten die Helden Muth. Und der Zukunftschauer, süße Hoffnungen äußernd, forderte sie auf, die Ruder zu ergreifen. Und unermüdlich ging von schnellen Händen das Rudern fort. Von dem Hauche des Notos getragen kamen sie an die Mündung des unwirthlichen Meeres. Daselbst legten sie den heiligen Hain des Meeresgottes Poseidon an. Eine röthliche Heerde Thrakischer Stiere bot sich ihnen dar, und aus Steinen bauten sie des Altares Opferherd. In grause Gefahr geworfen, flehten sie den Herrn der Schiffe um Rettung aus dem unentrinnbaren Gewirre zusammenstoßender Felsen. Diese waren nämlich zwei belebte Wesen, und sie wälzten sich stürmischer heran, als dumpftönender Winde Schärme. Aber schon brachte ihnen jene Fahrt der Halbgötter

ihren Tod. Hierauf kamen sie an den Phasis. Hier kämpften sie bei Aeetes selbst mit den dunkelfarbigen Kolchern. Doch ihnen brachte zuerst unter den Menschen Kypris, die Herrin schärfster Pfeile, vom Olympos den bunten Jynx, den Liebeswuth erregenden Vogel, den sie mit Flügeln und Füßen unlösbar an die Speichen des Rades gespannt, und lehrte den weisen Aesoniden Zaubergesänge, damit er der Medeia die Scheu vor den Eltern entnehme und die Sehnsucht nach Hellas der im Herzen vor Liebe glühenden Jungfrau errege durch die Geißel der Ueberredung. Und bald zeigte sie ihm, wie er die Prüfungen bestehe, die ihm ihr Vater auferlegte. Sie gab ihm künstlich bereitetes Salböl als Mittel gegen die Gewalt der Schmerzen, und sie gelobten einander gemeinschaftliche süße Vermählung. Wie also Aeetes den stählernen Pflug in der Mitte in dem Boden festgestellt hatte, spannte er die Stiere, welche aus blutigem Rachen brennendes Feuer aushauchten und wechselseitig mit ehernen Hufen die Erde stampften, allein ins Joch und trieb sie, grade Furchen ziehend, und durchschnitt der schollenreichen Erde Rücken eine Elle tief und sprach also: „„Wenn mir der König, der diesem Schiffe gebietet, dies Werk vollendet, dann soll er das Vließ, herrlich durch goldene Flocken, erhalten!““ Indem er so sprach, warf Jason das Krokosgewand ab, und dem Gotte vertrauend, begann er das Werk. Das Feuer aber verletzte ihn nicht, dem Gebot der Zauberkundigen Fremden gehorchend. Nachdem er den Pflug herausgezogen und die Nacken der Stiere mit mächtig festen Riemen gejocht und sie in die mächtigen Seiten gestachelt, vollendete der gewaltige Mann das aufgetragene Maß, und Aeetes schrie auf vor Bewunderung der Kraft mit verstecktem Seufzen. Die Gefährten aber streckten gegen den mächtigen Mann die lieben Hände, schmückten ihn mit Kränzen und begrüßten ihn mit freundlichen Worten. Sogleich aber zeigte der bewunderte Sohn des Helios an, wo des Phrixos Messer das glänzende Fell ausgespannt. Er hoffte, daß jener diese Arbeit nicht vollenden werde; denn es lag in einer Schlucht und wurde von einem Drachen, der an Länge und Breite ein fünfzigrudriges Schiff übertraf, das der Aexte Schläge vollendet, mit den schrecklichsten Zähnen festgehalten. — Es ist zu lang mir, den Fahrweg weiter zu verfolgen, denn die Zeit dränget, und ich kenne einen kurzen Fußsteig. Vielen Anderen bin ich der Weisheit Führer. Er tödtete mit List die helläugige Schlange mit buntem Rücken, Arkesilas, und raubte die Medeia mit ihrem eigenen Willen, die Mörderin des Pelias. Und sie gelangten in des Okeanos Gewässer und in das rothe Meer und zu dem Stamme der männertödtenden Lemnischen Weiber, und da zeigten sie die Kraft der Glieder in den Wettkämpfen um ein Gewand und gesellten in Liebe sich zu den Frauen, und hier ward des

Euphemos Geschlecht in fremdem Lande erzeugt und wuchs in der Folgezeit, und mit Lakedämonischer Männer Wohnsitzen gemischt, gründeten sie mit der Zeit die Insel Kallista, von wo euch der Latoide die Libysche Ebene mit der Götter Ehren gewährte, die ihr rathefindende Weisheit erlangtet, die göttliche Stadt der goldenthronenden Kyrene zu verwalten. — Vernimm jetzt des Oedipus Weisheit. Denn wenn Jemand mit scharfem Beile die Zweige einer großen Eiche beschnitten und ihr das schöne Ansehen geschändet hat, so wird sie doch, auch wenn sie keine Frucht mehr trägt, noch immer Zeugniß ihres Nutzens geben, mag sie entweder das winterliche Feuer nähren, oder, mit anderen Säulen eines hohen Herrscherhauses stehend, an fremden Mauern die unglückselige Last tragen, aus ihrem Boden gerissen. Du aber bist der passendste Arzt, und Päan verleihet ehrend Glanz dir. Du mußt die weiche Hand anlegen, der Wunde Schaden zu heilen. Denn die Stadt zu erschüttern, ist auch Schwachen leicht; aber schwer läßt sich die Ordnung wieder herstellen, wenn nicht ein Gott den Leitern selbst das Ruder führt. Ein günstiges Geschick hilft webend dir. Entschließ dich, dem beglückten Kyrene allen Ernst zuzuwenden. Auch beherzige und bewahre dieses Wort Homers: Ein wackerer Bote, sagt er, bringt jeglicher Sache die größte Ehre. Auch die Muse wird geehrt durch gerechte Botschaft. Kyrene und das weitberühmte Haus des Battos kennt des Demophilos gerechten Sinn; denn er ist unter Knaben jung und gleicht im Rathe einem hundertjährigen Greise. Er bringt das laute Wort der bösen Zunge zum Schweigen, hat gelernt die Stolzen zu hassen, tritt den Guten nicht feindlich entgegen, und verschiebt keines Geschäftes Ausführung. Denn nur kurz zugemessen ist dem Menschen der günstige Zeitpunkt; aber wie ein freier Gefährte, nicht wie ein Sklave folgt er ihm. Dies, sagt man, ist das größte Jammergeschick: Das Schöne kennen und durch Zwang von ihm sich ferne halten müssen. Und wahrlich, jener müht, wie Atlas mit dem Himmel, sich ab, jetzt fern vom Vaterland und seinem Besitzthum. Doch der unvergängliche Zeus lösete die Titanen. Mit der Zeit, wenn der Sturm schweigt, ändert man die Segel. Ja er wünscht, wenn er die verderbliche Krankheit überstanden, dereinst sein Haus zu sehen und an Apollons Quelle Gelage zu halten und sein Herz der Jugendfreude hinzugeben, und die kunstvolle Lyra tragend, sie unter verständigen Bürgern in friedlicher Muße zu rühren, Niemandem Leid zufügend, noch selbst von den Bürgern erduldend. Auch erzählen würde er, welche Quelle ambrosischer Gesänge für Arkesilas er in Theben gefunden, das jüngst ihn gastlich aufgenommen."

d) Lyrische Dichterinnen.

Neben den großen Lyrikern, die mit ihren Gesängen ganz Griechenland erfüllten, gab es natürlich noch eine ganze Anzahl von Localdichtern, deren Namen auf die Grenze ihres heimathlichen Gaues beschränkt blieb, und man darf annehmen, daß während des sechsten Jahrhunderts wohl jede namhafte Stadt im Peloponnes und sonst ihre lyrischen Dichter und *χοροδιδάσκαλοι* hatte, welche die bei festlichen Gelegenheiten erforderlichen Gesänge beschafften und für deren öffentliche musikalische Aufführung Sorge trugen. Ganz zufällig lernen wir durch Pindar Nem. IV die Namen zweier Aeginetischen Lyriker aus dem Geschlecht der Theandriden, den Timokritos und Euphanes kennen. So werden uns mehrere Lakonische Dichter außer Alkman genannt, und wir wissen, daß an den Gymnopädien von den auftretenden Chören Gesänge des Thaletas und Alkman und Päane des Lakonier Dionysodotus vorgetragen wurden (Athen. XV, p. 678 C). Auch Frauen waren bei Doriern wie Aeoliern von der Ausübung musischer Künste keineswegs ausgeschlossen und es ist begreiflich, daß die Namen von Dichterinnen sich selbst bei mäßigen Leistungen leichter über die Grenzen der engeren Heimath hinaus verbreiteten als die ihrer männlichen Kunstgenossen. So hören wir denn von den bereits erwähnten Böotischen Dichterinnen Myrtis aus Anthedon und Korinna aus Tanagra, von der Sikyonierin Praxilla (S. 103) und der Argivischen Dichterin Telesilla. Von Myrtis kennen wir nur den Inhalt einer von ihr behandelten Liebesgeschichte (Plut. Q. Gr. c. 40). Daß sie es wagte, sich mit Pindar in einen Wettstreit einzulassen, das heißt wohl nur, sich in seiner erhabenen Dichtungsart zu versuchen, erfahren wir aus einem sie deshalb tadelnden Fragment der Korinna: „Ich tadle auch die helltönende Myrtis, daß sie als Frau einen Wettstreit mit Pindar einging", *μέμφομη δὲ κὴ λιγουρὰν Μουρτίδ' ἰώνγα, ὅτι βάνα φοῦσ' ἔβα Πινδάροιο ποτ' ἔριν.* [1]) Diese Probe zeigt uns zugleich, daß Korinna sich in ihren Gedichten ganz des einheimischen Dialekts bediente und die bereits vorhandene Kunstsprache der übrigen Meliker verschmähte. Ihre Gedichte waren meist erzählend, viele von ihnen in Hexametern, und daher geradezu als *ἔπη* bezeichnet. Bei ihren Landsleuten fand sie als treue Vertreterin der heimathlichen Art vielen Beifall.

---

[1]) Apollonius Dyskolus, der diese Verse in der Schrift de pron. p. 324 C. anführt, erklärt zugleich die in ihnen gebrauchten Böotismen, *ἰώνγα* für *ἐγώ*, und *βάνα* für *γυνή*. Letzteres bedeutet eigentlich die Herrin. Hesych. *βάννας βασιλὲυς παρὰ Ἰταλιώταις, οἱ δὲ μέγιστος ἄρχων.* In dieser Bedeutung ist das Wort noch jetzt in Slavischen Sprachen vorhanden.

Von Praxilla kannte man außer ihren geschätzten Skolien und Parönien auch Dithyramben, von denen einer den Titel Achilleus führte. Auch einen Adonis hatte sie gedichtet. Von romantischen Sagen umkleidet erscheint der Name der Argiverin Telesilla. Sie war von vornehmer Herkunft, und als die Argiver in schwerer Schlacht von dem Spartanischen König Kleomenes fast ganz vernichtet waren und dieser nun seine Schaaren gegen die von Vertheidigern entblößte Stadt heranführte, so sammelte sie die Sklaven, Greise und noch nicht waffenfähigen Knaben, bewaffnete auch die jungen Frauen und vertheidigte mit ihrer Schaar so erfolgreich die Mauern, daß die Spartaner unverrichteter Sache abzogen. So berichtet Pausanias II, 20 und noch mehr ausgeschmückt ein Argivischer Localschriftsteller bei Plutarch de mull. virt. c. 8. Vor dem Tempel der Aphrodite in Argos befand sich ihre Bildsäule. Man hatte von ihr Hymnen auf Apollo und Artemis, und scheint der erstere den Namen *φιληλιάς* (Athen. XIV, p. 619 B) geführt zu haben.

3. Der Dithyrambus. Arion. Lasos von Hermione.

Zu einem eignen Kunststile bildete sich der Dithyrambus aus. Der Dithyrambus, dessen Name wohl Asiatischen Ursprungs ist, verwandt mit *θρίαμβος*, der Bezeichnung des Bacchischen Siegeszuges (daher *θριαμβοδιθύραμβος* bei Pratinas), ist von Hause aus ein Hymnus auf Bacchus und hatte, wie jeder andere Hymnus, die Thaten des gepriesenen Gottes zum Gegenstande. Kein andrer Gott hat wie Bacchus auf Erden gekämpft und gelitten, ehe ihm die Seligkeit im Olympus zu Theil geworden, kein andrer Gott erregte mehr die Theilnahme des fühlenden Herzens durch seine menschliche Abkunft, durch sein menschlich edles Ringen gegen die Gewalten feindlicher Götter und Menschen und durch den Sieg, den er durch Sanftmuth und Milde erlangte. Daneben war Bacchus der Gott, welcher die Fülle schaffender Natur personificirte, „die sich besonders in dem edlen Blut der Rebe reich und göttlich offenbart" (Uhland), und somit der Gott der trunkenen Begeisterung, der enthusiastischen Ekstase, in den verschiedenen Abstufungen von der Fröhlichkeit des weinberauschten Zechers bis zu der an Wahnsinn grenzenden Schwärmerei bacchantischer Orgiasten. Dieser doppelten Beziehung nach schlug daher der Dithyrambus zwei verschiedene Richtungen ein, die weiterhin zur Entstehung der Tragödie und Komödie führten. Die erste Art, die die Leiden des Gottes *(τὰ πάθη τοῦ Διονύσου)* zum Stoffe hatten, wurden von Chören in kunstloser Form an den Bacchusfesten gesungen. Eine bestimmte Kunstform erhielten sie zuerst durch Arion, den daher das Alterthum den Erfinder der Dithyramben und der tragischen Dichtweise *(τραγικὸς τρόπος)*

nennt. Arion aus Methymna auf Lesbos, um 624, war ein Kitharöde, der ein Wanderleben führte, und sich längere Zeit bei Periandros, dem Tyrannen von Korinth, aufhielt. Bekannt ist die Sage von seiner Reise nach Tarent und seiner auf der Heimkehr erfolgten Rettung durch einen Delphin, der ihn bei Tänaron ans Land setzte, die auch Herodot I, 23 erzählt, wobei er ausdrücklich angiebt, Arion habe von allen Menschen zuerst einen Dithyrambus gedichtet, benannt und in Korinth zur Aufführung gebracht. Wahrscheinlich hat er dem schon früher daselbst bestehenden kyklischen Chore ein antistrophisches Gedicht ausgearbeitet, dessen Inhalt aus dem Bacchischen Mythenkreise genommen war, und seine Aufführung nach bestimmten Regeln geleitet. Von den Liedern des Chores wurden Vorträge der Satyrn in gebundener Rede geschieden, welche Erzählungen aus der Geschichte des Gottes zum Inhalte hatten. In dieser Scheidung waren eben die Keime des späteren Drama enthalten. Die Begleitung des Dithyrambenchores war die in Phrygischer oder Dorischer Tonart gespielte Flöte. Von Arion selbst hat sich nichts erhalten. Zwar führt Aelian de nat. anim. XII, 45 einen Dankhymnus an, den Arion für seine wunderbare Rettung an Poseidon gerichtet habe, aber dieser Hymnus verräth sich durch Sprache und metrische Form (polyschematistische Glykoneen) augenscheinlich als das Product späterer Attischer Zeit.

Ueber die weitere Entwicklung des Dithyrambus in den nächsten Decennien nach Arion schweigt unsre Ueberlieferung gänzlich. Wir begegnen ihm erst wieder in Athen. Hier wurden zweimal im Jahre von einem kyklischen Chore aus funfzig Personen, die einen Reigentanz um den Altar des Bacchus aufführten, Dithyramben gesungen, an den großen Dionysien und den Lenäen. Jenes Fest war die Frühlingsfeier, während dieses, eigentlich das Kelterfest, den Beginn des Winters bezeichnete. Die Dithyramben, die an diesem dargestellt wurden, behandelten, mehr der tragischen Weise angehörend, die Leiden des Dionysus, indes die Dithyramben an den Dionysien den Gott der Lust und der Fröhlichkeit, den blumenreichen, der die schöne Zeit des Lenzes wiederbringt, feierten. Dem Athenischen Dithyrambus schenkte zuerst Lasus von Hermione in Argos eine Kunstpflege, der sich mit andern Dichtern bei den Pisistratiden aufhielt, der erste Theoretiker in der Musik, über welche er eine besondere Abhandlung veröffentlichte. Er führte Dithyrambische Wettkämpfe ein und gab überhaupt dem Dithyrambus durch rhythmische und musikalische Neuerungen, zu denen namentlich eine verstärkte und durchgebildetere Instrumentation gehörte, eine größere Mannichfaltigkeit und einen mehr weltlichen Charakter. Auch scheint er der erste gewesen zu sein, der im Dithyrambus die antistrophische Responsion beseitigte, von

welcher sich schon in den Fragmenten der Pindarischen Dithyramben keine Spur mehr findet. Lasus war überhaupt ein scharfsinniger und witziger Mann, den manche sogar zur Zahl der sieben Weisen rechneten. Er war es denn auch, der die Fälschung der angeblichen Orakel des Musäus durch Onomakritus entdeckte (Herod. VII, 6) und dadurch dem Treiben dieses mystischen Schwärmers am Hofe des Hipparch ein Ende machte. Merkwürdigerweise wurden ihm auch mehrere ᾠδαὶ ἄσιγμοι beigelegt, Gesänge in denen das σ vermieden war, so die Centauren und eine Ode auf Demeter. Aber erstere wurden schon im Alterthum für unächt gehalten. Von letzterer haben wir zwar noch die Anfangsverse (Ath. X p. 455 C.), aber auch ihre Aechtheit ist zweifelhaft. Wahrscheinlich jedoch hat zuerst Lasus beim Vortrag der Gesangsstücke die breite Dorische Aussprache des σ als σάν (sch) beseitigt, die bereits Pindar in einem Fragment seiner Dithyramben (fr. 56) als veraltet bezeichnet, und dies gab späterhin zu dem Misverständniß Veranlassung, als habe er den Gebrauch des S-Lautes überhaupt verschmäht.

Gleichzeitig mit Lasus wirkten als Dithyrambendichter die bereits als Pindars Lehrer genannten Apollodorus und Agathokles und weiterhin des letzteren Schüler Lamprokles. — Von Pindars Dithyramben „die kühn in neuen Ausdrucksweisen dahinströmten und im freien Rhythmenflusse sich ergossen" (Hor. Carm. IV, 2, 10), ist uns, außer mehreren kleineren Fragmenten, der Anfang eines für Athen zur Feier der Dionysien im Frühlinge gedichteten dithyrambischen Chorgesanges erhalten, der unmittelbar nach der Feier der Nemeischen Spiele, kurz nach dem Perserkriege, von Pindar selbst zur Aufführung gebracht worden ist: „Sendet, ihr Olympischen Götter, hieher in den Chor die herrliche Festesfreude, die ihr die vielbetretene, weihrauchduftende Mitte der Stadt und den kunstgeschmückten, berühmten Markt der heiligen Athenerstadt besuchet. Empfanget die im Lenz gesammelte Opfergabe vielgewundener Kränze, und schauet auf mich, der ich mit lieblichem Gesange hieher mich von Zeus zum zweitenmale begeben zu dem epheubekränzten Gott, den wir Sterbliche Bromios, den wir Eriboas nennen. Ich kam, den Sprößling höchster Väter und Kadmeischer Frauen zu singen. Dem Seher in dem Argeischen Nemea bleibt nicht verborgen der Palme Sproß, wenn der Horen Gemach sich öffnet und die nektargetränkten Pflanzen des schönduftenden Frühlings Nähe fühlen. Dann breiten sich über den göttlichen Boden die lieblichen Blumenkronen der Violen, und das Haar umflechten Rosen. Es singen der Lieder Stimmen zu der Flöte Tönen, es singen die Chöre die stirnbandumwundene Semele."

IV. Die Anfänge der Prosa.

Die sieben Weisen. Aesopus.

Simonides und Pindar, die größten unter den universellen Lyrikern der Griechen, reichen der Zeit nach bereits in die Attische Periode der Griechischen Literatur hinein. Auch sie sind beide von den großen Ereignissen der Perserkriege, die einen so gewaltigen Fortschritt in dem geistigen Leben der Griechischen Nation zur Folge hatten, berührt, aber diese Kriege bilden doch nicht den Ausgangspunkt ihrer gesammten dichterischen Thätigkeit, selbst nicht einmal einen merklichen Abschnitt ihrer dichterischen Entwicklung. Darum mußte die Würdigung ihrer Leistungen noch mit vollem Rechte mit der Betrachtung der allmählichen Fortschritte der Griechischen Literatur in ihrer ersten Periode verbunden werden. Es ist aber klar, daß eine Nation, welche in ihrer Mitte so erhabene Dichterindividuen auftreten sieht, und gebildet genug ist, den Lehren ihrer Weisheit zu lauschen und sie mit Verständniß in sich aufzunehmen, auch im Stande sein muß, über die realen Verhältnisse des Lebens, wie nicht minder über die mancherlei Probleme, welche sich dem denkenden Geiste bei seiner aufmerksamen Betrachtung von allen Seiten aufdrängen, sich in nüchterner, verstandesmäßiger Reflexion zu ergehen. Mit dem Vorhandensein dieser Fähigkeit, mußte sich aber auch das Bedürfniß fühlbar machen, diese Reflexionen zu eignem und fremdem Nutzen durch die Schrift zu fixiren und zwar in Form der prosaischen Rede. Und so finden wir denn auch thatsächlich in der Zeit, in welcher die lyrische Poesie der Griechen sich ihrer Vollendung nähert, die ersten Anfänge prosaischer Darstellung bei denselben.

Prosaische Aufzeichnungen für den Privatgebrauch mögen der Natur der Sache nach sehr hoch zurückreichen. Denn wenn schon die Phönicier, wie Josephus sagt, die Schrift zu den gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens verwandten, so würde es sonderbar sein, wenn die Griechen, welche die Schrift von ihnen überkommen hatten, nicht denselben Gebrauch von ihr gemacht hätten. Seit dem Beginn der Olympiaden wurden aber auch an verschiedenen Orten prosaische Tempelchroniken (*ἀναγραφαί*) angelegt, Verzeichnisse der Priester und Priesterinnen, oder der Sieger in den gymnischen und musischen Spielen. Auch das Delphische Orakel begleitete, wie es scheint, in einzelnen Fällen, seine metrischen Sprüche schon frühzeitig durch besondere prosaische Erläuterungen, und so wäre es möglich, daß wir die dem Lykurg über die Spartanische Verfassung ertheilten *ῥῆτραι*, die uns, wenn auch nicht in ihrem ursprünglichen Dialekt, Plutarch im Leben dieses Gesetzgebers c. 6 aufbewahrt hat, als das älteste uns erhaltene Denk-

mal der Griechischen Prosa zu betrachten hätten. Derselbe Plutarch bezeichnet sie an einer andern Stelle ausdrücklich als prosaisch ertheilte Orakel (de Pyth. orac. c. 19: *αἱ ῥῆτραι, δι᾽ ὧν ἐκόσμησε τὴν Λακεδαιμονίων πολιτείαν Λυκοῦργος, ἐδόθησαν αὐτῷ καταλογάδην.* Vgl. Bergk Griech. Literaturgesch. I, S. 336). Im siebenten Jahrhundert hören wir von mehrfachen schriftlichen Gesetzgebungen. So werden die Gesetze des Lokrer Zaleukos um 660, des Katanäer Charondas um 650, des Athener Drakon um 620 und die bekanntlich auf hölzernen Tafeln zu Jedermanns Ansicht ausgestellten des Solon v. J. 594 erwähnt.

Der letztere Name führt uns auf die sogenannten sieben Weisen. Sie verdankten ihren Ruhm ihrer praktischen Lebensweisheit, die sie sich durch ein ereignißreiches Leben, wie es eine höhere Stellung im Staate zu gewähren pflegt, und durch ungewöhnliche, auf Reisen und im Umgange gesammelte Menschenkenntniß erworben hatten. Wie einst der vielgewanderte Odysseus hatten sie vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn kennen gelernt, und leiteten in ihrer Stellung als Herrscher, Gesetzgeber und Rather die Angelegenheiten ihres Vaterlandes. Auch galten sie als Urheber kurzer, denkwürdiger Sprüche, von denen, wie bereits erwähnt, manche späterhin durch Skolien eine poetische Fassung erhielten, wie denn auch umgekehrt manche ihrer bei späteren Schriftstellern erwähnten prosaischen Sentenzen erst aus Skolien hervorgegangen sind. Schon die älteren Peripatetiker schrieben über die sieben Weisen und ihre Sprüche. Man dachte sich dieselben als durch einen geistreichen Freundschaftskreis verbunden, und unbekümmert um die mancherlei hierbei entstehenden chronologischen Schwierigkeiten auch wohl bei Gelagen und geselligen Zusammenkünften vereint. So haben wir denn aus dem Zeitalter der späteren Sophistik eine im Ganzen recht anmuthige Schilderung eines von ihnen in Korinth gehaltenen Gastmahls, welche vielleicht mit Unrecht dem Plutarch beigelegt wird. Im einzelnen wurden jedoch die Namen der sieben Weisen und ihre Sprüche verschieden angegeben. Nach einem Epigramm eines Römischen Dichters waren es folgende:

Maß zu halten ist gut, das lehrt Kleobulus aus Lindus.
Jegliches vorbedacht, heißt Ephyra's Sohn Periander.
Wohl erwäge die Zeit, sagt Pittacus aus Mytilene.
Mehrere machen es schlimm, wie Bias meint, der Priener.
Bürgschaft bringet dir Leid, so warnt der Milesier Thales.
Kenne dich selbst! so befiehlt der Lacedämonier Chilon.
Endlich: Nimmer zu sehr! gebeut der Cecropier Solon.

Im Zeitalter der sieben Weisen und darum von der Sage mehrfach mit ihnen in Verbindung gebracht lebte auch der Phrygier

Aesopus, der eine Zeit lang zugleich mit der schönen Rhodopis Sclave eines gewissen Jadmon auf Samos war (Herod. II, 134), dann aber freigelassen mehrfach in Griechenland herumzog und in Delphi seinen Tod fand. Dieser Aesopus galt für den Erfinder der nach ihm benannten prosaischen Thierfabel, denn die Dichter hatten sich dieser Fabel, wie bei Hesiod, Archilochus und Stesichorus bemerkt worden, gelegentlich schon seit den ältesten Zeiten bedient. Aesop ist eine halb mythische Persönlichkeit, doch ist dies kein Grund für uns, seine historische Existenz zu bezweifeln und ihn zu einem blosen Symbol zu verflüchtigen. Im Andenken der Nachwelt blieb er eine volksthümliche Figur, der durch kaustischen Witz und allerlei drollige Schwänke die Widerwärtigkeiten seines Geschicks, das ihn mit einem häßlichen, gebrechlichen Körper den Unbilden einer drückenden Sclaverei preisgegeben hatte, siegreich überwand und sich zu Ansehen und Ehren emporhob, bis ihm die übel angebrachte Freimüthigkeit seiner scharfen Zunge einen tragischen Untergang bereitete. So erscheint er uns gleichsam als ein ins plebeje und burleske travestirter Sokrates in einer späten phantastischen Lebensbeschreibung, die ganz in der Weise eines mittelalterlichen Volksbuchs gehalten ist und ins zehnte Jahrhundert zurückreicht. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob Aesopus, den das Alterthum als *λογοποιός* bezeichnet, selbst eine schriftliche Sammlung seiner Fabeln veröffentlicht hat. Es ist in der That schwer, sich das feststehende literarische Ansehen, welches Aesopus genoß, ohne eine seinen Namen führende Sammlung zu erklären, und doch muß es auffallen, daß er nirgends unter den Begründern prosaischer Darstellung genannt wird. Im Attischen Zeitalter waren Aesopische Fabeln, wie wir aus mehreren Stellen des Aristophanes entnehmen können, bereits Gemeingut aller Gebildeten. Wenn aber Sokrates im Platonischen Phädo (p. 61 B) erklärt, er habe, um einem Traumgesicht zu genügen, welches von ihm verlangte, sich mit der Musenkunst zu befassen *(μουσικὴν ποίει καὶ ἐργάζου)*, Aesopische Fabeln in Verse gebracht und zwar die ersten besten, die er zur Hand gehabt und auswendig gewußt habe *(οὓς προχείρους εἶχον καὶ ἠπιστάμην μύθους τοὺς Αἰσώπου, τούτους ἐποίησα, οἷς πρώτοις ἐνέτυχον)*, so sieht das nicht nach der Benutzung einer bereits vorhandenen Sammlung aus. Und so dürfte sich wohl die erste sichere Spur einer solchen in einer von Demetrius dem Phalereer herrührenden Arbeit nachweisen lassen, welchem bei Diogenes Laertius V, 80 *λόγων Αἰσωπείων συναγωγαί* beigelegt werden. Die auf uns gekommenen Sammlungen Aesopischer Fabeln sind theils spät gefertigte prosaische Paraphrasen von choliambischen Fabeln des Babrius, eines Dichters des zweiten Jahrhunderts v. Chr., theils Producte der Rhetorenschulen, in denen Aesopische Fabeln mindestens schon

seit den Anfängen unsrer Zeitrechnung als unterste Stufe in der Reihenfolge rhetorischer Progymnasmen behandelt wurden, daher ihrem verschiedenen Ursprunge entsprechend von sehr verschiedenem Werthe.

Die ältesten Philosophen.

Pherecydes von Syros. Thales. Anaximandros. Anaximenes. Pythagoras.

Zu derselben Zeit wie die sieben Weisen, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, lebte Pherecydes von der zu den Cykladen gehörigen Insel Syros oder Syra, der erste, welcher in Prosa und zwar im Jonischen Dialekt über die Natur und die Götter schrieb. Ob diese frühzeitig verschollene Schrift wirklich den Titel *ἑπτάμυχος* führte, den Suidas angiebt, muß zweifelhaft erscheinen. Ebenso die Aechtheit ihres Anfangs, den uns Diogenes Laertius aufbewahrt hat. Nach dem wenigen, was wir über Pherecydes wissen, war dieser Mann kein eigentlicher Philosoph. Vielmehr war sein Denken, wie bei den Orphischen Theologen, von denen alsbald die Rede sein wird, und mit denen er selbst große Aehnlichkeit hat (daher auch die Angabe, Pherecydes habe Gedichte des Orpheus gesammelt), auf Kosmogonie und Theogonie gerichtete mythologische Speculation, gewissermaßen also eine Fortsetzung der alten Hesiodischen Richtung, nur in der Form der Darstellung von ihr verschieden. Was er gab, war theogonische Poesie in Prosa. Auch soll er der erste gewesen sein, welcher die Lehre von der Seelenwanderung (*μετεμψύχωσις*, richtiger *μετενσωμάτωσις*) aufstellte. Zeus, Chronos und Chthonia, die Erde, waren nach Pherecydes die ewigen Principien der Dinge. Die Zeit brachte aus sich selbst Feuer, Luft und Wasser hervor, und aus diesen entstand mit Hülfe von Zeus und Chthonia die ganze Fülle der Götter (Damasc. p. 384).

Wenn dagegen der Milesier Thales lehrte, das Wasser sei der Anfang aller Dinge, so war in diesem Satze eine Vermuthung über die Entstehung der Welt ohne mythologische Einkleidung gegeben. Darum gilt Thales mit Recht als der Vater der Griechischen Philosophie. Denn die Philosophie ist ja der Versuch der menschlichen Vernunft die mannichfache Welt der Erscheinungen mit ihrem rastlosen Wechsel von Entstehen und Vergehen lediglich mit den Mitteln des eignen Denkens ohne Anlehnung an irgend welche Offenbarung oder mythische Vorstellungsweise zu erklären und begreiflich zu machen. Thales hat jedoch keine Schrift hinterlassen. Von seinen mathematischen und astronomischen Kenntnissen wußte man indes späterhin allerlei zu berichten. — Anaximandros aus Milet (611—547), ein jüngerer Zeitgenosse des Thales und des Pherecydes, stellte als Urwesen (*ἀρχή*) das Un=

begrenzte *(ἄπειρον)* auf, eine unbestimmte qualitätslose Substanz (daher von Theophrast als *φύσις ἀόριστος* bezeichnet), dem Chaos der alten Kosmogonien zu vergleichen, aus welcher sich die elementaren Gegensätze des Warmen und Kalten, des Feuchten und Trockenen ausscheiden. Er gab eine kurze schriftliche Darstellung seiner Ansichten, welche noch in den Anfängen der Alexandrinischen Zeit vorhanden war. Aus ihr mag der von Simplicius, einem späteren Commentator des Aristoteles, aufbewahrte Satz herrühren: „Woraus die Dinge ihre Entstehung haben, dahin muß auch nach Gebühr ihr Untergang gehen. Denn sie geben einander eine gerechte Buße für ihre Ungerechtigkeit nach der Ordnung der Zeit —" wonach die bestimmte individuelle Existenz als solche als eine Ungerechtigkeit erscheinen würde, die durch ihren Untergang gebüßt werden muß (Ueberweg). Anaximandros wäre danach in der That als der erste philosophische Schriftsteller der Griechen zu betrachten. Seine physikalischen und astronomischen Kenntnisse wurden vielfach gerühmt. Er führte den Gebrauch der Sonnenuhren in Griechenland ein, entwarf die erste Landkarte und verfertigte eine Himmelskugel. — Anaximenes aus Milet, gestorben um 502, ein Schüler des Anaximandros, stellte gleichfalls das Unbegrenzte als Urwesen auf, identificirte es aber mit der Luft, aus welcher durch Verdichtung *(πύκνωσις)* und Verdünnung *(μάνωσις, ἀραίωσις)* die einzelnen Elemente hervorgehen. „Wie unsre Seele, die Luft ist, uns zusammenhält, so hält auch Hauch und Luft die ganze Welt zusammen" (Stob. ecl. phys. p. 296).

Wichtiger als die Genannten, wenn auch nicht für die Literatur, so doch für unsere Kenntniß der gesammten Culturbestrebungen jener Zeit, ist Pythagoras, der als Schüler des Pherecydes von Syros bezeichnet wird, und bei den Doriern in Groß-Griechenland den Boden für philosophische Speculation und wissenschaftliche Forschung bereitete, wichtig besonders dadurch, daß er die Philosophie mit dem praktischen Leben in Berührung brachte und den kühnen Plan verwirklichen wollte, das sittliche Leben der Menge durch eine geschlossene Aristokratie des Geistes zu reformiren und zu veredeln, eventuell zu beherrschen und in Abhängigkeit zu erhalten. Diese Bestrebungen scheiterten zwar und gewiß zum Glück für die gesunde, freiheitliche Entwicklung des Griechischen Volkslebens, aber Pythagoras wurde seitdem mit dem Nimbus eines prophetischen Wunderthäters umkleidet und bildete gewissermaßen einen Mittelpunkt für mystisch-asketische Bestrebungen, soweit solche auf dem Boden Griechischer Religionsvorstellungen überhaupt entstehen konnten, und wurde namentlich in den Zeiten des sich ausbreitenden Christenthums in heidnischen Kreisen wie eine Art Heiliger verehrt, der durch die Reinheit seines Lebenswandels und die magische Kraft seiner asketischen Tugend schon

auf Erden sich bis zum Range eines Halbgottes erhoben habe. Einen Beleg für diese Auffassung geben uns die von den Neuplatonischen Philosophen Porphyrius und Jamblichus herrührenden Biographien des Mannes, die im Tone frömmelnder Superstition geschrieben einen Kranz von abenteuerlichen Legenden und Wundergeschichten über seine Person uns bieten.

Pythagoras, der Sohn des Mnesarchos, war geboren auf der Insel Samos, Ol. 49, 3 = 582, und sammelte auf seinen Reisen, von denen viel gefabelt worden ist, einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen. Er lernte die Cultur und Geheimlehren des Orients, die Weisheit der Aegypter und die staatlichen Einrichtungen der Kreter und Lakedämonier kennen. Bescheiden, wie es wahrhaft Wissende sind, nannte er die Kunst, die er trieb, Philosophie, Streben nach Weisheit, und sich selbst einen Philosophen, einen Jünger der Weisheit. „Er verglich das menschliche Leben mit den Versammlungen bei den großen Festspielen der Griechen. Denn wie Einige dahin reisen, um durch die Gewandtheit ihres Körpers Ruhm und Kränze zu gewinnen, Andere, um durch Ein- und Verkauf Nutzen zu ziehen, eine dritte Klasse von Menschen aber, und zwar den edelsten, dahin kommt, blos um zu schauen, ohne weder Beifall noch Vortheil zu suchen: so wandern auch wir aus einem anderen Leben und einer anderen Natur in dieses Leben, die Einen, um dem Ruhme, die Anderen, um dem Gelde zu dienen, und einige Wenige nur giebt es, die, alles Uebrige für nichts achtend, eifrig die Natur der Dinge betrachten. Diese nennen sich Jünger der Weisheit, Philosophen. Und wie es dort für das Wohlanständigste gilt, ohne alle Nebenzwecke zuzuschauen, so übertreffen im Leben bei weitem die Betrachtung und die Erkenntniß der Dinge alle anderen Bestrebungen". (Cic. Tusc. V, 3, 9.) — Nach Samos zurückgekehrt, fand er sein Vaterland unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates und wanderte deshalb nach Unteritalien, wo er zuerst in Kroton (529) öffentlich auftrat. Durch seine äußere Erscheinung zog er die Aufmerksamkeit, durch seine Tugend und Beredsamkeit die Bewunderung der Menge auf sich, und bald erstreckte sich seine Wirksamkeit über einen großen Kreis von Schülern, aus denen er Jünger erwählte, die er zur Verbreitung und Fortbildung seiner Lehre heranzog. Sie bildeten mit dem Meister eine Familie, die, durch eine geheime eigenthümliche Gottesverehrung, durch eine besondere Lebensweise sich von der Menge unterscheidend, das Vorbild der harmonischen Menschheit sein sollte. Nach dem Muster dieses Bruderbundes entstanden ähnliche Vereine in anderen Griechischen Städten.

Die physische Welt ist dem Pythagoras ein harmonisch gestimmtes Instrument, das in wundervoller Musik ertönt. Im

Mittelpunkte des Weltalls befindet sich das Centralfeuer, des Zeus Warte (*Διὸς οἶκος φυλακή*), und um dasselbe drehen sich die zehn Weltkörper im rhythmischen Tanze nach der erhabenen Sphärenmusik, die die rollenden Kugeln unaufhörlich wiedertönen. Vom Centralfeuer ergießt sich die Weltseele als warmer und kalter Aether und durchdringt die Massen, und so sind die einzelnen Seelen Theile des göttlichen Feuers, die in ewiger Wanderung durch Unter- und Oberwelt die Körper wechseln (Metempsychose). Pythagoras selbst erinnerte sich, zur Zeit des Trojanischen Krieges der Panthoide Euphorbos, den Menelaos getödtet, gewesen zu sein. Die Seele befindet sich während des Lebens im Körper wie in einem Kerker, aus dem sie sich jedoch nicht freiwillig durch Selbstmord befreien darf. Die moralische Welt bildet eine andere, höhere Harmonie. Tugend ist der Einklang mit dem Göttlichen (*ὁμολογία πρὸς τὸ θεῖον*), und zu ihr gelangt man durch Selbstbeherrschung (*ἐγκράτεια*). Das Recht liegt in der Wiedervergeltung (*τὸ ἀντιπεπονθός*). Und um diese Harmonie im Leben darzustellen, legte Pythagoras Pflanzschulen von Brüdervereinen an, die sich immer mehr erweitern sollten, bis die ganze Menschheit einen Bruderbund bilde. „Man muß, war sein Grundsatz, mit aller Macht, mit Feuer und Schwert und allen möglichen Mitteln, vom Körper die Krankheit, von der Seele die Unwissenheit, von dem Leibe die Weichlichkeit, vom Staate den Aufruhr, von der Familie die Zwietracht entfernen.“ Als größtes Uebel sah er die Anarchie an, weil ohne bürgerliche Ordnung der Mensch nicht bestehen könne: „Alles hängt von dem Verhältniß der Befehlenden und Gehorchenden ab; jene sollen nicht blos klug, sondern auch milde sein; diese nicht blos gehorsam, sondern auch ihre Obrigkeit lieben. Es ist aber nöthig, schon die Knaben daran zu gewöhnen, daß Ordnung und Uebereinstimmung schön und nützlich, Unordnung aber und Verwirrung häßlich und schädlich sei.“ Den in den Bund Aufzunehmenden unterwarf der Meister einer strengen Prüfung seiner äußeren und inneren Eigenschaften (*ἐφυσιογνωμόνει*). In einer Probezeit wurde der Novize (*ἀκουστικός*) zum Schweigen (*ἐχεμυθία*), pünktlichen Gehorsam, zur Zähmung seiner Leidenschaften und zur Frömmigkeit angehalten. Dann trat er in die Classe der Lernenden (*μαθηματικοί*), und durch häufige Reinigungen und Beobachtung heiliger Gebräuche vorbereitet, wurde er in die Zahl der die Werke der Welt und die Principien der Natur Erforschenden (*φυσικοί*) aufgenommen. In weiße, reine Gewänder kleidete sich der Pythagoreer. Selbstprüfung begann und schloß sein Tagewerk. Die aufgehende Sonne wurde mit Gesang zur Lyra begrüßt, der Tag durch Gebet geweiht und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen, mit lehrreichen Unterhaltungen und Körperübungen ausgefüllt. Ein kleines Mahl von

Brot und Honig unterbrach die Arbeit. Den Abend erheiterten Spaziergänge und freundschaftliche und belehrende Gespräche; ein Bad erquickte den Körper, die Hauptmahlzeit, bestehend aus Brot und Früchten — nur Bohnen durften die Pythagoreer nicht essen — auch Fleisch von Opferthieren und Wein, wurde eingenommen, und sanfte Gesänge wiegten sie in Schlaf.

Unter den wissenschaftlichen Studien war es besonders die Mathematik, die die Pythagoreer mit Eifer trieben. Pythagoras selbst hatte die Mathematik durch mehrere Entdeckungen bereichert; einer der wichtigsten Lehrsätze führt noch seinen Namen, und man erzählt, daß er nach dessen Auffindung den Göttern eine Hekatombe geopfert habe. Er erkannte auch zuerst, daß die Musik auf gewissen Zahlenverhältnissen beruhe, und da seine Philosophie eine Musik des Lebens sein sollte, so ward ihm die Zahl das Symbol metaphysischer Begriffe. „Die Zahlen sind die Gründe der Dinge" *(οἱ ἀριθμοὶ αἰτίαι τῶν ὄντων).* Die Einheit, Monas, war das Zeichen des Göttlichen, Untheilbaren, in sich Abgeschlossenen; die Zweiheit, Dyas, das Bild der Entzweiung, des Widerstrebenden; die Dreiheit, Trias, die Summe des Vollkommnen und Unvollkommnen, der Ausdruck der Welt, u. dergl. Diese Zahlensprache, vielleicht ein Geschenk, das Pythagoras den Griechen aus dem Orient mitgebracht, und das selbst ein Platon nicht verschmäht hat, sollte wohl ursprünglich nichts Anderes sagen, als daß in der Natur eine vernünftige Ordnung, Harmonie und Gesetzmäßigkeit walte, die sich als Maß und Zahl darstellen lasse; doch ist sie bald in ein willkürliches Spiel der Phantasie ausgeartet, das die Quelle mannichfachen Aberglaubens geworden ist.

Pythagoras hat das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der es versuchte, Wissenschaft und Leben in Einklang zu bringen. Seine Philosophie wollte nicht blos den Verstand befriedigen, sondern auch auf das Gemüth und die Phantasie wirken; sie lehrte denken, empfinden und schauen und umfaßte so den ganzen Menschen. Ihre Disciplin und Askese, ebenfalls auf den Orient hindeutend, ward allen späteren ähnlichen Gemeinschaften und Orden ein Vorbild. Grade in dem reichen und üppigen Großgriechenland fand der Pythagoreismus einen fruchtbaren Boden, und die in Schlaffheit und Ueppigkeit versunkenen Optimaten lieferten ihm die meisten Anhänger. Einige mochte die bessere Natur für das Edle und Erhabene der Lehre begeistern; bei Anderen war es die Gefühlsschwärmerei und der Contrast der Lebensweise, die dem von sinnlichen Genüssen erschlafften Geiste eine neue Spannkraft gab und somit eine neue Lust bot, und die Meisten erkannten wohl in der Verbrüderung der Besten und Angesehensten ein Mittel zur Erlangung eigener Macht und Herrschaft. So drohten Schwärmerei auf der einen und hierarchische

Bestrebungen auf der anderen Seite der eigenthümlichen Entwicklung des griechischen Volksgeistes Gefahr; denn in kurzer Zeit hatten die Pythagoreischen Verbindungen in den meisten Städten Großgriechenlands festen Fuß gefaßt, ja sich schon über das Geburtsland hinaus verbreitet, selbst, wie es heißt, nach Karthago und Kyrene. Aber der gesunde Sinn des Volkes stieß dieses fremdartige Element von sich. Der kühne Kylon stürmte mit der Volkspartei in Kroton das Versammlungshaus der Pythagoreer. Die Meisten fanden ihren Tod im Kampfe, nur Wenige entkamen mit dem Meister, der bald darauf in hohem Alter in Metapont starb, Ol. 69 (504). Nach seinem Tode setzten sich die Kämpfe zwischen seinen Anhängern und deren Gegnern in den Unteritalischen Städten noch Jahrzehnte lang fort, aber zuletzt unterlagen die Pythagoreer und ihre Vereine wurden gewaltsam aufgelöst. Was wäre auch aus Griechenland geworden, wenn ihre Sache den Sieg davongetragen hätte? Der edle Geist des Stifters mußte früher oder später aus den Pythagoreischen Vereinen weichen, und dann hätte mönchische Schwärmerei und hierarchischer Fanatismus die Welt um tausend Jahre früher in die Fesseln des Aberglaubens und der geistigen Knechtschaft geschmiedet. Schon erhob die Sage im Munde der Jünger den erhabenen Gründer des Bruderbundes zum fast übermenschlichen Wesen; schon schwor man auf die Worte des unfehlbaren Meisters: Er selbst hat es gesagt (*αὐτὸς ἔφα*), galt seinen Schülern für den entscheidenden Grund; schon trennten sie die Welt in Auserwählte und Laien; schon galt der Grundsatz: man müsse zur Verbreitung der heiligen Lehre die weltliche Macht erstreben und gebrauchen.

Nachdem die Pythagoreer durch die gewaltsame Auflösung ihres Bundes ihren politischen Einfluß eingebüßt hatten — doch stand noch zu Plato's Zeit der Pythagoreer Archytas in Tarent an der Spitze des Staates — wirkten sie durch mündlichen Unterricht an verschiedenen Punkten der Griechischen Welt. So begab sich Lysis nach Theben und ward hier der Lehrer des nachmals so berühmten Epaminondas. Ebendaselbst treffen wir zur Zeit des Sokrates Simmias und Cebes, die Schüler des Philolaus an. — Weder Pythagoras noch seine unmittelbaren Schüler haben Schriften hinterlassen. Erst Philolaus stellte das Pythagoreische System schriftlich dar, aber die auf uns gekommenen Bruchstücke seiner Schrift können ebensowenig für ächt gelten, als die Fragmente des Archytas, oder die Schriften des Lukaner Okellus *περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως*, noch dazu in Attischem Dialekt, und des Lokrer Timäus *περὶ ψυχᾶς κόσμου καὶ φύσιος*. Die sogenannten goldenen Sprüche (*χρυσᾶ ἔπη*), ein Abriß der Pythagoreischen Ethik in 71 Hexametern, haben einen unbekannten Philosophen der Platonischen Zeit zum Verfasser. Sie waren

bereits dem Stoiker Chrysippus (Gell. VI, 2) bekannt. Zu ihnen verfaßte der Neuplatoniker Hierokles um die Mitte des fünften Jahrhunderts einen ausführlichen Commentar, der noch erhalten ist.

Die Orphiker.
Onomakritos und seine Genossen.

Schon in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts hatten die mystisch-asketischen Gedanken der Pythagoreer und ihre phantastische Lehre von der Seelenwanderung Eingang im Griechischen Mutterlande und zwar in Athen gefunden. Hier traten nämlich Pythagoreer mit den sogenannten Orphikern in Verbindung, den Mitgliedern einer geschlossenen religiösen Verbrüderung, welche in einem mystischen Cultus die chthonische Gottheit des Dionysos Zagreus verehrten und ihre Mythen und eigenthümlichen Gebräuche, namentlich geheimnißvolle Sühnungen auf eine besondere poetische Literatur zurückführten, deren Grundstock auf den alten Thracischen Sänger Orpheus, der aber von ihnen als Wunderthäter und heiliger Prophet gefaßt wurde, zurückgehen sollte. Mysterien oder Geheimculte, theils öffentliche, theils private — unter ersteren sind die Eleusinischen und die Samothracischen die berühmtesten — gab es in Griechenland seit alter Zeit in nicht geringer Zahl. „Sie sind keineswegs, wie man oft angenommen hat, Ueberreste alter, durch die Umwälzungen der Wanderzeit zurückgedrängter und unterdrückter Religionsanschauungen einzelner Griechischer Stämme, sondern sie sind nach Inhalt und Form Neuschöpfungen, ausgegangen von einzelnen Männern, welche, ähnlich den Religionsstiftern bei anderen Völkern, selbst durchaus religiös angelegte Naturen, das religiöse Bedürfniß ihrer Zeit verstanden und demselben dadurch Befriedigung schufen, daß sie gewisse alte Mythen, welche das Volk bisher ebenso wie die übrigen Mythen als eine für sein eigenes Seelenleben bedeutungslose Ueberlieferung hingenommen hatte, in leicht durchsichtige, inhaltsreiche Allegorien verwandelten, welche die Thaten und Schicksale der Götter zu denen der Menschen in eine Art von vorbildlichem Parallelismus setzten und so das gläubige Auge wie durch einen dünnen Schleier in eine jenseits der Trübe des Erdenlebens und des Dunkels des Todes liegende lichte Zukunft hindurchblicken ließen" (Bursian). Von den gewöhnlichen Mysterien waren nun die der Orphiker dadurch verschieden, daß sie ihren Cult an kein örtlich fixirtes Heiligthum knüpften, vielmehr ihre Geheimlehre aus uralter schriftlicher Ueberlieferung heiliger Urkunden ableiteten und für dieselbe in weiteren Kreisen Popaganda zu machen suchten, wie es ihnen denn auch gelungen ist, bald nach den Zeiten der Pisistratiden einen Einfluß auf die Eleusinischen Mysterien auszuüben und den Cult des Bacchus in sie einzuführen. Wie es die sogenannten

Orpheotelesten im Volke trieben, lernen wir aus der anschaulichen Schilderung Plato's (de rep. II p. 364 B): „Gaukler und Wahrsager kommen vor die Thüren der Reichen und überreden sie, ihnen sei von den Göttern die Kraft verliehen, durch Opfer und Besprechungen, wenn sie selbst oder ihre Voreltern etwa eine Verschuldung auf sich hätten, sie zu heilen, mitten unter Freuden und Festen, und wenn Einer einem Feinde etwas anthun wollte, könnten sie für geringe Kosten dem Gerechten so gut als dem Ungerechten Schaden zufügen, indem sie durch zauberische Anlockungen und Künste die Götter bereden könnten, ihnen zu dienen. Und für alle diese Reden rufen sie die Dichter zu Zeugen an — und schaarenweise haben sie vom Musäos und Orpheus, den Sprößlingen der Selene und der Musen, wie sie sagen, Bücher bei der Hand, nach denen sie ihre Gebräuche verrichten und nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Städte überreden, daß es Lösungen und Reinigungen von Verbrechen durch Opfer und ergötzliche Spiele gebe, und zwar für Lebende nicht nur, sondern auch noch für Verstorbene, welche Sühnungen heißen und welche uns von den dortigen Uebeln befreien; wer aber nicht opfere, den erwarte Schreckliches."

Die Hauptschrift der Orphiker war eine alte, dem Orpheus beigelegte, offenbar aber erst in den Zeiten nach Hesiod entstandene Theogonie, daneben *ἱεροὶ λόγοι* in 14 Rhapsodien, welche ihre abschließenden Redaktionen in der Zeit des Onomakritos, sei es durch diesen selbst, oder seine Freunde und Genossen empfingen. Andere Orphische Gedichte mit zum Theil abenteuerlichen Namen wie *πέπλος καὶ δίκτυον*, *φυσικά*, *κρατῆρες*, *κατάβασις εἰς Ἅιδου*, *διαθῆκαι* u. s. w. rührten von Kerkops aus Milet, Brontinos, Zopyros von Heraklea, und Orpheus aus Kroton her. Von diesen werden Kerkops und Brontinos geradezu als Pythagoreer bezeichnet. Onomakritos lebte in Athen am Hofe des Pisistratus und seiner Söhne. Er war ein eifriger Sammler, natürlich auch Interpolator, von alten Orakeln und alterthümlichen Gedichten, wie er denn auch eigne Gedichte unter alten Namen im Umlauf setzte. Bei einer Fälschung der Orakel des Musäos wurde er von Lasos aus Hermione ertappt (Herod. VII, 6) und in Folge dessen zeitweilig aus Athen verbannt. Wie die Orakel des Musäos, so galten die des Orpheus und dessen Weihelieder *(τελεταί)* allgemein für ein Werk des Onomakritos. Und wenn er mehrfach als der Urheber alles dessen betrachtet wurde, was es von Orphischer Literatur gab, so geht daraus sicher hervor, daß er an der Umgestaltung und Erweiterung des überlieferten Orphischen Mythen- und Ideenkreises einen bedeutenden Antheil hatte. Auf ihn geht auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Abfassung und Zusammenstellung des lange Zeit

dem Homer beigelegten epischen Cyklus zurück, eine Angabe, die noch jetzt vielfach misverständlich als eine Sammlung der Gesänge, aus denen Ilias und Odyssee besteht, betrachtet wird.

Von dieser alten ziemlich umfangreichen Orphischen Literatur, von welcher der Natur der Sache nach und zum Glück für die Freiheit der Griechischen Geistesbildung das große Publicum so gut wie keine Notiz nahm, sind nur dürftige Fragmente auf uns gekommen. Als im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. das absterbende Heidenthum aus allen möglichen Winkeln alles das hervorsuchte, was es an mystischem, superstitiösem Kram besaß, kam sie aufs neue in Aufnahme, ja sie zeitigte noch einzelne neue Producte, von denen sich drei erhalten haben, die sich deutlich bemühen den mystischen Geist der alten Orphischen Literatur wieder aufzufrischen. Es sind dies erstens die Argonautica, ein episches Gedicht in 1384 Versen, in welchem Orpheus seine Erlebnisse auf der Argonautenfahrt bis zur Heimkehr nach Griechenland schildert. Die Einleitung führt uns den ganzen Ideen- und Mythenkreis vor, auf dem wenigstens in späterer Zeit die Vorstellungen der Orphiker sich bewegten. Nach einer Anrufung des Apollo um seinen Beistand, wendet sich Orpheus an Musäos. Ihn treibt der Geist ein neues Lied zu singen, und zu verkünden,

wovon ich nimmer zuvor noch
Redete, als ich von Bacchos zugleich und dem Herrscher Apollon
Angespornt mit dem Stachel die Grauengeschichte der Krankheit
Sterblichen sang und die Heilung, und heilige Feier der Mysten.
Erst, wie der Urzeit Chaos in schrecklichem Zwange das All hielt;
Dann, wie Kronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt und in Doppelgestalt den hell umschauenden Eros,
Ihn der ewigen Nacht ruhmreichen Sohn, dem den Namen
Phanes gab ein jüngres Geschlecht, da zuerst er erschienen.
Auch der gewaltigen Brimo Geburt, und die gräßlichen Thaten
Erdgeborner Giganten, die traurigen Samen der Zeugung
Holten vom Himmel herab im Beginn, aus welchem emporwuchs
Aller Sterblichen Meng' auf dem unermeßlichen Erdreich.
Dann Zeus' Frohn und den Dienst der bergdurchstürmenden Mutter,
Auch wie auf Kybele's Höhn sie die Tochter Persephone sorgsam
Schirmte gegen den Vater, den ungeheuren Kronion.
Dann des Bacchus zugleich mit Herakles berühmte Zerreißung;
Auch Idäer im Schwarm, korybantische Riesengewalt auch,
Dann, wie Demeter verirrt und Persephone herzlich betrübt war,
Und Rechtsordnerin ward; und das edle Geschenk der Kabiren;
Auch die geheimen Orakel der Nacht vom herrlichen Bacchos;
Lemnos die heilige auch und das Meereiland Samothrake;
Kypris die hohe sodann, Aphrodite's Bund mit Adonis;
Dann der Praxidike Feier, die Nächte der grimmen Athene,

Sammt der Aegyptier Klag' und Osiris' heiligem Opfer.
Auch weissagender Kunst vielfältige Wege vernahmst du,
Vogel und Thier zu verstehn, und der Eingeweide Bedeutung,
Oder soviel vorschauet aus ahnender Träume Gestaltung
Im tiefschlummernden Herzen der Geist taglebender Menschen;
Zeichen und Wunder mit Sinn und des Sternheers Lauf zu enträthseln,
Auch der Entsündigung Weihe, die sehr den Sterblichen frommet,
Sühne des göttlichen Zorns, und reichliche Spende der Todten.
Anderes meldet' ich dir, was selbst ich gesehn und bemerket,
Als ich den düsteren Pfad des Tänaros ging zu dem Hades,
Voll Vertraun auf der Töne Gewalt, aus Liebe zur Gattin;
Dann das heilige Wort, das ich einst in Aegypten verkündet,
Als ich nach Memphis gereist, zu des Apis heiligen Städten,
Die im blühenden Kranz um den rauschenden Neilos sich lagern,
Dies hat alles genau mein innerstes Herz dir enthüllet.
(Nach Voß.)

Zweitens eine Sammlung von 88 H y m n e n d. h. hexametrischen Gebeten an die verschiedensten Gottheiten und Dämonen in schwülstiger, bombastischer Sprache, mit der Bestimmung zu unblutigen Räucheropfern gesprochen zu werden, daher die Ueberschriften wie *Νυκτὸς θυμίαμα δαλούς, Αἰθέρος θυμίαμα κρόκον*, *Πρωτογόνου θυμίαμα σμύρναν* u. s. w. Endlich die *Λιθικά*, ein t h e u r g i s c h e s Epos, welches dem Proömium zufolge in einer Zeit geschrieben ist, in welcher die Ausübung heidnischer Magie Seitens der Obrigkeit bereits mit schwerer Strafe bedroht war. In ihm macht Theiodamas, ein angeblicher Sohn des Priamus, dem Orpheus, welcher im Begriff ist dem Helios auf einem hohen Berge ein jährliches Opfer für die Errettung von dem Angriff einer Schlange darzubringen, unterwegs Mittheilungen über die geheimen Zauberkräfte der Edelsteine. In diesen drei Werken sind die drei verschiedenen Richtungen enthalten, in denen sich schon die ältere Orphische Literatur bewegte.

Neben Pherecydes, Pythagoras und den Orphikern hatte jenes Zeitalter noch andere Wunderthäter aufzuweisen, deren Lebensumstände gleichfalls von der Sage aufs wunderbarste ausgeschmückt wurden, und die für die Literaturgeschichte deshalb bemerkenswerth sind, weil auf ihren Namen allerlei apokryphe Dichtungen und Schriften in Umlauf gesetzt wurden. Dahin gehört der Scythe A b a r i s, ein Diener des Apollo, der Krankheiten durch Zaubergesänge heilte, und nach späterer Sage auf einem Pfeile, den er von Apollo erhalten hatte, die Länder der Erde und die Weiten des Meeres durchflog. Man legte ihm sogenannte Scythische Orakel bei, die Hochzeit des Hebrosflusses, Sühngesänge, eine Theogonie in Prosa, die Ankunft des Apollo bei den Hyperbo-

reern in Versen. Fragmente aus diesen Schriften haben sich nicht erhalten, blos zwei Anführungen aus einer Schrift des Heraklides Ponticus in mehreren Büchern *τῶν εἰς Ἄβαριν ἀναφερομένων*. — Epimenides von Kreta, ein Sühnepriester, welcher im Jahre 596 die von schwerer Pest heimgesuchten Athener von der auf ihnen lastenden Kylonischen Blutschuld befreite. Auch von ihm gab es Orakel und Sühngesänge, dann eine Anzahl Epen, wie *Ἀργοναυτικά*, eine Theogonie, ein Gedicht über die Kureten und Korybanten, über Minos und Rhadamanthys, eine Geschichte der Telchinen, — aus denen sich einige Verse erhalten haben, darunter der vom Apostel Paulus im Briefe an Titus 1, 12 angeführte: *Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί*. Selbst prosaische Werke über Orakel und Opfer legte man ihm bei, die, wenn sie überhaupt existirt haben, offenbar als Fälschungen einer viel späteren Zeit zu betrachten sind. Siebenundfunfzig Jahre seines Lebens ließ ihn die Sage schlafend in einer Höhle zubringen. — Noch wunderbarer ist der mehrmals vom Tode auferstandene Aristeas von Prokonnesos, der angebliche Verfasser eines Epos über die fabelhaften Arimaspen, einäugige Menschen im fernen Norden, welche mit den Greifen um den Besitz des Goldes kämpfen. Ihm wurde auch eine in Prosa geschriebene Theogonie beigelegt.

Die ersten Versuche der Geschichtschreibung. Die Jonischen Logographen.

Die im vorigen Abschnitt geschilderte Thätigkeit des Onomakritos und seiner Orphischen Genossen macht uns zum ersten Male mit einer wenig erfreulichen Seite der Griechischen Literatur bekannt, die in analogen Erscheinungen auch in späteren Perioden ihrer Entwicklung nur zu oft wiederkehrt. Literarische Fälschungen in Poesie und Prosa waren nämlich in Griechenland zu allen Zeiten an der Tagesordnung. Meist gaben sie sich, den Kundigen wenigstens, sofort als solche zu erkennen, bisweilen aber war es nicht leicht, das Falsche vom Aechten zu unterscheiden, namentlich dann nicht, wenn es sich um keine directe Unterschiebung, sondern nur um eine spätere Ueberarbeitung und durchgreifende Interpolation einer älteren Grundlage handelte. Gerade die letzte literarische Gattung, mit deren Erwähnung die Betrachtung der ersten Periode der Griechischen Literatur ihren Abschluß findet, war für diese betrügerische Thätigkeit späterer Zeiten ein ergiebiges Feld.

Zu derselben Zeit nämlich, als in Jonien die ersten Versuche gemacht wurden, theologische Speculation und philosophische Reflexion in das nüchterne Gewand prosaischer Darstellung zu kleiden, geschah dasselbe auf historischem Gebiete. Man versuchte sich in

genealogischen Aufzeichnungen, in der Abfassung von Stadtchroniken, gab allerlei Beiträge zur Länder- und Völkerkunde und damit Vorstufen zur wirklichen Geschichtschreibung, deren charakteristische Eigenthümlichkeit nicht blos in der kritischen Sichtung und Feststellung des thatsächlichen Materials, sondern auch in seiner künstlerischen Gruppirung nach einheitlichen Gesichtspunkten und leitenden Gedanken, in dem also, was man historische Diathese nennt, zu suchen ist. Man pflegt diese älteren Vorläufer der Geschichtschreibung gegenwärtig gewöhnlich als Logographen zu bezeichnen, ein Ausdruck, der zwar dem Alterthum entlehnt ist, der aber genau genommen nur den prosaischen Schriftsteller im Gegensatz zum Dichter bezeichnet und auf den besonderen Inhalt seiner Darstellung keine Rücksicht nimmt. Denn die Form der Prosa ist der *λόγος*, die begriffliche Rede des wirklichen Lebens, die daher nur Ereignisse des wirklichen Lebens oder das, was dafür gehalten wird, zum Ausdruck bringen kann, während alle Poesie sich auf dem Boden des *μῦθος* bewegt und die Ereignisse einer Welt behandelt, die sich nur dem nach innen gekehrten und für die Außenwelt geschlossenen Auge der Phantasie zu erkennen giebt. [1]) Mit dem Aufkommen einer wirklichen Geschichtschreibung ging das Interesse des Publicums an den ersten Versuchen auf diesem Gebiete verloren. So kamen sie denn bald in Vergessenheit. Erst als man in Alexandrinischer Zeit daran ging, mit der Errichtung großartiger Bibliotheken die literarischen Schätze der Vorzeit zu sammeln, tauchten sie wieder auf, aber freilich in späterer Bearbeitung oder gar in völlig apokrypher Gestalt.

Das ehemalige Vorhandensein dieser Literatur selbst ist darum aber nicht zu bezweifeln. Sie entstand in einer Zeit, in welcher das Gesammtvolk der Griechen allmählich aus den Kinderjahren in das Jünglingsalter getreten war, ungefähr um 600 v. Chr. Der Trojanische Krieg war der erste Ausflug des jugendlich kecken Volkes gewesen. Die Wanderlust war erwacht, und es drängten sich, wie Thucydides sagt (I, 12), die Stämme zuerst im Mutterlande, Böoter und Dorier, und dann, als nach langer Zeit Hellas einigermaßen beruhigt eine festere Gestalt angenommen hatte, sandte es Ansiedlungen aus: Athen nach Jonien in Vorderasien und einem großen Theile der Inseln im Griechischen Meere, die Peloponnesier vorzüglich nach Italien und Sicilien. Diese friedlichen Eroberungen hatten auch ihre Helden, die, wenn sie auch nicht wie die Kriegshelden die Bewunderung der gesammten

[1]) *μῦθος* hängt wohl zusammen mit *μύειν*, das Auge schließen, und ist verwandt mit *μυστήριον*. Der *μῦθος* ist nach der Definition der Rhetoren ein *λόγος ψευδὴς εἰκονίζων ἀλήθειαν*. Ueber die Unerläßlichkeit des *μῦθος* für alle Poesie vgl. Plut. de aud. poet. c. 2.

Hellenenwelt auf sich zogen, doch in der dankbaren Erinnerung ihrer Genossen und der Nachkommen derselben fortlebten und als Heroen die Verehrung der von ihnen gegründeten Städte genossen. Die Sage verherrlichte ihre Abstammung und schmückte ihre Thaten aus, und wenn die Abenteuer der Fahrten auf dem Meere, die Wunder der unbekannten Länder und die Kämpfe mit den Eingeborenen vielen poetischen Stoff enthielten, so eignete sich die Beschreibung der inneren Einrichtung der Kolonie, des Handelsverkehrs mit den Nachbarn, der Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner mehr zu einer prosaischen Schilderung. So entstand eine eigene, halb poetische, halb prosaische Gattung, die auf der einen Seite noch im Epos wurzelte, auf der anderen aber sich schon von der Poesie losriß. Homer und die Kykliker hatten die Helden verherrlicht, die als Nationalhelden gleichsam dem ganzen Hellenenvolke angehörten; jetzt wurden auch diejenigen Heroen gefeiert, die nur für den Stamm oder die Stadt, der sie angehörten, Interesse hatten. Die sogenannten Logographen, die man als die Nachfolger der Kykliker betrachten kann, hielten sich daher noch größtentheils an die Sagengeschichte, mischten aber auch Schilderungen fremder Länder und Völker und Erzählungen historischer Thatsachen ein, die freilich oft genug an das Märchenhafte grenzen, oft aber auch als Ergebnisse eigener Anschauungen und Erlebnisse der Verfasser sich durch Wahrheit und Treue empfehlen mochten; denn die Logographen waren meist vielgereiste Männer, wie besonders Hekatäos und Pherecydes. Ihr Hauptzweck war freilich immer mehr auf die Ergötzung, als auf die Belehrung gerichtet (Thucyd. I, 24). Allmählich trennte sich so die historische Beschreibung von der epischen Dichtungsart, und auch die Sprache entwand sich nach und nach erst aus der poetischen Form. „Die frühesten Schriftsteller, sagt Strabo (I, p. 18), wie Kadmos von Milet, Hekatäos, Pherecydes, lösten die Verse nur auf, behielten aber im übrigen den poetischen Charakter bei; erst die nach ihnen kamen, stiegen allmählich von jener Höhe zu der jetzigen Schreibart herab.“ Das Asiatische Ionien war das Heimathsland der Logographen, wie es auch das der Epiker und Kykliker gewesen ist, und im Ionischen Dialekt waren die ersten Denkmäler der Griechischen Prosa geschrieben. Ihr historischer Gesichtskreis ist noch ganz beschränkt; Stamm- und Stadtinteressen nehmen sie völlig in Anspruch. An die Genealogie der Stammhelden knüpften sie die Stammsagen und die Erzählungen von der Gründung der Städte (*κτίσεις*). Die Blüthezeit der Logographen fällt von 560 v. Chr. bis zu den Perserkriegen, ja die letzten Vertreter dieser Gattung reichen bis an die Zeiten des Peloponnesischen Krieges heran.

Als ältester Prosaist auf historischem Gebiete galt Kadmos

von Milet, etwa um 540, nach Suidas der Verfasser einer *κτίσις Μιλήτου καὶ τῆς ὅλης Ἰωνίας ἐν βιβλίοις δ'*. Da sich Anführungen daraus bei älteren Schriftstellern nicht finden und Dionys von Halikarnas (de Thucyd. iud. 23) die Aechtheit der zu seiner Zeit unter Kadmus' Namen vorhandenen Schrift als fraglich erscheinen läßt, so ist er für uns eine ganz inhaltslose Figur. — Dionysios von Milet, ein Zeitgenosse des Hekatäos, verfaßte *Περσικά* (wohl bis auf Darius) und allerlei mythographische Schriften, aus denen der Alexandrinische Grammatiker Dionysius von Mytilene, genannt Skytobrachion, einen *κύκλος ἱστορικός* zusammenstellte, der von jüngeren Schriftstellern bald unter seinem Namen, bald unter dem des alten Dionysius von Milet benutzt wurde. — Hekatäos von Milet, von vornehmer Herkunft, machte große Reisen, unter anderem nach Aegypten (Herod. II, 143). Zur Zeit des Jonischen Aufstandes schon in vorgeschrittenem Alter gab er den Joniern kluge Rathschläge, die leider von diesen unbeachtet blieben (Herod. V, 36, 135). Man hatte von ihm zwei Werke, ein ethnographisches, *περίοδος γῆς* auch *περιήγησις* genannt, und ein historisches, *γενεαλογίαι* oder *ἱστορίαι*. Die Aechtheit der ersteren Schrift wurde von Kallimachos und Anderen in Zweifel gezogen und die vorhandenen zahlreichen Anführungen daraus im geographischen Wörterbuche des Stephanus von Byzanz lassen mindestens erkennen, daß das Werk in späterer Zeit überarbeitet und interpolirt war. Herodot hat ihn vielfach benutzt. Oefter jedoch berichtigt er seine Angaben, wenn auch nur einmal mit Nennung seines Namens. Bei Hekatäos finden sich bereits die ersten Spuren von historischer Kritik. Wenigstens setzte er das, was er selbst erforscht hatte, den Angaben seiner Zeitgenossen vielfach berichtigend entgegen. — Von Akusilaos aus Argos in Böotien hatte man in späterer Zeit ein Werk unter dem Titel *γενεαλογίαι*, meist im Anschluß an Hesiod, welches aber allgemein für unächt galt. — Pherecydes von der Insel Leros, gewöhnlich aber von seinem Aufenthalt in Athen der Athener genannt, dessen Lebenszeit bis tief in das fünfte Jahrhundert hineinreicht, behandelte in einem Werke unter dem Titel *ἱστορίαι* in zehn Büchern, auch wohl *αὐτόχθονες* genannt, die ältere Griechische Sagengeschichte in genealogischen Reihen, daher er selbst den Beinamen *ὁ γενεαλόγος* führte. — Charon aus Lampsakus, lebte ungefähr bis Ol. 80 = 456. Suidas nennt von ihm zahlreiche Schriften, von denen ihm *Περσικά* (unter Artaxerxes verfaßt) und *ὧροι Λαμψακηνῶν* d. h. Jahrbücher der Stadt Lampsakus mit Sicherheit zuzuschreiben sind. Nur unbedeutende Fragmente haben sich aus ihnen erhalten. — Xanthos aus Sardes, ungefähr um Ol. 70 = 496, schrieb *Λυδιακά* in 4 Büchern, welche Herodot bei seiner Erzählung der Lydischen Geschichte benutzt hat. Auch

dieses Werk wurde von dem bereits genannten Dionysius Skytobrachion überarbeitet und dieser Ueberarbeitung gehören wohl die meisten der uns erhaltenen Fragmente an. — Hippys aus Rhegium, der zur Zeit der Perserkriege lebte, war der älteste Schriftsteller über Italien und Sicilien.

Die Reihe der Logographen schließen Hellanikos aus Lesbos und sein Schüler Damastes aus Sige, Zeitgenossen des Herodot. Sie stehen in ihren historischen, geographischen und ethnographischen Schilderungen der eigentlichen Geschichtschreibung schon nahe, doch wirft Thucydides (I, 97) dem Hellanikus Flüchtigkeit und Mangel an Kritik vor. Hellanikus aus Mytilene auf Lesbos war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Seine Schriften, abgesehen von solchen, die ihm erst in späterer Zeit untergeschoben sind, waren theils genealogisch (*Δευκαλιωνεία, Φορωνίς, Ἀτλαντιάς, Τρωικά*), theils chorographisch (*Ἀτθίς, Αἰολικά, Περσικά*), theils chronologisch (*ἱέρειαι Ἥρας, Καρνεονῖκαι*). Seine Bestimmungen über die ältere Attische Chronologie blieben in Gültigkeit bis auf Eratosthenes. — Damastes aus Sige in der Landschaft Troas schrieb eine Griechische Geschichte (*περὶ τῶν ἐν Ἑλλάδι γενομένων*), ferner ein geographisches Werk *περὶ ἐθνῶν*, ein Verzeichniß von Völkern und Städten, und anderes.

Ueber die hier genannten Logographen, sowie einige andere, die uns blos dem Namen nach bekannt sind, äußert sich im allgemeinen Dionys von Halikarnas (de Thucyd. iud. 5) folgendermaßen: „Alte historische Schriftsteller hat es vor dem Peloponnesischen Kriege viele und an vielen Orten gegeben. Zu ihnen gehören Eugeon von Samos, Deïochus von Prokonnesus, Eudemus von Paros, Demokles von Pygela, Hekatäus von Milet, Akusilaus von Argos, Charon von Lampsakus, Amelesagoras von Chalcedon. Kurz vor dem Peloponnesischen Kriege und bis an die Zeit des Thucydides heranreichend lebten Hellanikus von Lesbos, Damastes von Sige, Xenomedes von Chios, Xanthus der Lyder und viele andere. Sie verfuhren in gleicher Weise hinsichtlich der Auswahl des von ihnen bearbeiteten Stoffes und waren in ihrer schriftstellerischen Begabung wenig von einander verschieden. Die einen stellten Gegenstände aus der Griechischen Geschichte, die andern aus der Geschichte der Barbaren dar, aber nicht in einheitlichem Zusammenhange, sondern nach Völkern und Städten gesondert, alle mit der gleichen Absicht, die Ueberlieferungen, die sich bei Völkern und Städten sei es in Tempelchroniken, sei es in Privataufzeichnungen erhalten hatten, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und zwar so, wie sie dieselben vorgefunden hatten, ohne etwas hinzuzusetzen, oder wegzulassen. Darunter waren auch Sagen, die seit alter Zeit geglaubt wurden und gar wunderbare Begebenheiten, die uns gegenwärtig größtentheils kindisch vorkommen.

Sie bedienten sich alle desselben Dialekts und hatten durchschnittlich dieselbe Art der Darstellung. Ihr Ausdruck war deutlich, rein, gemeinverständlich, kurz, dem Gegenstande entsprechend ohne irgend welche künstlerische Durchbildung. Dennoch haben ihre Schriften mehr oder weniger eine gewisse gefällige Anmuth, daher sie sich bis auf unsere Zeit erhalten haben."

Zweite Periode.

Literatur des Attischen Zeitraums von den Perserkriegen bis zur Schlacht bei Ipsus.

Allgemeine Uebersicht.

Es ist in der That eine schon reich entwickelte Literatur, auf welche wir im Beginn des fünften Jahrhunderts in Griechenland blicken. Festgeschlossene Kunstformen für das Epos und die mannichfaltigen Gattungen der lyrischen Poesie, eine reich ausgebildete Dichtersprache, gleich geeignet für anmuthige Erzählung und Schilderung, wie für den Ausdruck heiterer und ernster Stimmung, die Wiedergabe zartester Empfindung und tiefsinniger Gedanken; eine Mannichfaltigkeit in der Behandlung der Rhythmen, wie sie in der Geschichte der Literaturen geradezu einzig dasteht, daneben frische, kräftige Ansätze zu einer erfolgreichen Ausbildung der Prosa auf philosophischem und historischem Gebiete.

An der fortschreitenden Entwicklung der Literatur hatten sich nacheinander Jonier, Aeolier und Dorier betheiligt. Aber die Leistungen des einen Stammes waren auch von den übrigen aufgenommen und fortgeführt worden und zwar mit Beibehaltung oder doch nur unwesentlichen Modificationen der einmal aufgestellten Kunstform, so daß die Griechen schon im Besitz einer Nationalliteratur waren, lange bevor sie auf politischem Gebiete zum Bewußtsein nationaler Einheit und Geschlossenheit den Asiatischen Barbaren gegenüber gekommen waren. Dieses Bewußtsein erhielten sie bekanntlich erst durch die Perserkriege, deren gewaltige Ereignisse alsbald auch einen wunderbaren Aufschwung im geistigen Leben der Nation zur Folge hatten. Nirgends aber trat derselbe so deutlich und so nachhaltig hervor als in Athen, welches durch eine Reihe vortrefflicher Staatsmänner zu einer verständigen Weiterentwicklung der Solonischen Verfassung gelangte, durch das schnelle Emporblühen seiner Seemacht Ansehn und

Reichthum erhielt und durch den genialen Perikles, der als das Hauptmittel zur Hebung des Volkes auf politischem Gebiete die Förderung seiner geistigen Bildung erkannt hatte, bald zum eigentlichen Vorort der Hellenischen Bildung, zur Metropole seines geistigen Lebens erhoben wurde. In Athen vereinigten sich daher die verschiedenartigsten Talente aus allen Gegenden Griechenlands, namentlich aber aus den Jonischen Kolonien wie in einem Brennpunkte. Durch die, wie wir gesehen haben, auf Solon oder Hipparch zurückgehende Verordnung, nach welcher am Feste der großen Panathenäen die Homerischen Gedichte in zusammenhängender Reihenfolge ihrer Theile öffentlich durch Rhapsoden zum Vortrag kamen, war Homer als die Grundlage allgemeiner Bildung gewissermaßen staatlich sanctionirt worden. Pisistratus, heißt es, vereinigte den damaligen Bestand der Literatur zu einer Bibliothek. Durch Onomakritus lernten die Athener den epischen Kyklos kennen. Durch Hipparch wurden namhafte Vertreter der melischen Kunst wenigstens zeitweilig nach Athen gezogen. Bald entwickelte sich hier aus dem dithyrambischen Chore die dramatische Dichtung, in gewissem Sinne die höhere Einheit von Epos und Lyrik, und rasch nach einander sah Athen die Meisterwerke seiner drei großen Tragiker, daneben die Geist sprühenden Komödien des Aristophanes entstehen. Der Dithyrambus selbst nahm in Athen eine neue Gestalt an. Auch die letzten Ausläufer von Epos und Elegie gediehen auf Attischem Boden. Bald nach den Perserkriegen wurde durch Anaxagoras die Jonische Philosophie nach Athen verpflanzt. Hatte die Thätigkeit der Jonischen Logographen bereits in Pherecydes einen einheimischen Vertreter erhalten, so wurde sie durch Herodot auf eine höhere Stufe der Kunst, zur wirklichen Geschichtschreibung erhoben. Um die Anfänge des Peloponnesischen Kriegs strömten die Sophisten aus verschiedenen Theilen Griechenlands in Athen zusammen, verbreiteten hier die Keime höherer wissenschaftlicher Bildung, legten den Grund zur Attischen Prosa und zur kunstmäßigen Behandlung der rednerischen Darstellung, wie nicht minder zur reflectirenden Geschichtschreibung, die in Thucydides ihren unübertroffenen Meister fand. Für den praktischen Gebrauch wurde die Kunst der Sophisten vertieft durch Isokrates. Im Kampfe mit ihrer Vielwisserei und seichten Aufklärung entfaltete sich die eigenthümliche Persönlichkeit des Sokrates, welcher in erster Reihe die ethischen Probleme in den Kreis der philosophischen Betrachtung einführte, und dem Plato die Anregung zu seiner genialen schriftstellerischen Thätigkeit gab, durch welche die Philosophie für alle Zeiten zur Grundlage höherer wissenschaftlicher Bildung erhoben wurde.

Während der Peloponnesische Krieg für das sittliche Leben Athens und für seine politische Machtstellung verhängnißvoll war, so

erhielt sich sein Uebergewicht auf geistigem Gebiete noch fast ein Jahrhundert hindurch, bis es in dieser Hinsicht allmählich von Alexandria überflügelt wurde. Erst die Macedonische Zeit erlebte die Vollendung der Attischen Beredsamkeit durch Demosthenes, sowie die Verbreitung einer gemeinverständlichen, wissenschaftlichen Prosa und das Aufblühen einer Anzahl bis dahin unbekannter Wissenschaften nebst den Anfängen einer erstaunlichen encyklopädischen Bildung durch Aristoteles und seine Schüler. Gleichzeitig eröffnete der geistvolle Menander, gleichsam der Euripides des Lustspiels, dieser Dichtungsart in den stehenden Charakterthorheiten des menschlichen Lebens und der Sittenschilderung der Wirklichkeit mit ihren überraschenden Verwicklungen ein ausgiebiges Feld der Bearbeitung. Endlich gaben Zeno und Epikur ihren Zeitgenossen, denen eine selbständige Theilnahme an der Politik bereits abhanden gekommen war, die auch für eine schöpferische Behandlung metaphysischer Probleme nicht mehr die erforderliche Kraft besaßen und im Leben wo nicht materielle, so doch überwiegend praktische Interessen verfolgten, mit ihren gerade auf die Durchbildung des individuellen Lebens gerichteten Systemen, die auch für weitere Kreise geeignete Geistesnahrung und eine bequeme Orientirung über die wichtigsten Fragen des sittlichen Lebens.

Wenden wir uns jetzt der Betrachtung des Einzelnen zu, so ist es zunächst die Poesie und zwar die dramatische Poesie, die charakteristische Neuschöpfung dieses Zeitraums, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

I. Die Poesie.

A. Die dramatische Poesie.

1. Die Tragödie und das Satyrdrama.

Die dramatische Poesie, gleichsam der herrliche Schlußstein des erhabenen Tempels der Griechischen Poesie, gliedert sich in die ernste Tragödie und das mehr heitere Satyrdrama einerseits und die ausgelassene lustige Komödie andererseits. Tragödie und Satyrdrama sind aus den dithyrambischen Chorgesängen an den Athenischen Dionysosfesten hervorgegangen. Als das Hauptfest sind die am Ende des Jahres im Monat März gefeierten großen Dionysien, an denen eine große Anzahl Fremder in Athen zugegen war, zu betrachten. Daneben kommen die Lenäen im Januar, die kleinen oder ländlichen Dionysien im Monat December in Betracht. An den Chytren, dem dritten Tage des Anthesterienfestes im Monat Februar, wurden zwar cyklische Chöre aufgestellt, auch fanden an ihnen allerlei maskirte Aufzüge statt; aber eigentliche Bühnenspiele wurden nicht gegeben. Die großen Dionysien

hatten drei auf einander folgende Schauspieltage, an deren jedem Vormittags drei Tragödien mit einem Satyrspiel, oder auch vier Tragödien, von denen die letzte einen mehr heiteren Inhalt hatte, Nachmittags eine Komödie aufgeführt wurde. Auch an den Lenäen gab es wohl drei Schauspieltage. Die kleinen oder ländlichen Dionysien wurden in ganz Attika, für Athen im Piräus gefeiert, welcher sein eignes Theater besaß.

Das Wort *τραγῳδία* bezeichnet nun ursprünglich den Dithyrambus, insofern die Choreuten im Kostüm der Satyrn, also mit Ziegenfellen bekleidet, gleichsam als *τράγοι* auftraten (Bergk). Andere leiten das Wort von dem Bocksopfer ab, welches dem Dionysos dargebracht sei, bei welchem der den Altar umkreisende Chor seinen Gesang anstimmte, ja man behauptete auch, in alter Zeit sei ein Bock der Kampfpreis gewesen und daher der Name Tragödie entstanden (Schol. Plat. p. 153). Wir hören nun schon beim alten Dithyrambos (s. oben S. 148), der seine besondere Pflege in Athen durch Lasos erhalten hatte, von Zwiegesprächen, welche der Chorführer mit dem Chore pflog (*διαδραματίζειν* bei Diog. Laert. III, 56) und dies wäre als der erste Keim des dramatischen Lebens zu betrachten. Auch Aristoteles (Poet. c. 4) berichtet, daß die Tragödie ursprünglich Stegreifdichtung gewesen sei, ausgehend von denen, welche den Dithyrambus anführten (*ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον*). Das Wesen der dramatischen Poesie als ausgebildeter Kunstform liegt nun aber im ständig durchgeführten Dialog, denn nur durch ihn kann die Handlung so dargestellt werden, wie sie wirklich vor sich gegangen ist. Wenn uns nun Thespis aus dem Attischen Gau Ikaria um Ol. 61 = 532 als Erfinder der Tragödie genannt wird, mit dem Bemerken, daß er zuerst einen Schauspieler (*ὑποκριτής* d. h. entweder ein Unterredner, der zur Ablösung des Chores diente, oder der Darsteller einer ihm vom Dichter vorgeschriebenen Rolle) eingeführt habe, so wird man sich die Sache wohl so denken müssen, daß dieser Schauspieler, dessen Rolle der Dichter übrigens selbst übernahm, sich mit dem Chorführer und dann im weiteren mit dem ganzen Chor unterredete, während ein Hervortreten des Chorführers in monologischen erzählenden Partien, auch wohl in kurzem Wechselgespräch mit dem Chor schon seit längerer Zeit bei den Dithyramben üblich war. Ob nun diese Anfänge dramatischer Rede auf den Sicyonier Epigenes zurückgehen, der geraume Zeit vor Thespis gelebt hat und von seinen Landsleuten als Erfinder der Tragödie genannt wurde, oder ob dieser Dichter zuerst andere als blos auf Dionysos bezügliche Sagenstoffe für den Dithyrambus benutzt hat, können wir nicht mehr entscheiden. Thespis also machte das Epeisodion zum ständigen Bestandtheil der Tragödie. Und wenn ihm nach einer Nachricht des Aristoteles

bei Themist. or. XXVI p. 316 die Erfindung des Prologs und der Unterredung (*ῥῆσις*) zugeschrieben wird, so läßt sich schließen, daß er durch einen erzählenden Prolog auf die Handlung vorbereitet habe, die dann nach einem Chorgesange in Unterredungen zwischen dem Schauspieler und dem Chorführer beziehentlich dem ganzen Chor, von weiteren Chorgesängen unterbrochen, vorgeführt wurde. Der Gebrauch von linnenen oder hölzernen Masken (zur Verstärkung des Tones waren sie mit ziemlich großer Mundöffnung versehen), den man dem Thespis ebenfalls beilegt, machte es möglich, daß er in verschiedenen Rollen hinter einander auftreten konnte. So lange aber der Chorführer den Hauptunterredner des Schauspielers machte, konnten um diesen, der doch zugleich den Chor zu besorgen hatte, nicht allzusehr zu ermüden, die dialogischen Partien in der Tragödie nur von mäßigem Umfange sein, während der Chor noch immer wie im Dithyrambus die Hauptsache bildete. Chorgesänge wie Epeisodien wurden vom Dichter ausgearbeitet. Aber die Dichtungen des Thespis sind frühzeitig verschollen und was man etwa noch in Alexandrinischer Zeit unter seinem Namen hatte, darunter ein Pentheus, war ihm von Herakleides Ponticus untergeschoben worden (Aristox. ap. Diog. Laert. V, 92). Wenn Horaz epist. II, 3, 275 schreibt:

ignotum tragicae genus invenisse Camenae
dicitur et plaustris vexisse poemata Thespis,
quae canerent agerentque peruncti faecibus ora.

Thespis, wie man berichtet, der Schöpfer der tragischen Dichtkunst,
Fuhr auf Karren umher mit seinen Gedichten und ließ sie
Singen und spielen; geschminkt war der Spieler mit Hefen im Antlitz —

so beruht diese Notiz vom sogenannten Thespiskarren auf einer Verwechslung der Anfänge der Tragödie mit der an den Anthesterien und Lenäen noch in späterer Zeit üblichen Sitte, daß die Festgenossen auf Wagen umherzogen, von denen herab sie die Vorübergehenden mit neckischen Scherzreden begrüßten. Hierbei war denn auch das Schminken des Gesichts mit Weinhefen üblich.

Es wird erzählt, daß Solon sich mißbilligend über die Neuerung des Thespis äußerte, daß dagegen Pisistratus die Bestrebungen des Dichters unterstützte. Thatsache ist, daß Thespis bald Nachahmer fand, und die neue Dichtungsart sich des allgemeinen Beifalls der Athener zu erfreuen hatte. Pratinas aus Phlius um Ol. 70 = 496 gilt für den Erfinder des Satyrdramas, in welchem ein Satyrchor mit sinnlichen lebhaften Tänzen (*σίκιννις*) seine Stelle fand. Gerade in Phlius waren Dithyramben mit Satyrchören schon seit lange üblich und so mag Pratinas in Athen dieser heimischen Gattung die Form der hier unlängst entstandenen

Tragödie angepaßt haben. Es wurde nun Brauch auf mehrere vorangegangene Tragödien ein Satyrdrama folgen zu lassen, welches durchweg einen heiteren Charakter hatte, und somit die Beziehung der scenischen Spiele, die ja ihren Stoff aus den verschiedensten Sagenkreisen entlehnten, zum Dionysos wenigstens an letzter Stelle durch das Auftreten der Silene und Satyrn wieder anzudeuten. Der Contrast, den die gravitätischen Götter und Helden mit diesen muthwilligen, sinnlichen, oft täppischen Gesellen bildeten, war besonders geeignet, eine heitere Stimmung in den Zuschauern zu erregen, die, statt den tiefen Eindruck der eben aufgeführten Tragödien zu verwischen, diesem vielmehr das Herbe benahm und so den Genuß der poetischen Kunstwerke erhöhte. Vollständig wurde dieser Zweck allerdings nur dann erreicht, wenn das Satyrdrama in engerer tetralogischer Beziehung zu den vorausgegangenen Tragödien stand, wie dies bei Aeschylos wohl immer der Fall war. Wenn Suidas die Zahl der Stücke des Pratinas auf funfzig angiebt, unter denen zweiunddreißig Satyrdramen gewesen seien, so würde diese Angabe, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, uns allerdings zu der Annahme nöthigen, daß Pratinas mehrere Satyrdramen nach einander zur Aufführung gebracht, also eine selbständige Verwendung der von ihm erfundenen Gattung beabsichtigt habe. Die Athener ließen sich aber nur eine secundäre Verwendung derselben gefallen und so erklärt sich vielleicht die andere Nachricht, daß er nur einmal den Sieg davongetragen habe, aus der wir zugleich entnehmen, daß tragische Wettkämpfe schon frühzeitig üblich wurden. Wir kennen nur zwei Titel von Stücken des Pratinas, die Ringer und die Dysmänen oder Karyatiden. Das erstere Stück wird ausdrücklich als Satyrdrama bezeichnet. Außerdem dichtete Pratinas reine Dithyramben und Hyporcheme. Ein längeres Bruchstück aus einem Hyporchem hat uns Athen. XIV, p. 617 B aufbewahrt. Es ist dieses Bruchstück von besonderem Interesse, weil es uns zeigt, wie frühzeitig schon die Flötenmusik den Versuch machte, statt sich der Dichtkunst gegenüber mit einer blos begleitenden Rolle zu begnügen, zur selbständigen Bedeutung zu gelangen.

Was ist das für ein wilder Lärm, was für ein tosender Chorgesang?
Welcher Frevel verdrängt von der Thymele mein Dionysisches reigenbegeistertes Lied?
Mein, mein ist der Rebengott,
Ihn umjauchzen muß ich,
Muß feiern mit ihm, muß schwärmen und lärmen mit den Nymphen im Wald,
Führen, ein singender Schwan, den buntbeschwingten Festgesang

Nein, Gesang sei König, will die Pierische Muse!
Die Flöte folge nach mit ihrem Schall,
Da sie nichts ist als des Komos Dienerin;
Denkt sie zu Thyrsoskämpfendem Faustkampf
Der Jünglinge beim Wein
Heeresführerin zu sein,
Schlagt die Phrygierin, die buntes Getös in die Luft gießt,
Wirf in das Feuer das speicheltriefende Rohr,
Den Schwerlallendgesangestaumelrhythmentrunkenbold! [1])
Du aber wollest dem künstlichen Bohrstahls Sohn, Dionysos,
Du Wehrer des Bösen, wehren!
Du des Freudendithyrambos epheulockiger Fürst,
Mein Dorisch Feierlied, höre meines Chores Lied!
(Droysen.)

Dem Pratinas folgte sein Sohn Aristias. Von seinen Stücken sind uns als Titel überliefert Antäos, Atalante, die Keren, der Kyklop, Orpheus, Perseus, Tantalos, aus allen aber haben sich nur wenige unbedeutende Verse erhalten. Von Choerilus, der bereits Ol. 64 = 520 aufgetreten war, wissen wir nur, daß er die Sage von der Attischen Heroine Alope, welche späterhin auch von Euripides behandelt wurde, dramatisirt hat. Seine Diction zeichnete sich aus durch kühne Metaphern. Die Steine und Flüsse nannte er Knochen und Adern der Erde. Wenn Suidas berichtet, er habe 160 Dramen zur Aufführung gebracht und dreizehn mal gesiegt, so erscheint dies unglaublich. Seine Satyrspiele waren noch lange geschätzt. Von Phrynichus werden die Aegyptier, Alcestis, Antäos, die Danaiden, die Pleuronierinnen, Tantalos und Troilos genannt. Merkwürdig ist, daß er auch aus der Zeitgeschichte Stoffe entnahm. So brachte er die Eroberung von Milet durch die Perser *(Μιλήτου ἅλωσις)* auf die Bühne. Das Theater zerfloß hierbei in Thränen, und der Dichter wurde, weil er an ein Unglück, das das Vaterland betroffen, erinnert hatte, mit tausend Drachmen bestraft, und die Athener verordneten, daß Niemand mehr diese Tragödie aufführen sollte (Herod. VI, 21). Den Seesieg bei Salamis feierte Phrynichos durch seine Phönissen *(Φοίνισσαι)* deren scenische Ausstattung Themistokles übernahm, Ol. 75, 3 = 478. Ein Chor Sidonischer Frauen beklagte in diesem Stücke in der Hofburg zu Susa den Untergang der Phönicischen Flotte. Noch lange nachher sangen die Attischen Bürger die süßen, patriotischen Gesänge des Phrynichos (Arist. Vesp. 220, 269), und von ihm

[1]) *φλέγε τὸν ὀλεσισιαλοκάλαμον, λαλοβαρύοπα παραμελορυθμοβάταν θ᾽ ὕπαὶ τρυπάνῳ δέμας πεπλασμένον.*

und seinen Dramen läßt Aristophanes (Thesm. 164) den Agathon rühmen:

Schön war er selber, schön gekleidet ging er stets,
Und eben deshalb waren seine Dramen schön;
Nothwendig gleicht ja, was man schafft, dem, was man ist.

Phrynichos erlangte seinen ersten Sieg im Jahre 511 und wetteiferte später noch mit Aeschylos. Er soll wie dieser in Sicilien gestorben sein.

Der eigentliche Schöpfer der Tragödie wurde Aeschylos dadurch, daß er der Rolle des ersten Schauspielers (*πρωταγωνιστής*) die eines zweiten (*δευτεραγωνιστής*) hinzufügte, wodurch er den eigentlichen dramatischen Dialog zwar nicht schuf, aber doch wesentlich vervollkommnete, und daß er ferner den Chorgesang dem dialogischen Theil der Tragödie unterordnete (Arist. Poet. c. 4: *τό τε τῶν ὑποκριτῶν πλῆθος ἐξ ἑνὸς εἰς δύο πρῶτος Αἰσχύλος ἤγαγε, καὶ τὰ τοῦ χοροῦ ἠλάττωσε, καὶ τὸν λόγον πρωταγωνιστὴν παρεσκεύασε*). Hierin folgten ihm auch die anderen Dichter seiner Zeit. Zu diesen beiden Schauspielern des Aeschylos fügte Sophokles (nicht vor 469) den dritten hinzu, den dann auch Aeschylos in seinen späteren Stücken, zuerst in den Sieben vor Theben Ol. 78, 1 = 464, dann in der Orestie, wenn auch nur in sehr beschränktem Umfange, verwendete. Seitdem wurden regelmäßig drei Schauspieler jedem Dichter für eine Aufführung vom Staate durch das Loos zuertheilt. Nur selten und ausnahmsweise wurde noch ein vierter Schauspieler verwandt. Ein solcher war dann ein *παραχορήγημα* d. h. eine besondere Nebenleistung des Choragen. So Ismene im Oedipus auf Kolonos. Auch die Areopagiten am Schluß der Eumeniden des Aeschylos sind als solches Parachoregem zu betrachten. Wie die Tragödie, so begnügte sich auch die Komödie in der Regel mit drei Schauspielern. Zugleich erhöhte aber Sophokles die Zahl der Choreuten von zwölf auf funfzehn, eine Zahl, die sich in seinen sämmtlichen Stücken mit Ausnahme des Ajax findet, in welchem auch der Tritagonist noch nicht consequent durchgeführt ist. Beide Maßregeln ergänzten sich gegenseitig. Es wurden nämlich den drei Schauspielern auf der Bühne ebenso viele Hauptpersonen des Chors in der Orchestra gegenübergestellt. Nunmehr trat der Koryphäos selbständig aus der Gesammtmasse des Chors heraus, ihm zur Seite zwei regelmäßige Halbchöre von je sieben Mann, mit einem Protostaten und Tritostaten als ihren Führern. Denn schon früher sang der Chor keineswegs immer zusammen, vielmehr gliederte sich sein Vortrag auch oft in Halbchöre, mit Rotten zu je drei, und Reihen zu je fünf, bezüglich vier Mann, ja in lebhafteren Scenen erhielten nicht selten alle funfzehn, resp. zwölf Choreuten nach einander das Wort. Der Koryphäos wird nun bei Sophokles gewisser-

maßen Mittelsperson zwischen Schauspielern und Choreuten, betritt daher auch mehrfach allein die Bühne, wie im ersten Chore des Philoktet. Er erscheint jetzt auch in dem, was er sagt, den übrigen Choreuten an Intelligenz überlegen, so daß er sich fast der Person eines Schauspielers nähert, und hat vor allem besondere Beziehungen zum Protagonisten, dem Helden des Stücks. Im Koryphäos erhält jetzt also „der Antheil des Chors einen concreteren, gemüthlich verstärkten Ausdruck", und in seiner Hand liegt der Antheil, welcher dem Chore an der Handlung des Stückes zuertheilt wird. So gab also Sophokles auch dem Chore dramatisches Leben und Beweglichkeit. Dabei ließ er die Melik der Chorgesänge noch viel entschiedener zurücktreten als Aeschylus, und da er zugleich die Charaktere vertiefte, ja sogar die Rollen auf die Individualität der ihm persönlich bekannten Schauspieler berechnete *(πρὸς τὰς φύσεις αὐτῶν ἔγραψε τὰ δράματα)*, so brachte er das Drama zu seiner Vollendung als Kunstwerk.

Den scenischen Apparat, die *σκευοποιία*, hat Aeschylus theils neu geschaffen, theils vervollkommnet. Er sorgte zuerst für ein passendes Kostüm seiner Schauspieler, die ja fast nur in Götter- und Heroenrollen auftraten. Er gab ihnen ein bis auf die Knöchel herabreichendes Gewand, dem ähnlich, welches die Eleusinischen Hierophanten trugen, in bunten Farben und reichen Stickereien, mit einer Schleppe *(σύρμα)* und verschiedenen Ueberwürfen, ließ sie auf erhöhter Fußbekleidung einhergehen (*ἀρβύλαι, ἐμβάδες*; unter dem Kothurn, *κόθορνος*, welchen die Schauspieler gewöhnlich trugen, waren noch besondere hölzerne Untersätze angebracht) und suchte noch durch andere künstliche Mittel (den *κρώβυλος*, einen besonderen Haaraufsatz, ferner das *σωμάτιον* nebst *προστερνίδια* und *προγαστρίδια* zur zweckmäßigen Ausfüllung und Abrundung von Bauch und Brust, auch *χειρίδες* große Handschuhe) den Eindruck ihrer ganzen Erscheinung zu einem über das gewöhnliche Maß hinausgehenden zu machen. Dazu gehörte auch die typische Charaktermaske „welche die bekannten Züge der Schauspieler verbarg, mithin der unpoetischen Neugier und dem Vordrängen eitler Subjectivität allen Anlaß entzog" (Bernhardy). Diese Masken waren verschieden nach Stand und Alter der darzustellenden Personen, verzichteten aber selbstverständlich auf die Wiedergabe des individuellen, was nicht ausschloß, daß einzelne Rollen, wie die des gehörnten Aktäon, des blinden Phineus, des vieläugigen Argos, Achill's, der sich aus Trauer um Patroklos die Haare abgeschnitten hat, und dergleichen ihre besonderen Masken verlangten. Das sind dann *ἔκσκευα πρόσωπα* im Gegensatz zu den regelmäßig zur Anwendung kommenden *ἔνσκευα πρόσωπα*. Nach Aeschylus sorgte Sophokles noch besonders für die Vervollkommnung der perspectivischen Decorationsmalerei der Bühne.

So war denn die Tragödie, welcher so durch Aeschylus und Sophokles im Wesentlichen für immer ihre bestimmte Richtung vorgeschrieben war, nach der Definition des Aristoteles (Poet. c. 6) „die nachbildende Darstellung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung von einem gewissen Umfang, mittelst einer Rede, welche durch verschiedene, gesondert je nach den Theilen des Dichtwerks zur Anwendung gelangende Arten des Schmuckes verschönert ist, und zwar eine durch handelnde Personen und nicht durch Erzählung vollzogene Nachbildung, welche durch Erregung von Mitleid und Furcht die Reinigung derartiger Empfindungen zu Stande bringt.“ [1]) Mitleid und Furcht empfindet nämlich der Mensch gewöhnlich nur bei persönlichen Erlebnissen, durch die seine individuelle Willenssphäre berührt wird. In der Tragödie dagegen handelt es sich um einen rein contemplativen Vorgang. Fremdes Leid wird dem Zuschauer durch die Kunst des Dichters anschaulich vor die Seele gestellt und nach seinem tieferen Zusammenhange, sei es mit der persönlichen Schuld des Helden, sei es mit den allgemeinen Verhältnissen des Menschen im Kampf gegen das Schicksal, begreiflich gemacht. Mitleid und Furcht werden auch jetzt in seiner Seele lebendig, aber diese Affecte sind nunmehr aus der niederen persönlichen Sphäre, in die höhere, allgemeinere erhoben und eben dadurch von dem untergeordneten und zufälligen, was ihnen für gewöhnlich anhaftet, gereinigt. Vielleicht, daß dies der Sinn der in neuerer Zeit viel besprochenen und viel bestrittenen Aristotelischen Katharsis ist. — „Gerade das ist der Tragödie, ihrem Ursprung und ihrer Ausbildung unter den Griechen nach, das Wesentlichste, daß in ihr Empfindungen erwachen, welche durch ihre Natur und Stärke die Seele aus dem ruhigen Gleichmaß herausziehen und in den Sturm entgegengesetzter Richtungen hineinwerfen, aber zugleich durch ihre Fortführung und Entwicklung sich selbst läutern und erheben, so daß sie die Seele in Ruhe und Gefaßtheit und in einer höheren und veredelten Stimmung zurücklassen; dagegen im epischen Gedichte das ruhige Wallen sich im Ganzen gleich bleibender Empfindungen niemals aufgehoben wird. Vom unausgesetzten Taktschlage des majestätischen Hexameters schön bezeichnet, schlägt eine Welle nach der anderen unmerklich stärker oder schwächer an das Herz und umspült die gesammte Welt mit unparteiischem Gefallen. Die Tragödie aber, hervorgegangen aus dem bakchischen Cultus, dessen Wesen es war, das Gemüth in Jubel und Schmerz wild umherzuwerfen, befreite, wie Dionysos

---

[1]) *ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας μέγεθος ἐχούσης ἡδυσμένῳ λόγῳ χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις δρώντων καὶ οὐ δι᾽ ἀπαγγελίας δι᾽ ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*

aus seinen Leiden im neuen Glanze hervorgeht, das Gemüth aus seinem Taumel und seiner Verwirrung, und der wildschwärmende Gott, der zugleich ein Lösender und Beruhigender (Lysios) ist, vollzieht die Katharsis, daß er der in einen wilden Taumel hineingezogenen Seele die Ruhe und Klarheit wiedergiebt. Denn die Gegenwärtigkeit und Energie der Darstellung zieht die Seele in eine Menge von Gemüthsbewegungen, Wünsche und Hoffnungen, Furcht und Haß, Mitleid und Trauer, hinein, welche, in kunstmäßiger Folge sich auseinander entwickelnd — nicht etwa dadurch, daß die uns gefälligen Bewegungen die anderen unterdrücken, sondern dadurch, daß beide sich zu erhabenern und höhergearteten steigern — sich selbst läutern und reinigen und die Ruhe der Seele nicht stören, sondern befestigen. An die Stelle heftiger Wünsche für das individuelle Glück Einzelner, der Furcht vor Gefahren, welche das Glück bedrohen, tritt eine mit einem tiefen Erstaunen und einer erhabenen Freude verbundene Anschauung der unerschütterlichen und aus einer scheinbaren Verwirrung nur desto glänzender hervorgehenden ewigen Mächte" (Otfr. Müller).

Der Handlung der darstellenden Personen ging der Chorgesang zur Seite. Dieses doppelte, dramatische und lyrische, Element war in den besseren Tragödien der älteren Zeit so organisch verbunden, wie Leib und Seele. Der Chor war nicht mitspielende Person; doch mußte er zu den handelnden Personen in irgend einer Beziehung stehen und ein gewisses Interesse an der Handlung selbst haben. Was der Chor zu leisten habe, das giebt Horaz treffend in folgenden Versen an (Epist. II, 3, 193—201):

Theil an der Handlung nehme der Chor, wie die anderen Rollen,
Kräftig, und hüte sich wohl, je zwischen den Acten zu singen,
Was zu des Drama's Zweck nichts thut, noch passend sich anschließt;
Stehe der guten Partei zur Seite mit freundlichem Rathschlag,
Leite den zornigen Sinn und beruhige gern die Besorgten,
Lobe die einfache Kost und des Rechts wohlthätige Herrschaft,
Preise Gesetz und Frieden und Ruh bei offenen Thoren;
Was ihm vertraut ward, halt' er geheim, und bitte die Götter,
Daß von dem Hochmuth weg sich das Glück zu dem Leidenden wende.
(Döderlein.)

Der Chor war somit ein ideales Publicum, gleichsam die Volkssubstanz, aus welcher die Personen des Stückes hervorgegangen waren, das unter Umständen den Empfindungen des wirklichen Publicums bei den verschiedenen Vorgängen des Stückes Ausdruck und Sprache lieh.

Die ganze Tragödie theilte sich demnach in den dramatischen und in den melischen oder chorischen Theil. Die Versart des dramatischen Theiles, des eigentlichen Epeisodions, war der

durch Häufung der Längen in den ungeraden Füßen und vermiedene Auflösung langer Silben — hierin tritt in der Tragödie erst seit Ol. 89 = 420 größere Freiheit ein — schwer und würdevoll gebaute jambische Trimeter und in besonders lebhaften Partien, anfangs allgemeiner, auch zuweilen der trochäische katalektische Tetrameter. Die Chorgesänge zeigen in ihrem rhythmischen Bau die ganze Mannichfaltigkeit der ausgebildeten Dorischen Melik. Der Dialekt war der Attische, in den Chorgesängen in mäßigem Umfange mit Dorischen Formen gemischt. Ueber die musikalische Composition der Chorgesänge können wir nicht urtheilen, ebenso wenig über ihre orchestische Aufführung. Im Allgemeinen wissen wir blos, daß sich die tragische Tanzweise, *ἐμμέλεια* genannt, durch größere Würde und Ruhe von den lebhafteren Tänzen des Satyrspiels *(σίκιννις)* und den ausgelassenen der Komödie *(κόρδαξ)* unterschied.

Nach Aristoteles — er hatte bei seinen Angaben im 12. Capitel der Poetik die Euripideische und Nacheuripideische Tragödie im Auge — hat eine Tragödie vier Hauptbestandtheile mit der Komödie gemeinsam: *πρόλογος, ἐπεισόδιον, ἔξοδος, χορικόν*. Letzteres ist entweder *πάροδος* oder *στάσιμον*. Dazu kommen noch zwei melische Bestandtheile, welche der Komödie fehlen, der *κομμός* und die *ἀπὸ σκηνῆς*. Der Prologos ist der Theil der Tragödie, welcher von ihrem Anfang bis zum ersten Auftreten des Chores reicht. In der älteren Zeit konnte er auch fehlen. Dies ist der Fall in den Persern und Schutzflehenden des Aeschylos. Das Epeisodion ist derjenige Theil der Tragödie, welcher von zwei Hauptchorliedern begrenzt wird. Bei Aeschylos giebt es deren regelmäßig drei. Unter der Parodos ist der erste Hauptvortrag des Chors zu verstehen. Ein Stasimon ist ein Chorgesang, der auf ein Epeisodion folgt. Wenn Aristoteles es als Chorlied ohne Anapästen und Trochäen definirt, so gilt dies nicht für Aeschylos und Aristophanes, wohl aber für Sophokles und Euripides. Die Exodos ist nach Aristoteles derjenige Theil der Tragödie, auf welchen kein Chorlied folgt. Auch dies gilt streng genommen nur für Sophokles und Euripides. Der *κομμός* ist nach Aristoteles ein *θρῆνος κοινὸς χοροῦ καὶ ἀπὸ σκηνῆς*, also ein gemeinsamer Klagegesang des Chors und des Bühnenpersonals. Das Worte hängt wohl zusammen mit *κόπτεσθαι*, bezeichnet also eigentlich einen Klagegesang, bei welchem man sich an die Brust schlägt. Bei Aeschylos hat jede Tragödie, vorausgesetzt, daß ihr Inhalt dies zuläßt, einen derartigen *θρῆνος*, gewöhnlich am Ende der Tragödie, in den Choephoren innerhalb eines Epeisodions. Diese Threnen mit Wechsel der Personen, beziehungsweise der Halbchöre, also amöbäisch gebaut, sind bei Aeschylos noch umfangreicher und noch kunstvoller gegliedert als die eigentlichen Chor-

lieder, deren es bei ihm in jedem Drama vier giebt, welche ziemlich umfangreich sind, ja bis zu sechzehn Strophen enthalten. In den Persern und den Sieben gegen Theben bildet dieser Threnos die Exodos, im Agamnon befindet er sich wenigstens in der Exodos. In den Hiketiden und Eumeniden fehlt er, dafür giebt es in ihnen eine andere melische Partie, die nach Poll. IV, 108 als *ἄφοδος (ἀφοδικὸν μέλος)* zu bezeichnen ist. Die *ἀπὸ σκηνῆς* sind einfache Bühnensoli. Aeschylos hat sie mit Ausnahme des in seinen lyrischen Partien wohl später überarbeiteten Prometheus noch gar nicht, in der späteren Tragödie sind sie dagegen sehr stark vertreten, während hier die eigentlichen Chorpartien immer mehr zusammenschrumpfen. Bei späteren Tragikern können übrigens außer den Hauptchorliedern auch in den Epeisodien, selbst im Prolog, kleinere *μέλη* vorkommen. Merkwürdig ist die innere Gliederung der Aeschyleischen Chorlieder. „Aeschylos verlegt den Hauptgedanken, ohne Rücksicht auf Strophe und Antistrophe jedesmal in die Mitte des Chorliedes; die übrigen Theile sind um diesen Mittelpunkt so gruppirt, daß der dem Centrum vorausgehende Theil mit dem dem Centrum nachfolgenden im Inhalte parallel steht, und daß wiederum der diesen umschließenden Partien vorausgehende und der ihnen nachfolgende Theil einander analog sind.“ (Westphal.) Es ist dies ein Nachklang der Compositionsweise des alten Terpandrischen Nomos (fünf Theile mit Proömium und Epilog, vgl. S. 83).

Das Theater in Athen war Anfangs nichts als eine im Lenaion aufgeschlagene hölzerne Bühne. Bei einer Aufführung, die Ol. 70 = 496 stattfand, brach aber diese Bühne zusammen, und nun wurde am Südabhange der Akropolis mit Benutzung des natürlichen Felsens ein gewiß noch immer sehr einfaches Theatergebäude hergestellt. Ein ordentliches Bühnengebäude wurde wohl erst beim Wiederaufbau der Stadt nach den Perserkriegen errichtet. Vollständig ausgebaut und ausgeschmückt wurde das Theater aber erst unter der Verwaltung des Lykurgos um Ol. 110 = 336, und dieses Theater ist es, welches Dicäarch in seinem *βίος Ἑλλάδος* für das schönste der Welt erklärte. Es bildete einen großen Halbkreis und theilte sich in den amphitheatralisch in mehreren Stockwerken sich erhebenden Zuschauerraum für zwanzig- bis dreißigtausend Personen, das eigentliche Theatron, in der Mitte die Orchestra mit der Thymele, und dem Zuschauerraum gegenüber die Scene oder Bühne. Die Orchestra war der ursprüngliche und älteste Theil. Anfänglich waren ja die dramatischen Darstellungen kein Schauspiel für das Volk, sondern ein vom ganzen Volke und im Namen des Volkes zu Ehren des Gottes in der *ὀρχήστρα*, dem Tanzplatz, aufgeführtes Festspiel gewesen. Erst als bei fortschreitender Entwicklung der musischen

Kunst der Chor nur von eingeübten, geschulten Künstlern aufgeführt wurde, wurde diesem die ὀρχήστρα zur Benutzung überlassen, während die Zuschauer sich absonderten. Noch später trennte man die Bühne von der Orchestra. Ein einfacher Tisch, eigentlich wohl zum Schlachten und Zurichten der Opferthiere bestimmt (ἐλεός Poll. IV, 123), wurde von einem Choreuten benutzt, um von ihm herab eine extemporirte Ansprache zu halten, oder sich mit dem Chore in ein Gespräch einzulassen. An die Stelle dieses Tisches trat dann späterhin, als erst bestimmte Schauspieler dem Chor gegenübertraten, hinter der ὀρχήστρα ein besonderes Bretter-gerüst, von dem aus die Schauspieler redeten, λογεῖον mit einem Zelt, σκηνή, im Hintergrunde, aus welchem sie hervortraten. Allmählich wurde das Zelt zu einem verschieden decorirten Hause, und der Name σκηνή auf den ganzen Theil des Theaters übertragen, welcher den Schauspielern überwiesen war. Vor dem, spätestens seit Aeschylos, im Hintergrund der Bühne befindlichen Hause war in angemessener Entfernung eine verschiebbare bemalte Wand, welche den jedesmaligen Hintergrund der Handlung darstellte. Diese Decorationswand führt nun den Namen προσκήνιον, doch wurde damit auch der Raum vor dem Bühnengebäude bezeichnet. Für gewöhnlich stellte das προσκήνιον einen Palast mit drei Thüren dar, aus deren mittelster der König hervortrat. Indeß war dies keineswegs immer der Fall. So stellt der Bühnenhintergrund im Prometheus des Aeschylos den nackten Felsen des Kaukasus, im Philoklet des Sophokles die Höhle des Helden dar. Die Decorationswand war verschiebbar (scaena ductilis, Serv. ad. Verg. Georg. III, 24), es konnte also — tractis tabulatis — mit Leichtigkeit auch das Innere des dahinter gelegenen oder zu supponirenden Hauses den Zuschauern sichtbar gemacht werden, zumal wenn es durch eine besondere Maschinerie, das ἐκκύκλημα, mehr in den Vordergrund geschoben wurde. Im Vordergrunde der Bühne befanden sich auf beiden Seiten dreieckige, drehbare Coulissenständer (περίακτοι, scaena versilis) mit deren Hülfe die Oertlichkeit der Bühne theils mit, theils ohne Beseitigung des Hintergrundes verändert werden konnte. Eine derartige Veränderung finden wir z. B. in den Eumeniden des Aeschylos, wo die Bühne zuerst den Tempel zu Delphi, dann den Athenetempel in Athen darstellt. Zwischen diesen Coulissen und dem Hintergrunde ist Raum gelassen für die auf- und abgehenden Schauspieler, soweit diese nicht vom Hintergrunde aus auftreten, die sogenannten ἄνω πάροδοι, und zwar treten sie rechts auf, wenn sie aus der Stadt und ihrer Umgebung, links, wenn sie aus der Ferne kommen sollten. Die dahinter zu beiden Seiten der Bühne gelegenen Räume, vielleicht die Ankleidezimmer der Schauspieler, oder die Requisitenkammern, heißen παρασκήνια (Dem. Mid.

p. 520 F), ein Name, der aber ursprünglich mit den ἄνω πάροδοι identisch war. Der eigentliche Bühnenraum, also das προσκήνιον im weiteren Sinne, wird nun genauer λογεῖον genannt, der Platz auf dem gesprochen wird. Die den Zuschauern zugekehrte Vorderfront des Bühnenpodiums heißt ὑποσκήνιον. Sie war etwas niedriger als das λογεῖον, daher sie, wie überliefert ist, mit kleinen Säulen und Statuen geschmückt sein konnte, ohne den Zuschauern die Aussicht auf die Bühne zu verdecken. Uebrigens bezeichnet ὑποσκήνιον auch den Raum hinter der Bühne. Die Orchestra lag 10—12 Fuß tiefer als die Bühne, daher die seitlichen Zugänge, von denen aus die Choreuten dieselbe betraten, αἱ κάτω πάροδοι hießen. Rechts und links führten Stufen aus der Orchestra auf die Bühne. Denn während die Schauspieler in der Orchestra nie etwas zu suchen hatten, so begab sich, wenigstens in der älteren Zeit, der Chor bisweilen von der Orchestra aus auf die Bühne. In der Mitte der Orchestra stand ursprünglich ein Opferaltar, θυμέλη genannt. Später aber verschwand dieser Altar und an seine Stelle trat eine Art Podium (βῆμα), gleichfalls θυμέλη genannt, das sich auf einigen Stufen über der Sohle der Orchestra (κονίστρα) erhob, und sich wahrscheinlich bis an die Bühne, genauer bis zum ὑποσκήνιον erstreckte. Auf dieser Thymele im weiteren Sinn führte der Chor, in tetragonaler Aufstellung, seine Tänze auf. Die Orchestra hatte keine besondere Decoration. Was einzelne Stücke noch besonders verlangten, wie Grabhügel oder Altäre bestimmter Gottheiten, befand sich alles auf der Bühne. War die Orchestra dennoch geschmückt, wie etwa mit den Bildsäulen des Harmodios und Aristogiton (Tim. v. Ὀρχήστρα), so standen diese wenigstens zur jedesmaligen Aufführung in keiner Beziehung. Einen Vorhang endlich kennt das Griechische Theater nicht. Ueber die Beschaffenheit der einzelnen Theatermaschinen, mittelst deren beispielsweise Blitz und Donner hervorgebracht wurde, Personen in der Luft erschienen und durch die Luft verschwanden, Versenkungsmaschinen und dergleichen sind wir nicht genügend unterrichtet. Wir wissen blos, daß sie vorhanden waren und wie sie hießen.

Wie bereits erwähnt, wurden also an den Spieltagen der beiden großen Dionysosfeste, und ausnahmsweise zuweilen auch bei anderen feierlichen Gelegenheiten, Wettkämpfe von Dramendichtern mit je vier Stücken veranstaltet. Es ist reiner Zufall, wenn uns keine Namen von vier gleichzeitig aufgeführten Sophokleischen Stücken überliefert sind. Dafür ist dies mit Euripideischen Stücken der Fall; und zwar mit solchen, über welche Sophokles den Sieg davontrug. Wenn die vier Stücke, deren letztes gewöhnlich, aber nicht ausnahmlos ein Satyrdrama war, demselben Kreise von Begebenheiten angehörten, und demnach ein

zusammenhängendes Ganze bildeten, so nannte man sie eine Tetralogie, ohne Berücksichtigung des Satyrdrama eine Trilogie. Aeschylos hat nur in Tetralogien gedichtet, in der Orestie ist uns eine Trilogie erhalten. Sophokles dagegen hob diesen tetralogischen Zusammenhang auf, und seinem Vorgange folgte Euripides. Ob Aeschylos den tetralogischen Zusammenhang der Stücke schon vorgefunden, oder erst aufgebracht hat, ist uns nicht bekannt. Die drei Stücke einer Aeschyleischen Trilogie sind nun im Grunde nichts weiter als drei umfangreiche Bilder oder Abschnitte einer Handlung, ohne daß jedem einzelnen eine abgeschlossene, oder wenigstens in sich abgerundete Handlung innewohnte. Die Ausrüstung der Schauspiele und der in ihnen wirkenden Personen, die Choragie, gehörte zu den Staatslasten, Leiturgien, welche die Reichen der Reihe nach tragen mußten, oder auch freiwillig übernahmen. Seit Ol. 92, 1 = 408, nach der Sicilischen Expedition, gestattete ein Volksbeschluß die Theilung der Choragie unter zwei (Aristot. in Schol. Ar. Ran. 406). Bei fortschreitender Verarmung Athens wurde sie vom Staate übernommen, endlich ganz abgeschafft. Die Preisrichter wurden aus vorher im Rathe gewählten Candidaten nach erfolgter Aufführung vor Aller Augen vom Archon durch das Loos bestimmt und zwar fünf an der Zahl. Sie waren für ihre Urtheile verantwortlich und mußten sich eidlich verpflichten, ihr Urtheil über den Werth der Dramen gerecht und unparteiisch abzugeben. Der Preis war ein Kranz und ein Dreifuß, welchen der Sieger gewöhnlich mit einer auf den Sieg bezüglichen Inschrift im Dionysostempel oder in der Tripodenstraße auf besonders dazu errichteten Denkmälern aufstellte.

2. Blüthe der Tragödie.

Wie in der höheren Lyrik, so haben auch in der tragischen Gattung drei große Dichter vor vielen Mitbewerbern den Preis errungen: Aeschylos, Sophokles und Euripides, alle drei Zeitgenossen, wenn auch nicht Altersgenossen. „Denn auf der Insel Salamis war es, wo es nach dem Siege der Griechen über die Perser der tragischen Muse gefiel, alle ihre drei Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln. Der kühne Aeschylos half siegen, der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen, und Euripides wurde an eben dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren“ (Lessing). Daß Sophokles als fünfzehnjähriger Jüngling dazu ausersehen war, den Knabenchor anzuführen, welcher nach der Schlacht bei Salamis den Siegespäan anstimmen sollte, beruht auf guter Tradition. Ebensowenig ist zu bezweifeln, daß Euripides in diesem Jahre geboren

wurde. Daß dies aber gerade auf Salamis geschehen sei, noch dazu am Tage der Schlacht, beruht wohl nur auf den künstlichen Combinationen späterer Schriftsteller.

a) Aeschylos.

Aeschylos, der Sohn des Euphorion, aus Eleusis bei Athen, einem Eupatridengeschlechte angehörend, war Ol. 63, 4 = 525 geboren. Er half die Freiheit der Griechen mit seinem Bruder Kynägiros, der dabei den Heldentod starb (Herod. VI, 114), in der Schlacht bei Marathon erkämpfen. Auch an den weiteren Kämpfen bei Artemision, Salamis und Platää nahm er Antheil. Schon als Jüngling dichtete er, wie überliefert ist, Tragödien, aber erst Ol. 73, 4 = 485 erlangte er einen Sieg. Aeschylos übertraf seine Vorgänger bei weitem an poetischer, scenischer und chorischer Kunst. Er war es

der zuerst aufthürmte erhabene Wort' und mit Prunk die Tragödie schmückte,

wie Aristophanes von ihm sagt (Ran. 1004), und ist somit als der eigentliche Vater der Tragödie zu betrachten. Ol. 77, 4 = 468 besiegte ihn der jüngere Sophokles gleich bei seinem ersten Auftreten. Aber schon im folgenden Jahre siegte er wieder mit der Tetralogie, zu der die Sieben gegen Theben gehörten, und sein Ruhm blieb seitdem ungeschmälert. Mehrfach hielt er sich in Sicilien auf. So schon Ol. 76, 1 = 476, wo er zur Einweihung der von Hieron an der Stelle des alten Katana gegründeten Stadt Aetna in Syrakus seine Aetnäerinnen (*Αἰτναῖαι*) zur Aufführung brachte, worin er den Bewohnern der neuen Stadt ein glückliches Leben weissagt. Ebenso brachte er auf den Wunsch des Königs nochmals die Perser in Syrakus zur Aufführung. Nach der Aufführung seiner Orestie Ol. 80, 2 = 459 begab er sich nach der Stadt Gela, woselbst er nach dreijährigem Aufenthalt 69 Jahre alt 456 starb. Ueber die Gründe, die ihn zu seinem mehrfachen Aufenthalt in Sicilien veranlaßt haben sollten, wußten die Alten viel zu fabeln. Nicht unmöglich wäre es jedoch, daß die politischen Verhältnisse Athens und die immer weiter schreitende Entwicklung der Demokratie ihm noch am Abend seines Lebens den Aufenthalt in der Vaterstadt verbittert hätte. Auch im Sprachgebrauch des Aeschylos wollten die Alten manches bemerken, was an einen längeren Aufenthalt in Sicilien erinnerte (Athen. IX, p. 402). Vielleicht hängt damit auch die Vorliebe des Dichters für gewisse Bilder zusammen, die dem Seeleben und dem Fischereibetriebe entlehnt sind. Auf einem Scherz der Komiker oder vielleicht auch dem Mißverständniß einer allegorischen bildlichen Darstellung beruht die Angabe über die besondere Art

seines Todes. Ein Adler, so erzählte man, hatte eine Schildkröte geraubt und da er ihrer der harten Schale wegen nicht Meister werden konnte, so schleuderte er sie nach einem Felsen, um die Schale zu zerbrechen. Sie fiel aber auf den kahlhäuptigen Dichter, der sich gerade auf freiem Felde befand, und tödtete ihn, so daß ein Orakel in Erfüllung ging, welches ihm verkündet hatte: „Tödten wird dich ein himmlisch Geschoß." Die Einwohner von Gela bestatteten ihn auf das prächtigste und ließen auf sein Denkmal als Inschrift zwei Distichen setzen, die er sich selbst verfertigt haben soll:

Aeschylos decket, den Sohn des Euphorion, hier in dem Grabmal
    Gela's reiches Gefild, ihn den Erzeugten Athens.
Seinen gefeierten Muth zeugt Marathon, zeuget der Meder
    Langumlocktes Geschlecht, welches im Kampf ihn erprobt.[1])

Es ist charakteristisch für die Eigenart des Dichters, und gewiß eine Bürgschaft für die Aechtheit dieser Verse, daß Aeschylos mit keinem Wort seiner dichterischen Verdienste, wohl aber seiner tapferen Thaten im Felde für die Befreiung seines Vaterlandes gedenkt. Auch von den Athenern wurde er nach seinem Tode hochgeehrt, und ein Volksbeschluß bewilligte ohne weiteres bei etwaigen Aufführungen jedem Stücke des Aeschylos einen Chor, wie denn in der That mehrere Stücke nach seinem Tode mit zweckmäßig erscheinenden Aenderungen wieder aufgeführt sind und den Preis erhielten. Später wurde ihm auf den Antrag des Redner Lykurgos zugleich mit Sophokles und Euripides im Theater eine eherne Bildsäule gesetzt, auch wurden die Tragödien dieser drei Meister, um der Willkür ungehöriger Interpolationen vorzubeugen, in einem besonderen Normalexemplar aufgeschrieben, von dessen Vollständigkeit aber und kritischer Beschaffenheit man sich nicht allzugroße Vorstellungen machen darf. Dieses gewissermaßen officielle Exemplar wanderte später in die Alexandrinische Bibliothek, indem der König Ptolemäus Philadelphus es gegen Hinterlegung einer Geldsumme sich zur Abschrift erbat, den Athenern aber die Copie zurückschickte und das Original für sich behielt. Die Zahl der Stücke des Aeschylos wird von Suidas auf 90 angegeben. In der That sind uns die Titel von 82 Stücken, darunter verhältnißmäßig nur wenige Satyrdramen, bekannt.

Die Poesie des Aeschylos ist ein treues Bild seiner Zeit. Ein kräftiger, mannhafter Sinn spricht sich in seinen Dichtungen aus. Seine Tragödien ermangeln aller künstlichen dramatischen

---

[1]) *Αἰσχύλον Εὐφορίωνος Ἀθηναῖον τόδε κεύθει*
μνῆμα καταφθίμενον πυροφόροιο Γέλας.
ἀλκὴν δ' εὐδόκιμον Μαραθώνιον ἄλσος ἂν εἴποι
καὶ βαθυχαιτήεις Μῆδος ἐπιστάμενος.

Verwicklung; ihre Anlage ist im höchsten Grade einfach, ohne künstlich angelegte Intrigue und überraschende Katastrophe, mehr Skizzen in großartigen Umrissen, als ausgeführte Kunstwerke. Die Charaktere sind durch einzelne markirte Züge mehr angedeutet als durch eine sorgfältige, ins Einzelne gehende Ausführung vollendet, ähnlich den plastischen Bildwerken jener Zeit. Im Ausdrucke liebt er einen gewissen erhabenen Prunk volltönender Worte, Häufung von Epitheten und einen Reichthum von Metaphern und Bildern, überhaupt Alles, was der Rede einen heroischen Ernst und eine imponirende Majestät verleiht, hierin seinem Zeitgenossen und Geistesverwandten Pindar ganz ähnlich. Was er mit Worten nicht würdig genug ausdrücken zu können glaubt, das bezeichnet er wirksamer durch Schweigen. In seiner Niobe sitzt die Mutter verhüllt auf dem Grabe ihrer Kinder und verharrt während des ganzen Stückes in Schweigen. In seiner Lösung des Hektor hält Achilleus zu Anfange ein kurzes Wechselgespräch mit Hermes und bleibt dann bis zu Ende stumm sitzen. Und Prometheus läßt in der ersten Scene des gefesselten Prometheus, während er an den Felsen geschmiedet und von den Schergen des Zeus verhöhnt wird, keinen Laut des Schmerzes oder Unwillens hören. Nie will Aeschylos seine Zuschauer durch Erregung eines weichlichen Mitleids zu Thränen rühren; tragen ja auch seine Helden ihr Leid mit Ruhe und Würde und sollen nicht beweint, sondern bewundert werden. — In der metrischen Form ist Aeschylos correct, wie kein anderer Dichter. Die Chorpartien, wenngleich gegen früher beschränkt, bilden doch noch einen überwiegenden Theil der Tragödie. Seine Rhythmen sind gewichtig und volltönend. Der jambische Trimeter, das Versmaß des Dialogs, ist besonders würdevoll gebaut:

Hoch trat und fest auf dein Kothurngang, Aeschylos;
Großart'gen Nachdruck schafften Doppellängen dir,
Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen.
(A. W. Schlegel.)

Ebenso lebendig wie in Pindar war auch in Aeschylos der Glaube an die Griechische Götterwelt. Aus seinen Dramen geht das Streben hervor, die beiden sich feindlich gegenüberstehenden Göttergeschlechter in dem Bewußtsein der Griechen zu versöhnen. Das strenge Gesetz der blinden Naturnothwendigkeit, das das Titanengeschlecht personificirt, wird durch den freiwaltenden Willen der Olympier gemildert, und über beiden steht der Alles zum guten Ende führende Zeus Soter, in dessen Auftrage ein Gott oder Heros die Versöhnung vollbringt. So sind es in der Oresteia Apollon und Athene, die Orestes aus den Fesseln der Erinyen befreien und diese beschwichtigen, und in der Prometheia ist es

Herakles, der von Zeus bestimmt ist, den Titanen aus seinen Banden zu lösen und den alten Streit zu schlichten. Es ist die Ahnung, die jedes edeln Menschen Brust erfüllt, daß die Widersprüche und Disharmonien der Natur und der sittlichen Welt durch eine unsichtbare Allmacht sich endlich in Harmonien auflösen müssen. — Wenn spätere Gewährsmänner, wie Heraklides Ponticus, Aelian u. A. berichten, Aeschylos habe durch vermeintlichen Verrath der Eleusinischen Mysterien in einem seiner Stücke (man nannte die an religiösen Paradoxien allerdings reichen Eumeniden) den Unwillen des Publicums erregt, so daß er Gefahr lief im Theater getödtet zu werden, und habe sich dann wegen Religionsfrevels *(ἀσέβεια)* vor dem Areopag vertheidigen müssen, sei aber wegen seiner sonstigen Verdienste, namentlich als Marathonskämpfer, freigesprochen worden, so enthalten diese Angaben wohl nur die rhetorische Uebertreibung eines an sich ganz unbedeutenden Vorfalls, dessen wirklichen Zusammenhang wir aber nicht mehr erkennen können. [1])

Gleich edel ist die politische Gesinnung des Dichters, die sich in seinen Dramen deutlich ausspricht. Hat er doch in seinen Persern seinem Volke das schönste Denkmal des Heldenmuthes in Erkämpfung der Freiheit gesetzt. Und auch sonst fehlen in keinem Stücke Beziehungen auf Zeitverhältnisse. Aeschylos scheint sich in seinen politischen Ansichten mehr zur gemäßigten Aristokratie, der er auch der Geburt nach angehörte, als zu der damals schon herrschsüchtigen Demokratie hinzuneigen. Daher feiert er in den Persern mit Hintenansetzung des demokratischen Themistokles den aristokratischen Aristides. Auf diesen spielt er auch unverkennbar in den Sieben vor Theben an, wo er den Amphiaraos lobt (v. 592):

Der ein Gerechter sein, nicht scheinen will,
Die tiefe Furche nutzend im Gemüth, woraus
Ihm edle Frucht, Entschluß und Rath, emporgedeiht.

Und in der Oresteia hat er offenbar den Zweck, die Erhaltung des Areopags, dieses ehrwürdigen Gerichtshofes, den die Demokratenpartei verstümmelte, um der Volksversammlung die Macht desselben zu übergeben, den Athenern ans Herz zu legen. Noch viele andere politische Anspielungen finden sich zerstreut in seinen Stücken, und er unterläßt nie, wenn sich die Gelegenheit bietet, das Volk zu ermahnen, Maß zu halten im Gebrauche seiner Freiheit und Uebermuth und Herrschsucht zu meiden. Mit Recht macht

---

[1]) Bei Aristoteles (Eth. Nicom. III, 2) wird als Beispiel, daß Jemand eine Gesetzesübertretung begehen könne, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, ganz kurz angeführt *ὥσπερ Αἰσχύλος τὰ μυστικά.*

ihn daher Aristophanes in seinen Fröschen zum Repräsentanten der Poesie der guten alten Zeit, „die nur das Gut' und Nützliche lehrte", im Gegensatz zu der ausgearteten Dichtkunst seiner eigenen Zeit, die der sophistische Schwätzer Euripides vertritt.

In der älteren Periode der tragischen Kunst, die Aeschylos bezeichnet, bildet, wie bereits erwähnt, die Trilogie noch ein zusammenhängendes poetisches Ganze. Die Tragödien umfassen entweder einen vollständigen Mythenkreis, wie die Oresteia, Prometheia, Lykurgeia, Oedipodeia u. a., oder es werden verschiedene Sagen durch theils ethische, theils mythische Beziehung vereinigt, wie wahrscheinlich in der Trilogie, wozu die Perser gehörten: Phineus, Perser, Glaukos. Diese Composition der Tragödientrias erinnert noch an die epische Behandlung des Mythus, aus der die Tragödiendichter schöpften; wie denn Aeschylos selbst seine Tragödien „Brosamen vom großen Mahle des Homeros" nannte (oben S. 54); und wenn wir das Epos mit einem Gemälde vergleichen, so ist die Aeschyleische Trilogie einer Gruppe ähnlich, welche durch Statuen auf abgesonderten Basen gebildet wird. Sophokles streifte auch dieses epische Gewand ab, und jede seiner Tragödien ist ein in sich vollendetes Kunstwerk, gleich einer Statue des Phidias, seines Zeitgenossen. Die Satyrspiele, die den Trilogien des Aeschylos folgten, sind gewiß nicht ohne Beziehung auf dieselben gewesen. — Von den sieben Tragödien, die uns von Aeschylos erhalten sind, bilden drei: Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden, eine vollständige Trilogie, die Oresteia; die Sieben vor Theben bilden das Schlußstück einer die Schicksale Thebens umfassenden Trilogie; die Perser und wohl auch der Prometheus sind Mittelstücke.[1]) Die Schutzflehenden dagegen sind aller Wahrscheinlichkeit nach das Anfangsstück einer Trilogie.

α. Die Perser.

Das älteste Stück, das wir von unserem Dichter besitzen, sind die Perser, „preisend den Sieg und die herrlichste That" (Aristoph.), die Ol. 76, 4 = 473, also sieben Jahre nach der Schlacht bei Salamis, aufgeführt wurden. Phrynichos hatte, wie bereits erwähnt, in seinen Phönissen, die er Ol. 75, 3 = 478

---

[1]) Nach R. Westphal jedoch bildet in der Prometheustrilogie der *Πρ. δεσμώτης* den Anfang, der *λυόμενος* das Mittelstück und der *πυρφόρος* (d. h. nicht der Feuer raubende, sondern der durch Feuer Segen spendende, der Feuer bringende Prometheus) das Schlußstück. Aber der *Πρ. πυρφόρος* ist als bestimmt zur Persertrilogie gehörig überliefert. Die Auskunft aber, eine Verwechselung des *πυρφόρος* und *Πρ. πυρκαεύς* anzunehmen, ist mißlich, da letzterer Titel als Bezeichnung eines besonderen Stücks nicht recht sicher steht.

auf die Bühne brachte, denselben Stoff, jedoch in anderer Art, behandelt, so daß es Aeschylos wohl wagen konnte, den gleichen Gegenstand wieder vorzuführen.

Die Scene ist am Grabe des Dareios, und das Stück eröffnet der einziehende Chor von Persischen Greisen, die Treuen genannt, Wächter der reichen, goldgefüllten Gemächer, die der Herrscher Xerxes ihres Alters wegen zurückgelassen, des Landes zu wahren. Traurige Ahnungen erfüllen ihr Gemüth:

„Kein Bote noch naht, kein Reiter der Stadt.
Fort ist sie gezogen, die Blüthe des Reichs,
Die Einen zu Roß, die Andern zu Schiff
Und zu Fuß das mächtige Kriegsheer.
Schwerttragendes Volk mit den Führern zugleich
Folgt, aus ganz Asiens Gauen vereint,
Des gebietenden Königes Heerbann.
Und um sie erfüllet die Klage das Land,
Und es zittern Erzeuger und Gatten.

Denn schon hat des Königs Heer, nachdem eine Brücke über das Meer geschlagen, Hellas' Küste betreten, und der König, einem Drachen gleich mit funkelnden Augen, durch zahllose Hände und Schiffe den Bogenzwinger Ares speerberühmten Männern zugeführt. Nichts hält den gewaltigen Strom der Männer auf, unwiderstehlich ist der Perser Heer und muthbeseelt das Volk. Doch welcher Mann entginge wohl der listigen Täuschung des Gottes, die schmeichelnd lockt und in des Verderbens Netz führt, aus dem kein Sterblicher entfliehen kann? Das Geschick verlieh den Persern von Alters her Macht und Sieg; doch vor Furcht erzittert das Herz, daß alle diese Herrlichkeit schwinden könnte. Denn wie ein Bienenschwarm ist des Volkes Kraft mit den Führern zugleich über das Meer gezogen, und mit Thränen benetzen aus Sehnsucht das einsame Lager im tiefen Schmerz die Perserinnen, da sie den lanzenbewaffneten, muthigen Gatten in den Krieg gesendet, und besorgt ist um des Königs und des Heeres Geschick die Schaar der treuen Greise."

Es naht Atossa, Dareios' Gattin und Xerxes' greise Mutter. In Ehrfurcht begrüßt sie der Chor, und sie, von Sorgen erfüllt, erbittet sich der treuen Diener Rath: „Denn seit ins Jonische Land der Sohn den Heereszug hat angetreten, quälen mich allnächtlich viele Träume, keiner aber mehr, als den ich in der letzten Nacht gesehen. Zwei Frauengestalten erschienen mir, die Eine im Persischen Gewand, in Dorertracht die Andre, Beide wohl gekleidet, von hoch vorragender Größe, von tadelloser Schönheit, wie Schwestern ähnlich, die Eine Hellenin, Barbarin die Andre. In Streit begriffen schienen Beide, und zwischen sie tritt Xerxes

und besänftigt sie und spannt sie Beid' an seinen Wagen und legt das Joch auf ihren Nacken. Die im Perserkleide trägt im Mund geduldig das Gebiß; die Andre widerstrebt und zerreißt das Geschirr des Wagens und stürmt gewaltig mit ihm fort. Entzwei gebrochen ist das Joch. Es fällt der König; doch Dareios hilft ihm auf, des Sohnes sich erbarmend. Und wie ihn Xerxes sieht, zerreißt er das Gewand, das seinen Leib umhüllt. So war der Traum. Erwacht, eil' ich zum Altar, die Götter, welche Unheil wenden, zu gewinnen. Da schau' ich einen Adler fliehen an Phöbos' Opferherd, und auf ihn stürmt ein Falk und rupft mit seinen Klauen dessen Haupt, und der hält fürchtend ihm geduldig seinen Leib hin." — Der Chor räth ihr, nicht allzu sehr der Furcht sich hinzugeben, aber auch nicht allzu sorglos zu sein, vielmehr durch Opfer und Gebet die Götter zu versöhnen, vor Allen aber ihren Gatten Dareios anzuflehen, Heil zu senden ihr und ihrem Sohne heraus ans Licht und Unheil in der Erde Dunkel zu verbergen. — Atossa billigt die Rede der Greise und forscht nach näherer Kunde von Athen. — Der Chor belehret sie:

„Eine Stadt im fernen Westen ist es, deren Fall zugleich
Unterthan dem König machen würde ganz Hellenenland.
Ihre Kriegsmacht hat einmal schon Leid gebracht dem Medervolk.
Groß ihr Reichthum; denn das Silber quillt ihr aus dem Boden selbst.
Nicht mit Pfeil; mit Lanz' und Schilde kämpft und schützet sich das Volk,
Das sich seiner Freiheit rühmet, keinem Menschen unterthan.
Und so hat Dareios' großes, schönes Heer es einst vertilgt."

Ein Bote erscheint und bringt die Kunde:

„Mit einem Schlag ist hingesunken vieles Glück!
Der Perser Blüthe liegt im Staub verdorret da;
Das ganze Kriegsheer der Barbaren ist dahin!"

Und um Näheres befragt, erzählt er: „Voll ist der Strand von Salamis und jeder Nachbarort von Leichen schmählich Hingemordeter; doch Xerxes lebt und schaut der Sonne Licht, indeß der Tod der Führer viele hingerafft. Des Uebels Grund war ein Hellene, welcher vom Athenerheer zu Xerxes kam und ihm verrieth, daß in der schwarzen Dunkelheit der Nacht sich der Hellenen Schiffe in stiller Flucht zerstreuen würden. Der König merkt die List nicht, noch der Götter Mißgunst, und befiehlt den Führern, jede Furth zu sperren und rings des Ajax Insel einzuschließen, daß ja kein Schiff entkomme. Und Jene thaten nach des Königs Wort, und wie die Nacht kam, ging Jeder an seinen Posten. Es wich die Nacht. Nicht war das Griechenheer geflohen; vielmehr erscholl bei

Sonnenaufgang lautes Kriegsgeschrei, so daß die Felseninsel davon widerhallte, und allen Persern erbebte das Herz. Denn nicht wie Fluchtruf klang es, sondern wie ein heiliger Päan solcher, die mit des Muths Begeisterung zum Kampfe ziehen. Dazwischen tönen Kriegsdrommeten und der Ruder Schlag, und wohlgeordnet zieht zuerst der rechte Flügel aus, und diesem folgt der ganze Heereszug. Und laut hört man sie rufen: „„Ihr Söhne der Hellenen, frisch daran! Befreit das Vaterland, befreit die Kinder, Frauen, der heimathlichen Götter Sitz' und eurer Eltern Grabesstätten! Jetzt gilt's den Kampf um Alles!““ Ein Griechisches Schiff beginnt die Schlacht. Es überwältigt ein Phönikisches Fahrzeug, und Schiff zieht gegen Schiff. Der Perserflotte dicht Gedränge hindert jeden Beistand, und selber fügten sie sich Schaden zu; der Griechen Schiffe aber schlugen rings im Kreise. Von Trümmern ward das Meer bedeckt, und Leichen füllten Ufer an und Felsen. Feig flohen der Perser Schiffe. Mit Ruderstangen und zerbrochener Schiffe Planken schlugen die Hellenen zu, wie Fischer auf der Fische Fang. Das ganze Meer ertönt von Klagen und von Wehgeheul, bis schwarze Nacht das Morden endet.

Der Leiden Zahl, und wollt' ich sie zehn Tage lang
Der Reihe nach dir schildern, würd' ich dennoch nicht
Erschöpfen können. Wisse kurz: es sah noch nie
Hinsterben solche Menschenmeng' ein einz'ger Tag!"

Hierauf berichtet der Bote, wie es Denen ergangen, die Xerxes auf der Salamis gegenüber liegenden Insel aufgestellt hatte, damit sie die Feinde, wenn sie sich aus leckem Schiffe nach dem Lande retteten, hinwürgten mit leichter Hand und Freunden Zuflucht böten aus des Meeres Furth. „Vom Schiffbord sprangen Hellas' Krieger an das Land, und rings den Ort einschließend, schmetterten sie mit Steinwurf Viele hin, und Viele mordeten der Bogen Pfeile. Zuletzt andringend All' in einem Sturme, metzeln sie die Unglückseligen nieder, bis sie Aller Leben weggetilgt. Und Xerxes selbst, des Unglücks Tiefe schauend vom hocherhabenen Sitz am Ufer, wo er Alles übersah, zerriß das Kleid, laut jammernd, und ergriff die Flucht. Ein gleiches Jammerloos verfolgt das Kriegsheer, das zu Lande floh; denn Durst und Hunger, Müdigkeit und Frost reibt Viele auf. Nur eine kleine Zahl erreicht der Heimath Boden.

Das ist die Wahrheit; viel jedoch verschweigt der Mund,
Was Leids den Persern aufgebürdet hat ein Gott."

Atossa erkennt, wie nur zu deutlich jener Traum gewesen. Gebet und Opfer sollen, wenn auch das gegenwärtige Unglück nicht, doch künftiges abwenden. Der Diener Treue möge sich durch treuen Rath bewähren, und, kommt ihr Sohn, sollen sie

ihm Trost zusprechen und ins Haus geleiten, daß zum vorhandenen Unglück nicht noch neues komme.

Die Königin begiebt sich in den Palast. Der Chor beklagt den Verlust der Persischen Macht und schildert die Trauer der Perserinnen um die gefallenen Gatten. „Entvölkert stöhnt ganz Asien; denn sinnlos hat Xerxes Alles den Schiffen vertraut, und Dareios fehlt, der Bürger Schutz und Susa's geliebter Herrscher. Von stummen Fischen werden die verzehrt, die das trauernde Haus vermißt und die greisen Eltern bejammern. Dahin ist Persiens Obmacht, dahin des Königs Ansehen. Gelöst ist jetzt des Volkes Zunge, da frei es sich vom Joche fühlt. Auf blutgetränkter, meerumflossener Ajaxinsel liegt der Perser Macht."

Die Königin kehrt in Trauerkleidern wieder mit Opfergaben für Dareios. Sie fordert den Chor auf, während sie die Opfer spende, durch Gesang Dareios' Geist heraufzubeschwören. — Und der Chor stimmt das Beschwörungslied an und der Schatten des Dareios erscheint. — Er fragt, welch Leid die Stadt getroffen; weshalb die Gattin trauernd hier an seinem Grabe weile; warum mit Klaggeheul die Greise ihn rufen. — Diese wagen nicht, dem Herrscher das Unglück kund zu thun, und zu Atossa sich wendend, hört Dareios, daß hin der Perser Macht, da um Athen das ganze Heer zu Grund gegangen; denn Xerxes sei gen Hellas ausgezogen, den Hellespont bebrückend, und mit dem Schiffsheer hab' er auch zugleich das Landheer eingebüßt. — Es klagt Dareios: „Ach, nur zu bald ist Zeus' Verkündigung erfüllet worden! Die Schuld trägt Xerxes' Uebermuth, der, des Poseidons spottend, den heiligen Hellespont wie einen Knecht in Fesseln schlug. Nicht möget ihr mehr gegen Hellas ziehen; denn selbst das Heer, das jetzo noch auf Hellas' Boden weilt, wird nie das Glück der Heimkehr schauen. Da, wo Asopos' Strom die Ebene bewässert und der Böoter Land befruchtet, erwartet sie die Strafe frevelhaften Sinnes, der sie zum Raub der Götterheiligthümer trieb, in Brand die Tempel steckend, Altäre stürzend und in Staub die Götterbilder ziehend. In der Platäer Land wird von der Dorer Lanzen blutgetränkt der Boden, und Leichenhügel zeigen einst den Enkeln noch, wie Stolz und Uebermuth den Sterblichen nicht ziemen. An Demuth mög' euch denn Athen und Hellas mahnen; denn allzu stolzen Sinnes Rächender ist Zeus, ein strenger Richter stets.

Du, Xerxes' Mutter, geh' hinein in den Palast,
Leg' ab die Trauer, und im Schmuck der Festlichkeit
Empfang' den Sohn mit sanftem Worte, wohlgesinnt;
Denn dir allein, ich weiß es, giebt er gern Gehör.
Ich aber kehr' ins Grabesdunkel jetzt zurück.

Und ihr, o Greise, lebet wohl, gewährend euch,
Wenn auch in Leiden, jeden Tag des Lebens Lust;
Denn, ach! es frommen Schätze nicht den Todten mehr."

Dareios verschwindet, und Atossa begiebt sich in den Palast, sich zum Empfange des Sohnes vorzubereiten. — Der Chor preist die frühere glückliche Zeit des Dareios und beklagt das Loos, das jetzt sie dulden, durch Kriegsnöthe gebeugt und harten Schlag der Meerfluth. — Da tritt Xerxes auf, sein Unglück bejammernd und wünschend, daß ihn mit den Männern zugleich, die hinab gewandelt, das Geschick des Todes getroffen hätte. Und der Chor stimmt in seine Klagen ein, und mit einem langen Threnos zwischen dem Chor und Xerxes, der die hörenden Griechen zur stolzen Freude stimmen mußte, schließt das Stück, an welchem die durchaus unhistorische Zeichnung des Dareios, der in jeder Hinsicht als ein weiser, besonnener Fürst erscheint, besonders merkwürdig ist.

β. Die Sieben vor Theben.

Die Sieben vor Theben (Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας), ein Stück, wie Aristophanes sagt (Ran. 1022), „des Ares voll,

Daß jeglicher Mann, der dies anschaut, ein Krieger zu werden wohl wünschte,"

kam nach den Persern zur Aufführung, Ol. 78,1 = 467, ein Jahr vor dem Tode des Aristides, auf welchen, wie erzählt wird, bei der Stelle, wo Amphiaraos als ein Mann, der gerecht sein, nicht scheinen will, gelobt wird, alle Zuschauer hinblickten. Das Stück bildete ursprünglich die Schlußtragödie zur Trilogie Laios, Oedipus, Sieben gegen Theben, worauf das Satyrdrama die Sphinx folgte, wie dies durch eine aus dem Alterthum auf uns gekommene Didaskalie in der Mediceischen Handschrift unzweifelhaft feststeht.

Die Scene des Stückes ist auf einem freien Platze in der Kadmea, der Burg von Theben, umgeben von Tempeln und Statuen der Thebanischen Schutzgötter. Eteokles hat die Bürger der Stadt um sich versammelt, zu sagen, was die Zeit gebietet: „Denn der des Staates Ruder führt, darf nie im Schlaf die Augen schließen. Des Landes Wohlfahrt ist der Götter Gunst, das Unglück aber wird den Herrschern aufgebürdet. Doch auch die Bürger müssen, wie sich's ziemt, die Stadt beschützen, der Götter Tempel und die Kinder und das Heimathsland, das sie ernährt. Bis jetzt hat günstig sich der Gott gezeigt; doch nun thut kund der Seher, daß der Feind entschlossen sei, die Stadt zu stürmen. Darum möge sich auf Thürme und Mauern jetzt der Bürger Schaar bewaffnet hinbegeben und mutherfüllt den Feind

erwarten, nicht der Stürmenden Menge fürchten; denn zu gutem Ende wird ein Gott noch Alles fügen.“

Ein Bote meldet, daß er selbst geschaut, wie sieben Männer, wilde Heeranführende, Stieropfer schlachtend auf dem schwarz umwundnen Schild, eintauchend ihre Hand ins Blut der Rinder, den Kriegsgottheiten angelobt der Stadt Zertrümmerung. Und Jedem ward durch's Loos ein Thor der Stadt ertheilt; dahin nun führt er seine Schaaren. Es möge gegen sie Eteokles entsenden seine Bürger, da bereits der Staub des nahenden Feindes sich erhebt. — Und zu den heimischen Göttern fleht Eteokles: die Stadt, die Hellas' Sprache spricht, nicht zu vertilgen, das freie Land und Kadmos' Burg nicht unter Sklavenjoch zu zwingen:

„Die Stadt, der's wohlergehet, ehrt die Götter auch!“

Er eilt fort, und der Chor Thebanischer Jungfrauen stürzt in mächtigen Aengsten laut jammernd zu den Tempeln der Götter: „Vom Kriegslager her naht des Feindes Zug, und der Reiter Schwarm stürmt in Eile herbei. Staub steigt himmelwärts; stumm zwar, bringt er doch sichere Kunde her. Und eines Bergstroms Rauschen gleich dringt das Waffengetös zu den Ohren.“ Und flehend nahen sie den Göttern: „Nicht möget ihr, der theuern Opfergaben und der Feste eingedenk, die speerleidende Stadt an anders sprechendes Volk verrathen!“ — Da kehrt Eteokles zurück, die Weiber tadelnd, daß sie durch ihre Klagen den Muth der Bürger beugen. — „Vom Kriegslärm in Schrecken gesetzt, entschuldigt sich der Chor, haben wir der Götter Schutz erbeten. Doch ist's dein Wille, wollen wir schweigen und dulden Unvermeidliches.“ — Aber nach Eteokles' Weggang ertönt von Neuem die Klage: „Denn Angst läßt nimmer ruhen den Geist, wie wenn vor dem Drachen, bang um ihre Brut, die schüchterne Taube bebt. Schon schreitet gegen die Thürme der Feind; schon trifft Bürger des Steines Wurf. O rettet, Götter, rettet die Stadt und Kadmos' Volk! Welch besseres Land tauschtet ihr wohl gegen die Segensflur und der Dirke süßes Gewässer? Den Feinden, Städtebeschirmer, sendet männervertilgenden, waffenstreckenden Fluch, Ruhm euch erringend; aber den Bürgern eilet herbei als Retter der Stadt und wahret die schönen Sitze, wo laut euch Bitten schallen. Schrecklich, stürzte die uralte Stadt in den Hades hinab, des Speeres Raub, dienstbar wüstem Aschengraus, durch Götterbeschluß von Achäischem Manne ehrlos vertilgt! Schrecklich, schleppt' an den Locken man fort Frauen, jung und alt, mit zerrissenem Gewand unter der Plünderer Schreien und der Sterbenden Wimmern! O Jammer, wenn die Braut, ehe sie Hochzeit gefeiert, wandeln muß den verhaßten Pfad aus dem Vaterhause! Besser der Tod, als solches Geschick! Gar schlimm ergeht es der Stadt,

wenn sie der Feind bezwungen. Ueberall Plünderung, Mord und Brand, angefacht von Ares, der selbst Heiliges befleckt. Kriegesgeschrei innerhalb der Stadt, und ringsum starret der Thürme Umzäunung. Von des Mannes Speer fällt der Mann, und es röchelt im Blute der sterbende Säugling an der Mutter Brust. Wild durchstreifen plündernde Rotten die Gassen; der Beladene rennt dem Beladenen entgegen, und der Leere ruft den Leeren zum Raubgenossen. Allerlei Frucht liegt hingeschüttet auf dem Boden, Hausversorgerinnen ein schmerzlicher Anblick, und viele Gaben der Erde schwemmt ungenutzt die Fluth hinweg. Zitternd erwarten Mägde ihr Loos von des glücklichen Siegers Willkür. Hoffen wir, daß früher die Todesnacht uns von thränenreicher Noth befreie!"

Eteokles kommt mit einem Späher wieder. Der meldet ihm, wie jedem Helden fiel sein Loos: „An Prötos' Pforten eilet Tydeus hin. Ihm wehrt der Seher, durch des Ismenos Furth zu gehen. Doch schreiend schilt er einen Feigling ihn. Es wallt der Helmbusch, und Entsetzen tönen die ehernen Schellen seiner Wehr. Ein stolzes Zeichen trägt sein Schild: den Himmel, wie er glänzt von Sternen, und mitten prangt im vollen Licht der Mond, der Sterne Zier, des Dunkels Auge. Und wie ein Schlachtroß schnaubend, welches der Trompete Ton erwartet, ruft er laut am Stromesufer auf zum Kampfe." — Ihn fürchtet Eteokles nicht: „Denn Helmbusch nicht, noch Schellen beißen ohne Speer, und jene Nacht auf seinem Schilde mög' ihm selbst die Todesnacht bedeuten. Den Melanippos, des Astakos Sohn, stell' ich ihm gegenüber, einen edeln Mann. Den Thron der Scham verehrend, haßt er jedes stolze Wort. Zum Frevel träg, zieht er es vor, nicht feig zu sein." — „Elektra's Thor ward Kapaneus zu Theil, der, riesengroß, wie sonst kein Sterblicher, Zerstörung droht der Stadt mit oder gegen der Götter Willen; denn Blitz und Donner achtet er der Mittagshitze gleich. Im Schilde führt er einen nackten Mann, der eine Fackel statt der Waffe trägt und in goldener Schrift die Worte ruft: Die Stadt will ich verbrennen!" — Der Fürst bestimmt als Gegner ihm Polyphontes, der Artemis und andrer Götter Liebling: „Den Frevelmuth wird Zeus wohl selber rächen mit seinem feurigen Donnerkeil, der Sonne Mittagsstrahl nicht zu vergleichen." — „Eteoklos ward am Neïtischen Thor das dritte Loos. Er führt herbei die kampfbegierigen Rosse, deren Zäume tönen nach Barbarenart, vom Schaum bedeckt der Dampf aushauchenden Nüstern. Sein Schild zeigt einen Mann in schwerer Rüstung, wie er erklimmet einer Leiter Sprossen, der Feinde Schutzwehr zu zerstören, und eine Inschrift nennt die Worte, die er ruft: Mich stürzt von dieser Mauer Ares selber nicht!" — Ihm stellt Eteokles den Megareus, Kreons Sohn, ent-

gegen: „Trägt er auch keinen stolzen Prunk in seiner Hand, so fürchtet dennoch er der Rosse Schnauben nicht. Entweder fällt er, treu dem Vaterlande, oder schmückt, zwei Männer fangend sammt ihrem Schildesthurm, des Vaters Haus mit solcher Kriegesbeute.“ — „Am Thor der Pallas Onka steht ein riesengroßer Mann, Hippomedon, der einen Schild, so mächtig wie des Mondes Scheibe, zum Entsetzen schwingt. Kein schlechter Künstler wahrlich war's, der seine Kunst an diesem Schild versucht hat. Es haucht des Feuers Bruder, Typhon, Qualm und Flamm' aus seinem Mund, und Schlangen winden sich rings um des Schildes Rand. Laut schreit der Mann, begeistert von dem Kriegsgott, in wilder Wuth, und grause Mordlust blitzt ihm aus den Augen.“ — „Nächst Pallas, meint Eteokles, die den Hochmuth haßt und von ihren Jungen wohl abhalten wird den schlimmen Drachen, soll des Oenops Sohn, Hyperbios, ihm wehren, untadelhaft an Muth, Gestalt und Waffen. Stellt Jenes Schild den Typhon dar, so zeigt der seine Zeus, wie er der Blitze Lohe schleudert, und Zeus hat Niemand noch besiegt gesehen.“ — „Am Thor des Boreas, dicht am Grab Amphions, steht ein Fünfter. Der schwört bei seiner Lanze, die er höher schätzt als selbst die Götter und die eignen Augen, Kadmos' Stadt zu tilgen. Ein Jüngling noch, ist rauh doch sein Gemüth, jungfräulich nicht, wie wohl sein Name tönt, und wild der Blick. Die Schmach der Stadt trägt er auf seinem Schilde: die menschenräuberische Sphinx, die unter ihren Füßen einen der Kadmeer hält, so daß den die meisten Wurfgeschosse treffen müssen. Mit solchem Dank vergilt Parthenopäos aus Arkadien als Fremder Argos seine Pflege.“ — Der Fürst bestimmt als Gegner Aktor ihm, des Vorigen Bruder, einen Mann, der nicht groß spricht, jedoch groß handelt. „Er wird nicht dulden, daß der Junge thatenloses Geschrei durchs Thor daher strömt, unser Leid zu mehren.“ — „Der Sechste, am Homoloischen Thor, ist der Seher Amphiaraos, der einzig weise. Er schilt des Tydeus Wuth, nennt Menschenmörder, Stadtverwüster ihn und Argos' schlimmen Lehrer, der Erinys Schergen und des Mordes Diener, der dem Adrast des Argen Rather sei. Auch Polyneikes tadelt er, auf seinen Namen deutend, daß mit fremder Schaar er hergekommen, Stadt und Götter seiner Väter zu bekriegen. Als Seher weiß er, daß sein Leib den Boden dieses Landes nähren werde; doch will er kämpfen, hoffend kein ehrlos Geschick. Kein Zeichen trägt sein Schild, da nicht gerecht nur scheinen, sondern sein er will.“ — „Ihm soll, befiehlt Eteokles, entgegen Lasthenes im Kampfe stehen, ein Greis an Rath, an Kraft ein Jüngling noch. Rasch sieht sein Aug', und unermüdlich ist sein Arm.“ — „Der Siebente, der am siebenten Thore steht, ist Polyneikes selbst. Er hofft die Zinnen zu ersteigen und als König anzustimmen den

Siegespäan, und sucht den Bruder sich zum Gegner aus. Den will er tödten, sollt' auch selbst der Tod ihm werden, oder ihn verbannen, wie er selbst verbannt einst ward. Ein zwiefach Zeichen trägt sein neugefügter Schild: ein Weib, bescheidenen Blickes, leitet einen Mann in voller Rüstung. Darunter steht: Ich, die Gerechtigkeit, geleite diesen Mann; er soll die Stadt besitzen und ins Vaterhaus heimkehren." — Ihm will Eteokles sich selbst entgegenstellen, trauend, daß des Rechtes Göttin, Zeus' unbefleckte Tochter, dem nicht rettend beistehen werde, der dem eigenen Vaterland Unheil bereitet. „Es stehe in mir Fürst dem Fürsten, Feind dem Feind und Bruder dem Bruder gegenüber! Drum schnell herbei Beinschienen, Speer und Schild, der gegen Steinwurf schützt." — Vergebens warnen ihn die Jungfrauen vor Brudermord, da nicht zu sühnen sei Befleckung mit Verwandtenblut. — Eteokles weiß es, daß der Vaterfluch den Stamm des Laios zum Untergange führet:

„Dem gottgesandten Weh entflieht kein Sterblicher!"

So stürzt er fort zum Kampfe, und der Chor erkennet zitternd die Macht der Erinys. „Es folgt jetzt die Strafe der alten Frevel im Hause des Laios. Des Wehes Wellen treiben; die eine sinkt, die andre hebt sich und donnert an den Kiel der Stadt. Als Erbe hat Oedipus seinen Kindern den Fluch gelassen, den jetzt mit schnellem Fuß erfüllet die Erinys."

Ein Bote erscheint und heißt die Mädchen Muth fassen: „Entgangen ist der Knechtschaft Joch die Stadt; gesunken ist der frechen Männer Uebermuth, und sicher steuert das Schiff des Staates wieder. Wohl steht es im Ganzen an den sechs Thoren; das siebente aber nahm Apollon selber ein, dem Stamm des Oedipus vergeltend, was einst Laios gefrevelt. Die Brüder schlugen sich in wechselseitigem Mord. Gerettet ist die Stadt; jedoch die Erde trank der Fürsten Blut, in Brudermord vergossen."

Der Chor ist zweifelhaft, ob er sich freuen und jubeln soll ob der Rettung der Stadt, oder weinen über der Herrscher Loos. Da werden die Leichen der Brüder gebracht, und von kaltem, gräßlichem Schauer durchbebt, erhebt er die Todtenklage. — Und es nahen gramvoll zu dem herben Geschäft Antigone und Ismene, die Klage um die Brüder erhebend. Und der Chor stimmt an das wehtönende Lied der Erinys und des Hades düsteren Päan, und es jammern vereint um das Brüderpaar die Schwestern in gegenseitigem Wehruf. — Da tritt ein Herold auf und meldet, was geboten worden nach des Volks Beschluß: „Eteokles soll ein friedlich Grab in heimischer Erde werden; denn die Feinde abwehrend, fand er in der Stadt den Tod, und tadellos und fromm ist er gestorben für der Väter Heiligthümer, wie's

der Jugend ziemt. Doch Polyneikes' Leiche bleibe draußen unbestattet; Hunden werde sie zum Raub; denn Kadmos' Stadt hätt' er gestürzt, wenn seinen Speer ein Gott nicht abgewehrt. Drum werd' ihm Todtenehre nicht zu Theil, noch auch der Klage herzzerreißend Leid, und keine Freunde mögen trauernd seiner Leiche folgen." — Entschlossen ist Antigone, den Bruder zu bestatten, wenn's kein Andrer will: „Denn mächtig sind des Blutes Bande, die das Weh zu theilen mich, die Lebende, mit dem Todten zwingen, welcher ungern solches auf sich lud. Nicht sollen ihn zerfleischen Wölfe, die der Hunger treibt. Wenngleich ein Weib, will allein ich ihn einhüllen in das Leichentuch und ein Grab ihm geben. Vergebens ist es, mich daran hindern zu wollen; denn nicht soll mir's zur That an Mitteln fehlen." — Umsonst sind die Drohungen des Herolds. — Sie folgt der Leiche des Polyneikes und mit ihr ein Theil des Chores, unbekümmert um der Stadt Verbot:

„Denn gemeinsam ist dem Geschlechte der Schmerz,
Und es billigt die Stadt
Als Recht bald Dieses, bald Jenes."

Der andere Theil geleitet mit Ismene die Leiche des Eteokles:

„So wie die Stadt und das Recht es verlangt,
Da nächst den Göttern und Zeus' Obmacht
Er Theben geschützt, daß nicht es verschlang
Des Fremdheers drohende Woge."

γ. Die Schutzflehenden.

Die Schutzflehenden (Ἱκέτιδες) bildeten wahrscheinlich das Anfangsstück einer Trilogie, zu welcher noch die Aegypter und die Danaiden gehörten. Nach der überaus einfachen Anlage des Ganzen und seiner dem entsprechenden alterthümlichen Ausführung zu schließen gehört das Stück zu den frühsten des Dichters, denn wenn man aus gewissen Anspielungen auf die Volksherrschaft in Argos und dem den Argivern gespendeten Lobe auf Ol. 79, 3 = 462 als Zeit der Aufführung geschlossen hat, so ist dies höchst unsicher.

Das Stück eröffnet der Chor der Danaiden, die als Schutzflehende mit wollumkränzten Zweigen in den Händen den Boden von Argos betreten, nachdem sie der verhaßten Heirath mit den Söhnen des Aegyptos dorthin entflohen sind, woher ihr eigenes Geschlecht von der im Wahnsinn umgetriebenen Io stammt. — Der greise Danaos sieht einen Kriegerhaufen sich nähern und heißt die Töchter an der schirmenden Götter Heiligthum sich niederlassen, die weißbekränzten Zweige in den Händen. — Des Landes König naht und forscht, wer diese Frauen seien in fremder Tracht. —

Sie rühmen sich Argiverinnen von Geschlecht; der Jo Sprößlinge, seien sie hergekommen, um nicht des Aegyptos Söhnen zu dienen, und sie flehen, daß sie der König diesen nicht überliefere. Der König scheut, Schutzflehende abzuweisen, aber auch den Krieg, den ihm Aegyptens Männer leicht erregen könnten. Daher soll Danaos sich in die Stadt an die Schutzaltäre der Götter begeben; er selbst will Argos' Bürger zur Versammlung rufen, daß sie rathen, was dem Allgemeinen fromme. — Der Chor fleht Zeus um Schutz, der auch Jo, ihres Stammes Mutter, nach vielen Leiden endlich von der durch Here's Zorn ihr zugeschickten Krankheit befreit hat. — Danaos kehrt wieder und verkündet des Volkes Beschluß den Kindern: daß frei sie könnten wohnen in dem Lande hier; nicht soll es wagen Fremder oder Heimischer, sie mit Gewalt von hier hinwegzutreiben, und wer der Edeln seinen Beistand ihnen nicht gewähre, dem werde schimpfliche Verbannung durch des Volkes Wille. — Dafür preist der Chor das Volk der Argiver: ihm möge Gutes werden, des Guten Vergeltung, daß kein Feind je stürme die Stadt, daß nicht Hungersnoth, nicht Bürgerzwist, noch Seuche sie verwüste; und der Musen und der Sänger Mund möge ihren Ruhm verbreiten, und das Volk und eine vorschauende Obrigkeit die Würdigen in ihrer Würde schirmen; den Fremden aber gönne man wohlbedacht ihr gutes Recht, ohne Kränkung, bevor die Kriegswaffe tobt, und die heimischen Götter, die das Land besitzen, mögen werth geachtet werden durch der Feste und Opfer Ehren. — Der Vater Danaos lobt der Töchter verständige Wünsche; doch möchten sie nicht zagen, hörten sie ein unerwartet, neues Wort. Von seiner Warte schaue er einen Zug von Schiffen, der sich dem Lande naht. — Die Töchter fürchten die Ankunft der Aegyptischen Freier; vergebens redet ihnen der Vater Muth zu. — Ein Herold kommt und heißt sie sich in die Schiffe zu den Verwandten begeben, und als er, Argos' Götter und des Landes Führer spottend, sie mit Gewalt fortschleppen will, erscheint der König. Dieser hört sein Begehren und bescheidet ihn, daß er die Mädchen, wenn sie freiwillig und gern ihm folgen wollten, wohl hinwegführen könne; jedoch Gewalt verbiete der Argiver Volksbeschluß. — Der Herold geht, Krieg drohend, ab. Und hierauf heißt der König die Jungfrauen in die wohlummauerte Stadt einziehen und da sich ihre Wohnung wählen; denn das sei sein und des Volkes Wille. Zum Danke fordert sie Danaos auf und heißt sie beständig des Vaters Mahnung wahren:

„Mehr als das Leben achten die Verständigkeit."

Und der Chor begrüßt die neue Heimath, theils der verhaßten Heirath Abwehr flehend von den Göttern, theils in den Willen der Götter sich fügend.

δ. Der gefesselte Prometheus.

Der gefesselte Prometheus (*Προμηθεὺς δεσμώτης*) gehörte zur Trilogie der Prometheia, deren erstes Stück, wie man gewöhnlich annimmt, der feuerbringende Prometheus (*Πρ. πυρφόρος*), das dritte der gelöste Prometheus (*Πρ. λυόμενος*) war. Der Frevel des Prometheus bildete den Inhalt des ersten Stückes. Zeus hatte nach dem Siege über die Titanen beschlossen, das rohe und frevelhafte Menschengeschlecht zu vertilgen und ein neues, besseres zu schaffen; doch Prometheus brachte aus thörichtem Mitleid den Menschen das Feuer, wodurch sie mancherlei Künste lernten, aber nicht besser wurden. Zeus läßt zwar das Menschengeschlecht fortbestehen, aber Prometheus muß seine Schuld büßen, und das ist der Inhalt des zweiten Stückes. Im dritten Stücke kommt ihm endlich nach langen Qualen die Erlösung, nachdem der Kentaur Cheiron freiwillig seine Unsterblichkeit für ihn hingegeben. Herakles erhält von Zeus den Auftrag, ihn zu befreien. Prometheus läßt von seinem Trotze und offenbart das Geheimniß, das nur er kennt, daß Zeus die Vermählung mit Thetis vermeiden müsse, wenn nicht der Sohn aus dieser Ehe ihm das Schicksal des Kronos bereiten solle. Jetzt erlegt Herakles den Adler, der täglich des Prometheus Leber zerfleischt, und löst ihn aus seinen Fesseln. Der Sieg des Zeus über den trotzigen Titanen ist zugleich der Sieg der sittlichen Macht über die beschränkte Klugheit, die das Glück nicht in der frommen Unterwerfung unter den Willen der Götter, sondern in dem Besitze der Güter sucht, die des Lebens Lust und Bequemlichkeit fördern. — Nach dem Vorgange des Sophokles erlaubte sich Aeschylos in diesem Stücke, und zwar in der ersten Scene, drei Personen auf die Bühne zu bringen; es scheint also in den späteren Lebensjahren des Dichters geschrieben zu sein, wenn man nicht aus diesem Umstand, so wie der eigenthümlichen, von andern Aeschyleischen Stücken mehrfach abweichenden Beschaffenheit seiner melischen Bestandtheile zu entnehmen hat, daß uns der gefesselte Prometheus in einer nachträglichen Ueberarbeitung von jüngerer Hand überliefert ist.

Die Scene der Tragödie ist eine öde Felsgegend auf der Erde fernem Grenzgebiet im Scythenland, in ungebahnter Wüstenei. Kraft und Gewalt (*Κράτος καὶ Βία*), zwei allegorische Personen, schleppen Prometheus herbei, begleitet von Hephästos. Denn der Titane soll jetzt den Göttern abbüßen seine Frevelthat, an hoher Felsen steiler Wand befestigt durch der Eisenfesseln unzerbrechlich Kettenwerk, weil er den Glanz des Feuers raubend den Menschen gab. Hephästos widerstrebt, den ihm verwandten Gott an rauhumstürmten Felsenhang zu schmieden; doch ihn drängt

die Kraft und drohet mit des Zeus Strafe. Und ungern nur und fluchend seiner Kunst umschlingt mit Fesseln er des Gottes Arme, treibt durch die Brust den Eisenkeil und legt um seine Rippen ihm den Gurt und befestigt mit ehernen Banden seine Füße. Den so Gefesselten verhöhnt die Kraft, und scheidend lassen sie den Gott allein mit seinem Schmerz.

Prometheus ruft nun den heiligen Aether, der Winde Hauch und Flüss' und Meer und Erd' und Sonne auf zu Zeugen, was er, ein Gott, von Göttern dulden müsse:

„Doch unerwartet wird ein Leid
Mich nimmer treffen; tragen mein verhängtes Loos
Muß ich mit Gleichmuth; denn ich weiß, daß mächtiger
Nothwendigkeit entgegenkämpfen nicht sich läßt."

Er vernimmt ganz nah wie von Vögeln Geräusch; denn es säuselt die Luft von dem rüstigen Schlag der Gefieder. Es flößt, was nur immer sich nahet, ihm Furcht ein. Es ist der Chor okeanischer Nymphen, die mit der Flügel raschem Wettkampf freundlich gesinnt sich ihm nahen; denn des Eisengetöns Wiederhall drang tief hinab in ihre Grotten, und den Vater nur schwer beredend und die ernst blickende Scham vergessend, eilten sie her auf Flügelwagen. Es jammert sie des Gottes Loos, und Härteres noch fürchten sie, da trotzig seinen Peinigern der Gott Vergeltung droht. — Prometheus erzählt ihnen, aus welchen Fehles Grund ihn Zeus also mißhandle: „Als Kronos einst und Zeus den Kampf der Herrschaft stritten, trat ich allein von den Titanen auf die Seite des Zeus. Durch meine Rathschläge schloß des Tartaros schwarztiefe Schlucht den hochbetagten Kronos ein mit seinen Kampfgenossen, und solchen Dienst vergalt man mir mit solchem Lohn! Den Göttern ward dann Ehrensold von Zeus zu Theil, dem Einen dieser, Anderm jener; doch der Sterblichen gedacht' er nicht; vielmehr sie auszurotten sämmtliche war sein Entschluß, zu schaffen dann ein neu Geschlecht. Und diesem widerstrebte Niemand außer mir. Ich nämlich wagt' es, rettete so die Sterblichen, daß sie nicht vertilgt ins Reich des Hades wanderten. Dazu verhüllt' ich ihrem Blick durch Hoffnungen den Tod und gab das Feuer ihnen, durch das sie sicher einst noch viele Künste lernen werden. Dafür nun beugen solche Leiden mich, zu dulden schmerzlich, anzuschauen jammervoll. Mit den Menschen Mitleid fühlend, ward ich selber dessen nicht gewürdigt, und noch größere Leiden warten mein." — Und wie er sie eben den Okeaniden schildern will, erscheint Okeanos selbst auf seinem Flügelthier:

„Schmerz fühl' ich, Prometheus, mit deinem Geschick;
Denn es zwinget dazu, so scheinet es mir,
Die Verwandtschaft schon;

Doch ohne sie auch, nicht wüßt' ich fürwahr,
Wem besseres Loos ich gönnte, denn dir.
Und du sollst es erfahren, daß Wahrheit dies;
Denn zu heucheln vermag ich nicht freundliches Wort.
So zeige mir jetzt, wie ich helfen dir soll;
Denn daß treuer ein Freund als Okeanos dir
Sich gezeigt, sollst nimmer du sagen."

Er räth dem Prometheus, selber sich erkennend, der neuen Herrschermacht sich jetzt zu fügen, sie nicht durch rauhe, scharfgespitzte Reden mehr zu reizen. Er bietet ihm sich selber zum Vermittler an. — „Dich lob' ich jetzt, erwiedert ihm Prometheus, und werde loben jederzeit; denn nimmer fehlt dir Freundeseifer; nicht jedoch bemüh' umsonst dich und halte lieber selbst dich fern, daß Haß dir nicht entstehe, weil mein Loos dich rührt. Zeus' Herz zum Zorn zu reizen, davor hüte dich. Geh', kehre heim und wahre deinen jetzigen Sinn!" — Und seinem Rathe folgend, fliegt Okeanos durch den Aether wieder heim.

Der Chor beweint des Dulders Leid, und nicht allein: es schallet bereits die ganze Gegend vom Wehgestöhn Aller, die den Nachbarsitz bewohnen in der heiligen Asia; denn mit seinem Jammergeschick fühlt das Geschlecht der Menschen Mitleid. Nur noch Einen schauten sie früher in ähnlichen Leiden bezwungen durch die Schmach nie müder Bande, Atlas, den göttlichen Titanen, der die mächtige Himmelswölbung auf seinen Schultern trägt. — Prometheus schildert ihnen, was er aus Liebe that den Sterblichen: wie er des Menschengeistes Macht geweckt, wie er gelehrt den Bau der Wohnungen, der Sterne Kunde, Zahl und Schrift, der Wissenschaften trefflichste, und Erinnerung, aller Musenkünste Mutter, der Thiere Zähmung und der Schiffe Leitung, der milden Arzeneien Mischungen, der Wahrsagekunst verschiedne Weisen und der Stoffe Nutzen, welche tief die Erde birgt. So ward von ihm den Menschen jede Kunst. — Noch hofft der Chor, daß von den Banden frei, Prometheus einst nicht minder stark sein werde, als Zeus. — Doch dieser weiß, daß das Geschick nach vielen Leiden erst Erlösung ihm bestimmt. „Denn die Nothwendigkeit beherrschet Alles, selber Zeus. Auch Zeus entgeht nicht dem ihm verhängten Loos, das ich nur weiß, und es bewahrend, werd' ich meinem Jammer auch und dieser Fesseln Schmach entfliehen." — Dagegen erkennt der Chor in Demuth die Macht des Zeus an, der Alles regiert: „Ihm und den anderen Göttern soll es nie an Opfern fehlen. Freveln wollen wir nicht mit Worten. Dafür dehne sich uns in freudiger Hoffnung aus die Lebenszeit, in strahlender Heiterkeit das Herz ernährend. Denn Schauder faßt uns bei dem Anblick des Gemarterten, der, Zeus nicht scheuend, allzusehr die

ohnmächtigen Menschen ehrte. Wie verschieden tönet jetzt das Lied von jenem Hochzeitssang, den wir einst anstimmten, als du, Prometheus, unsere Schwester Hesione heimgeführt als Gattin, mit reichen Gaben sie bewegend!"

Jetzt erscheint Io,[1]) von der Bremse Stich im Wahnsinn umhergetrieben und verfolgt vom Schatten des Argos, des hundertäugigen Hirten, den selbst im Tode nicht die Erde birgt, sondern er jagt die Lechzende noch immer umher auf des Gestades Sand. Auch Io leidet schuldlos von Zeus, den Here's Groll antrieb, die Jammervolle durch Furcht vor der Bremse Stich mit Wahnsinn zu quälen. Denn nächtlich naht ein Traumgesicht der Jungfrau, ihr mit süßen Worten schmeichelnd: „Hochbeglücktes Mädchen du, was willst du Jungfrau länger bleiben? Ist dir doch Vermählung mit der Götter König Zeus bestimmt, der für dich in Liebe entbrannt ist! Wohlan, verschmähe nicht des Gottes Bett; vielmehr begieb dich hin zu Lerna's tiefer Trift, wo deines Vaters Heerden weiden." Dem Vater meldet sie, was nächtlich ihr im Traum erscheint, und dieser schickt nach Pytho, nach Dodona, der Götter Willen zu erforschen. Und die gebieten dem Inachos, die Tochter wegzustoßen fort aus Haus und Vaterland, und wollt' er nicht, so würde Zeus' Blitzstrahl sein ganzes Geschlecht vertilgen. So trieb er widerstrebend fort die Widerstrebende und schloß das Vaterhaus der Jammernden. Und plötzlich wandelt sich der Jungfrau Leib und Sinn: gehörnt, von einer Bremse Stachel angespornt, entstürmt sie hin im Wahnsinn, und es hütet Argos sie, der erdgeborne Rinderhirt, mit hundert Augen sie bewachend. Ihn entraffte zwar ein plötzlicher Tod. Sie aber muß vom Wahnsinn getrieben unter dem Schlag der göttlichen Geißel ein Land nach dem andern durchwandern. — Schauder ergreift den Chor über der Jungfrau Jammergeschick. — „Doch mehr noch soll sie leiden durch der Here Haß, verkündet Prometheus: sie muß der Erde weite Räume in langen Irrungen durchwandern." Und er zeigt die Wege, nennt ihr die Gefahren, die sie bedrohen, bis sie hin zum Damme kommt, wo in das Meer der Nil ausmündet bei der Stadt Kanobos. „Da endlich wird der Wahnsinn weichen, und sie wird den schwarzen Epaphos gebären, des Nilgetränkten Landes Herrscher. Und dessen Stammes fünftes Glied kehrt wiederum nach Argos heim, die fünfzig Schwestern, welche fliehen ihrer Vettern Ehebett, gleich Tauben, die der Habicht scheucht. Doch die erjagen nimmer frohe Hochzeit sich; denn Jede taucht in ihres Bräutigams Blut ihr Schwert.

---

[1]) Zweck und Bedeutung dieser Io-Episode ist wohl nur aus dem trilogischen Zusammenhang der Promethie zu erklären. Für uns, die wir nur den gefesselten Prometheus besitzen, bleibt sie schwer verständlich.

Nur Eine erweicht die Liebe, daß sie ihren Ehegemahl nicht tödte. In Argos erzeugt sie ein königlich Geschlecht, und diesem wird der kühne, pfeilberühmte Held entsprießen, der Prometheus' Fesseln lösen soll."

Von Neuem treibt Jo der Bremse Stich. Es erbebt ihr Herz, und wild im Kreise rollen ihre Augen umher, und irrenden Laufes enteilet sie, fort von dem Sturme des Wahnsinns getragen. — Der Chor preist den bescheidenen Sinn, den nicht nach Höherem gelüstet: „Nur Gleiche verbinde geziemende Ehe, und nicht mög' ein Gott mit unentfliehbarem Auge uns anschauen, daß uns nicht werde ein Kampf, der nicht zu kämpfen; denn wer entginge wohl dem, was Zeus beschlossen?" — „Und doch, belehrt sie Prometheus, soll Zeus selber durch eine Ehe, die er wünscht, vom Throne fallen, daß des Vaters Kronos Fluch erfüllt werde. Er zeugt sich selbst den Feind, des Waffen, mächtiger als Blitz und Donner, ihn bekämpfen werden, und Keiner als ich selbst vermag ihm anzugeben, wie er dieses Loos vermeide."

Es kommt Hermes, von Zeus gesandt, und heißt mit stolzen Worten ihn die Heirath nennen, welche Zeus von seiner Macht einst stürzen soll. — Dem Schergen des Zeus entgegnet mit Trotz der Gott, daß keine List und keiner Qualen Schmach ihn zwingen werden, bis von diesen Fesseln Zeus ihn frei gemacht. — Es droht ihm Hermes größere Leiden noch: „Vom Blitz des Zeus sollst du an deinem Fels hinabgeschmettert werden in die Tiefe und erst nach langen Jahren wiederkehren an des Tages Licht. Blutdürstig reißt ein Adler tief den Leib dir auf und labt sich täglich an der schwarzen Leber Schmaus. Nicht eher darfst du ein Ende dieses Leids erwarten, als bis für dich ein Gott freiwillig in den Hades geht." — Vergebens mahnt der Chor zur Nachgiebigkeit. Prometheus heißt die Leiden ihm nur häufen: „Mich tödten kann Zeus dennoch nicht!" — Jetzt fordert Hermes die Nymphen auf, sich wegzubegeben, daß nicht auch sie bei des Donners Gebrüll der Wahnsinn erfasse. Doch sie wollen das Loos mit dem Freunde theilen; denn verhaßt ist ihnen Verrath; kein Laster erscheint abscheulicher ihnen als dieses. — Und nun bricht das angedrohte Verderben ein:

„Ja schon in der That, nicht mehr nur im Wort
Schwankt bebend das Land;
Vom Meer hallt wieder des Donners Gebrüll,
Und es zucken die Blitze mit leuchtendem Schein,
Und es treibet empor
Der Wirbel den Staub; denn das sämmtliche Heer
Der Stürme, sich drehend im rasenden Tanz,
Wie in Aufruhrs Wuth,

Kämpft gegen einander mit feindlichem Hauch,
Und es mischet zusammen sich Aether und Meer.
So schreitet heran, von Zeus mir gesandt,
Sichtbar der Entsetzen erregende Sturz.
O heilig verehrete Mutter! o Luft,
Pfad Allen gemeinsamen Lichtes! Du schaust
Das Unrecht, das ich erdulde!"

ε. Die Oresteia.

Die Oresteia, bestehend aus den Tragödien Agamemnon, Choephoren und Eumeniden, ist die einzige vollständige Trilogie des Aeschylos, die wir besitzen, und es ist eine besondere Gunst des Schicksals, daß grade diese auf uns gekommen ist. Denn über sie scheint der Dichter die ganze Fülle seiner hohen Poesie ausgegossen zu haben, um scheidend noch seinen Mitbürgern eine Gabe zu hinterlassen, die den Dichter wie sein Vaterland auf gleiche Weise ehrte. Die Trilogie nämlich ist Ol. 80, 2 = 458 gedichtet, und war wahrscheinlich die letzte, die Aeschylos in Athen zur Aufführung brachte; denn bald darauf verließ er Athen und wanderte nach Sicilien, wo er Ol. 81, 1 = 456 starb. Daher die Sage, daß der furchtbare Eindruck, den die Erscheinung der Erinyen auf die Frauen gemacht, die Veranlassung gewesen sei, daß er Athen habe verlassen müssen. Aus dem letzten Stücke der Trilogie scheint vielmehr hervorzugehen, daß der Dichter selbst diese Trilogie als seinen Schwanengesang in Athen betrachtet habe. Denn wenn die Eumeniden im Allgemeinen die Verherrlichung der Stadt Athen, ihrer Götter, Einrichtungen und Gesetze sind; wenn das Stück voll von Mahnungen an die Bürger ist, die alten heimischen Institute Athens zu ehren, daß die freche Willkür nicht die Obermacht gewinne: so deuten besonders die Segnungen, die am Schluß der Tragödie die Erinyen aussprechen:

„Heil dir zu solcher Verheißung des Glücks, Heil dir!
Heil, Bewohner dieser Stadt, die dem Zeus ihr nahe sitzt,
Seiner lieben Tochter lieb, weisen Sinns zur rechten Zeit;
Unter Pallas' Flügelschirm scheuet euch der Vater selbst.
Heil dir und Heil, es ertönet der Ruf zwiefach,
Allem Volk in dieser Stadt, Göttern gleich wie Sterblichen,
Die ihr Pallas' Burg bewohnt. Meine Markgenossenschaft
Haltet hoch, und euch erfreut Lebensglück in vollem Maß!"

deutlich darauf hin, wie der Dichter hier von seiner Vaterstadt Abschied nimmt, die er bei seinem hohen Alter wohl schwerlich wiederzusehen hoffen konnte. Es sind die rührenden Worte eines Greises, der mit weisen Ermahnungen und frommen Wünschen von den Seinen scheidet. Denn was W. von Humboldt von dem

Agamemnon rühmt: „daß unter allen Werken der Griechischen Bühne keines demselben an tragischer Erhabenheit gleichkomme, daß Götterscheu und Frömmigkeit sich stärker und reiner darin ausspreche, als sonst in irgend einem anderen Stücke, und daß es überhaupt mehr als sonst eines reich an Lehren und Weisheitssprüchen sei," kann wohl auf die ganze Trilogie ausgedehnt werden.

„Das erste Stück der Trilogie, Agamemnon, beginnt mit Empfindungen freudiger, ruhiger Art, in die jedoch leise, aber immer vernehmlicher trübere sich mischen, bis sie in einer glänzenden Schau ihren höchsten Gipfel erreichen, in der das tiefer blickende Gemüth schon das Gegentheil des Scheins wahrnimmt. Jetzt geschieht der ängstlich gefürchtete Schlag, alle jene stolzen Empfindungen sind auf einmal hinweggeflohen, und unsere Seele ist ganz Entsetzen. Diese Empfindung modificirt sich zwar in sofern, daß Klytämnestra's und Aegisthos' Reden uns die That als ein Rachewerk zeigen und auch Agamemnon nicht schuldlos und das ganze Geschlecht unter einem verdienten Fluche erblicken lassen; wir überzeugen uns wohl, daß es so kommen mußte; aber weder die Kühnheit, mit der Klytämnestra sich zu dem Morde bekennt, noch die Sophistik der Leidenschaft, mit der sie ihn auch vor sich selbst zu beschönigen sucht, am wenigsten aber Aegisthos' feiger Triumph vermögen eine andere Empfindung in uns hervorzubringen, als Trauer und Haß, welche nur durch das Vertrauen auf Rache erträglich werden. Wir fühlen völlig mit dem entschieden sich widersetzenden Chore, und unsere ganze Seele ist in höchster Spannung. — In den Choephoren wird das Rachewerk von dem Sohne an den Mördern seines Vaters vollzogen. Aber sein weiches Gemüth, das ohne eigene Rachelust nur der Pflicht gehorcht hat, wird nun von der bisher unterdrückten Empfindung aus der Bahn gerissen, und Niemand kann sich des innigsten Mitleids erwehren, wenn Orestes, im Bewußtsein der Gerechtigkeit der That, doch schon die über ihn kommende Sinnesverwirrung ahnet und bald auch die nur dem Chore verborgenen Grauengestalten der Erinyen mit Augen schaut. Man erkennt, daß die Rachethat des Orestes ein zu tiefer Riß in der Ordnung der Natur ist, als daß sie für sich einen Schluß gewähren könnte. — Und diesen Schluß bringt das dritte Stück, die Eumeniden. Durch die Weisheit der Götter wird in Athen die Versöhnung der streitenden Mächte und damit eine, nicht blos auf die einzelne Geschichte des Orestes sich beziehende, Befriedigung gewonnen" (Otfr. Müller).

Erste Tragödie der Trilogie:
Agamemnon.

Der Schauplatz des Agamemnon ist vor dem Königspalast in Argos. Ein Wächter schaut, gelagert auf der Atriden Dach, ob bald das Fackellicht, der Flamme Zeichen, Kunde bringe von Ilion und seiner Erstürmung. In langen, schlafberaubten Nächten beweint er seufzend dieses Hauses Mißgeschick, des nicht wie vormals trefflich mehr verwalteten, und wünschend dieser Mühen Ende, sieht er plötzlich heilverkündend glänzen der Flamme Licht, den Strahl der Nacht, der über Argos Helligkeit des Tags verbreitet. Er eilt, der Gattin Agamemnons anzukünden, daß Ilion erstürmt und hingesunken sei. Nur noch eine Freude wünschet er: des Fürsten Hand in seine Hand zu fassen; denn Düsteres birgt das Haus, das, wenn es Sprache einst bekäme, selbst am besten davon zeugte; ihm selber aber bindet schwere Fessel die Zunge fest.

Der Chor edler Argivischer Greise tritt auf und klagt:

„Zehn Jahre nun sind's,
Seit vom heimischen Land fern löste den Zug
Der Atriden Gespann, entsendet von Zeus,
Der das Gastrecht schützt,
Zum Kampf um das männerumbuhlete Weib,
  Und es führt das Geschick es zum Ziele.
Wir aber, die Greise, verblieben daheim,
Von Alter gedrückt,
  Und entbehrten die Ehre des Zuges."

Klytämnestra erscheint, den Altären sich nahend der Schirmer der Stadt, und mit Gaben aus dem Herrscherpalast genährt, hebt hier sich und dort zu dem Himmel hinan auftanzend die lodernde Flamme. — Die opfernde Königin achtet auf die Fragen der darüber sich wundernden Greise nicht, und diese stimmen den Gesang an von dem Heereszuge nach Troja, wie den beiden Heerführern das Zeichen ward, zwei Adler, die des Hasen ungeborene Kinder verzehrten. Und Glück verkündete daraus der Seher, die Erstürmung Ilions und zahllose Beute; doch der Artemis sei ein Gräuel der Adler Mahl; daher rufe er zum Schutzgott Päan, daß sie nicht der Schiffe Lauf hemme und ein Unglücksopfer heische, von dem ewig gedenkender Groll, zur Rache der Kinder, im Hause zurückbleibe. Darum wendet sich der Chor in seiner Besorgniß zu Zeus: „Denn des Frechen, wie er vormals groß und mächtig hieß, ist kein Erwähnen mehr; doch wer heilig gesinnt dem Kroniden huldigt, pflücket ganz des Geistes Frucht; er lenkt zur Weisheit,

daß aus Leiden Lehre fließe. Als Windesstille abzehrend schwer Achaja's Völker drängte, da enthüllte Kalchas den Führern der Artemis Zorn. Und Agamemnon wagt, nach unseligem Schwanken, des eignen Kindes Opferer zu sein. Und mitleidsvoll jeden der Opferer anschauend, erschien Iphigeneia, bildähnlich, noch wie sonst nach Anrede verlangend; aber dichte Schleierhülle wehrte dem lieblichen, reizstrahlenden Munde den schwarzen Fluchlaut, den Hausverderber. Was ferner wird, wer weiß es? Doch fehlet Kalchas' Kunst wohl nimmer Erfüllung, und sicher kommt es. Möge nur Heil von jetzt an neu uns blühen!" — Es naht sich hierauf der Chor, tief verehrend, seiner Königin und forscht, ob sicherer Botschaft wegen oder frohe Kunde hoffend sie jetzt opfere? — Und sie verkündet ihnen das Glück, das über Hoffen groß:

„Des Priamos Veste nahmen Argos' Schaaren ein,
Und diese Kunde sandte mir im Flammenlauf
Der Fackeln stete Folge her von Ilion.
Jetzt tönt in Troja Sieger wie Besiegter Schrei'n.
Wenn fromm des eingenommnen Landes Götter sie,
Die Stadtbeschirmer, ehren sammt der Götter Sitz,
Dann sinken nicht sie, stürzend, wieder selbst gestürzt;
Doch kehrt das Heer den Göttern schuldbewußt zurück,
Erwachet leicht der Abgeschiedenen Trauerloos.
Es siege blos das Gute sonder Doppelsinn,
Und mir nur werde noch des vielen Glücks Genuß!"

Sie geht in den Palast, und der Chor eilt fromm, ob der gehörten Kunde den Göttern zu danken, dem allwaltenden Zeus, der dies jetzt that, und der freundlichen Nacht, die das Trugnetz warf um Ilions Burg. „Gerächt ist so das Recht, das man mit Füßen trat. Zeus hat Paris gestraft und das Haus, das in Ueberfluß schwamm. Besser ist Genügsamkeit bei Weisheit des Sinnes; denn es wehret der Reichthum den Entweihern von Dike's Altar nicht den Sturz der Vernichtung: es reißet unselige Frevelkühnheit verblendend fort, und nicht bleibt Schuld verborgen, ein grauenvoll strahlendes Licht, das mit unheilbarem Weh die Stadt in Brand steckt, und kein Gott hört das Flehen, bis des Frevels Stifter hingetilgt ist. Wie Paris einst des Gastrechts Tisch entweihte, da brachte er Verderben als Brautgeschenk nach Ilion. Und als der Palast des Fürsten verlassen stand, da vergaß Menelaos die Entflohene nicht, sie ehrend nicht, noch scheltend. Denn noch schien im Hause zu herrschen als Geist die Meerentführte, und Wahnbilder schmeichelten ihm im Traume, die kummermehrend hinschwanden. Und als solchen Wehes Trauer schwer lastend ihn drückte, da hüllet der Schmerz jedes Haus Achaja's in schwarzen Grames Schleier ein um die zum Kampf Entsandten. Denn an

der Männer Statt kehrt Asche oft und Waffenschmuck nur heim. Laut rühmen sie die Thaten derer, die für des Anderen Weib dahingesunken; aber heimlich murrt das Volk, und den Atriden, des Zwistes Beginnern, schleicht Haß heran. Die Edeln ruhen in den Gräbern um Troja's Mauern, und des Bürgerzornes Schmähwort lastet schwer, zahlt die Schuld spät erfüllten Völkerfluches, und nie weicht die Sorge, zu schauen, was die Nacht schwarz umhüllt. Des Mordes Anstifter läßt der Götter Auge nimmer frei, und wider Recht Beglückte stürzen die Erinyen, und Ruhm, der Groll erregt, bleibt unerfreulich. Besser ein bescheidenes Glück: weder Städteverwüster sein, noch ein Gefangener, schauend das Leben der Knechtschaft!"

Schon ist das Gerücht des Wanderstrahls (d. h. die durch die Feuerzeichen erhaltene Nachricht) durch die Stadt gedrungen. Noch zweifeln die Greise, ob Wahrheit es ist, ob Göttertäuschung, oder des leichtgläubigen Weibes voreiliger Wahn. Da erscheint Klytämnestra wieder und verkündet des Herolds nahe Ankunft, der deutlicher als jene Flammenschrift jetzt Botschaft bringen werde. — Der Herold kommt und grüßt des Vaterlandes Boden, der Heimath Licht, die Götter und des Herrschers Haus, das heut' noch seinen König wiedersehen soll: „Denn heim kehrt Agamemnon, hochbeglückt, der Ehre werth vor allen Sterblichen, nachdem durch Troja's Sturz er Paris' Schuld gezüchtigt. Unzählig waren zwar die Mühen, groß die Schaar der Hingemordeten; doch sind die Leiden jetzt vorüber, und Jammer über Trauerloos ziemt jetzo nicht, vielmehr der Führer Glück und dieser Stadt zu feiern und Zeus zu preisen, welcher dieses hat vollbracht." — „Schon hab' ich, sagt Klytämnestra, frohlockend aufgejauchzt bei des Feuers erster, nachtgesandter Verkündigung. Und jetzt will ich dem heimkehrenden Gemahl entgegeneilen;

Denn wo erscheint dem Weib ein schöner strahlend Licht,
Als dem Gemahl, wenn heim vom Krieg ein Gott ihn führt,
Des Hauses Thür zu öffnen? Komm' er bald, der Stadt
Ersehnt, und finden wird er heimgekehrt sein Weib,
Treu, wie er es verlassen, sichre Wächterin
Des Hauses, wohlgesinnt ihm, seinen Feinden feind,
Und gleich sich auch in Allem sonst, kein Siegel ihm
Der Pflicht verletzend diese langen Jahr' hindurch."

Sie geht in den Palast, und der Chor forscht vom Herold, ob auch Menelaos heimkehre. Dieser meldet, daß er mit seinem Schiffe aus Argos' Heereszug verschwunden sei. „Der Sturm, vom Zorn der Götter wild erregt, zerstreute jammervoll die Flotte; doch bleibt noch Hoffnung seiner Wiederkehr." — Nach des Herolds Weggang schildert der Chor das Weh, das Helena Troja gebracht.

„Wie ein Leu, den freundlich nährt ein Mann zum Verderben des Hauses, aufwachsend verräth der Eltern alte Gemüthsart und tückisch zahlt den Pflegelohn durch Mord der Heerden und der Bewohner: so kam auch zur Veste Ilions sie sanftmüthigen Sinnes, gleich heiterer Meeresstille, des Reichthums wunderholde Zierde, das lieblich sanfte Geschoß der Augen, des Eros herzverwundende Blume. Doch brachte sie nachher der Vermählung bitteres Ende, eine wehvermählte Erinys, durch Zeus, des Gastlichen, Hand. Ein uralter Spruch besteht: ein allgewaltiges Glück zeugt und stirbt nicht kindlos; denn aus des Geschickes Gunst entkeimt unersättliches Weh dem Enkel. Anderer Meinung bin ich. Mehr noch des Unheils zeuget der Frevel; aber stets segenumkränzt blüht das Haus des Gerechten. Alte Schuld pflanzt neue stets; aber Gerechtigkeit strahlt auch von rußiger Wand. Sie ehret geraden Wandels Lebenspfad, flieht goldgeschmückte Gemächer, welche die Schuld befleckt, ehrt nicht die Macht fälschlich gepriesenen Reichthums und lenket Alles zum Ziele."

Agamemnon zieht ein auf einem Triumphwagen, gefolgt von einer Schaar Trabanten und Gefangenen, unter diesen Kassandra auf einem Wagen, dicht hinter Agamemnon. Der Chor empfängt den König, zweifelhaft, wie er ihn nach der Ehre Gebühr, nicht steigernd zu hoch, noch erniedernd zu tief, anrede, da nicht sein Mund zu heucheln vermöge:

„Ungerne geseh'n zwar hab' ich den Zug
Um Helena einst; doch freundlich erscheint
Jetzt glücklich bestandene Mühe."

Der König grüßt Argos sammt den heimischen Göttern, Helfern des Gerichtes über Ilion und seiner Wiederkehr, und, den Chor anredend, billigt er der Greise Sinnesart, neidlos den Freund, den hochbeglückten, anzuschauen: „Gar viele Freunde schienen günstig mir gesinnt; doch Einer nur, Odysseus, fand sich immer treu. Bald werd' im allgemeinen Volksrath ich vernehmen, was die Götter sammt der Stadt betrifft. Was gesund und gut wir finden, soll auch ferner so bestehen; des Uebels Krankheit aber lasset, brennend oder schneidend, abzuwenden uns bemühen.

Doch früher ziemt's, zu grüßen meines Hauses Herd,
Zu danken für das Siegesglück den Himmlischen."

Klytämnestra tritt aus dem Palaste ihm entgegen: „Nicht scheu' ich mich, mein gattenliebend, treu Gemüth vor Argos' Bürgern auszusprechen, schildernd meines Lebens Elend, so lange du vor Ilion weiltest: wie ich im Hause einsam sitzend Unglückssagen bald vernahm von meines Mannes Wunden oder Tod und bald von Träumen ward geängstet, getäuscht von stets umsonst ersehn-

tem Fackelglanz. Oft lösten von meinem Halse Andere die Todesschnur und hielten ab die heftig Widerstrebende. Orestes, unserer Treue sicheres Unterpfand, entsandt' ich hin nach Phokis zu dem Gastfreund Strophios, ihn zu schützen, wenn des Volks empörte Herrscherlosigkeit den Rath darniederwürfe. Doch jeder Drangsal ja entrinnt der Mensch. Zurück ist mein Gemahl, des Hauses feste Säule, und Heil ruf' ich ihm zu! Jetzt, o geliebtes Haupt, vom Wagen steigend, mögst du nicht den Fuß, der Ilion erstürmt, zur Erde setzen, sondern über Purpurdecken hin den Pfad zum Hause wandeln." — Agamemnon scheut der Purpurteppiche neidvolle Bahn: „Nach Menschenart und nicht wie Götter will geehrt ich sein. Nicht mehrt die Pracht den Ruhm, und glücklich preiset man, wer freundlich schließt in Heiterkeit sein Leben." — Doch dringt die Gattin darauf, und ungern nur giebt Agamemnon nach. Er heißt einen Diener ihm die Schuhe lösen, daß nicht Neid von eines Gottes Aug' ihn treffe. Und die Gattin bittet er, freundlich Kassandra ins Haus zu geleiten, und ihr, der Blüthe vieler Schätze, gütig zu begegnen:

„Die Gottheit schaut
Auf mildgesinnte Herrscher freundlich wiederum;
Denn Niemand trägt freiwillig je des Dienstes Joch."

Klytämnestra begleitet den Gemahl ins Haus, wo nun der Mann, die Wurzel, deren üppiges Gezweig das Dach beschattet, wehrend sengender Sonnengluth, frei wieder waltet:

„Vollender Zeus, vollende gütig mein Gebet,
Und was du willst vollenden, des gedenke jetzt!"

Den Chor bewegt im ahnungsschwangeren Sinn Furcht vor nahendem Unheil: „Mit Augen sehend zwar die Wiederkehr, heg' ich doch nicht freudig kühne Zuversicht. Möge des ahnenden Herzens Bangigkeit in Nichts hinsinken! Nahe wohnet Krankheit an Gesundheit, und des Mannes Glück zerschellet die verborgene Klippe. Doch durch verlorenen Reichthum sinkt nicht dahin das ganze Haus. Zeus' Segen und der Furchen Gewinn scheucht bald die Noth hinweg. Aber das Leben, wenn das Blut zu den Füßen des Mannes dahinfloß, wer ruft es zurück?"

Aus dem Palast kommt Klytämnestra wieder, Kassandra einzuladen, ins Haus zu treten und an dem Opfer Theil zu nehmen: „Es trug Alkmenens Sohn ja auch die Knechtschaft, und nur solche, denen Reichthum plötzlich wider Hoffen ward, sind hart gesinnt den Dienern. Hier aber findest du, was Sitte heischt." — Die Angeredete bleibt stumm auf ihrem Wagen, nicht hörend auf des Chors und Klytämnestra's Zureden. — „Nicht ist mir draußen, spricht die Königin, Muße mehr, bei dieser hier zu weilen;

denn schon ist in des Hauses Mitte mir das Opfer nahe dem Herd bereit:

Drum säume nicht, und wenn du nicht mein Wort verstehst,
So spreche statt der Stimme Laut die fremde Hand. —
Sie kommt nicht! Rasend folget sie verkehrtem Sinn,
Und nicht zu tragen lernet sie des Zaums Gebiß,
Eh' nicht sie blutend abgeschäumt den Uebermuth!"

Zürnend begiebt sich die Königin hinein, und der Chor fordert Kassandra mit sanften Worten auf, vom Wagen steigend, dieser Noth nachzugeben. — Die Jungfrau ruft klagend Apollon, der sie zum zweiten Mal so tief in Weh versenke, sie führend in das Haus, das des Mordes voll ist, wo Kinder einst zum Mahl dem Vater hingeschlachtet worden. „Und jetzt spinnet neues Unglück sich im Hause. Schon streckt die Gattin wild die Hand nach ihrem Gatten, der sich im Bad erquickt. Sie hüllet ihn in Gewänder; die Mordwaffe bohrt sie in seinen Leib; er sinkt in des Bades Gefäß. O weh mir, der Unseligen! Warum führtest du grausam mich Arme hieher? Doch nur, um mitzusterben gleichen Tod? Denn meiner harret doppelschneidiger Lanze Stich! O Paris' Ehe, der Freunde Jammerloos! O Skamandros' heimathlicher Trank! An deinem Gestade wuchs ich einst in der Jugend froh heran; jetzt werd' ich bald des Kokytos Strand und Acheron umwandern. O Wehgeschick der in Staub gesunkenen Stadt! O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand einst für der Mauern Schutz reichlich geopfert! Nicht gewährten Heil sie ihm, daß nicht die Stadt, wie sie jetzt lieget, dahinstürzte. Auch ich sinke sterbend bald zu Boden hin. Die Sehergabe schenkt' Apollon mir, als Liebessehnen ihn ergriff. Doch da ich Liebe zugesagt dem Gott und ihn getäuscht, versagt' er Glauben meinen Sehersprüchen. Schon wieder faßt mich der Zukunftdeutung Wuth. Ich schaue Thyestens Kinder, mit ihres eignen Fleisches Mahl die Händ' erfüllt, dem Vater es auftischend. Rache sinnt dafür ein feiger Leu, gesellt dem Weibe des Gebieters, das den Mann und dann auch mich ermorden wird. Fort schleudre ich das Spottgepränge, das Scepter und des Halses Seherschmuck, da jetzt Apollon mich dem Todesverhängniß zuführt. Doch nicht von Göttern ungerochen sterben wir. Ein Vergelter kommt, ein vaterrächend, muttermörderisch Gewächs, der jetzt als Flüchtling irrt und einst heimkehrend dem Mißgeschicke seines Stammes den Kranz aufsetzen wird. Die ich einst Ilion das Strafgericht der Götter leiden sah, will auch den Tod gefaßt jetzt dulden, und durch die Hadespforte schreitend, fleh' ich, daß schnellen Tod der Streich mir bringe; sonder krampfhaft Zucken fließe hin des Blutes Strom und schließe sich mein Auge!" — Vergebens beredet sie der Chor zur Flucht. —

„Gekommen ist die Stunde; wenig frommt die Flucht,
Und ruhmbekrönt zu sterben, ist dem Menschen süß.
Genug des Lebens sei es! Mögen büßen einst
Der leicht besiegten Sklavin Tod die Mörder auch!
O Menschenleben! Das vom Glück begünstigte
Vermag ein Schatten schon zu wenden; ist das Glück
Abhold ihm, löscht ein feuchter Schwamm bald weg das Bild.
Weit mehr als jenes scheint mir dies bedauernswerth."

So stürzt sie in den Palast, und der Chor beklagt:

„Wie eitel das Jagen der Menschen nach Glück!
Denn büßet der König, von Göttern geehrt,
Auf dem Gipfel des Ruhms, der Väter Vergehn,
Den Todten mit Tod abtragend die Schuld:
Welch Irdischer rühmte, dies hörend, zu stets
Harmlosem Geschick sich geboren?"

Da ertönt zweimal aus dem Palast der Todesschrei des Königs. — Der Chor überlegt, ob er der Bürger Schaar berufe, oder selber dring' ins Haus, oder sorge, wie sie könnten jetzt entgehen ungerechter Herrschgewalt. — Plötzlich erscheint die Königin. Sie scheut sich nicht, den Bürgern ihre That frei zu gestehen: „Ich habe dreimal, rühmt sie, meinem Gatten den Todesstreich versetzt, ihn rings umfahend wie in einem Netz mit Unglückskleiderschmuck, und mit schwarzen Tropfen blutigen Thaues bespritzte er mich. Der Bürger Haß und Fluch gebührt nicht mir, vielmehr dem Vater, welcher seine Tochter, das liebste meiner Kinder, einst gleich einem Lamme hingeschlachtet; und vor der Bürger Rache schirmt Aegisthos mich, kein kleiner Schild des Muthes mir, nachdem gesunken mein Beleidiger zur Sühne für die Liebe zu des Chryses Tochter und der Seherin Kassandra, die jetzt, als sie nach Schwanes Art ihr letztes Lied gesungen, daliegt im Staub zur stolzen Freude mir." — Den Trauergesang, den jetzt der Chor um seinen König anstimmt, unterbricht stets Klytämnestra's Jubel über den Sturz des Feindes ihres Hauses. Sie höhnt den Mörder ihres Kindes Iphigeneia: „Wohl wird dem Vater im Hades die Tochter mit freundlichen Worten begegnen und ihn mit liebenden Armen umschlingen." Sie hat für ihre Sicherheit gesorgt, denn des Hauses echt entsprossenes Kind hält sie fern, den Rachedämon beschwichtigend und des Wechselmordes Wahnsinn aus dem Hause bannend.

Aegisthos kommt, den Tag begrüßend, welcher Rache seinem Haus gewährt. „Denn Atreus, dessen Vater, trieb Thyestes einst, den Bruder, meinen Vater, fort aus Haus und Stadt, um die Herrschaft streitend. Und Schutz erflehend am Herde, ward

Thyestes zwar des Lebens Sicherheit, allein zum Gastgeschenk bereitet Atreus ihm der Kinder Fleisch zum Mahle. Unkundig speist er seiner Kinder Glieder, und als er inne ward der Gräuelthat, seufzt tief er auf, sinkt nieder, speiend aus den Mord, und wünscht den Pelopiden grausen Untergang. Drum mußte dieser stürzen, und ich, den er als Feind verbannt mit meinem Unglücksvater, webte ihm mit Recht den Mord. Jetzt scheint der Tod mir schön und herrlich, da jenen ich im Garn gerechter Vergeltung gefangen sehe." — Den Drohungen des Chores setzt er Drohungen entgegen, und der Vorwurf der Feigheit und die Hoffnung der Greise, daß einst Orestes wiederkehrend Beider That rächen werde, reizt ihn zur Wuth. Er stürzt auf sie. Auch diese greifen zu den Waffen. Doch Klytämnestra trennt sie: „Denn genug schon ist's des Unheils; neues Leids bedarf es nicht." — Der Chor läßt nicht ab, den Aegisthos zu schmähen: „Nicht Argiversitte ist es, einem Bösewicht zu schmeicheln. Mögst du jetzt nur weiter schelten, schwelgen, schänden jedes Recht: es lebt in Orestes dir ein Rächer. Mögst du prahlen gleich dem Hahne, feig der Henne beigesellt!" — Die Königin beschwichtigt Aegisthos' Zorn, ihn in den Palast führend:

„Wolle nicht auf eitles Schwatzen hören! Beide werden wir
Dieses Haus beherrschen, ordnen alles dies bald wiederum."

Zweite Tragödie der Trilogie:

Die Choephoren.

Der Schauplatz der Choephoren ist am Grabe des Agamemnon. Orestes tritt mit seinem Freunde Pylades auf und fleht zu Hermes, ihm, der heimgekehrt ins Vaterland als Flüchtling, Retter und Kampfgenoß zu sein. Und weihend legt er eine Locke seines Haares auf des Vaters Grab. Da erschaut er einen Festaufzug von schwarzverhüllten Mädchen, die nach des Königs Grabesstätte wallen, und unter ihnen seine Schwester Elektra. Nur noch ein kurzes Gebet richtet er an Zeus, ihm beizustehen in seinem Rachewerke, und tritt dann mit Pylades auf die Seite, zu erforschen, was der Frauen Bittgang wohl bedeuten möge. — Der Chor gefangener Troerinnen tritt auf. Sie hat mit Todtenspenden Klytämnestra gesendet, das gottverlassne Weib, bewegt von haarsträubender Furcht vor einem Traume, aus dem die Deuter ihr den Groll der Unterirdischen wegen der Gemordeten verkündet haben. „Doch wo giebt es Sühnung für vergossenes Blut? Entweiht ist der Herd; es wankt das Haus, und sonnenloses, menschenhassendes Dunkel umhüllt die Räume wegen der Gebieter Mord. Es folgt der Dike Strafe früher bald, bald später; denn nie gerinnt des Mordes Blut, und aller

Ströme Wasser wäscht es nimmer weg. Doch wir sind Sklavinnen, von unserer Heimath zur Knechtschaft weggeschleppt: wir müssen das Schlimme wie das Gute an unsrer Herrschaft gleich sehr loben, aber das Angesicht verhüllt, beweinen wir des Gebieters Loos, von stiller Trauer durchschauert."

Elektra fragt die Mädchen, in welchem Sinne sie die Todtentränke spenden solle: „Ob daß sie von der theuern Gattin ihm, dem theuern Gatten, kämen? Dazu fehlt mir der Muth. Oder daß für diese Kränz' und Gaben werd' ein würdiger Lohn den Spendenden? Oder ob ich ehrlos schweige?" — Der Chor räth ihr: den Wohlgesinnten fromme Wünsche herabzuflehen, ihr selbst und Jedem, welcher den Aegisthos haßt, und auch Orestens zu gedenken, wenn er auch in der Ferne weilt; den Schuldigen aber gedenken ihre blutige That, daß ihnen ein Dämon oder Sterblicher komme, der ihren Mord mit Morde räche. — Elektra, die Trankopfer ausgießend, fleht die Götter und ruft den Vater an: sich ihrer zu erbarmen und des theuern Orestes, den die eigene Mutter und Aegisthos, den sie jetzo Gemahl nenne, verrathen und verkauft haben. Er mög' Orestes her entsenden und ihr gewähren, daß sie frommen Sinns und reiner Hand der Mutter niemals gleiche; den Feinden aber soll ein Rächer erscheinen, daß nach Recht die Mörder büßen ihre Schuld durch Mord. — Mit solchen Wünschen spendet sie den Weiheguß, und der Chor erhebt den Klagegesang um den gefallenen Gebieter: „Bald möge der Befreier kommen, ein speermächtiger Mann, und Ares das vergeltende Geschoß lenken!"

Elektra hat eben den Opfertrank zur Erde ausgegossen, da erblickt sie auf dem Grabeshügel die abgeschnittene Locke. Es gleicht das Haar dem ihren, und von Hoffnung hebt sich ihr Herz, daß Orestes sie gesendet. Ein zweites Zeichen, eines Fußes Spuren, den ihren ähnlich, läßt sie ihres Bruders Gegenwart ahnen. Da tritt er selber vor, der längst Erflehte. Noch zweifelt sie. Doch des Haares und der Fußspur Aehnlichkeit und das Gewand, das sie selbst einst gewebt, verscheuchen jeden Zweifel, und sie begrüßt den theuern Hort des väterlichen Hauses, die erweinte Hoffnung eines Rettersprosses, auf den allein sie ihre Liebe zum Vater, zur Mutter, die ihr jetzt verhaßt ist, und zur geopferten Schwester überträgt, ihn den Bruder, der ihr Glanz verleiht. Es möge Kraft und Recht und als dritter und mächtigster Helfer Zeus sich zu ihr gesellen! — Auch Orestes fleht: „Schau, Zeus, auf die verwaiste Brut des Adlers, welcher fiel, umstrickt von einer schlimmen Natter Windungen. Uns rette, daß wir Ehren dir, wie einst der Vater, spenden. O woll' aus Kleinem wiederum ein großes Haus aufrichten, das jetzt gar tief gesunken scheint!" — Der Chor empfiehlt Stillschweigen, daß nicht Jemand lauschend es den

Gebietern verkünde. — „Nicht wird Apollon's Ausspruch täuschen, meint dagegen Orestes; denn er befiehlt die That zu wagen und droht mit schwerem Fluche, wenn die Rache unterbleibt. So zwingt zu handeln mich des Gottes Auftrag und die Trauer um den Vater, sowie der Bürger Schmach, die, einstens Troja's ruhmgekrönte Sieger, jetzt gehorchen müssen einem Weiberpaar." — Und es jauchzt ihm der Chor zu:

„Auf! Moiren, an Macht hochherrlich von Zeus!
So führ' er es aus,
Wie dem Recht nachwandelt sein Fußtritt!
Vollgültiger Lohn sei blutiger Schlag
Dem blutigen Schlag! Auf That folgt Leid!
So spricht uralte Erfahrung."

Und am Grabmal stimmen die Geschwister im Verein mit dem Chor den Threnos an. Sie wissen nirgends Hülfe, wie sich das Dunkel wieder in Licht wandle. Wäre doch vor Ilion von eines Lykers Speer der Vater gefallen, Ruhm im Hause hinterlassend, oder hätte, bevor er sein Grab am Skamandros gefunden, lieber das Todesgeschick die Mörder ereilt! O möchte noch jetzt Zeus den Blitz aus seiner Hand auf die schuldigen Häupter schleudern und dem Unrecht sein Recht gewähren! Denn Versöhnung ist unmöglich. Wie ein grimmiger Wolf ist unbezähmbar ihr Gemüth, nach dem was die Mutter gethan. — Es wird geschildert, wie nur von den gefangenen Troerinnen auf fremde Weise der Todtengesang um den gemordeten König ertönte; wie er ohne der Bürger Begleitung, ohne Klagegestöhn und unbedauert bestattet worden; wie die Mörder den Leichnam verstümmelt und die Tochter eingeschlossen gehalten haben, gleich einem bissigen Hunde, in des Hauses Winkel. — Jetzt endlich ist Orestes, der immer noch geschwankt, zur That entschlossen, und er ruft den Vater ans Licht zu kommen, gegen die Feinde den Freunden beizustehen. — Und mit Thränen stimmt Elektra zu, und es flehet der Chor:

„Es mögen die Götter des Hades zum Sieg,
Auf daß sich erfülle des Hauses Geschick,
Wohlwollend den Kindern verhelfen!"

Orestes fragt nunmehr, was jener Todtenopfer Anlaß sei, und der Chor erzählt, wie das gottverlassene Weib, von Träumen aufgeschreckt und grausen Nachtgesichten, diese Weihespenden sendete. „Denn eines Drachen Mutter glaubt im Traum sie sich, und in Windeln hüllend solches neugeborne Scheusal, reicht sie ihm die Brust, und mit Blut mischt sich die Milch. Und sie fuhr mit Angstgeschrei wild vom Schlummer empor; die schon erlöschten Lampen leuchteten wieder, und sie entsendet drauf die Todtenopfer,

die, wie sie hofft, des Unheils Heilung bringen sollen." — „O möge, fleht Orestes, diesem Traum Erfüllung werden! Ich sei der Drache, der sie morde, nach des Traums Ankündigung! Doch jetzo rath' ich dir, Elektra, hineinzugehen und wohl zu bergen, was wir hier beschlossen. Denn wie mit List sie einst den Mann getödtet, sollen sie durch List auch wieder sterben. Ich selbst will bald mit meinem Freunde Pylades vor des Hauses Pforte erscheinen, gleich als kämen wir von Phokis her als Reisende, und warten, bis man in das Haus uns läßt, und ehe noch Aegisth mich fragen kann: Woher bist du Fremdling? will ich ihn zu Boden strecken, und dann soll auch die lechzende Erinys als dritten Trank das ungemischte Blut der Mutter trinken."

Sie verlassen die Bühne, und der Chor, der allein zurückbleibt, schildert Klytämnestra's grause That und die nahende Rache. „Viele Ungeheuer nähret die Erde, das Meer und die Luft; doch sie übertrifft des Mannes überkühner Sinn und des Weibes Unheil brütendes Gemüth, wenn frevelhafte Liebesgluth sie treibt. So tödtete Thestios' Tochter den Sohn, den verhängnißvollen Feuerbrand den Flammen überliefernd, und Skylla verrieth den wackern Vater, durch Minos' goldene Kette überredet, als sie den schlafenden Nisos des unsterblichen Haares beraubte. Doch noch ärger ist es, wenn in geschändeter Ehe das Weib gegen den waffenberühmten Mann, den Schrecken der Feinde, arglistige Ränke schmiedet, während Ehre dem Hause gebühret, an dessen unbeflecktem Herde durch der Frauen mildes Walten Eintracht herrscht. Aber der Menschen Fluch lastet auf der Lemnischen Weiber That, welcher der gegenwärtige Frevel gleicht. Doch das Unrecht rächet Dike, Zeus ist unerbittlich gegen den Frevel und das Unheil schmiedet das Eisen und führt hinein in das Haus das Kind, und die tief im Herzen Rath sinnende Erinys straft zur Zeit das früher vergossene Blut."

Orestes kommt mit Pylades als Reisender vor den Palast und verlangt nach der Herrin, oder noch besser dem Herrn des Hauses. — Klytämnestra erscheint mit Gefolge. „Ich bin, beginnt Orestes, ein Wanderer aus Phokis, und Strophios hat mir aufgetragen, wenn ich nach Argos komme, Orestens Tod den Eltern zu verkünden und diesen ehernen Krug, der seine Asche birgt, zu überbringen." — Da beklagt Klytämnestra ihres Sohnes Tod, und Orestes bedauert, daß er solcher Unglücksbotschaft Ueberbringer sei; doch die Königin heißt ihn darum nicht minder willkommen. Sie befiehlt, die Fremden ins Haus zu führen und gastlich zu gewähren, was Wandrern fromme; sie selber aber werde mit des Hauses Herrschern, da sie nicht ohne Freunde sei, über dieses Mißgeschick berathen.

Der Chor, allein gelassen, fleht am Grabe des Königs, daß nunmehr, wo auf listige Ueberredung Alles ankomme, Hermes, der unterirdische, nächtliche Gott, als Helfer erscheine, zu leiten anjetzt das Schwert in vertilgenden Kämpfen. — Jetzt kommt des Orestes Amme weinend, von der Königin abgeschickt, Aegisthos zu rufen, daß er selbst von den Meldenden die neue Kunde höre. „Wohl, meint sie, wird die Botschaft jenen freuen; ich selber aber, die im Hause der Atriden mancher Schmerz getroffen hat, trug keinen schwerer, als des lieben Pfleglings Tod. Ihm weihet' ich der Mutter Sorgfalt, ach! umsonst." — Der Chor ermahnt sie, trotz dem Auftrage ihrer Herrin, Aegisth allein, ohne der Trabanten Schaar, herbeizurufen; denn so nur werde Zeus der Uebel Wendung bewirken. — Und jetzt wendet er sich an Zeus und fleht für Orestes Gelingen der That, und die Götter, die des Hauses reichen Herd besitzen, mögen gleichen Sinnes auf ihn hören und das Blut früherer Morde durch neue Strafe sühnen. „Der alte Mord erzeuge keinen mehr im Hause. Mög' Apollon das Haus aus dunkelen Hüllen in neuem Glanz erscheinen lassen und Maja's Sohn der heilbringenden That gerechter Helfer sein! Dann wollen wir Freudengesänge ertönen lassen, der Stadt zum Heil und uns selbst, wenn das Unglück von den Freunden weichet. Du aber, Orestes, wenn es zur That kommt, rufe des Vaters Namen ihr entgegen, wenn sie dich Sohn ruft, und ende das Unheil. Perseus' Muth im Herzen tragend, mögest du im Hause den grausigen Liebesdienst verrichten, die vertilgend, die deines Mißgeschickes Veranlassung sind."

Aegisthos kommt, die Nachricht von Orestens Tode selbst zu hören, zu forschen, ob den Todten selbst der Bote sah, oder ob er, dunkeln Sagen folgend, solches sprach. — Er tritt ins Haus, und der Chor ist voller Erwartung. „Jetzt muß sich entscheiden, ob für immer das Haus des Agamemnon dem Untergange geweiht sei, oder ob es in neuem Glanze erstehen wird, da Orestes den Kampf gegen die Beiden beginnt. Sei es zum Siege!" — Das Todesgeschrei des Aegisthos ertönt, und ein Diener stürzt heraus, verkündend, daß Aegisth zu leben aufgehört. Er heißt die Pforten öffnen und die Königin rufen; denn es droh' auch ihr Gefahr. — Klytämnestra kommt und forschet, was geschehen sei. — „Den Lebenden, berichtet ihr der Diener, tödteten die Todten." — Die Königin versteht das räthselhafte Wort. Wie sie mit List gemordet, soll auch selbst sie fallen. Ein männertödtend Beil verlangt sie, daß sie entweder siege, oder unterliege. — Da tritt Orestes, die Mutter suchend, aus dem Hause und hört ihre Klagen über des Geliebten Tod. Dafür soll sie sein Grab jetzt theilen, daß den Todten sie nicht mehr verrathe. — Die Mutter fleht um Schonung. Schauen soll er die Brust, die ihn

einst gesäugt. — Und schaudernd fragt Orest den Pylades, ob er die Mutter tödten dürfe. — Doch der verweist ihn auf Apollons Wort und seine Eide, und Orestes ist entschlossen. Er heißt die Mutter folgen; tödten will er sie an Aegisthos' Seite; denn habe sie im Leben ihn dem Vater vorgezogen, möge sie den Todesschlaf auch mit ihm theilen. — Vergebens mahnt sie ihn an ihre Mutterpflege, die er in ihrem Alter ihr vergelten müsse. — „Nicht darf ich bei des Vaters Mörderin verweilen." — „Das Schicksal hat zur That mich angetrieben." — „Das Schicksal ist's, das deinen Tod verlangt." — „Und scheuen mußt du einer Mutter Flüche." — „Zum Fluche hat sie selber mich geboren." — „Nicht hab' ich dich in Feindesland verstoßen." — „Zwiefach vielmehr verkauft den Freigeborenen." — „Wo ist der Preis, den ich dafür empfangen?" — „Mich hält die Scham, dir diesen laut zu nennen." — „Dann nenne in gleicher Weise auch deines Vaters Vergehen." — „Er müht' im Kriege sich; du saßest still zu Haus." — „Es schmerzt die Frau, getrennt vom Mann zu leben." — „Des Mannes Arbeit nährt die Frau daheim." — „So will der eigne Sohn die Mutter tödten?" — „Nicht ich, du selbst giebst dir den Tod." — „Der Mutter Rachegötter magst du fürchten." — „Des Vaters Rachegöttern kann ich dadurch nur entgehen." — „Ach, sind umsonst denn meine Thränen?" — „Des Vaters Loos verlanget dieses Opfer." — „So hatte Recht der Traum, daß einen Drachen ich als Sohn genährt." — „Die wider Recht gemordet, muß auch leiden wider Recht!" — Und so führt er sie zum Tode in den Palast.

Der Chor erkennt, wie einst den Priamiden die Rache gekommen und die streng vergeltende Strafe. „Jetzt ist in Agamemnons Haus der doppelte Leu gekommen, der doppelte Ares. Durch des Gottes Führung ist der Flüchtling an das Ziel gelangt. Aufjauchzen wir über des Hauses Befreiung von der Frevler Paar. Gekommen ist jetzt die listersinnende Strafe, und es erhebt die Tochter des Zeus, Dike, zum Kampfe die Hand, hauchend gegen die Feinde verderblichen Groll. Sie führte Loxias herbei, bewohnend die Erdschlucht am Parnasos. So siegt das Göttliche über den Frevel, und dem Walten der Himmelsmächte gebührt Verehrung. Der Tag ist von Neuem angebrochen! Genommen ist von dem Haus die mächtige Fessel; wieder erhebt es sich, das lange zu Boden lag. Bald kehrt Gesang und Freude wieder ein, wenn der Herd vom Frevel gereinigt ist, und den Bewohnern fällt wieder zum Glücke das Loos. Der Tag ist von Neuem angebrochen."

Die Pforten des Palastes öffnen sich, und man erblickt Orestes, der das Badegewand des Agamemnon über den beiden Leichen emporhält. „Sie haben einst den Tod geschworen dem unglück=

seligen Vater, und sollten selbst vereint sie sterben, und dem Eide ward sein Recht. Das Gewand, des Vaters Fessel, die ihm Händ' und Füße band, schau' ausgebreitet Vater Helios, der Alles schaut; es zeige einer Gattin ungeheiligt Thun, und sei dem Sohne Zeuge, wie er selbst mit Recht an seiner Mutter hat des Schicksals Spruch vollzogen. Rechtfertigung bedarf der Tod des Aegisthos nicht, des Ehebrechers, den schon das Gesetz verdammt. Sie aber, die, wie die Viper, den Gatten mordete, von dem sie einst theure Kinder unter dem Herzen getragen, wie soll man sie nennen? Und doch ist Muttermord zu gräßlich, so daß selbst ich zweifeln möchte, ob ich verübt ihn oder nicht, wenn nicht das blutige Gewand die That bezeugte, die bald ich billige, bald verdamme. Ich fühl's, wie sich mein Sinn verwirrt. So lange jedoch mich noch der Wahnsinn nicht ganz erfaßt hat, verkünd' ich meinen Freunden, daß nicht wider Recht ich meiner Mutter Mörder ward; daß diese That mir Loxias hat aufgetragen. Zu ihm will fliehen ich, ein Bittender, mit Zweig und Kranz, verlangend Sühnung von Verwandtenblut, und flüchtig dieses Land verlassen." — Vergeblich redet ihm der Chor zu, daß Jeder seine That nur billige, da der Argiver Stadt er ja befreit, der beiden Drachen Haupt zerschmetternd. — „Ach, schauet die Erinyen, nach Gorgonen Art in Grau gekleidet und das Haar umflochten mit der Schlangen Brut! Nicht kann ich bleiben! Wahnbilder sind sie nicht, sondern deutlich seh' ich in ihnen meiner Mutter grollende Rachegeister." — „Das frische Blut, meint der Chor, das noch an deinen Händen klebt, erregt im Herzen dir das Grauen. Es wird Apollon dich von diesem Leid befreien." —

„O Fürst Apollon! immer mehr wird ihrer noch!
Aus ihren Augen träufeln sie verhaßtes Blut.
Nicht schauen könnt' ihr Andern sie, nur ich allein.
Sie treiben fort mich, lassen länger mir nicht Rast!"

So stürzt er fort im Wahnsinn, und der Chor ruft ihm nach:

„So lebe wohl, und mög' ein wohlgesinnter Gott
In seinen Schutz dich nehmen für ein beſſ'res Loos!
„Zum drittenmal bricht über das Haus
Des Königs jetzt los ein gewaltiger Sturm:
Nach Thyestens Mahl und des Königes Mord.
Wann endet des Fluches Gewalt einst?"

Dritte Tragödie der Trilogie:

Die Eumeniden.

Die Scene der Eumeniden ist zu Anfange des Stückes der Vorplatz des Tempels zu Delphi. Die Pythias, des Phöbos

Priesterin, begrüßt die Götter, welche Delphi's Sehersitz nach einander inne gehabt: die Urprophetin Erde, Themis dann und Phöbe vom Titanenstamm, von welcher Phöbos zubenamt das Heiligthum erhielt als seines Vaters Zeus wahrhafter Seher. Auch Pallas nennt sie und die Nymphen vom Korykischen Fels und Bakchos und des Plistos Quellen und Poseidons Herrschermacht und endlich Zeus, den Höchsten. Denn vom Gott erfüllt, ersteigt sie den heiligen Sitz, daß sie dem hergesandten Griechenvolk, wie Jeden trifft das Loos, verkünde, was der Gott ins Herz ihr giebt. — Sie geht ins Innere des Tempels, kehrt aber bald voll Grauen zurück, wankend, mit den Händen nur sich haltend. Denn wie sie in das vielbekränzte Heiligthum war eingetreten, erblickte sie auf dem Nabelsteine[1]) sitzen einen gottverfluchten Mann mit blutigen Händen, mordbeflecktem Schwert und weißbekränztem Oelzweige. Vor diesem Manne schläft, auf Sesseln hingelehnt, eine Frauenschaar von grauenhaftem Anblick; denn nicht Frauen sind's, vielmehr Gorgonen; doch auch solche wieder nicht; ja, eher gleichen sie Harpyien, nur ohne Flügel, schwarz, von scheußlicher Gestalt, und schnarchend hauchen sie unnahbaren Athem aus, und aus den Augen träufelt widerliches Naß, und ihre Tracht ziemt Göttertempeln weder, noch der Menschen Wohnungen:

„Doch mög' Apollon, dieses Hauses starker Hort,
Das Fern're selbst nach Lust besorgen, da er ja
Auch Andrer Häuser wohl versteht zu reinigen."

Das Innere des Tempels wird sichtbar. Orestes sitzt auf dem Nabelsteine, umher auf Sesseln die schlafenden Erinyen, ihm zur Seite steht Apollon und im Hintergrunde Hermes. Apollon ist ihm noch immer ein treuer Schutz. „Gebannt in Schlaf, spricht er zu ihm, sind die abscheulichen Jungfrauen, die alten Töchter der Nacht. Doch mußt du fliehen, jagt hinter dir auch her durch weites Land, durch Meer und Inseln diese Schaar, bis hin zu Pallas' Burg du kommst, wo du, der Göttin altes Bild erfassend, Richter finden wirst, die diesen Streit dir endlich schlichten und dieser Mühen gänzlich dich entledigen." — Und Hermes, seinen Bruder, heißt Apollon den Schützling wohl bewahren und geleiten, wie ja Zeus es will. — So verläßt denn Orestes mit Hermes den Tempel.

Der Schatten der Klytämnestra steigt auf: „Ja, schlaft nur, schlaft! Wozu denn braucht's der Schlafenden? Ich bin von euch verachtet, denn die ich tödtete, die hören nicht auf, mich zu

---

[1]) ὀμφαλός, Nabel, hieß ein steinerner Sitz im Delphischen Heiligthum, welcher als der Mittelpunkt der Erde betrachtet wurde.

schmähen. Doch was ich selber litt, von denen die mir nahe standen, daß ich von muttermörderischen Händen getödtet bin, erregt keines Dämons Groll. Und doch hab' ich von meinem Gut euch mannichfache Spenden ausgegossen, manch' Opfer bei der Feuerstätte euch dargebracht; und muß nun all' das jetzt in Staub getreten sehen! Er aber, gleich dem Reh, enteilte fort, entsprang dem Fangnetz, das ihr rings ihm aufgestellt, und lacht' euch höhnisch aus.

Ja, stöhnet nur, fort ist der Mann, weit weggefloh'n!
Orest, der Mörder seiner Mutter hier, ist fort!
Mühsal und Schlummer schlossen einen festen Bund
Und haben dieses grausen Lindwurms Wuth gelähmt.
Du jagst im Traum ihn, rufest: fasse, faß' ihn, faß'!
Auf! send' ihm nach den blut'gen Hauch als Segelwind;
Dein Athem dörr' ihn, deiner Eingeweide Gluth!
Ihm nach! Vernicht' ihn jetzt durch eine zweite Jagd!"

Der Geist verschwindet, und der erwachte Chor der Eumeniden klagt, daß, den Netzen entschlüpft, das Wild entflohen sei. Sie beschuldigen Apollon, daß er, sie, die greisen Götter, höhnend, weggestohlen den gottlosen Muttermörder, ihnen zur Schmach: „So übt der junge Götterstamm Gewalt; doch jenen löst er nimmer, und flöh' er unter die Erde, wird doch ihm Freiheit nicht. Denn des Frevlers Haupt zieht stets einen neuen Rachegeist sich zu!" — Apollon heißt sie schnell hinaus aus seinem Hause weichen und diesen Sehersitz verlassen, daß nicht sie seines Bogens Flügelschlange treffe. „Scheusalen, die aus Leichen schlürfen Menschenblut, geziemet nicht zu weilen in des Tempels Raum. Wo man Verbrecher martert oder tödtet, da ist für solche Unheilsgötter würdiger Aufenthalt und eines Festes Lust. Die Höhle eines Leuen, der nach Blute lechzt, gebührt als Wohnung solchen, nicht des Gottes Haus." — Dagegen werfen sie dem Gotte vor, daß er dem fremden Mann den Muttermord geboten, daß er ihm Schutz gewährt nach blutiger That und jetzt sie hindre, ihres Amtes Pflicht zu thun, den Muttermörder ewig fortzutreiben. — „Ich hab' ihm, spricht Apollon, geboten Vaterrache, hab' ihn sich meinem Hause, Sühnung flehend, nahen heißen. Denn wohl verdient das Weib, das ihren Mann getödtet, zu fallen selbst durch eignen Sohnes Hand, daß ehrlos nicht der heilige Bund der Ehe, die Satzung Zeus' und Here's, sei, und Aphrodite, durch die den Menschen wird das Liebste, nicht verunglimpft werde. Drum jaget ihr Orestes ohne Fug, und schlichten soll den Streit die Göttin Pallas." — Die Schaar der Rachegeister will ihr Ehrenamt nicht aufgeben, jenen Mann nicht lassen. Sie eilen fort ihm nach in schneller Jagd. — Apollon verspricht ihm fernern Schutz:

„Schwer drückt' auf Erden und bei Göttern mich der Zorn
Des Sühneflehers, gäb' ich willig ihn dahin.“

Der Schauplatz verwandelt sich in den Tempel der Athene Polias in Athen. Orestes tritt auf, entsündigt durch lange Pilgerfahrten über Land und Meer. Der Weisung aus Apollons Sehermunde folgend, ist er genaht dem Haus und Bild der Göttin, daß sie mild den Fluchbeladenen empfange. So nicht von hinnen weichend, harrt er ihres Spruchs. — Jetzt treten auch die Eumeniden ein. Ihnen wiesen, wie dem Jagdhund, der das wunde Reh verfolgt, Blutstropfen ihres Flüchtlinges Fährte über Land und Meer dem schnellen Schiffe nach. Ein Duft von Menschenblut führte sie hieher, wo der Muttermörder als neuen Hort der Göttin Bild umflicht, sich Pallas' Rechtsurtheil zu stellen. „Doch zur Erde vergoßnes Blut der Mutter ist unwiederbringlich dahin, und büßen soll er. Das eigne Blut des Lebenden schlürft die Erinys ein, und ausgedörrt fährt er hinab und zahlt mit gleichem Schmerz der Mutter Wehe dort, wo jeder Frevel gerechten Lohn empfängt. Denn Hades ist der Menschen großer Richter, der Alles schaut und tief ins Herz sich schreibt.“ — Orestes fürchtet ihr Drohen nicht mehr: „Denn weggewaschen ist die Schuld des Muttermordes durch viele Sühnesopfer; wagen darf ich jetzt, zu meinem Schutze Pallas herzurufen. So gewinnt sie ohne Kampf mich selbst und Argos' Land und Volk als rechtlich treue Kampfgenossen für alle Zeit.“ — Die Eumeniden hoffen, daß nicht Athenens, nicht Apollons Macht ihn ihrer Rache entreißen werde. Und um ihn schließen sie den Reigen, das Fessellied zu singen. Denn es gebührt sich, grausen Gesang zu erheben, und das Amt zu verkünden, das sie gerecht bei dem Menschengeschlechte verwalten.

„Den Unsträflichen sucht kein Unheil heim;
Er durchwallt ungefährdet das Leben.
Dem Frevler jedoch erscheinet die Schaar
Als Zeuge des Rechts und erpresset zuletzt
Die entsetzliche Buße des Blutes.

Urnacht, die du uns geboren, als des Lichtes und des Dunkels Strafgeist, unsere Macht will uns Leto's Sohn jetzt rauben, und doch ward von der Moira uns als ewiges Erbe bestimmt, des Frevlers Spur, bis er zum Abgrund sinkt, zu verfolgen, und auch unten lassen wir ihn noch nicht frei. Von den Unsterblichen fern müssen wir uns halten, und Niemand theilt dort unsere Gelage; nie auch hüllen in lichte Gewänder sich unsere Glieder. Auch auf den mächtigen Frevler stürzen wir uns, ihn zu vertilgen ob frischer Blutschuld. Den Göttern entnehmend das lästige Amt der Strafe, stürzen wir über den Flüchtling, und Menschenhochmuth, der noch jüngst zum Himmel sich erhob, kriecht jetzt im Staube, wenn wir

um ihn den Tanzreihen schlingen; Wahnsinn erfaßt ihn, und es kündet das Jammergestöhn der Menge den dunkeln Schatten, der über dem Hause schwebt. Nie verfehlen wir das Ziel, nie vergessen wir die Pflicht, und kein Mensch beschwatzet uns, wenn wir das Rachewerk vollziehen. Wo wäre nun der Mensch, der nicht in Furcht erbebt, wenn er hört, welch Gesetz die Moira uns bestimmt, welch Ehrenamt die Götter uns gegeben haben? Wer ehrt' uns nicht, wenn auch tief unten im sonnenleeren Dunkel unser Reich liegt?"

Athene kommt fernher auf schnellem Wagen vom Strome Skamandros hergeeilt und fragt: wer diese Schaar, wer jener Fremdling sei am Weihebild? — Und der Chor thut kund ihr: „Wir sind der Urnacht grause Töchter, Fluchgöttinnen, und Menschenmörder treiben wir vom Hause weg. Drum hetzen wir auch diesen, der die Mutter schlug." — Orestes entgegnet: „Nicht komm' ich, Pallas, Sühne fordernd her. Gesühnt bin ich schon längst. Von Argos bin ich. Mit verderbenschwangerem Sinne erschlug die Mutter meinen Vater Agamemnon; und ich, verbannt, kehr' heim und tödte wiederum die Mutter, mit Mord vergeltend meines Vaters Mord. Die Schuld indeß trägt mit mir Loxias, der schlimme Leiden drohte, wenn ich nicht den Frevel rächte. Du mögest richten, ob ich recht that oder nicht, und wie du mit mir schaltest, Alles heiß' ich gut." — Athene entscheidet: „Nicht darf ich den mordentsühnten Schützling fort aus meinem Tempel treiben, noch ziemt es, jene wegzuweisen, daß ihr Zorn dem Lande nimmer Schaden bringe. Drum will ich, als ewige Einrichtung für alle Zeiten, aus den edelsten Bürgern geschworene Richter über Mord wählen, daß sie treu ihrem Eide einen gerechten Spruch fällen."

Sie geht, und der Chor klagt: „Wenn neues Gesetz unsere alte Macht erschüttert, lossprechend von der Schuld den Muttermörder: dann wird jene That bald die Menschen zu gleicher That verführen; denn, wenn die Furcht dahin ist, wer hält in Ehren noch das Recht? Götterverachtung ist der Sünde Mutter, aber Segen entkeimt der Seele Gesundheit. Drum scheue der Mensch den Altar des Rechts, und wage nicht, den Blick auf Gewinn gerichtet, ihn mit ruchlosem Fußtritt umzustoßen. Bald folgt die Strafe. Wer Eltern und das Gastrecht ehret, bleibt nicht ungesegnet, wird niemals ganz zu Schanden; doch wer mit frechem Muth das Recht übertritt, der wird bald sein Segel senken, wenn des Sturmes Macht ihn ergreift. Sein Schiff zerschellt; vergeblich ist sein Hülferuf; es lacht der Gott, wenn er den vormals Stolzen im vergeblichen Kampf mit den Wellen sieht. Das Glücksschiff alter Tage strandet am Felsen des Rechtes, und unbeweint und ungehört versinkt er!"

Athene kehrt mit den zwölf Richtern des Areopagos wieder und heißt den Herold Schweigen künden dem Volk an des Gerichtes Stätte. — Apollon tritt für Orestes als Zeuge, daß er ihn gesühnt, und als Anwalt auf: „Denn des Mordes Schuld trag' ich allein; drum möge jetzt der Streit eröffnet werden." — Athene befiehlt dem Chor, die Klage vorzubringen. — Dieser fragt Orestes, ob er der Mutter Mörder sei? — Er leugnet nicht. — Und wie er den Mord ausgeübt? — Den Schwertstreich führend gegen ihren Hals. — Von wem beredet? — Von Apollon, der als Zeuge steht, und der ihn ermuntert hat, die zu tödten, die doppelt frevelte an ihrem Mann und seinem Vater. — „Doch lebst du selbst, und sie ist frei vom Mord." — „Doch blieb sie unverfolgt von den Erinyen." — „Weil nicht an Blutsverwandten sie sich hat vergriffen." — Jetzt tritt Apollon auf und erklärt: „Zeus hat die That gewollt, weil einen edeln Mann, den gottverliehenes Scepter hoch begnadet hat, als er vom Heereszuge heim mit vieler Beute kam, im Bade sie gemordet, ihn in Truggewebe hüllend." — „Wie kann denn Zeus, fragt der Chor, des Vaters Loos so viel höher stellen, während er doch selbst den greisen Vater Kronos einst in Bande schlug?" — Hierauf entgegnet Apollon:

„Von Banden giebt es Lösung noch, doch nicht von Tod.
Auch ist's der Vater, der das Dasein giebt dem Kind;
Die Mutter pflegt in ihrem Schoße nur den Keim.
So ist Athene, Tochter Zeus' Olympios,
Nicht in des Mutterschoßes Nächten aufgenährt.
Ich habe drum Orest an ihren Herd gesandt,
Daß er und seine Kinder seien Land und Volk
Athenens treue Bund'sgenossen ewiglich."

Gesprochen ist jetzt Alles, und Athene heißt nunmehr ihre Bürger abstimmen im ersten Rechtstreit um vergossenes Blut. „Und für die Zukunft soll dieser Richter hoher Rath bestehen da, wo die Amazonen, Theseus feind, mit ihrem Heer die Stadt belagernd, Ares opferten, und jener Fels heißt Areshügel (Areopagos) heute noch. Dort soll der Bürger Ehrfurcht und die ihr verwandte Furcht vom Unrecht thun zurückhalten Tag und Nacht. Nicht möget je ihr trüben diesen lautern Quell; nicht Willkür, noch Tyrannenmacht je huldigend, die Furcht, die Frevler schreckt, entfernen. Ein Bollwerk sei's, ein Heil der Stadt, wie keins der Völker es besitzt, ein Rath, fern jeder Bestechlichkeit, ehrwürdig, stark im Zorn, ein Hort, der immer wach der Bürger Schlaf im Lande sichert. Jetzt erhebt euch, nehmet auf den Stimmstein und entscheidet so den Streit!" — Die Areopagiten werfen die Stimmsteine in die Urne, vom Chor und Apollon abwechselnd ermahnt,

gegen oder für Orestes zu stimmen, und Athene ergreift selbst einen Stein und bestimmt ihn für Orestes. — Die Stimmen werden gezählt, während der Chor und Orestes in der größten Erwartung sind. — Eine gleiche Anzahl verurtheilt und spricht ihn frei.

„Der Mann ist freigesprochen von der Schuld des Bluts!“

ruft Athene, ihren Stimmstein zu den lossprechenden legend. — Und Orestes preist dankend die Retterin, die ihm zur Rückkehr in die Heimath jetzt den Weg gebahnt, und Apollon auch und als dritten Retter Zeus, der trotz der Anwälte seiner Mutter ihn befreit hat.

„Nun geh' ich heimwärts; doch gelob' ich erst durch Eid
Athen und seinem Volk den ew'gen Friedensbund.
Und wer von meinen Enkeln diesen bricht, dem will
Aus meinem Grab ich senden Unheil mancher Art;
Doch ehren sie mit bundestreuem Speer die Stadt:
So werd' ich dafür doppelt huldreich ihnen sein.
Nun seid gegrüßt mir, Göttin du, und Volk der Stadt;
Mag deinem Ringkampf nie des Gegners Macht entgehn,
Dir stets zum Heile, wie zum Kriegsruhm deines Speers.“

Es zürnen die Eumeniden wegen des entrungenen Sieges, und sie rufen Weh und Fluch auf das Land: „Gift will ich aus meinem Herzen auf dies Land träufeln und es unfruchtbar machen. Flechtenmoos ohne Laub und Frucht möge aus ihm hervorgehend das Feld überwuchern und Menschen vertilgende Flecke über das Land ausbreiten!“ — „Folgt meiner Stimme, redet ihnen Athene zu, und stöhnt nicht unmuthsvoll darüber. Nicht seid ihr überwunden bei gleicher Stimmenzahl. Zeus selber hat durch mich entschieden, Apollon hat sein Zeugniß für Orestes abgegeben, und darum schleudert keinen schweren Groll auf dieses Land. Denn ich verheiß' euch einen Wohnsitz hier, wo ihr am reichen Herde thronend, Huldigung der Stadt empfangen sollt.“ — Sie wiederholen den Fluch. — „Wohl könnt' ich, spricht Athene, jetzt Gewalt auch brauchen; denn ich weiß allein von allen Göttern die Schlüssel zum Gemach, worin der Wetterstrahl verschlossen ruht. Doch des bedarf es nicht; vielmehr, wenn euern Zorn ihr lasset, biet' ich euch hohe Verehrung und Wohnsitz neben mir an, und reiche Opfer von den Erstlingsfrüchten dieses weiten Landes. Ihr seid die älteren, deshalb möget ihr klug nicht den Sitz am Haus des Erechtheus und der Bürger Feierzug verschmähen. Nicht sollt ihr sagen, daß man Gastrecht nicht geübt, und weigert ihr zu bleiben, dürfet ihr der Stadt nicht grollen, die euch Ehr' und Herrschaft angeboten.“ — Die Eumeniden geben endlich nach. Es flieht ihr Groll, und ein Segenslied stimmen sie an zur Freude

Athenens für die Stadt, in welcher nunmehr sie wohnen wollen neben Pallas und Zeus, dem Herrn des Alls, und Ares. Sie verheißen Lebensglück im Uebermaß und des Bodens Fruchtbarkeit; nimmer sollen Seuchen heranschleichen; wohl gedeihen sollen die Heerden; Manneskraft welke nicht hin in des Lebens Blüthe; Mannesliebe werde lieblicher Mädchen Theil; Aufruhr brause nicht durchs Land noch Bürgerzwist. Freude nur soll man einander bereiten in liebevoller Gesinnung für die Gesammtheit, auch im Hassen Eines Sinns sein. — So brechen sie auf, der Stadt Heil zurufend, und Athene heißt die Bewohner der Stadt die Genossinnen mit hellem Fackelschein jetzt hinführen zur Stätte des geweihten Gemaches, damit bei dem heiligen Licht und dem Opfererguß hochheiligen Blutes sie, Unheil bannend und Segen dem Land zutheilend, zur Erde hinabgehen. — Und jauchzend stimmen die Geleiterinnen zum Schluß ihr Lied an.

Das Satyrdrama Proteus.

Auf diese erhabene Tragödientrias folgte als Schluß das Satyrdrama Proteus, das wir nicht mehr besitzen. Hierin hat Aeschylos, wahrscheinlich nach Homer (Odyss. IV, 351 sqq.), als Gegensatz zu dem tragischen Geschicke des Agamemnon das Abenteuer seines Bruders Menelaos bei dem Meergott Proteus behandelt. Eine Hindeutung auf das Satyrdrama enthält die Stelle im Agamemnon, wo der Chor bei dem Herold sich nach Menelaos' Schicksale erkundigt (617). Die Göttin Eidothea, Tochter des Proteus, kleidet Menelaos und drei der Gefährten in Robbenfelle, daß er, den Meergott täuschend, ihn zwinge, ihm zu verkünden, wie er wieder heimkehre. Dieser, nachdem er ihn durch wechselnde Gestalten geschreckt hat, giebt ihm endlich die verlangte Kunde und erzählt ihm das Trauergeschick seines Bruders Agamemnon, vielleicht auch schon die Rachethat des Orestes mit ihren schrecklichen Folgen und dessen endliche Entsühnung, und heißt ihn schnell nach Hause eilen. Der Kontrast des in Robbenfelle gehüllten Menelaos mit dem vom Badegewande umstrickten Agamemnon, des Robben zählenden Proteus mit der Stimmen zählenden Athene und des muntern, neckenden Satyrchores mit der furchtbaren Schaar der Eumeniden konnte gewiß die erheiternde Wirkung auf die von den vorhergehenden Tragödien ernst gestimmten Zuschauer nicht verfehlen.

b) Sophokles.

Der zweite große Trauerspieldichter war Sophokles, Sohn des Sophillos *(Σόφιλλος)*, eines wohlhabenden, nicht unangesehenen Mannes, der eine Waffenfabrik, die er durch seine Sklaven be-

treiben ließ, besaß. Er war geboren wahrscheinlich Ol. 71, 1 = 496 in dem Attischen Demos Kolonos (und zwar *Κολωνὸς ἵππιος* in der Aegeischen Phyle), den er durch seinen Oedipus auf Kolonos so schön verherrlicht hat. Er preist den Ort, wo seine Wiege gestanden, die roßprangende Flur und den heimathlichen Hügel des glanzhellen Kolonos, als den schönsten Raum des Landes, „wo die helltönende Nachtigall oft anstimmet ihr Klagelied, in der grünenden Waldschlucht unter dunkelem Epheulaub sitzend und dichtem Blätterwerk, geschützt vor Sonne und Stürmen; wo stets mit der Bacchanten Schaar schwärmt der Gott Dionysos. Immer blühet von Himmelsthau Traubenschmuck der Narcisse hier und goldglänzender Krokus. Nie versiegen des Kephissos Quellen; immer rieseln sie mit lauterem Regenergusse durch die weiten Fluren, das Land zu befruchten. Hier weilt gerne der Musen Chor, und Aphrodite mit goldenen Zügeln. Auch sproßt hier ein Gewächs ungewartet von selbst hervor, wie es Asien nicht, noch die Dorische Insel erzeugt, feindlicher Lanzen Schreckbild, der hellschimmernde Oelbaum, den mit feindlicher Hand Jüngling nicht, noch Greis vertilgt, da mit ewigem Aug' ihn schirmt Zeus und Pallas Athene. Auch ein anderes Lob bleibet dem Heimathsland, ein stolzes Geschenk des mächtigen Gottes: Roß und Füllen, des Meeres Preis, dem Poseidon hier zuerst den Zügel umwarf. Und hineilend mit Macht hüpfet zum Meer nieder in den Händen geschwungen das Ruder, das Nereiden rings hundertfüßig umtanzen" (Oed. Col. 669—717). — Sophokles genoß eine sorgfältige Erziehung. In der Musik und in der Tanzkunst unterrichtete ihn Lampros (wohl von dem Dithyrambiker Lamprokles nicht verschieden), damals der Hauptmeister dieser Künste in Athen. Als sechzehnjähriger schöner Jüngling führte er nach dem Siege bei Salamis den Chorreigen bei der Lyra Tone um die Tropäen an. Gleich mit seinen ersten Tragödien, zu denen wohl der Triptolemos gehörte, errang er den Sieg über Aeschylos, Ol. 77, 4 = 468, gerade zu der Zeit, als Cimon von seinem glänzenden Doppelsieg am Eurymedon zurückgekehrt war. Cimon und seine neun Mitfeldherrn hatten im Theater den Göttern die gesetzlichen Spenden dargebracht. Der Archon Apsephion ließ sie sich nicht entfernen, sondern nöthigte sie, sich nach geleistetem Eide niederzusetzen und die Richter abzugeben, da ihrer gerade zehn waren und Jeder von ihnen aus einer anderen Phyle; denn er bemerkte, daß unter den Zuschauern leidenschaftliche Aufregung und große Unruhe über des jungen Sophokles erstes Auftreten und seine neue Dichtart herrschte. Das Ansehen der Feldherren entfernte so jeden Verdacht der Parteilichkeit. — Seiner Tragödie Antigone verdankte der Dichter die Ehre, daß er mit Perikles zum Anführer der Flotte gegen Samos, Ol. 84, 4 = 440, erwählt wurde. Er

hatte in der Person des Kreon die Pflichten eines Führers der Stadt so schön geschildert, daß die Athener glaubten, ihm Gelegenheit geben zu müssen, seine Worte durch die That zu bewähren. Er läßt den Kreon sagen (Antig. 175 sqq., 661 sqq.):

Unmöglich ist es, jedes Menschen Geist und Sinn
Und Meinung auszuforschen, wenn er nicht vorher
In Herrscherwürd' und Richterämtern sich bewährt.
Wer einer Stadt Gesammtheit zu verwalten hat
Und nicht auf's beste diese stets berathen will,
Vielmehr die Zung' aus Furcht vor wem verschlossen hält,
Scheint jetzt und früher immer mir der Schlechteste.
Und wer die Freunde höher achtet, als die Stadt,
Die ihn geboren, halt' ich der Verachtung werth.
Nie würd' ich schweigen, säh' ich unsern Bürgern je
Unheil heran sich schleichen statt des Heils, und nie
Auch würd' ich Einen, welcher haßt mein Vaterland,
Zum Freunde wählen, weil ich wohl es weiß, wie nur
Das Vaterland uns schützet, und wie Freunde wir
Erwerben, fährt mit günst'gem Wind des Staates Schiff. —
Der Mann, der wacker vorsteht seinem eignen Haus,
Wird ein gerechter Führer auch des Staates sein;
Doch wer gewaltsam übertritt der Stadt Gesetz
Und lieber selbst befehlen will den Herrschenden,
Dem möchte niemals werden Lob von mir zu Theil.
Vielmehr gehorsam füge dich der Obrigkeit
Im Kleinen und Gerechten wie im Gegentheil.
Von solchem Manne heg' ich Hoffnung, daß er sich
Als Herrscher und Beherrschter brav beweisen wird.
Im Sturm der Waffen wird er seinen Posten stets
Als wackrer, tücht'ger Kämpfer treu vertheidigen;
Denn das größte Uebel ist die Ungesetzlichkeit;
Sie stürzet Städte, macht die Häuser menschenleer;
Im Waffenkampf ist sie es, die die Reihen bricht
Zur Fluchtzerstreuung; aber die Gesetzlichkeit
Erhält die Ordnung, bietet Vielen Rettung dar.

Bei dieser Strategie leitete er die Unterhandlungen mit den Bundesgenossen von Samos und Chios. Auf letzterer Insel traf er mit dem Dichter Jon zusammen, der späterhin in seinen ἐπιδημίαι (wohl eine Schrift über den Aufenthalt berühmter Leute in Chios) eine recht anmuthige Schilderung von dem geistvollen, liebenswürdigen Wesen des Dichters bei einem Gastmahl im Hause des dortigen Proxenos der Athener gegeben hat (Athen. XIII p. 603 E sqq.). Auch während des Peloponnesischen Kriegs bekleidete Sophokles nochmals das Amt eines Strategen zugleich

mit Nicias (Plut. v. Nic. c. 15), doch läßt sich das Jahr dieser zweiten Strategie nicht genauer bestimmen. Die Verwaltung des auf der Akropolis befindlichen Schatzes der Bundesgenossen hatte er als *Ἑλληνοταμίας* Ol. 86, 1 = 435 unter sich. Außerdem wissen wir, daß er auch eine priesterliche Würde bekleidete. Als es sich im Jahre 413 darum handelte dem Staate eine oligarchische Behörde zu geben, gehörte Sophokles zur gesetzgebenden Commission der *πρόβουλοι* (Arist. Rhet. III, 18). Wenn Aristophanes im Frieden v. 697 ff. den Dichter als einen alten Geizhals verspottet, der zum Simonides geworden sei und um eines Gewinnstes willen, womöglich auf einer Binsenmatte über das Meer fahren würde, so ist das eben ein harmloser Scherz der Komödie, der vielleicht gerade auf das Gegentheil von dem hinzielt, was er besagt. Eher scheint es glaublich, wenn überliefert wird, daß der Dichter in jüngeren Jahren gern der Schönheit huldigte. Auf dem Zuge nach Samos, erzählt Plutarch, pries er einst einen schönen Knaben, worauf ihm Perikles erwiderte „ein Feldherr, lieber Sophokles, muß nicht blos reine Hände, sondern auch reine Augen haben" (Plut. v. Per. c. 8). Als ihn aber Jemand im Alter fragte, wie es bei ihm mit der Liebe stände, gab er zur Antwort: „ich bitte dich! mit Freuden bin ich dem entronnen, wie einer der einem tollen, grimmigen Herrn entronnen ist" (Plat. de rep. I p. 329 C: *εὐφήμει, ὦ ἄνθρωπε· ἀσμεναίτατα μέντοι αὐτὸ ἀπέφυγον, ὥσπερ λυττῶντά τινα καὶ ἄγριον δεσπότην ἀποφυγών*). Seine Vaterstadt hat er niemals verlassen, obgleich er häufig Einladungen von Königen und Tyrannen, wie etwa Archelaos von Macedonien und Sicilischen Fürsten, erhielt.

Wer zum Verkehr zu einem Tyrannen sich begiebt,
Der wird sein Sklave, kam er auch als Freier hin, [1])

sagte er selbst in einem seiner Stücke (Frgm. 788. Nck.).

Der größte Attische Dichter gleicht hierin dem größten Deutschen Dichter, daß beiden eine mehr als gewöhnlich lange Lebenszeit in ununterbrochenem Glücke heiter dahinfloß, und nur aus so ungetrübten Gemüthern konnte das reine Licht der Poesie ungebrochen hervorstrahlen. Die Erzählung, daß ihn seine Söhne angeklagt haben, er sei vor Alter kindisch und unfähig, sein Vermögen zu verwalten, und bedürfe daher eines Vormundes, und daß er sich durch die Aeußerung: „Wenn ich Sophokles bin, so bin ich nicht schwachsinnig, und bin ich schwachsinnig, so bin ich nicht Sophokles", und durch die Vorlesung eines Chors aus dem Oedipus auf Kolonos vertheidigt habe, (Cic. de sen. 7, 22) scheint eine spätere

[1]) *ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,*
κείνου 'στὶ δοῦλος, κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.

Erfindung zu sein, zu der vielleicht ein Zwist seiner beiden Söhne, des Jophon und des vom Vater vorgezogenen Ariston, Veranlassung gegeben hat. Sein Todesjahr setzt man Ol. 93, 3 = 405. Daß er, wie ein altes Epigramm (Anth. Pal. VII, 20) überliefert, seinen Tod gefunden, „als er der Bakchosfrucht dunkele Beere verschluckt“, muß vielleicht allegorisch gedeutet werden; denn nach Anderen starb er vor Freude über einen errungenen Sieg. Es wird erzählt, daß seine Leiche nicht nach der Familiengruft in der Nähe von Dekeleia, das damals die Spartaner feindlich besetzt hatten, gebracht werden konnte; da sei Bakchos dem Feldherrn Lysandros im Traume erschienen und habe ihm befohlen: mit aller Todtenfeier die neue Sirene zu ehren. Als er nicht darauf achtete, erschien ihm abermals der Gott und befahl dasselbe, und von Athenischen Flüchtlingen benachrichtigt, daß Sophokles gestorben sei, bot er den Athenern einen Waffenstillstand an, daß sie den Mann, den die Götter vorzüglich liebten, bestatten könnten.[1]) Sein Grabmal schmückte daher auch das Bild einer Sirene, unter der die Inschrift stand:

Sophokles, der in der tragischen Kunst das Erste davontrug,
Berg' ich im Grab', ein stets heilig zu ehrendes Bild.[2])

Die Athener bestimmten ihm auch wegen seiner Trefflichkeit ein jährliches Opfer. Der Komiker Phrynichos pries unseren Dichter wenige Jahre nach seinem Tode in dem Stücke „die Musen“ mit folgenden Worten:

Gar selig ist Sophokles, der nach langer Lebenszeit
Verschied, ein hochbeglückter und geschickter Mann.
Er hat gedichtet viele schöne Tragödien
Und gefunden einen schönen Tod, von Uebeln frei.[3])

Beachtenswerth ist es, wenn in der aus dem Alterthum überlieferten Biographie des Dichters der Alexandrinische Compilator Istros berichtet: *τὸν Σοφοκλέα ταῖς Μούσαις θίασον ἐκ τῶν πεπαιδευμένων συναγαγεῖν.* Man hat diese Worte wohl mit Schömann von einem Verein von Freunden der Kunst und Wissenschaft zu verstehen, die den Musen ihre Verehrung erwiesen, und

---

[1]) So die vit. Soph. und damit übereinstimmend Plin. H. N. VII, 30. Aber Lysander war damals Anführer der Flotte und nicht des Landheeres. Richtiger spricht daher Paus. I, 21, 1 im allgemeinen von dem Spartanischen Anführer.

[2]) *κρύπτω τῷδε τάφῳ Σοφοκλῆ πρωτεῖα λαβόντα*
τῇ τραγικῇ τέχνῃ, σχῆμα τὸ σεμνότατον.

[3]) *μάκαρ Σοφοκλέης, ὃς πολὺν χρόνον βιοὺς*
ἀπέθανεν εὐδαίμων ἀνὴρ καὶ δεξιός.
πολλὰς ποιήσας καὶ καλὰς τραγῳδίας
καλῶς ἐτελεύτησ' οὐδὲν ὑπομείνας κακόν.

so hätte man wohl in diesem Verein „den Anfang und das Vorbild derjenigen Corporationen zu suchen, welche über ganz Griechenland verbreitet, in organischer Gliederung fest zusammengeschlossen, mit Staatsprivilegien ausgestattet, in den Dienst einer Gottheit, zumeist des Dionysos, aber auch des Zeus, des Apollo und der Musen gestellt, Freunde der Musenkunst, Dichter, Schauspieler, Kitharoden, Auloden, Flötenbläser, Kitharisten u. a. vereinigten, um nicht nur in der Gemeinde, der sie angehörten, sondern auch in andern minder bemittelten Gemeinden die den Göttern gewidmeten Feste durch Dichtung, Musik und Tanz würdig zu feiern“ (Sommerbrodt).

War die Tragödie des Aeschylos das Werk einer mächtigen poetischen Natur, die wohl auch unbewußt das Erhabene schafft, so war die des Sophokles die künstlerische Nachbildung eines poetischen Geistes, der mit freiem Walten des Bewußtseins die großartigen, aber noch stellenweis rauhen Naturwerke in ideale, schöne Kunstwerke umzuwandeln versteht. Ist daher Aeschylos der Schöpfer der Tragödie, so ist Sophokles ihr Vollender, und treffend hat Sophokles selbst den Unterschied zwischen sich und seinem Vorgänger mit den Worten charakterisirt: „was Aeschylos mache, das gerathe ihm zwar, sei zwar gut; allein er wisse selbst nicht, warum es ihm gerathe, warum es gut sei“. Sophokles konnte demnach in dem Sinne für einen wahren Schüler des Aeschylos gelten, als überhaupt die Natur die Schule der Kunst ist, und mit Recht läßt daher Aristophanes (Ran. 788) den Sophokles, als er in die Unterwelt kommt, Aeschylos ehrfurchtsvoll küssen und ihm die Rechte reichen und willig ihm den Dichterthron einräumen. Der echte Künstlergeist des Sophokles offenbarte sich zunächst in der verständigen Beschränkung der naturwüchsigen Aeschyleischen Tragödie. Von der trilogischen Vertheilung des Stoffes abgehend, formte er jede Tragödie für sich zu einem vollständigen Kunstwerke, worin der Zweck der Tragödie, die Reinigung des Gemüthes durch Mitleid und Furcht von diesen Leidenschaften ungetheilt erreicht wird. Was hierdurch die Tragödie an epischer Breite und Ausführlichkeit verlor, gewann sie an lyrischer Tiefe und Energie. Denn bei Aeschylos ist die Handlung der Tragödie mehr nach epischer Art ein äußerer Kampf feindlicher Mächte der Natur und Freiheit, der den Menschen ins Verderben mit fortreißt, und der Fluch endet erst, wenn beiden Mächten genug geschehen und der Friede durch eine vermittelnde, vollendende Macht wieder hergestellt ist. Bei Sophokles ist sie ein innerer Kampf, der Zwiespalt der menschlichen Freiheit mit dem nothwendigen Gesetz; Mitleid und Furcht sind die Eindrücke, die der ungleiche Kampf menschlicher Schwäche mit höheren Mächten hervorbringt, die Katharsis aber liegt in dem erhebenden Gedanken, daß,

wenn der einzelne Fehl menschlicher Beschränktheit gebüßt ist, die ursprüngliche Harmonie zwischen menschlicher Freiheit und göttlichem Gesetz wieder hergestellt sei, und die tragische Katastrophe des leidenden Helden ist das reinigende Feuer, aus dem der Held zum Gotte verklärt hervorgeht. Der Grundcharakter der Aeschyleischen Tragödie ist das Pathetische, die menschliche Ohnmacht im Gegensatz zu der göttlichen Macht. Trotz und Hochmuth der Schwächern erwecken die Rache der Mächtigern an Schuldigen und Unschuldigen, die nur durch demüthige Unterwerfung versöhnt werden kann. Der Charakter der Sophokleischen Tragödie ist das Ethische, der Zwiespalt der Pflichten. Der menschliche Irrthum erzeugt die göttliche Strafe „des großen, gigantischen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt" (Schiller). So brachte Sophokles die Tragödie dem Menschen näher durch ihren rein menschlichen Inhalt, indeß die Götterwelt, in der sich die Aeschyleische Tragödie meist bewegt, durch eine gewisse heilige Scheu den Zuschauer in einer ehrfurchtsvollen Ferne hielt. Bei Euripides erscheint der Mensch von den Göttern meist ganz losgerissen. Bei ihm sieht der menschliche Verstand in den Göttern vielfach nur Wahnbilder oder eigenmächtige Tyrannen, und die Leiden der Helden sind entweder ungerechte Handlungen der Götter, die empören, oder aus einem Irrglauben hervorgegangen, der den Leidenden zu einem bedauernswerthen Thoren herabsetzt. Aeschylos und Sophokles sind beide wahrhaft religiöse Dichter. In Beiden ist das Bewußtsein lebendig, daß die sittliche Kraft über die Naturnothwendigkeit endlich den Sieg davontrage; nur sind bei Aeschylos die Olympischen Götter im Gegensatz der Titanen die Träger dieser sittlichen Kraft; bei Sophokles theilt sie der Mensch mit ihnen, und so preist Aeschylos die Macht der Götter auf Unkosten der menschlichen Würde, Sophokles hingegen erhebt den Menschen, in ihm das Göttliche anerkennend. Ihm steht der Mensch den Göttern nahe; beide sind verwandte Wesen. Die Strenge der Aeschyleischen Weltregierung ist bei ihm durch Liebe und Vertrauen gemildert, und die blinde Naturnothwendigkeit, welcher Götter und Menschen unterworfen sind, erscheint als das wohlthätige, Ordnung erhaltende Gesetz, das zügellose Freiheit in gerechte Schranken bannt.

In seinen politischen Ansichten scheint Sophokles den eines wahren Dichters würdigsten Standpunkt über den herrschenden Parteien eingenommen zu haben, auch hierin unserem Goethe ähnlich. Directe Beziehungen und Anspielungen auf Zeitverhältnisse finden sich in den uns erhaltenen Stücken nicht. Er erniedrigt die Poesie nicht zur Magd der Politik, noch viel weniger zur Buhlerin der herrschenden Macht. Gegen die zügellose Demokratie seiner Zeit empfiehlt er verständige Unterordnung unter das Gesetz.

Wer wacker seinem Hause vorzustehen vermag, den hält er auch für den Geeignetsten, den Staat zu verwalten; doch wer der Stadt Gesetz gewaltsam übertritt und lieber selbst befehlen will den Herrschenden, den kann er nimmer loben (Ant. 664).

Ist so das menschlich Edle der Gegenstand Sophokleischer Poesie, so zeigt sich des Dichters Kunst besonders groß in der scharfen Charakteristik seiner Personen. Schon die Alten rühmten sein Geschick durch einen kurzen Halbvers, ja ein einziges Wort, einen ganzen Charakter vor Augen zu stellen. Seine Personen sind nicht bloße Umrisse, wie bei Aeschylos, sondern sorgfältig ausgeführte Gemälde, in denen aus jedem Zuge der Geist hervorleuchtet, der sie belebt; aber auch nicht bloße Kopien des gemeinen Lebens, wie bei Euripides; denn er vermied glücklich die Klippe, an der dieser mehrfach scheiterte, die ideale Wahrheit nicht zur gemeinen Wirklichkeit herabziehend, wie er selbst sich im Gegensatz zu Euripides charakterisirt: „Ich stelle die Menschen dar, wie sie sein müssen, Euripides aber, wie sie sind.“ [1]) Das Herbe und Rauhe Aeschyleischer Helden erscheint bei ihm durch eine gewisse weiche, menschliche Empfindung gemildert, und unter allen Dichtern des Alterthums ist er es allein, der auch das Edle der weiblichen Natur würdig erfaßt und dargestellt hat in den Charakteren der Deianira, Tekmessa und, heroischen Muth der sanften Weiblichkeit entgegensetzend, in Elektra und Chrysothemis, in Antigone und Ismene. Wie überhaupt in Aeschylos das Männliche und Erhabene, so ist in Sophokles das Zarte und Anmuthige, das aber nie in das Weibische und Weichliche ausartet, das Charakteristische. Die Alten nannten ihn daher den Süßen oder die Biene, weil er von Allem das Süßeste auszulesen gewußt habe. Bezeichnend ist es auch, daß er nie, wie sonst die Dichter pflegten, die Heldenrollen in seinen Stücken übernahm. Nur in zwei seiner Dramen, in dem Thamyris und in den Wäscherinnen *(Πλύντριαι)*, soll er aufgetreten sein. In jenem spielte er die Rolle des von den Musen geblendeten Sängers mit solchem Beifalle, daß er als Thamyris mit der Cither in der Stoa Poikile gemalt wurde, und in der Hauptrolle der kindlich zarten Königstochter Nausikaa in den Wäscherinnen erwarb er sich die allgemeine Bewunderung durch die Gewandtheit und den schönen Anstand bei dem Ballspiele.

Diese Anmuth und Süßigkeit ist auch über die äußere Form seiner Tragödien ausgegossen. Seine Sprache hält die Mitte zwischen Aeschyleischer Pracht und Kühnheit und Euripideischem rhetorischen Schmucke und allzu großer Natürlichkeit und Glätte. Sie ist von einer edeln Einfachheit, nur mit treffenden Bildern

---

[1]) Arist. Poet. c. 25: *Σοφοκλῆς ἔφη αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδην δὲ οἷοι εἰσίν.*

geziert, ohne Ueberladung und durch innere Verknüpfung zu einem Ganzen abgerundet, durch Wahrheit überzeugend, nicht wie bei Euripides vielfach durch Sophismen blendend, oder durch Rührung den Verstand übertäubend. „Wenn in den kurzen Wechselreden des lebhaften und leidenschaftlichen Gespräches Aeschylos Gedanken wie mächtige Felsstücke schleudert und Euripides mit ihnen wie mit hin- und hergeworfenen Bällen geschickt spielt, so gleichen sie bei Sophokles scharfen und klug gezielten Pfeilen" (Solger). Sophokles hält das rechte Maß in den pathetischen Reden des Schmerzes und der Leidenschaft. In den Erzählungen der Vorgänge hinter der Bühne, die meist den Boten in den Mund gelegt werden, entwickelt er allen Glanz einer poetischen Sprache, ohne je die innere Wahrheit zu verletzen, die Euripides so oft dem Schmuck der Rede opfert. Ist bei Aeschylos das lyrische Element, der Chor, noch überwiegend, so hat Sophokles das richtige Verhältniß zwischen Chor und Handlung hergestellt. Die Rhythmen der Chöre sind weicher und melodischer als bei Aeschylos; es überwiegen die anmuthigen Glykoneen; der Inhalt steht immer in der genauesten Verbindung mit der Handlung des Stückes. Die Chöre enthalten theils allgemeine Betrachtungen über Götter und Menschen voll tiefer Einsicht, in schmuckloser Wahrheit und Einfachheit, theils leidenschaftliche Ergüsse über die Vorgänge des Stückes in kühnerer Sprache und künstlicheren Formen, theils Preis der Götter und hochgestellter Menschen in prachtvollen Worten und Bildern, theils Gebete in frommer Demuth und froher Hoffnung. In den kommatischen Gesängen zwischen dem Chor und den Bühnenpersonen äußert sich Trauer und Verzweiflung, wie überhaupt die höchste tragische Empfindung in den kräftigsten Worten und Formen, ohne je in Schwulst und Ueberladung auszuarten, und wandelt sich zuletzt gewöhnlich in wehmüthige Klagen um, die in rührenden Tönen und Rhythmen hinschmelzen.

Wenn Sophokles so das innere Wesen der Tragödie zur höchsten Entwicklung brachte, so wurde auch die äußere Darstellung durch ihn vollendet. Er fügte, wie bereits erwähnt, dem zweiten Schauspieler noch einen dritten und in seinen letzten Stücken selbst einen vierten hinzu, und vermehrte das Chorpersonal von zwölf auf funfzehn Personen. Auch das Kostüm und den Schmuck des Theaters durch Decorationen mit strengerer Anwendung der Perspective vervollkommnete er.

Sophokles war ein äußerst fruchtbarer Dichter. Aristophanes von Byzanz gab die Zahl seiner Stücke auf 130 an, darunter 17 unächt. Letztere waren wohl spätere Ueberarbeitungen. Suidas spricht von 123 Stücken. Man hat daher vermuthet, daß auch Aristophanes nicht von 17, sondern blos 7 unächten gesprochen habe. Wir können noch von über hundert verlorenen Stücken die

Titel nachweisen, darunter von mindestens 15 Satyrdramen, und von sämmtlichen haben wir, wenn auch in der Regel nur unbedeutende, Bruchstücke. Von den uns erhaltenen sieben Tragödien gehören Antigone, Ajax und wohl auch die Trachinierinnen, die wir freilich in einer späteren Ueberarbeitung, mindestens mit zahlreichen nachträglichen Interpolationen, besitzen, zu den früheren, die übrigen fallen wohl sämmtlich in die spätere Lebenszeit des Dichters. Sophokles hat über zwanzigmal den ersten Preis, öfter noch den zweiten, nie aber den dritten erhalten. Außer Tragödien hat er noch Elegien und Päane, die öfter zur Abwehr öffentlichen Unglücks gesungen wurden, Epigramme und ein prosaisches Werk über den Chor geschrieben. Wer wie Sophokles das Glück hat, ein langes Leben der Dichtkunst und zwar fast ausschließlich einer Gattung derselben widmen zu können, in dessen Leistungen muß natürlich ein allmählicher Fortschritt der künstlerischen Entwicklung zu bemerken sein. Interessant ist es, daß uns in dieser Hinsicht noch ein directes Geständniß des Dichters erhalten ist. Es findet sich bei Plutarch de prof. in virt. c. 7: „Wie Sophokles sagte, er habe die prunkvolle Erhabenheit des Aeschylus durchgemacht, dann das herbe und gekünstelte seiner eigenen Manier, und habe endlich auf der dritten Stufe eine mannichfaltige Ausdrucksweise eintreten lassen, welche die am meisten ethische und beste sei, so fangen diejenigen, die sich mit Philosophie beschäftigen, an in wirklicher und nicht blos äußerlich blendender Weise fortzuschreiten, wenn sie sich von den auf Ostentation berechneten, blos schulmäßigen Theilen der Philosophie der Behandlung ethischer Gegenstände zuwenden." Danach unterschied also der Dichter selbst drei Stufen seiner Entwicklung. [1])

Von den uns erhaltenen sieben Tragödien des Sophokles behandelt eine, die Trachinierinnen, einen Stoff aus dem Herakleischen Sagenkreise, drei: Ajax, Philoktetes und Elektra, aus dem Trojanischen, und drei: der König Oedipus, Oedipus auf Kolonos und Antigone, aus dem Thebanischen Cyclus.

---

[1]) *ὥσπερ γὰρ ὁ Σοφοκλῆς ἔλεγε, τὸν Αἰσχύλου διαπεπαιχὼς ὄγκον, εἶτα τὸ πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὑτοῦ κατασκευῆς, τρίτον ἤδη τὸ τῆς [ποικίλης] λέξεως μεταβάλλειν εἶδος, ὅπερ ἐστὶν ἠθικώτατον καὶ βέλτιστον, οὕτως οἱ φιλοσοφοῦντες, ὅταν ἐκ τῶν πανηγυρικῶν καὶ κατατέχνων εἰς τὸν ἁπτόμενον ἤθους καὶ πάθους λόγον μεταβῶσιν, ἄρχονται τὴν ἀληθῆ προκοπὴν καὶ ἄτυφον προκόπτειν.* Die Worte sind leider nicht ganz richtig überliefert. Für *διαπεπαιχώς* hat man *διαπεπλιχώς*, *διαπεπλακώς*, *διαπεφευγώς* vermuthet. Der Sinn selbst ist nicht zweifelhaft. *αὑτοῦ* statt *αὐτοῦ*, ferner *ποικίλης* rührt von Bergk her, letzteres trifft aber wohl auch noch nicht das Richtige. Daß im Text an dieser Stelle eine Lücke ist, ist klar.

α. Die Trachinierinnen.

Die Trachinierinnen haben von den neueren Kunstrichtern wegen ihrer Anlage manchen Tadel erfahren, so daß A. W. Schlegel sie dem Sophokles absprechen und seinem Sohne Jophon zuschreiben wollte. Man hat vor Allem daran Anstoß genommen, daß zwei Hauptpersonen, Deianira und Herakles, das Interesse der Zuschauer theilen, wodurch die Einheit des Stückes zerstört werde. Doch hat schon Solger, gestützt auf den Ausspruch des Aristoteles: „Die Einheit des Mythus besteht nicht darin, wie Einige glauben, daß er von einer Person handelt," das Richtige erkannt, daß durch die zwei Hauptpersonen des Stückes die Einheit der Handlung nicht leide. Der Gegenstand der Tragödie ist der Tod des Herakles, der, um zur Gottheit zu gelangen, sich, den Menschen, erst durch die Flamme vertilgen muß. Die unschuldige Veranlassung seines Todes ist Deianira, „das liebevolle Weib, dem Herakles, den treu und edel immer sie gepriesen, des Hauses lange Hut durch eine Nebenbuhlerin, die er ins Haus zur Schmach ihr schickt, gelohnt" (Trach. 540). Sie hegt nicht Groll, nur will sie ihn durch die Zaubergabe des Nessos für immer an sich fesseln, und Beide büßen ihren Fehl mit dem Tode: sie, weil sie nicht das Verderben des geliebten Gatten in Folge ihrer Gabe ertragen kann; er, weil ihm längst verkündet worden: „daß Niemand, der lebendig athmet, ihm das Leben rauben werde, nur wer zum Hades sei hinabgeschieden, daß aller Mühen frei sein letztes Ziel er könn' erreichen" (Trach. 1160). So versöhnt der Göttersohn durch den Tod, den ihm die Liebe eines sterblichen Weibes gebracht, den Haß, mit dem ihn eine Göttin im Leben verfolgt hat, und daß der Dichter in Deianira das schöne Bild echter Weiblichkeit dem Ideal der Männlichkeit, wie es in Herakles erscheint, mit einer gewissen Ausführlichkeit entgegen gestellt hat, ist ihm wohl mehr zum Lobe als zum Tadel anzurechnen. Immerhin ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Trachinierinnen trotz mancher Schönheit im Einzelnen, einen weniger großartigen Eindruck hervorbringen, als die übrigen Stücke des Dichters.

Die Scene des Stückes ist zu Trachin in Thessalien vor der Wohnung der Deianira im Palast des Königs Keyx. Sie tritt mit einer Dienerin auf und klagt, wie, nachdem Herakles im Kampfe mit Acheloos, dem fürchterlichen Flußgotte, sie als Gemahlin sich erworben, sie Angst auf Angst nur nähre, da ihn das Verhängniß in schweren Dienst hinaus und wieder heim stets sende. „Auch jetzt weiß Niemand, wo er weilt; denn seit er Iphitos getödtet, verflossen zehn der Monden schon zu andern fünf ohn' irgend eine Kunde, so daß ich fürcht', ein Ungemach

hab' ihn getroffen." — Die Dienerin giebt ihr den Rath, ihren Sohn Hyllos zu entsenden, den Vater zu erkunden. Und als dieser eben eintritt, und die Mutter ihm sagt, es bringe ihm Schande, den Aufenthalt des so lange abwesenden Vaters nicht auszuforschen, so meldet er, daß eben Kunde vom Vater hieher gelangt sei: er habe lange Zeit bei einem Weib in Lydien Sklavendienst verrichtet, und jetzt, befreit, bekämpfe er die Stadt des Eurytos in der Euböer Lande, oder schicke sich wenigstens dazu an. — Deianira erinnert sich des Ausspruches, den ihr Gatte ihr einst mitgetheilt: daß er in diesem Kampf entweder seines Lebens Ziel erreichen, oder, hätt' er ihn überstanden, fortan die Lebenszeit in Glück vollbringen werde. Daher möge Hyllos dem Vater zum Beistand eilen:

„Denn unser Glück besteht und sinkt ja nur durch ihn!"

Und gern gehorcht der Sohn.

Der Chor Trachinischer Jungfrauen tritt auf und ruft Helios an, zu verkünden, wo jetzt Alkmenens Sproß umherirre; denn lange schon sehen sie kummervoll Deianirens Angst um den Gemahl. „Wie des Meeres Wogen im Sturme weichen und kommen, so treibt das Geschick den Kadmosgeborenen umher. Doch hat ein Gott bis jetzt ihn fern gehalten von Hades' Wohnung. Drum gieb auch jetzt die glückliche Hoffnung nicht gänzlich auf. Der Alles beherrschende König Kronion läßt ohne Schmerz das Irdische nicht, sondern es drehet im Kreise sich Aller Leid und Lust, wie des Bärengestirnes gewundene Pfade. Nicht bleibt dem Menschen die dunkle Nacht, nicht das Mißgeschick, noch der Reichthum, sondern rasch entschwinden sie, und einen Andern trifft das Freuen und das Darben. So hoff' auch jetzt, o Königin; denn wer sah je, daß Zeus seine Kinder rathlos ließ?" — Es wünscht Deianira den treuen Mädchen, daß sie ihrer Brust Bekümmerniß nie selbst erfahren mögen: „Denn noch nicht kennt ihr als Jungfrauen der Mutter und der Gattin Sorgen. Als Herakles zum letzten Male von mir schied, ließ eine Schrift er mir zurück; darin bestimmt' er Frau und Kindern ihren Theil an seinen Gütern, wenn er nach Jahresfrist drei Monden noch zu kommen säume; denn entweder müss' in dieser Frist er sterben, oder überstieg' er diese Zeit, dann sei ein kummerloses Leben ihm zugesichert von den Göttern für die Zukunft. Deswegen schreck' ich oft im süßen Schlummer auf voll Furcht, daß ich nach dem Verlust des besten Gatten noch weiter leben soll."

Ein Bote kommt und meldet: „Es lebt dein Gatte, nahet schon im Siegesruhm der Heimath. Denn solches hat der Herold Lichas eben ausgerufen; doch umdrängt vom Volk der Melier ist er verhindert, rasch zu dir zu kommen. Drum bin ich, hörend es,

herbeigeeilt, als Erster es zu künden, daß ein wenig Lohn und Dank mir werde.“ — Und von Deianira aufgefordert, stimmt der Chor mit Freudengeschrei aufjauchzend den Siegespäan an.

Jetzt naht Lichas mit einer Schaar von Gefangenen, unter ihnen Jole, die Tochter des Eurytos, und meldet, daß er vorangeeilt sei dem Herakles, der auf Euböa's Küste Zeus für seinen Sieg jetzt eben sein Gelübde löse. Er erzählt: „Als Knecht verhandelt diente lange Zeit der Held in Lydien der Omphale. Gekränkt von dieses Dienstes Schmach, that einen Eidschwur er, den Stifter dieses Leids mit Weib und Kind in Knechtschaft Joch zu zwingen. Und vor die Burg des Eurytos führt' er ein Heer. Denn der behandelt' einst ihn schnöde, wie er kam als Gastfreund in sein Haus, und hinterlistig stürzt' er dafür Iphitos, den Sohn des Eurytos, von hoher Felsenwand. Für diesen Fehl entsendet' ihn der Vater Zeus als Sklaven aus dem Lande; denn Frevel lieben nimmer auch die Himmlischen. Jetzt ist das Rachewerk vollendet; todt sind die Prahler und die Stadt in Knechtschaft Joch, und wenn der Held die heiligen Opfer Zeus gebracht, eilt selbst er her zur frohen Gattin.“ — Deianira freut sich des Glückes ihres Mannes; doch der Gefangenen traurig Loos läßt sie, die Glückliche, nicht ohne Furcht: „Denn nahe wohnt der Sturz dem Glücke. So dulden sie, die eben frei und sicher lebten, jetzt bittere Gefangenschaft. O möge gleiches Loos vom Stamm des Herakles Zeus fern stets halten!“ — Am meisten jammert sie der Anblick eines jungen Mädchens, das von hoher Abkunft scheint. Sie fragt den Herold um Geschlecht und Namen; doch dieser weicht jeder Frage aus, und auch das Mädchen schweigt, und Deianira heißt sie wandeln ins Haus, wo ihr mild begegnet werden solle. „Denn zu den Uebeln, die du leidest, will ich neue Kränkung nicht hinzu dir fügen.“ — So leitet Lichas die Gefangenen ins Haus, und als Deianira folgen will, ruft der Bote sie zurück, damit er ihr allein verkünde, wen sie eben hineingeführt: „Nicht hat dir Lichas jetzt die Wahrheit mitgetheilt. Von eben diesem hab' ich in vieler Zeugen Gegenwart gehört, daß dein Gemahl um diese Jungfrau Jole den Vater Eurytos getödtet und die Burg zerstört, gelockt von Eros, nicht aus Rach' um Omphale. Denn da ihr Vater nicht zur Bettgenossin sie ihm geben wollte, braucht' er nichtigen Vorwand, überzog mit Krieg ihr Vaterland, und ihren Vater tödtet' er und schickt sie selbst nicht absichtslos und nicht als Sklavin in sein Haus.“ — „Ach, unbewußt, klagt Deianira, hab' ich mir Verderben in mein Haus gebracht!“ — Und als Lichas wiederkommt, zu Herakles zurückzukehren, fragt sie nochmals: wer die Jungfrau sei, wer ihre Eltern. — Dieser zögert lange, ihr die Wahrheit zu gestehen, endlich, vom Boten überführt, bekennt er: „Durchdrungen von gewaltiger Liebe hat

Held Herakles ihr Vaterland Oechalia hinweggetilgt. Und nicht zu hehlen dies befahl er mir; ich habe selbst nur solches dir verschwiegen, daß der Herrin Herz ich nicht betrübe. Auch jetzt noch, da die Wahrheit ganz du angehört, wirst, hoff' ich, du des Mädchens freundlich schonen, und was du früher ausgesprochen, jetzt unwandelbar noch thun." — Sie verspricht es und will, daß Lichas ihr ins Haus folge, zu empfangen, was ihrem Gatten sie als Gegengabe bestimmt habe:

„Nicht recht ja wär' es, daß, wer solche reiche Schaar
Gebracht, hin wiederkehre leer zu seinem Herrn."

Der Chor schildert die Macht der Kypris, die Götter berückt und Menschen zum Kampf aufregt. „So stritten um Deianira des gehörnten Stromgottes Acheloos gewaltige Kraft und der Thebanische Sprößling des Zeus, und es saß daneben als Kampfesrichterin die erfreuende Kythere. Fürchterlich tobte der Kampf, und das holdselige Mädchen saß auf erhabenem Sitz, in Angst den Gatten erharrend. Dem Sieger folgend, ging sie schleunig von der Mutter, wie das verlassene Junge."

Deianira erscheint wieder, den Mädchen ihren Kummer und Entschluß mitzutheilen: „Als Weib und nicht als Jungfrau hat die Fremde mir mein Mann ins Haus gesandt und so die Gattentreue mir gelohnt. Doch nähr' ich nimmer Groll, daß solche Krankheit jenen oft befällt, auch weiß ich, daß meine Reize welken und zur Jüngern und Schönern sich des Mannes Auge hinneigt. Ich werde, fürcht' ich, Gattin heißen, jene es sein. Drum will ich ohne Zorneswuth abwehren dieses Unheil durch die Gabe, die mir als Jungfrau noch der rauhbehaarte Nessos dargereicht. Der trug für Lohn auf seinem Arm die Wandernden durch des Euenos tiefen Fluß, und wie ich aus dem Vaterhaus als junge Gattin zog mit Herakles, trug er auch mich auf seinen Schultern. Mitten in der Furth berührt' er mich mit schnöder Hand. Auf mein Geschrei erlegt' der Sohn des Zeus ihn mit dem schnellen Pfeil und sterbend sprach er: „„Oeneus' Tochter, noch Vortheil sollst du haben von deiner Fahrt, wenn du mir folgst, weil du die Letzte bist, die ich getragen. Nimm dieses frische Blut am Pfeil, den einst der Lerna Gift getränkt, so wird's ein Liebeszauber sein für deines Gatten Herz, und nie mehr wird ein andres Weib, so er erschaut, ihm lieber sein als du"". Es lag mir lange im Hause. Jetzt tünchte ich ein Unterkleid damit, daß nicht durch Frevel, sondern durch solch' Liebesmittel ich den Sieg gewinne über dieses Mädchen." — Der Chor billigt ihren Entschluß, wofern Vertrauen, daß das Mittel helfe, nur nicht fehle. — „Bald werden wir's erfahren, meint Deianira; denn eben nahet Lichas, der's ihm bringen soll." Und dem Herold das Gewand dar-

reichend, heißt sie es als Geschenk von ihren Händen dem Gatten übergeben: „Nicht mög' ein Sterblicher es früher hüllen um den Leib, noch eher es bestrahlen Sonn' und Feuerglanz, bevor er selbst den Göttern es gezeigt am Opfertage. Denn so gelobt' ich: wenn er einst gerettet käme heim nach Haus, sollt' er im neuen Kleid das neue Opfer bringen." — Sie giebt dem Diener noch zur Beglaubigung ihren Siegelring und trägt ihm auf, zu melden, wie im Hause wohlbehalten Alles stehe, wie sie freundlich die Gefangenen aufgenommen. „Ich fürchte, du sagst ihm eher von meiner Sehnsucht nach ihm, bevor du weißt, ob auch er nach mir gleiche Sehnsucht empfindet."

Sie gehen ab, und der Chor stimmt einen Gesang an zum Lobe des hohen Göttersohnes, der, nachdem er jeglicher Tugend Preis erbeutet, wiederkehrt zur Heimath, lang erharrt und in Angst und Thränen ersehnt von der Gattin. „Nun hat Ares sie von dem traurigen Tage befreit. Er erscheine vom Opfer her, durch die Salbe für seine Gattin eingenommen, wie der Kentaur es voraus gesagt." — Deianira kommt wieder, bebend vor Furcht, daß ihre That als Unheil sich erweisen könnte. „Denn die Flocke weißer Lämmerwolle, womit ich das Gewand gesalbt, kaum angestrahlt vom Sonnenlicht, schwand hin in Staub, und wo es lag, zischt blasenvoller Schaum, gleich wie von gährender Bakchosfrucht. Ach, jetzt erkenn' ich allzu spät, wie jenes Unthier sterbend mir nicht wohlgewollt; wie es durch mich den Sieger nur vertilgen wollte. Hat doch derselbe Pfeil ein jedes Wesen, das er berührt, schon gemordet: wie sollte nicht das schwarze Blutgift auch diesen umbringen? Doch fest steht der Entschluß: hab' ich ihn hingetilgt, so will auch ich nicht länger leben. Denn schmachvoll zu leben, trag' ich nimmermehr!" — Es ermahnt sie der Chor, den Erfolg der That erst abzuwarten; auch treffe mindrer Vorwurf sie, weil unvorsätzlich sie gefehlt. Da kommt Hyllos, die Mutter verwünschend: „Du hast mir den besten Vater heut getödtet! Ich traf ihn auf Euböa's Vorgebirge Kenäon, als eben er die Opfer schlachten wollte. Da bringt ihm Lichas dein Gewand, und als er's angelegt, so wie du es wünschtest, beginnt er das Opfer und betet, froh des Schmuckes, mit heiterm Sinn. Doch wie der Flammenstrahl auflodert vom Altar, schließt fest sich, wie vom Schmied gelöthet, ihm das Kleid an seine Glieder, und ein krampfhaft Zucken fährt durch sein Gebein, und furchtbar schreit er nach dem Unglücksboten. Der betheuert seine Unschuld: ganz wie du ihm das Gewand gegeben, hab' er's überbracht. Doch jener faßt, von Schmerz gefoltert, ihn beim Fuß und schleudert ihn den Meeresfelsen zu, daß aus geborstnem Haupt ihm Hirn und Blut emporspritzt. Und Grausen faßt das Volk und Niemand wagt zu nahen dem Wüthenden. Er wälzt am

Boden sich und springt empor mit Schreien und mit Heulen, daß der Fels rings wiederhallt. Und als er nachließ, da verflucht er dich, die Gattin, und des Oeneus Schwägerschaft, die ihm die Todesqual gebracht. Und mich erschauend, ruft er: „„Tritt herzu, mein Sohn, und fliehe nicht vor meiner Qual, und, fühlst du Mitleid, schaff aus diesem Land mich fort, daß ich daselbst nicht sterbe."" So ist er hier denn angelangt; doch seinen Tod möge Dike an dir rächen, denn du hast den besten Mann auf Erden getödtet, desgleichen man nie wieder schauen wird." — Schweigend entfernt sich Deianira, und auch Hyllos begiebt sich, der Mutter zürnend, weg.

Der Chor erkennt, wie furchtbar sich das gottverkündete Wort erfüllt, daß nach des zwölften Mondes Wechsel der Erzeugte des Zeus seiner Mühen Ende erreichen werde. „Von Gift durchzuckt, sinkt in den Tod er hin; denn nicht ahnte die Jammervolle, wie doppelzüngig der Rede Sinn, woher ihr grauses Geschick stammt. Jetzt jammert sie, und Thränen strömen, da den unseligen Irrthum das Schicksal enthüllt hat. Solch' thränenreiches Leid betrieb Kypris, und in stiller That brachte sie es zu Tage." — Ein Klageton erschallt aus der Wohnung. Neues Weh gebiert das Haus. Die Amme Deianira's stürzt heraus mit kummervollem Blick, verkündend, daß die Herrin starb, mit mörderischem Stahl in entsetzensvollem Leid sich selbst den Tod bereitend. „Denn als den Sohn sie sah, so erzählt sie, im Vorhof eine Lagerstätte breiten, da verbarg sie tief im Hause sich vor jedem Blick. Nieder stürzt sie vor den Hausaltar und weint, wie jetzt sie sei verlassen, durchirrt im Wahnsinn die Gemächer, jammert laut, wo nur ein lieber Diener ihr entgegentritt, ihr Unglücksloos beklagend. Und als sie still ward, stürzte sie schnell hin zum Ehebett, und mitten sitzend auf der Lagerstätte, begann sie unter Thränenströmen so: „„O Ruhebett, das einst die Braut empfing, leb' wohl, nicht wirst du mich in Zukunft noch in seinen Armen aufnehmen!"" Und lösend ihres Kleides goldene Spangen, entkleidet sie die linke Seite. Ich säume nicht, den Sohn zu rufen, und wie wir schnell dann wiederkehren, schauen wir dahingestreckt vom Schwert, das Herz durchbohrt, das unglückselige Weib. Aufschreit der Sohn; denn er erkannte, wie sein Jähzorn diese That habe angerichtet, zu spät belehrt durchs Hausgesinde von ihrer Unschuld. Vergebens ist sein Wehgeheul, vergebens Kuß, Umarmung und die Klage, daß er grundlos böse Schuld ihr zugewälzt. Er weint, daß er nunmehr sein Leben lang verwaist, den Vater wie die Mutter missen solle. So wandelbar ist Menschenglück!"

Die Mädchen erheben ihre Klage, unschlüssig, welches Jammerloos am traurigsten ihnen erschiene. Sie wünschen weit sich hinweg, daß sie nicht, des gewaltigen Göttersohnes Leiden erblickend,

vor Schmerz vergehen. — Doch schon ist er da, getragen von sorgsamen Freunden, die mit leisen Tritten nahen. Verstummt ist seine Klage. Hat er vollendet, oder liegt er tief in Schlummer? — Hyllos kommt und ruft ein Weh entgegen; aber der greise Geleiter heißt ihn schweigen, daß nicht er erwecke das grimmige Leid dem entsetzlichen Manne. — Doch Hyllos kann dem Schmerz nicht gebieten, und der Vater erwacht, und von Neuem erhebt er das Jammergestöhn:

„Wer bringt mitleidig durch Zaubergesang,
Durch heilende Hand
Das grausame Uebel in Schlummer?"

Schon faßt ihn wieder der Schmerz. Er ruft der Hellenen undankbar Geschlecht, für die er gereinigt Meer und Wald und so im Jammergeschicke vergeht, durch Feuer und Schwert ihm Erlösung zu bringen von gräßlicher Marter. — Es naht der Sohn. Ihn fleht er an, gewaltig mit dem Schwert den Nacken ihm zerhauend, so die Wuth zu heilen, die das gottvergeßne Weib ihm angeregt. „Mich, den nicht Zeus' Gemahlin, nicht Eurystheus' Haß verderben konnte, stürzet jetzt der Gattin Trug. Was nie ein Kampfheer, nie der Giganten Schaar vermocht, nicht Ungeheuer des Waldes, nicht Hellene, nicht Barbar,[1]) das thut ein Weib ganz weibisch ohne Schwert mir an! Als echter Sohn, o Hyllos, mögest du sie meiner Rach' ausliefern. Du siehst mich wie ein Mägdlein weinen, der ich sonst getragen ohne Klage jedes Ungemach." — Es wüthet stärker der Schmerz. — „O, fleht er, möge Zeus' Blitzstrahl mich treffen! Die schwersten Kämpfe hab' ich siegreich überstanden; nun tilget mich, den weitgepriesenen Sohn des Zeus, solch blindes, wildes Unheil jammervoll hinweg! Doch büßen soll, die mich bezwungen; lernen soll sie, daß im Leben wie im Tod ich Frevler strafe!" — Hyllos verkündet ihm, daß sie eben von eigenen Händen den Tod gefunden: „Sie fehlte, Gutes wähnend; denn nur deine Liebe wollte sie sich sichern, als dein neuer Ehebund ihr kund geworden. Nessos war's, der täuschend ihr das Gift gereicht als Liebeszauber." — „O jetzt erkenn' ich, daß ich des Lebens Ziel erreicht; denn längst hat mir der Vater offenbart, daß nicht der Tod von Einem, der da athmet, daß er mir von einem Todten werden würde. Auch ist mir dieser Tag als Ende meiner Mühen vorausbestimmt, und damit war mein Tod gemeint; drum sollst du mir, mein Sohn, auf Oeta's höchster Spitze einen Holzstoß häufen und mit auserwählten Freunden mich darauf heben, und dann, ergreifend einer Fichtenfackel Strahl, ihn ohne Seufzer, ohne Thrän' entzünden." — Es

[1]) Im Text sehr kühn: οὔθ' Ἑλλάς, οὔτ' ἄγλωσσος.

scheut der Sohn, mit eigener Hand den Holzstoß zu entflammen; das Andere will er thun. — Und dies genügt dem Vater. „Aber noch sollst du zur größeren Wohlthat mir die kleinere fügen: des Eurytos Tochter, die jugendliche Jole, sollst du zur Gattin nehmen.“ — Hyllos weigert sich, die seiner Mutter Tod verschuldet, in sein Haus zu führen. Doch strengen Fluch der Götter droht der Vater dem Unfolgsamen, und der Sohn verspricht's. — „Jetzt, heißt Herakles, ehe wiederkehrt der Schmerz mir, hebet mich empor, daß mir die Ruhe werde von der Qual und ich mein letztes Ziel erreiche!“ — Und vom Chor begleitet trägt ihn Hyllos mit seinen Freunden hinweg, erkennend, daß Alles die Hand des Zeus so gefügt hat.

β. Ajax.

In dem tragischen Untergange eines der herrlichsten Helden vor Troja, des Telamoniers Ajax, zeigt uns der Dichter der Sterblichen Loos:

Wir alle, die wir leben, sind nichts anderes
Als Scheingestalten, als ein flüchtig Schattenbild.

Drum soll der Mensch nie ein frevelhaftes Wort gegen die Unsterblichen reden und sich nicht überheben, wenn er an Kraft oder Reichthum einen andern übertrifft.

Ein kurzer Tag senkt nieder alles Menschenwerk,
Und hebt es wieder; aber nur dem frommen Mann
Sind hold die Götter, und den Bösen hassen sie.

Im Schmerze, daß die Atriden den Streit um die Waffen des Achilleus zu Gunsten des Odysseus entschieden haben, beschließt Ajax in unmäßiger Zorneswuth, alle Führer der Argiver zu ermorden. Schon hat er in dunkler Nacht die Doppelthore der Feldherren erreicht, da wandte Athene ihn abwärts, Wahnsinn ihm ums Auge werfend. Er stürzt auf die Heerden ein, und tödtend oder fangend Stiere und Böcke, glaubt er Rache an seinen Feinden zu vollziehen. — Jetzt ist er wieder im Zelte, um das Odysseus, dem die nächtliche That und der auf Ajax fallende Verdacht derselben bereits gemeldet ist, spähend herumschleicht. Ihm naht Athene, kündend, was so eben sie für ihn und Argos' Führer gethan. — Auf ihren Ruf erscheint Ajax und dankt ihr den vermeinten Sieg: „Nicht mehr vermögen die Atriden mir zu schaden, und gefesselt halt' Odysseus ich im Hause, daß er schmachvoll durch die Geißel sterbe.“ — Er kehrt ins Zelt zurück, und Odysseus selbst stimmt seines Feindes Wahnsinn zur Wehmuth.

Nach Beider Weggang tritt der Chor Salaminischer Schiffer auf, beunruhigt von dem Gerüchte der tollen That ihres

Herrn. Sie zweifeln, ob es wahr sei, oder von Feinden ihm zur Schmach erfunden; drum möge er nicht länger im Zelte sich bergen, vielmehr den Spott den Verfolgern wehren. — Tekmessa, die Tochter des Phrygiers Teleutas und die Gattin des Ajax, tritt aus dem Zelt und bestätigt dem Chor die irre That: „Jetzt ist er wieder zur Vernunft zurückgekehrt, und wie er sah die Gräuel rings im Zelt, da schlug er laut schluchzend sich das Haupt, dann setzt' er stumm sich nieder, raufte mit den Nägeln sich das Haar, stieß Drohung aus, wenn ich ihm nicht die Wahrheit künde. Und wie er hörte seiner That Unseligkeit, da klagt und seufzt er, wie er nie zuvor gethan, und weigert Trank und Speise, sinnend schwere That. Wohlan, ihr Freunde, kommt zum Beistand mit hinein; vielleicht, daß Freundeszuspruch ändert solchen Sinn." — Aus dem Zelt ertönt Ajax' Klage. Er ruft nach seinem Sohn, nach seinem Bruder. Da öffnet Tekmessa das Zelt, und Ajax, seine Freunde schauend, fleht, zu jenen auch ihn hinzuschlachten. „Denn nimmer trag' ich solche Schmach, daß ich, der furchtlos sonst der Feinde Kampf bestanden, gegen schwaches Vieh jetzt meine Kraft gerichtet habe, worüber wohl die Feinde laut und freudig mich verlachen werden. Vernichten möcht' ich sie und selbst dann sterben! Denn ich, ein Mann, wie keinen noch aus Hellas sahen die Fluren Troja's, bin nun ehrlos hingestreckt! Soll ich zur Heimath kehren? Welches Auge zeigt' ich da dem Vater Telamon, wenn ohne Siegeslohn von da ich wiederkehre, woher er selbst einst kam mit höchstem Heldenruhm bekränzt? Soll ich allein der Troer Schutzwehr stürmen und im edeln Kampf den Tod mir suchen? Dann würd' ich nur des Atreus Söhn' erfreuen. Drum solche That werd' ausgedacht, die meinem Vater zeig' unzweifelhaft, daß nicht ich seinem Stamm entartet sei. Ein edles Leben oder Tod ziemt hohem Sinn!" — Ihn fleht Tekmessa, hülflos sie doch nicht zurückzulassen. „Dulden müßt' ich ja mit meinem Söhnlein Knechtschaft dann und bittre Kränkungsreden hören, wenn ich, des Stärksten Gattin einst, als Magd im schweren Dienst mich mühte. Auch scheuen mußt du deiner greisen Eltern Kummer; sie flehen die Götter an, bald lebend dich daheim zu schauen. Und Mitleid schenke deinem Kinde, das, beraubt der Aufsicht seines Vaters, harter Vormundschaft Druck fühlen wird. Und endlich meiner mögest du gedenken; denn es zeugt ja sonst auch Liebe wieder Liebe. Sieh, deiner Faust erlag mein Vaterland und meine Mutter; der Vater aber stieg durch das Geschick in Hades' Reich. Drum ist allein in dir anjetzt mein Heil!" — Ajax verlangt nach seinem Sohne Eurysakes, den die Mutter vor dem Wahnsinne des Vaters weggebracht hatte. Ein Diener bringt ihn, und der Vater läßt ihn schauen den frischen Mord, daß unerschütterlich er sich als eines Helden Kind bewähre. „An

deines Vaters rauhe Weise mögest du bei Zeiten dich gewöhnen und, an Glück den Vater übertreffend, ihm im Andern gleich sein; dann wirst gewiß nicht schlecht du werden. Wenn du einst gelernt hast, was Schmerz, was Freude sei, dann strebe, deinen Feinden wohl zu zeigen, wessen Stamms du seist. Bis dahin laß deine Seele in heitrer Luft erstarken, deiner Mutter zur Freude. Als Schutz bleibt dir mein Bruder Teukros, bleiben meine Freunde hier, die Kampfgenossen aus der heimischen Insel. Bringen sollen hin sie dich zu Telamon, dem Vater, und zur Mutter Eriböa, daß in ihrem Alter du sie pflegest, bis zur Unterwelt sie wandeln. Zum Erbe laß ich dir den undurchbrochnen Schild; die andern Waffen sollen mit mir begraben werden. Jetzt geht ins Zelt hinein, wo ohne Klaggeschrei des Kommenden ihr harren sollt." — Nicht hörend auf die Bitten des Chores und der Tekmessa, begiebt er sich selbst hinein, und ihm folgt Tekmessa mit dem Kinde.

Der Chor beklagt sein Loos: „Fern von der Heimath in des Ida Land muß ich mich hinzehren in Furcht, zu schauen des Hades gewaltiges Haus. Und mich quälet Ajax' Geschick, des mächtigen Siegers, dessen ehemals tapfre Thaten die Atriden jetzt verachten. Im Schmerz wird jammern die greise Mutter, die Brust schlagend und das graue Haar ausraufend, hört sie des Sohnes irres Weh, schrecklicher noch als der Tod, und den unglücklichen Vater erwartet des Unheils Sage vom Sohne, wie keines traf des Aeakos Kinder außer diesem." — Ajax erscheint mit Tekmessa wieder. „Mir hat, so sagt er, endlich meinen starren Sinn Tekmessa nun gebeugt. Nicht will ich Frau und Kind verwittwet und verwaist bei Feinden lassen. Hin nur gehe ich, dort im Bad auf den Wiesen am Ufer des Meeres der Hand Besudelung zu reinigen und der Göttin schweren Zorn zu sühnen. Und bergen will ich die verhaßte Waffe, die Unglücksgabe, die einst Hektor mir geschenkt, tief in der Erde Schoß, nachgebend dann den Obern, den Atriden Ehrfurcht zollen und den Freunden helfen mit Ergebenheit. Ins Zelt begieb dich jetzt, Tekmessa, flehe zu den Göttern, daß mir mein Entschluß nach Herzens Wunsch gelinge, und Teukros, wenn er kommt, mögt ihr bedeuten, daß er mein gedenke und den Freunden sich wohlwollend zeige.

Ich will nun gehn, wohin die Noth zu gehn mich zwingt;
Ihr aber thut nach meinem Wort, und bald vielleicht,
Leid' ich auch jetzt noch, höret ihr gerettet mich."

In Wonne erbebt und jauchzt vor Freude der Chor auf: „Pan möge, vom schneeigen Gipfel Kyllene's erscheinend, anführen den Freudentanz; auch Apollon komme von Delos; denn Ares verscheucht des Auges ängstendes Dunkel, und Tagesglanz hat

Zeus gewährt. Ajax nahet nach heiliger Sitte den Göttern wieder, und unerwartet entsagt er dem schweren Groll und der Atriden Feindschaft.“ — Ein Bote erscheint und meldet: „Eben kehret Teukros aus Mysien zurück, den, wie er mitten durch das Lager kam, das Heer mit Beschimpfung wegen seines Bruders Mordversuch verhöhnte. Und Steine flogen schon, und aus den Scheiden rissen drohend sie die Schwerter; kaum konnte sie der Greise Rath beschwichtigen. Drum bin ich hergeeilt, es Ajax zu verkünden.“ — Doch wie der Bote hört, daß Ajax fern sei, jammert er laut auf: „Es hat dem Teukros Kalchas dringend anbefohlen, den einen Tag nur Ajax wohl zu wahren in dem Zelt, da diesen Tag ihn Pallas' Zorn verfolge. Ihm grollen die Götter seiner Frevelworte wegen, die prahlend einst er ausgestoßen, als der Vater ihn beim Abschied mahnte, mit den Göttern stets den Sieg zu suchen. „„Auch der Feige, sprach er, vermag mit Göttern zu siegen; ich wage es ohne sie, nach solchem Ruhm zu streben!““ Und als ein andermal Athenens Wort ihm Kampf gebot, da wollte er nicht gehorchen. Deshalb nun zürnen ihm die Götter, weil er Gedanken hegte, wie sie für den Menschen sich nicht geziemen. Doch überlebt er diesen Tag nur, könnte noch vielleicht mit eines Gottes Hülfe ihm Rettung werden.“ — Vom Chore gerufen, kommt Tekmessa, und des Boten Kunde hörend, eilt sie jammernd fort, den Gatten aufzusuchen, und auch die Genossen mahnt sie, schleunig jeden Winkel auszuspähen, daß sie den retten, der seinem Tode entgegeneile.

Die Scene verwandelt sich in eine öde Gegend am Meere, und Ajax tritt allein auf. Er steckt den Griff des Schwertes, das ihm einst Hektor gegeben, und das er eben neu geschärft am Steine, fest in den Boden, und bereit zur That, erfleht er zuerst von Zeus: „Zu Teukros sende schnelle Botschaft, daß mich meines Bruders Hand bestatte, nicht die Feinde zuvor meinen Leichnam schändend Hunden oder Vögeln hin zum Fraße werfen. Dich ruf' ich, Hermes, daß du sanft zur Ruh' mich bringest, und euch, Erinyen, meinen Tod zu rächen an des Atreus Söhnen, daß sie stürzen, durch ihr eignes Blut dahingewürgt, und endlich dich, o Helios, zu melden meinen greisen Eltern mein herbes Irrsal und mein Todesloos. Wohl wird die Mutter lautes Klaggeschrei durch die Stadt erheben. Doch gilt es jetzt nicht vergeblich zu klagen, sondern rasch zu handeln.

Und so erscheine denn mir mitleidsvoll der Tod!
Zum letzten Male grüß' ich jetzt der Sonne Glanz.
Und Salamis, wo der Väter Herd gegründet steht,
Und die hochberühmte, stammverwandte Burg Athens;
Und euch, ihr Quellen, Flüss' und Fluren Ilions,

Die ihr gepflegt mich, ruf' ich zu ein Lebewohl
Als letztes Wort, das ihr vernehmt aus Ajax' Mund.
Das Andr' im Hades künd' ich bald den Unteren."

So stürzt er sich in das Schwert. — Ihn suchend, tritt der Chor auf, und auch Tekmessa kommt und erblickt des Gatten Leiche. Beide erheben die Klage um den Todten. Da naht auch Teukros, dem das Gerücht des Bruders Tod schon gemeldet hat. Er heißt des Ajax Sohn herbringen und jammert über sein und seines Bruders Mißgeschick: „Mir wird der Vater Telamon, komm' ich allein nach Haus, vorwerfen, daß ich feig verrathen meinen Bruder, des Todten Erb' und Macht begehrend, und fort mich treiben aus dem Vaterland." — Jetzt erscheint Menelaos und verbietet Ehre und Grab dem Todten: hingestreckt auf weißem Meeressande lieg' er Vögeln da zum Fraße. — Vergebens mahnt der Chor, Versündigung an einem Todten zu scheuen, und Teukros droht, trotz Verbot dem Bruder ein Grab zu geben. Nach harter Reden Wechsel entfernt sich Menelaos. — Tekmessa kommt mit dem Sohne. Ihn heißt Teukros seines Vaters Leichnam als ein Bittender umfassen und ihres Haares abgeschnittene Locken als ein Todtenopfer in den Händen halten: „Und wagt' ein Mann des Heeres, wegzustoßen dich vom Todten, so sterb' er grablos, mit den Wurzeln seines Stammes abgemäht, wie eben ich die Locken abgeschnitten. Ich selber gehe jetzt, ein Grab dem Bruder zu bereiten, und sollt' es auch kein Mensch erlauben." — Es klagt der Chor: „Nie endet die Noth im Troergefild! O wäre der Mann in die Luft entschwunden, oder in den Hades, der zuerst der Waffen Gebrauch und den Krieg die Menschen gelehrt! Denn der Menschenverderber erlaubt nicht der Kränze, noch der Becher Lust beim fröhlichen Mahle, noch der Flöten Getön, noch die freundliche Ruhe der Nacht. In einsamer Nachtwache liegt der Krieger, benetzt die Locken vom Thau. Bis jetzt noch hat uns Ajax immer beschützt; doch nun entriß ihn ein verhaßter Dämon und mit ihm alle Lust. Hinfliehen möchten wir nach Sunions meerumspültem Fels, und das heilige Athen begrüßen."

Teukros kehrt zurück, und bald tritt auch Agamemnon auf. Den Streit Beider um des Ajax Bestattung unterbricht Odysseus. Er tadelt Agamemnon, daß er Bestattung weigern wolle jenem Manne, der, wenn auch ihr Feind, doch der Beste Aller war im Troerkampfe, Achill nur ausgenommen: „Mit Unrecht würden schänden wir solch einen Mann!" — Agamemnon giebt endlich, wiewohl ungern, nach und Odysseus bietet Teukros seinen Beistand an, den Helden zu bestatten. Dieser lehnt die Hülfe ab, die vielleicht dem Todten nicht ganz willkommen wäre; doch soll' Odysseus ihm als Edler stets gepriesen sein. — Der Leichenzug

beginnt. Den Todten erhebt mit dem Sohne zugleich der Bruder empor, und wer ihm als Freund sich bekennet, sagt Teukros, der zeige um den Mann sich bemüht, dem Keiner an Trefflichkeit gleichkam. — Und auch der Chor folgt, bekennend:

„Wie viel anschauend der Mensch auch erkennt:
Was die Zukunft bringt, weissaget er nicht,
Bevor er nicht selbst sie erschaut hat.“

Man hat mehrfach die Schlußscenen des Ajax und den weiteren Fortgang der Handlung, nachdem bereits die Katastrophe mit dem Tode des Helden erfolgt, getadelt, ja man hat behauptet, daß durch diese Scenen die Einheit der Handlung gestört werde. Aber so wenig Homer die Ilias mit dem Tode des Hektor schließen konnte, sondern uns nächst der Leichenfeier des Patroklos auch noch die Todtenklage um diesen Helden und seine Bestattung vorführen mußte, ebenso wenig konnte der tragische Dichter sein Stück mit dem Tode des Ajax abbrechen, zumal dieser selbst die Befürchtung ausgesprochen, daß wenn Teukros nicht schnell Hand ans Werk lege, sein Begräbniß vereitelt werden möchte (v. 827 ff.). Mit Recht sagt daher Bernhardy: „Der Dichter konnte mit dem Tode des Helden nicht abschließen. Wenngleich dieser dem Leben entsagt, um die Schande nicht zu überleben, so fordert doch der verbrecherische Gedanke seiner That die Gegner heraus. Noch über den Tod hinaus reicht die strafende Hand; der weltliche Richter konnte seine Rache nehmen und das Begräbniß versagen. Hier allein liegt ein Wendepunkt der dramatischen Handlung; beim Streit um das Begräbniß, der über den Rechtspunkt hinweggeht, soll man annehmen, daß die Göttin versöhnt ist, und durch den Mund des von ihr geliebten Fürsten empfängt der gefallene Held ein Lob, welches an sein Verdienst erinnert und jeder ehrenvollen Genugthuung gleichkommt.“

γ. Philoktetes.

Im Philoktetes läßt uns der Dichter einen Mann im Kampfe mit Körper- und Seelenleiden sehen. Philoktetes ist ein echter Held der Homerischen Zeit und der unverkünstelten Natur, der sich des lauten Schreies, den ihm die Schmerzen seiner Wunden auspressen, nicht schämt, ihnen aber über seine Gesinnung keine Macht läßt. „Seine Klagen sind die eines Menschen, aber seine Handlungen die eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich, noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann“ (Lessing). — Das

Stück erhielt den ersten Preis unter dem Archon Glaukippos, Ol. 92, 3 = 410.

Philoktetes, der Sohn des Pöas, von dem giftigen Bisse einer Natter am Fuße verwundet, wurde auf dem Zuge nach Troja, als er auf Lemnos' ödem Ufer eingeschlafen war, auf den Rath der Atriden und des Odysseus treulos verlassen, weil sein wildes Schreien stets das Lager mit Gestöhn und Angstruf erfüllte und jede Götterfeier störte. Zehn Jahre lebte er hier in des Jammers reicher Fülle, als den Danaern der Ausspruch ward:

Es stürzet nie das Land des Dardanos, wenn nicht
Neoptolem, Achilleus Sohn, mit Herakles'
Geschoß, das Philoktet besitzt, sich waffnen wird.

Odysseus hat sich daher mit Neoptolemos nach Lemnos begeben, und, bei der Höhle des Philoktetes angelangt, finden sie sie menschenleer, nur mit dürftigem Hausrath versehen. Odysseus läßt den Neoptolemos einen Diener auf weitere Kundschaft aussenden und lehrt ihn nach dessen Weggange, wie er mit List den Helden täuschen solle. — Doch dessen edles Herz verschmäht die Lüge: „Fangen will ich mit Gewalt den Mann; doch böse List zu üben, bin ich nicht geboren. Es ist ein Leichtes ja, den fußgelähmten Mann zu überwinden.“ —

„Die Zung' ist's, nicht die That, die alles lenkt,

entgegnet ihm Odysseus; denn mit List nur können Philoktet wir fangen, da sein unentfliehbar, mörderisch Geschoß ihn unbesiegbar macht. Drum, willst du Troja zwingen, mußt du, wie's das Schicksal festbestimmt hat, den Bogen dir, und zwar durch Trug, verschaffen, und heißen wirst du klug und tapfer dann zugleich.“ — Der Jüngling erklärt sich endlich dazu bereit, und Odysseus verspricht, sogleich den Späher als Schiffsherr verkleidet ihm zum Beistand herzusenden, und Hermes' und Athene's Hülfe erflehend, geht er ab.

Neoptolemos heißt sein Gefolge, das den Chor bildet, umherspähen und schnell, zum Dienste bereit, herbeieilen, wenn der Höhle Bewohner nahe. — Das elende Dach und das traurige Loos des Verlassenen erregt das Mitleid der Fremden: „Von menschlicher Pflege fern und nie von freundlichem Aug' erquickt, muß einsam bei den Thieren des Waldes, von Schmerz und Hunger verzehrt, in unendlicher Sorge der edle Held sich abquälen, wo nur Echo seine Klagen wiedertönt.“ — „Sein Leiden und seine jetzige Verlassenheit, erklärt Neoptolemos, ist durch der Götter Beschluß über ihn verhängt,

Daß nicht gegen Ilions Veste zu früh,
Er spanne der Götter gewaltig Geschoß,

Bis die Zeit sich genaht, daß sie diesem erliegt,
Wie der Götter Spruch ihr beschieden.

Philoktet ist inzwischen herangekommen und forscht nach den Fremden; und wie er hört, daß sie Hellenen seien, ist er dessen froh. Er nennt seinen Namen und schildert, wie die Griechen ihn hier einst zurückgelassen haben und welche Leidenslast durch des Odysseus und der Atriden freche That ihn niederdrücke. In seine Schmähungen der Heeresführer stimmt auch Neoptolemos ein: „Auch mich, o Sohn des Pöas, haben sie getäuscht. Denn als sie mich geholt aus Skyros hin nach Troja, weil verhängt sei, daß Pergamos durch mich nur stürze, versagten sie dem Kind des Vaters Waffenschmuck, den sie Laertens Sohne zugesprochen. Darüber zürnend, schiff' ich jetzt nach Skyros heim." — „Bei deinem Vater, deiner Mutter fleh' ich dich, bei Allem, was daheim dir theuer ist: o laß mich nicht allein zurück in solcher Qual! Nimm mich mit dir, wenn auch die Ladung viel Beschwerlichkeit dir bringet. Anweisen kannst du mir des Schiffes schlechtesten Raum, wo ich am wenigsten belästige das Schiffsvolk; nur nicht verlassen sollst du mich, den Armen; fußfällig fleh' ich dich darum. Dem Leidenfreien ziemt's, dem Leidenden zu helfen." — Mit ihm vereinigt auch der Chor seine Bitten: gern wollen sie die Last des Kranken tragen. Und Neoptolemos sagt ihm die Rettung zu. — Aufjauchzt Philoktetes vor Freude: er will nur noch zum letzten Male das unwirthbare Land, das ihm so lange Heimath war, begrüßen. — Da tritt der Späher als Kaufmann verkleidet auf: „Ein Handelsmann, so meldet er, komm' ich von Troja. Daselbst hab' ich vernommen, daß die Griechen ein Geschwader ausgesendet, geführt von Phönix und des Theseus Söhnen, dich, Neoptolemos, zurückzuholen. Und auch Odysseus ist mit Tydeus' Sohn gesandt, zu fahen einen andern Mann, den edeln Philoktetes; denn Helenos, des Priam's Sohn, verkündete, daß Troja nur durch diesen fallen könne." — Sobald Philoktetes dies gehört, treibt er den Neoptolemos zur Eile: „Nur wenig hab' ich mitzunehmen: ein Heilkraut, meiner Wunden Schmerz zu lindern, und wenn ich vielleicht etwas zurückgelassen habe, was zu diesem Bogen gehört." Denn er hält den Bogen in der Hand, den ihm einst Herakles geschenkt hat. Als dies Neoptolemos vernommen, wünscht er den Bogen genauer zu besehen, ihn in seiner Hand zu tragen und zu küssen, gleich als wär 's ein Gott. — Und gern reicht Philoktetes ihm sein größtes Gut: „Du sollst es nehmen und mir wiedergeben, damit allein der Menschen du dich rühmest, die Waff' als deiner Tugend Lohn berührt zu haben. Denn ich erwarb sie auch durch milde That; drum neid' ich nicht, daß der sie fasse, der mir Milde zeigt."

Beide begeben sich in die Höhle, und der Chor, von Mitleid erfüllt, vergleicht Philoktetes' Qualen mit der Strafe Ixions auf ewig rollendem Rade. „Doch dieser frevelte gegen Zeus; jener aber, nimmer Raub übend, noch Gewalt, edel mit edlen Männern gehend, fiel so unwürdig dem Verderben anheim. Wie konnt' er nur solch' Jammergeschick aushalten! Einsam und des Fußes Kraft beraubt, der Nachbarn Trost und Hülf' entbehrend, ward ihm nicht zur Speise der Erde Frucht, noch was sonst Menschen genießen, nur was ihm der Pfeil gewann. Nicht labt ihn süßen Weines Trank, nur Wasser aus stehendem Pfuhle. Doch nun wird er durch den Sohn edler Männer aus solch traurigen Leiden herrlich und groß hervorgehen. Ihn wird das Steuer führen zur Heimath an des Spercheios Gestade, wo Herakles zum Göttersitze in Flammengluth vom Oeta emporgestiegen."

Neoptolemos und Philoktetes treten wieder aus der Höhle. Dieser ächzt und unterdrückt und leugnet erst den Schmerz; doch länger kann er seine Qualen nicht verbergen. Er vergeht vor Weh und bittet, daß Neoptolemos ihm mit einem Schwert den Fuß abhaue, nimmer seines Lebens schonend. Sein Geschoß giebt er ihm in Verwahrung, es zu schützen vor dem Feinde, bis seiner Krankheit Marter nachgelassen in dem Schlummer, der den Erschöpften überfalle. Und immer grimmer wird der Schmerz. Er heißt den Freund in Flammengluth zu Asch' ihn brennen, wie er selber einst dem Sohn des Zeus gethan. Und in dem Uebermaß der Qualen irrt ab der Sinn. Er stürzt zur Erde, schweißbetrieft; es strömt das Blut vom Fuß, und endlich sinkt er in tiefen Schlummer. — „Jetzt ist es Zeit, räth der Chor dem Herrn, auszuführen, während der Arme schläft, was du beschlossen." — Doch der Jüngling verschmäht der Täuschung Vorwurf, und fruchtlos wäre ja doch des Bogens Beute, bliebe dieser hier, den zugleich der Gott zu bringen befahl. — Philoktetes erwacht und dankt den Freunden ihre treue Hut. Jetzt drängt er zur Abfahrt. — Da schwankt Neoptolemos, ob er den Trug vollende, oder ihm die Wahrheit künde. Das Edele siegt, und er gesteht: „Nach Troja dich zu holen, kam ich her, treu dem Befehl der Heeresführer." — „Verloren und verrathen bin ich, klagt Philoktetes, von dem, der Schutz und Rettung mir versprochen, von eines edeln Vaters unedlem Sohne! Das Geschoß verlang' ich wieder, ohne das ich nahrungslos verschmachten müßte, denen nun ein Raub, die ich mit meinen Pfeilen sonst getödtet!" — Neoptolemos ist gerührt, und unentschlossen, fragt er seine Gefährten, was zu thun. Da tritt plötzlich Odysseus vor. Philoktetes erkennt ihn. Den Bogen will er wieder. Umsonst! Mit Zwang droht Odysseus ihn hinwegzuführen, wenn er nicht freiwillig folge. — Doch entschlossen ist Philoktetes, von Fels zu Felsen stürzend, so sich selbst den Tod

zu geben. Von den Fremden festgehalten, fleht er allen Fluch auf seine Dränger. — Odysseus heißt ihn frei entlassen: „So mögst du denn auf Lemnos bleiben; denn der Waffen nur bedürfen wir, nicht deiner! Auch Andre wie Teukros und ich selbst, verstehen das Geschoß zu spannen, und der Ruhm, der dir ist zugedacht gewesen, wird dann mein sein!" — Flehend wendet sich Philoktetes an Neoptolemos und seine Gefährten: „Achilleus' Sprößling, soll ich denn kein Wort mehr von dir vernehmen? So willst auch du denn mich verlassen? Auch ihr, o Freunde, wollt euch meiner nicht erbarmen?" — Gerührt heißt Neoptolemos, der mit Odysseus sich entfernt, die Gefährten bleiben, bis das Schiff bereit sei: „Vielleicht bedenkt er noch sich eines Bessern!" — Es jammert der Held: „Ach, nun werd' ich nimmer wohl die Felsenkluft verlassen! Mein Trost ist hin! In Mangel und Bekümmerniß muß ich verschmachten! Verhöhnt und getäuscht bin ich von meinen Feinden. Den Bogen selbst, wäre Verstand ihm gewährt, würde seines Herrn Loos jammern; unwillig nur würd' er den trugersinnenden Betrügern dienen. Furchtlos kann nunmehr der Höhle nahen das hochfliegende Vögelgeschlecht und der wildschauenden Thiere Schwarm, da matt die Kraft und geraubt mir das Geschoß ist. Eilet, an meinem Fleisch euch zu sättigen; denn hin ist ohnedies mein Leben!" — Der Chor bittet ihn nachzugeben und nach Troja ihnen zu folgen. — Zürnend heißt sie Philoktetes ihn sogleich verlassen. Doch wie sie sich entfernen wollen, fleht er. „O erbarmet euch mein! Bleibet; nicht kann ich euch folgen, selbst nicht, wenn mit dem Blitzstrahl Zeus mich zu versengen drohte! Einen Wunsch gewähret mir: reicht mir eine Mordwaffe, daß ich, Haupt und Gebein zerhauend, in den Hades wandle, wie sehr ich mich auch nach der Heimath sehne!"

Er geht in die Höhle, und Odysseus und Neoptolemos treten wieder auf. Dieser kommt, den Fehl, den er begangen, wieder gut zu machen. Wiedergeben will er Philoktetes den Bogen, den er ihm mit List genommen. — Ihm droht Odysseus mit der Griechen Strafe. — Umsonst:

„Denn bei Gerechtem fühlt der Edle keine Furcht."

Jetzt faßt Odysseus nach seinem Schwerte. Dasselbe thut auch Neoptolemos. Da weicht jener dem Kampfe aus und droht, dem Heer es zu verkünden, das ihn strafen soll. — Neoptolemos ruft Philoktetes aus seiner Höhle: „Zwar, spricht er zu ihm, lieber wär' es mir, du gäbest guten Worten nach; doch wenn du fest beharrst auf dem Entschluß, so reich' ich dir das Pfeilgeschoß zurück." — Nochmals eilt Odysseus herbei, die That zu hindern. Zu spät! Schon besitzt Philoktetes den Bogen wieder und er droht, auf seinen Feind den Pfeil zu senden; doch Neoptolemos

hält seine Hand: „Ertragen muß der Mensch das gottgesandte Loos. Doch schadet Jemand sich wie du muthwillig selbst: dann nicht verdient er Mitleid, noch Entschuldigung. Du willst nicht wohlgesinntem Rathe folgen; und doch beschwör' ich dich bei Zeus, mein Wort zu hören. Aus göttlichem Geschick kam dir das Uebel, das nicht eher von dir entweicht, als bis freiwillig du nach Troja kommst. Da werden die Asklepiaden dich vom Schmerz befreien, und Ilion stürzt durch dich und mich mit diesen Waffen. Dies nämlich hat uns Helenos verkündet, und so wirst du zu deiner Heilung den höchsten Ruhm der Erstürmung Ilions noch gewinnen." — Vergebens! Philoktetes weigert sich, den Atriden und dem Odysseus, den verhaßten Feinden, sich zu nahen. „Auch du sollst nicht mehr hin nach Ilion, wo deines Vaters Waffen sie dir raubten, und denken mögest du, was du mir hast geschworen, auf deinem Schiff nach Haus mich zu geleiten." — „Dem Eide bleib' ich treu, spricht Neoptolemos:

Auf denn! Laßt uns jetzt aufbrechen! Aber wie gewährst du Schutz
Mir und meinem Vaterlande gegen der Hellenen Haß?" —
Phil. „Mit des Herakles Geschossen halt' ich sie dir Alle fern!"

Den Aufbrechenden erscheint Herakles:

„Der himmlischen Höh'n Thronsitzen enteilt,
Zu verkünden des Zeus Rathschluß und Gebot,
Weis' ab ich den Weg, so, Pöas' Sohn,
Du eben beginnst.
So vernimm denn meine Gebote!

Du sollst nach Troja, wo, von Krankheitsnoth erlöst,
Du Paris tödten und die Stadt zertrümmern wirst.
Der Beute Bestes sende deinem Vater hin,
Und was dir dann noch übrig bleibt, das weihe du
Auf des Herakles Scheiterhaufen dem Geschoß.
Neoptolem und Philoktet, ein Leuenpaar,
Sollt ihr vereint stets schützen gegenseitig euch;
Denn Beide nur verbunden nehmt ihr Troja ein,
Das durch dieselbe Waffe sinkt zum zweiten Mal.
Nur schont, das Land verwüstend, was der Götter ist!"

Philoktetes fügt sich in Gehorsam, und freudig scheidend dem Lande ein Lebewohl zurufend, eilt er mit Neoptolemos zu den Schiffen. — Es folgt der Chor, flehend zu den Nymphen des Meeres, die Fahrt zu beschirmen.

Der Philoktet ist das einzige Stück des Sophokles, in welchem die Lösung durch das Erscheinen eines Gottes, den deus ex machina, zu Stande kommt. Allerdings war bei der Art, wie der

Dichter den unbeugsamen Charakter des vielgeprüften Philoktet uns vorgeführt hat, eine andre Lösung nicht recht möglich.

Dio Chrysostomus konnte im zweiten Jahrhundert den Philoktet des Sophokles noch mit dem des Aeschylos und Euripides vergleichen (or. LII). Er gab mit Recht dem Stücke des Sophokles wegen seiner tief tragischen Anlage und der meisterhaften Durchführung der Charaktere vor den beiden andern den Vorzug.

δ. Elektra.

Die Elektra behandelt denselben Stoff, wie die Choephoren des Aeschylos. Doch hat Sophokles nicht Orestes, sondern Elektra zur Hauptperson des Stückes gemacht. Wenn bei Aeschylos die That des Orestes als Blutrache für den hingemordeten Vater erscheint, so liegt zwar bei Sophokles dieses Motiv der Handlung des Orestes ebenfalls zu Grunde, tritt aber zurück gegen die Nothwendigkeit, die Schwester zu retten, und wird dadurch für Orestes aus dem Gebot des strengen Naturgesetzes in die sittliche Pflicht eines edlen Gemüthes umgewandelt. Denn die leidende Elektra ist es, für die der Dichter unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Sie trotzt mit männlichem Muthe aller Schmach und jedem Unrecht, das sie trifft, so lange sie noch auf Orestes' Hülfe hofft; doch als sie seinen Tod erfährt, da ist auch ihre letzte Hoffnung dahin. Bald will sie freundelos hinschmachten, und dann komme, sie zu tödten, wer der Hausbewohner darob erzürnt; denn hin ist aller Reiz des Lebens (Electr. 809 sqq.); bald will sie selbst das Rachewerk vollziehen und edel so sich retten oder in den Tod gehen (Electr. 973 sqq.). Da erscheint Orestes unerwartet als Rächer und Retter. Seine grause That wird dadurch gemildert, daß sie nicht blos den Vater durch das Blut der Mörder versöhnt, sondern auch die edle Dulderin Elektra von der entmenschten Mutter und dem grausam feigen Aegisthos, ihren Drängern, erlöst. Daher dürfen keine Erinyen den Befreier seines Hauses und den Retter seiner Schwester verfolgen; er selbst ist gleichsam eine sittliche Erinys, die nicht blos die blutige That, sondern auch den Frevel der Mörder bestraft, die die um den Vater trauernde Tochter, welche „durch ihre Frömmigkeit gegen Zeus den ersten Preis in Befolgung seiner erhabensten Gebote davontrug" (Electr. 1095), mit Spott und Qualen mißhandeln. — Man erzählt, daß bei einer späteren Aufführung der Elektra der Schauspieler Polos die Titelrolle gespielt habe, wie überhaupt bei den Alten seit Phrynichos Frauenrollen eingeführt hatte, dieselben durch Männer gegeben wurden. In der Scene, in welcher Elektra, den Aschenkrug des Bruders fassend, den Orestes beklagt, soll er sich der Todtenurne seines eigenen Sohnes, der ihm kurz vorher gestorben

war, bedient und so eine erschütternde Wahrheit in sein Spiel gelegt haben (Gell. VI, 5).

Die Scene des Stückes ist vor dem Palast des Agamemnon in Mykene. Der alte Pfleger, der einst nach des Vaters Morde den jungen Orestes von der Schwester empfangen und gerettet und als seines Vaters Rächer großgezogen hatte, hat ihn jetzt mit seinem Freunde Pylades nach Argos geführt, da die Zeit genaht, die keine Zögerung mehr duldet, sondern That begehrt. — Orestes dankt dem Pfleger für seine Treue und enthüllt seinen Vorsatz. Der Gott zu Pytho hat ihm aufgetragen, Vergeltungsrecht zu üben ohne Schild und Heer; durch List soll er die That vollenden. Darum heißt er den Alten in das Haus gehen und erkunden, was geschieht. Ein Fremder, soll er sagen, komm' er her aus Phokis, gesendet von Phanoteus, ihrem treuen Waffenfreund, und bringe Botschaft, daß Orestes bei dem Rennen zu Pytho aus dem Wagen geschleudert worden sei und gewaltsam so den Tod gefunden habe. Sie selber aber wollen zu des Vaters Grabe, es mit Spenden und der Locken abgeschnittener Zier zu schmücken. Dann kehren sie mit ehernem Aschenkruge wieder her, die frohe Nachricht und das Zeugniß bringend, daß Orestens Leib bereits in Flammen aufgegangen und in Aschenstaub zerfallen sei. — Aus dem Hause ertönt Wehklagegeseufz. Orestes vermuthet Elektra's Nähe; doch ihn drängt der Pfleger, dem Vater schnell das Opfer darzubringen:

„Denn dies verleiht dem Unternehmen Sieg und Macht."

Elektra kommt aus dem Palast und klagt: „Das heilige Licht und die erdumfassende Luft, die vielfach mein Schmerzenslied schon gehört, vernimmt nur allein von mir den Ruf um den Vater, den einst das eigene Weib und ihr Lagergenoß voll Schmach und Jammer ermordet.

Drum nie, so lang' ich lebend noch bin,
Schweigt herbes Gestöhn,
Daß die rächenden Götter, es hörend, den Mord
Bald strafen gerecht und zum Beistand mir,
Die des Unheils Last nicht zu tragen vermag,
  Daher den Bruder entsenden."

Der Chor Mykenischer Jungfrauen tritt auf, Trost und Muth der Armen zuzusprechen, der nur zu klagen bleibt um den gemordeten Vater und den säumenden Bruder. — Sie schildert den treuen Gefährtinnen, was sie täglich leiden müsse: der Mutter Feindschaft und den Haß Aegisthos', bitteren Mangel und den Schmerz, den Mörder auf des Vaters Thron zu sehen als König und Gemahl des frechen Weibes. „Sie feiern Freudenfeste, wenn

der unglückselige Tag, an welchem sie den Vater hingewürgt, erscheint, und bergen muß ich meine Thränen dann; denn unaufhörlich spotten meines Schmerzes sie, und um Orestes hör' ich ihren Vorwurf stets, daß ich ihn weggestohlen und geheim davongeschickt. Ach, immer mehr entschwindet meine Hoffnung, endlos den Retter in Orest erharrend! Selbst jetzo dürft' ich nicht aus des Palastes Thor, wär' eben nicht Aegisthos auf dem Lande fern."

Die Schwester Chrysothemis naht mit Grabesschmuck in ihren Händen. Sie tadelt Elektra: „Unbesonnen bist du, daß du nicht wie ich den Unmuth in dem Herzen bergen willst. Auch mich ja kränkt es, was geschehen; aber klug zieh' ich in Noth die Segel ein, noch will ich mir den Schein geben, etwas im Schilde zu führen, ohne wirklich weh zu thun." — Solchen feigen Sinn verschmäht Elektra: „Was gewönn' ich, wenn ich stumm auch schwiege? Ich lebe, freilich schlecht, doch es genügt mir, und nicht beneid' ich dich um deinen Ueberfluß, die du dich folgsam unsern Feinden schmiegest. Das allein sei meine Labung, mir selbst nicht untreu zu werden. Nach deiner Ehre begehre ich nicht, die du des trefflichsten Vaters Tochter heißen könntest und lieber der Mutter Kind heißen willst, und dadurch schlecht bei Jedermann erscheinst, des todten Vaters und der Freunde Verrätherin." — „So wisse denn die Strafe, die dir ist bestimmt, wofern du nicht die Klage stillst. Eingekerkert sollst du nie der Sonne Licht mehr schauen, fern von diesem Lande. Drum wolle klug dich jetzt bedenken, ehe noch Aegisthos wiederkehrt." — „Vergebens sind die Drohungen. Ein Glück ist's mir, zum allerfernsten weg von euch zu fliehen, und meines Lebens wegen werd' ich niemals mich den Frevlern fügen." — Chrysothemis will mit ihren Opferspenden zum Grabe des Vaters. Befragt, wer diese sende, meldet sie, wie Klytämnestra im Traum den Vater zurückgekehrt und an des Hauses Herd den Herrscherstab fest einpflanzen sah, aus dem sogleich ein üppiger Zweig entsproßte, der über ganz Mykene seinen Schatten hinwarf. Und angeregt von Furcht entsende sie die Gaben. —. Elektra bittet sie: „O schütte nicht am Grabe hin des Weibes Opfer; vielmehr gieb Winden Preis es, oder gieß' es in den Staub. Denn solches Weihgeschenk von solcher, die ihn einst erschlug, kann nimmermehr erfreuen den Todten. Dein Haupthaar vielmehr, eine Locke von mir und meinen ungeschmückten Gürtel weihe lieber und flehe niederfallend, daß der Vater aus dem Erdenschoß zum Beistand komme und Orestes sende, daß er die Feinde niedertrete und später ihn mit reichen Gaben ehre." — Chrysothemis verspricht, dem Rathe zu folgen, bittet aber um strenge Verschwiegenheit, und enteilt zum Grabe. — Der Chor ahnet die nahende Dike, Muth schöpfend aus dem verkündeten Traumbild. „Nie vergessen bleibt die Schuld und die schmach-

volle, grause That. Schon tritt aus des Dunkels Höhlen die Erinys, zu rächen den mordbefleckten Ehebund. Denn seit des Ahnherrn Pelops fürchterlichem Roßwettstreit und dem Mord an dem Wagenlenker Myrtilos, den er vom goldenen Sitz in das Meer geschleudert, mied dies Herrscherhaus noch keiner schrecklichen Gewalt Unthat."

Klytämnestra tritt aus dem Palast und schilt die Tochter, daß zu schmähen die eigene Mutter nie sie ende: „Nicht leugn' ich ja des Vaters Mord; doch ihn entraffte Dike, nicht nur ich allein, weil er die Tochter schnöd und sinnlos hinzuopfern sich erfrecht hat." — „Nicht um die Tochter schlugst du rechtlos den Gemahl; dich lockt' allein des schnöden Mannes Schmeichelwort. Und heischte Mord den Mord, so bist auch du dem Tod verfallen. Denn daß du beigesellt dem Mordbefleckten jetzt als Gattin bist; daß du mit Unheil überhäuft die Tochter und ausgestoßen deinen Sohn Orestes hast zum kummervollen Leben: das kann doch nicht Vergeltung sein für deiner Tochter Opfertod? Zwar solchen Frevels eine Mutter zeihen, das mag wohl nicht der Tochter ziemen; doch zwinget mich dein freches Thun dazu:

Unwürd'ger Umgang lehret wohl Unwürdiges." —

Die Mutter heißt sie schweigen, und zu Apollons Altar tretend fleht sie: „Wenn Heil der Traum verkündet, gieb Gewährung; das Unheil aber wende auf die Feinde, und jeden Trug, der mich um Glück und Macht will bringen, mögest du hemmen und Heilbegnadigung gewähren. Das Andre aber, das Behutsamkeit mich bergen heißt, das, mein' ich wohl, ist dir als Gott nicht unbekannt!"

Der Pfleger erscheint und fragt nach dem König und seiner Gemahlin, und letztere begrüßend, meldet er: „Gesendet komm' ich von Phanoteus, deinem und Aegisthos' Freund, ein süßes Wort euch zu verkünden: Es starb Orestes! Gekommen war er zu des Gottes Fest nach Delphi, sich Ruhm und Preis fünffachen Kampfspiels zu erwerben. Schon hatt' er manchen Siegesdank davongetragen, als am andern Tag der Wagenkampf begann. Mit vielen andern Wagenführern kam auch er. Wie nun die bestellten Anordner der Kampfspiele jedes Loos herausgeschüttelt, und die Wagen aufgestellt hatten: da schallt die Erzdrommete, und Jeder jagt, die Zügel schwingend schnell dahin. Es rollten hin die Wagen; Staub flog auf, und in schöner Ordnung stürmten sie anfangs einher. Da rannte Einer gegen eines Andern Sitz, und des Einen Sturz zog auch die Andern nach, und Wagentrümmer deckten da das Krisäische Feld. Nur ein Athener wich geschickt dem Fall noch aus und hinter ihm Orestes, der mit der Peitsche Schall die Pferde trieb. Bald war der Eine, bald der

Andre vor. Da an des Zieles Säule brach Orest, als links das Roß herumsprang, unvermerkt der Axe Nabe mitten durch. Er fiel vom Wagensitz und ward dahingeschleift von seinen Rossen durch die Bahn, zum Boden bald und bald zum Himmel auf geschleudert. Des Volkes Klaggeschrei durchtönt die Luft, und als der Rosse Lauf mit Mühe sie gehemmt, da lös'ten sie den blutbeströmten Leichnam, den selbst die Freunde wieder kaum erkannten. Er ward verbrannt, und seine Aschenreste bringen her der Phoker Abgesandte, sie in der Heimath Erdenschoß zu bergen." — Dies hörend, jammert auf der Chor. Auch Klytämnestra fühlt des Mutterblutes Macht; doch nur einen Augenblick; bald ist sie der Nachricht froh: denn hin ist jetzt die Furcht vor ihrem Rächer, die sie Tag und Nacht gepeinigt. — Ein doppeltes Weh erfaßt Elektra über ihres Bruders Loos und ihrer Mutter Hohn auf ihn. Und als die Königin, gefolgt von dem Boten, ins Haus getreten, erhebt sie ihre Klage: „Jetzt ist ganz die Hoffnung hin! Verlassen bin ich, muß als Magd nun ewig meines Vaters Mördern dienen! Doch nicht mag ich länger mit ihnen unter einem Dache wohnen. Am Thore dieses Hauses will ich ohne Freunde dahin schmachten, bis Einer kommt, der mich tödte; denn hin ist aller Reiz des Lebens!" — Mit dem Chor stimmt sie hierauf den Threnos um den Todten an. — Da kehrt hastigen Schrittes voll Freude Chrysothemis zurück: „Gekommen ist Orestes! Denn als ich hintrat zu des Vaters Grab, da sah ich frische Milch darüber hingegossen und unsres Vaters Ruhestatt ringsum bekränzt mit Blumen. Doch Niemand zeigte sich, und nahe zu dem Hügel schreitend, schaute ich am Rand des Grabmals abgeschnittenes Lockenhaar. Und alsobald erkannte ich denn im Geist, daß von Orestes diese Zeichen kämen; denn welcher Andre thäte so dem Hingeschiedenen? Drum Muth gefaßt! Der heutige Tag wird uns wohl noch viel Gutes bringen." — Elektra belehrt die Schwester, wie sehr sie sich getäuscht: „Ach, todt ist Jener, wie so eben Kunde kam. Doch willst du jetzt mir Beistand leisten, wird dennoch enden unsre Noth. Todt ist der Mann, der seines Vaters Mord einst rächen sollte. Nun ist's an uns, die Frevel Jener zu bestrafen, und rühmen wird ein Jeder unsere Kindestreue, und in beglückter Ehe werden wir nicht freudlos mehr hinaltern, und Bürger auch und Fremde werden preisen so das Schwesternpaar: Sie haben ihr väterliches Haus gerettet, der Feinde Mord mit eigner Lebensgefahr übernehmend; darum gebührt Liebe und Achtung ihnen; beim Festmahl und im Volksrath soll ein Jeder ehrfurchtsvoll den männlich starken Frauen begegnen. Wohlan, o Liebe, folge mir; erlöse mich und dich aus dieser Noth; bedenk', es ist ein schmachvoll Leben Edeln eine Schmach." — Umsonst. Chrysothemis scheut furchtsam solche That, die nimmer glückt und

nur noch Härteres über sie verhängen wird. — So ist Elektra denn entschlossen, den feigen Sinn der Schwester verachtend, das Werk allein mit eigenen Händen auszuführen. — Und in Zwietracht scheiden die Geschwister. — Der Chor beklagt, daß nicht von verständiger Vögel Art die Menschen lernen den Eltern ihre Pflege zu vergelten. „Doch bleibt Lieblosigkeit nicht lange von Zeus und der himmlischen Themis straflos. So entzweien auch hier sich dieses Hauses Kinder um den Vater, den nur allein Elektra beklagt, bereit zum Tode, wofern sie nur das fluchbeladene Paar vertilge. Wer ehret so den Vater? Kein Edler versteht sich dazu, im Unglück den Adel seines Namens zu beschimpfen. So hast auch du ein thränenvolles Leben dir erwählt, um die Ruchlosigkeit niederzuwerfen und zweierlei auf einmal zu gewinnen, das verständigste und beste Kind zu heißen. Mögest du denn dem Feind obsiegen, und wie jetzt in Bedrückung, so einst leben in Macht und Reichthum, weil du treu verharrend bliebst in dem erhabensten Gebot von Zeus, erntend den Preis frommer Tugend!"

Jetzt tritt Orestes, von Pylades begleitet, auf, die Urne in der Hand, und fragt nach Aegisthos: „Ihm soll ich Kunde bringen von Strophios, der die Urne schickt, die des Orestes Asche birgt." — Elektra fordert das Gefäß, damit sie in dieser Asche sich und ihren ganzen Stamm zugleich beweine. Und fassend ihres Bruders Aschenkrug, grüßt sie den Theuersten, den sie mit anderen Hoffnungen einst hingesandt, und den als leeres Nichts sie jetzo wieder habe. „O wär' ich damals selber hingestorben, bevor in fremdes Land ich dich dahin gegeben! Du hättest dann des Vaters Mord und Grab getheilt. Nun bist du in der Fremde als Flüchtling elend umgekommen, von treuen Schwesterhänden nicht gebadet und geschmückt und aus der Flammengluth zurückgenommen; Fremde nur besorgten mitleidslos die Leiche. Du liebtest mich allein vor Allen als Mutter und als Schwester, und jetzt hat mir ein Tag dies Alles in deinem Tode weggeraubt! Die Fremden lachen und die Rabenmutter jauchzt, und mit dir bin auch ich dahin! O schlösse mich dieselbe Urne ein, daß ich vereint mit dir in Zukunft wohne! Denn Todte trifft kein Kummer mehr." — Der Chor mahnt sie, den Schmerz zu mäßigen, und kaum bezwingt sich Orestes, ihr die Wahrheit zu gestehen. Aber wie er weiter hört, was sie von der, die Mutter heiße, doch nicht Mutter sei, gelitten; da hält er sich nicht länger, sondern spricht: „Laß diesen Aschenkrug! Nicht birgt er deines Bruders Reste. Er lebt; ich bin es selber!" und zeigt ihr zu seiner Beglaubigung des Vaters Siegelring. — Aufjauchzt Elektra und begrüßt den theuern Sproß, der ihre Leiden endet. — Doch räth Orestes zur Vorsicht: schweigen solle sie und bergen ihre Freude, die sie in der rührendsten Weise ausspricht. — Der Pfleger kommt aus dem

Palast und giebt sich Elektra als den zu erkennen, dem sie einst den zarten Orestes in jener Unglücksstunde anvertraut. Zugleich mahnt er Orestes und Pylades, nunmehr zum Werk zu schreiten: „Entscheidung heischt der Stunde Drang!" — Und sie begeben sich ungesäumt hinein. Auch Elektra folgt, flehend, daß Apollon, hold gesinnt, allen Menschen zeige, was für Vergeltung böser Unthat stets die Götter geben. — „Jetzt eilt Ares blutschnaubend in das Haus", sagt der Chor, „und die Erinyen überschreiten die Schwelle, die unentrinnbar sich der Gräuelthat an die Sohle heften, und in den gepriesenen Vatersitz setzt der Rächer den Fuß, in der gewaltigen Hand den blutfrischen Mord, und Hermes führt sie, in Nacht und Trug sie verhüllend, hin zum Ziel ohne Verzug."

Elektra tritt wieder heraus, zu wachen, daß Aegisthos nicht unvermerkt nahe. — Und aus dem Hause schallt der Mutter Wehgeschrei. — Schauder faßt den Chor. — Wieder ertönt ihr Ruf: „O weh mir Armen! Wo denn weilst, Aegisthos, du? O Kind, o Kind, erbarme deiner Mutter dich!" — „Doch Erbarmen fand ja weder dieses, noch der Vater einst", ruft Elektra dazwischen. — Und getroffen vom Mordstahl stöhnt die Mutter im Todeskampf. — „Der Fluch gewinnt", sagt der Chor. „Des Blutes reichen Quell entpressen ihren Mördern jetzt die längst Gestorbenen." — Orestes, von Blute triefend, tritt mit Pylades wieder auf. Todt liegt die Unglückselige, und schon naht Aegisthos. Er forscht nach dem Phoker, der Orestens Tod gemeldet hat. — Elektra heißt ihn ins Haus treten, wo er hören soll und schauen, was ihn erfreut. — Doch er befiehlt, die Leiche herzubringen vor Augen aller Bürger, daß sie nicht mehr leere Hoffnung hegen und Alle nun gehorsam sich ihm fügen. — Orestes und sein Begleiter bringen Klytämnestra's verhüllten Leichnam, und Aegisthos ist solchen Anblicks froh: „Die Decke hebt vom Angesicht, daß dies verwandte Blut auch meine Klage empfange!" — Orestes heißt ihn selbst die Leiche enthüllen. —

Aegisth. Dies soll gescheh'n;
Doch rufe Klytämnestra aus dem Haus zuvor.
Orest. Sie ist dir nahe, suche sie nicht anderswo.

Aegisthos erhebt die Decke und erschaut die Königin:

Weh mir, in welcher Männer Netz bin ich gestürzt! —

Zur raschen That ermahnt Elektra den Bruder, und dieser führt Aegisthos hin zu dem Orte, wo er ihm einst den Vater schlug, und wo er jetzt auch sterben soll:

Dieses Bittre sei dir noch bewahrt!
O träfe jeden ungesäumt dies Strafgericht,

Der wider Ordnung und Gesetz zu thun gedenkt:
Der Tod! der Frevel wären nicht so viele dann.

Der Chor aber beschließt das Stück mit den Worten:

O Atreus' Stamm, wie drangst du so schwer
Durch zahllos Leid zu der Freiheit durch,
Durch solche That jetzt befestigt!

A. W. Schlegel hat in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur eine geistvolle Analyse und Vergleichung der Choephoren des Aeschylos und der Elektra des Sophokles gegeben. Er zeigt, wie Aeschylos den Gegenstand von der furchtbarsten Seite gefaßt und ihn in das Gebiet der dunkeln Gottheiten hinübergespielt hat, in welchem er so gern hauset, wie dagegen bei Sophokles mit einer bewundernswürdigen Anordnung im Einzelnen alles milder und freundlicher gehalten ist, und wie der Dichter dem Gegenstand dadurch eine ganz neue Wendung gegeben, daß er die Theilnahme vornehmlich auf Elektra lenkt, auf die unerschütterliche Beharrlichkeit ihrer treuen Gesinnungen und ihren Heroismus im Dulden. „Was aber die Tragödie des Sophokles insbesondere charakterisirt, ist die himmlische Heiterkeit bei einem so schrecklichen Gegenstande, der frische Hauch von Leben und Jugend, der durch das Ganze hinweht. Der lichte Gott Apollo, welcher die That befohlen, scheint seinen Einfluß darüber zu verbreiten, selbst der Tagesanbruch am Eingange ist bedeutsam. Das Grab und die Schattenwelt ist in der Ferne gehalten; was beim Aeschylos die Seele des Ermordeten bewirkt, geht hier vom Gemüth der noch lebenden Elektra aus, welches mit gleicher Kraft zum hassenden Unwillen und zur Liebe begabt ist. — Den Orestes wandelt weder vor noch nach der That Zweifel und Gewissensunruhe an, so daß das dahin gehörige bei ihm eigentlich strenger gehalten ist, als beim Aeschylos; auch der entsetzliche Theaterstreich mit dem Aegisth und daß dieser am Schluß seine schmähliche Hinrichtung erst noch erwartet, ist noch härter als dort. Das treffendste Bild für das Verhältniß beider Dichter bieten die Traumgesichte der Klytämnestra dar: beide sind gleich schicklich, bedeutsam, ahnungsvoll; das des Aeschylos größer, aber sinnlich grausend, das des Sophokles in der Furchtbarkeit majestätisch schön." Aber gerade die Leichtigkeit, mit welcher sich der entsetzliche Muttermord vollzieht, die gänzliche Abwesenheit aller Gewissensbedenken bei Tochter und Sohn, hat für das moderne Bewußtsein etwas verletzendes und hierin liegt sicherlich eine wunde Stelle des Stückes. Andrerseits darf man nicht übersehen, daß gerade dadurch Orest und Elektra zu tragischen Personen werden. Die Leiden des Lebens können so groß sein, daß durch ihre Gewalt selbst in edlen Seelen die Stimme der Liebe und Sittlichkeit ganz

übertäubt und die Energie der Tugend in falsche Bahnen gelenkt wird, und das ist eben tragisch.

ε. Der König Oedipus.

Es ist ein charakteristischer Zug der beiden großen Trauerspieldichter, daß Aeschylos die Gräuel des Atridenhauses und Sophokles die Irrungen des Laiosstammes zum Stoffe ihrer erschütterndsten und vollendetsten Tragödien gewählt haben. Ist das Haus des Atreus der Schauplatz unseligen Wechselmordes, bis durch einen Machtspruch der Gottheit die Erinyen beschwichtigt werden; so zeigt das Haus des Laios die traurige Vergeltung des väterlichen Fehles an dem unschuldigen Kinde. Steigert sich dort die Furcht zum Entsetzen, so schenken wir hier dem Könige Oedipus bei allem Grauen, das sein Geschick erregt, das innigste Mitleid, und erscheint dort die göttliche Gerechtigkeit in den Erinyen mehr nur beschwichtigt, als versöhnt; so ist sie hier die versöhnende Macht selbst, die durch den Tod des Dulders in ihrem Heiligthume zu Kolonos dem unfreiwillig Fehlenden das Ziel der Leiden setzt und ihn zum freundlichen Genius verklärt, der dem Lande, das ihm die Ruhe schenkte, zum ewigen Segen gereichen soll.

Der König Oedipus ist in Rücksicht auf künstlerische Composition gewiß die vollkommenste Tragödie des Alterthums. Die allmähliche Enthüllung des schrecklichen Geheimnisses erhält den Zuschauer in einer beständigen Spannung zwischen Hoffnung und Furcht; doch mit der wachsenden Gewißheit, daß der den Mörder seines Vorgängers verfolgende König der Mörder selbst sei, steigert sich das Mitgefühl für den unglücklichen Fürsten, und daß er aus des grauenvollen Schicksals Wogen, die ihm Alles geraubt, noch sein edles Gemüth gerettet, daß er bei dem eigenen Unglück nicht seines Vaterlandes und seiner Kinder vergißt, erwirbt ihm unsere Bewunderung. Auch die Alten waren für dieses Stück des Lobes voll. Mit einer gewissen Vorliebe wird es von Aristoteles mehrfach in der Poetik herangezogen, und in der Hypothesis heißt es: „In sinniger Weise wird es allgemein als König Oedipus betitelt, weil es aus der gesammten Poesie des Sophokles hervorragt, obgleich es, wie Dicäarch sagt, von Philokles besiegt wurde." Was aber die Athenischen Preisrichter zu diesem Urtheil mag bewogen haben, können wir nicht mehr ergründen. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß es sich bei der Preisvertheilung nicht um eins, sondern immer um vier Stücke der betreffenden Dichter handelte, mochten diese nun unter sich in tetralogischem Zusammenhang stehen, oder nicht. Immerhin wäre es ja möglich, daß die gleichzeitig mit dem König Oedipus auf die Bühne gebrachten Stücke sich nicht auf gleicher Höhe mit diesem

befanden. Welche Stücke dies aber gewesen sind, wissen wir nicht, wie uns auch die betreffende Tetralogie des Philokles vollständig unbekannt ist. Es erscheint daher wenig glaublich, daß, wie man neuerdings vermuthet hat, die große Unwahrscheinlichkeit, daß König Oedipus schon zwanzig Jahre regiert hat, ohne sich um die näheren Umstände beim Tode des Laios zu kümmern (v. 112), oder ohne daß die Narben an seinen Füßen, ja selbst der Name, den er führt, den Verdacht der Jokaste erregt hätten, zu dieser Zurücksetzung des Stückes beigetragen habe, denn einmal waren diese Sonderbarkeiten in der Sage fest gegeben, welche den Oedipus, erst als seine mit Jokaste erzeugten Kinder bereits erwachsen waren, zur Erkenntniß seines grauenvollen Unglücks kommen ließ, andrerseits nahmen es die Dichter, wie die vorhandenen Dramen vielfach zeigen, und gewiß auch das Publicum, mit dergleichen Unwahrscheinlichkeiten nicht allzugenau. Sehr richtig bemerkt daher Schlegel mit Bezug auf den Oedipus, daß dieses Stück ein Beweis sei, wie die alten Künstler hinsichtlich der dramaturgischen Correctheit und der Wahrscheinlichkeit ganz anderen Grundsätzen folgten, als die modernen Kritiker sie als gültig betrachten. „Die Alten entwarfen ihre Kunstwerke nicht für den berechnenden prosaischen Verstand, und eine Unwahrscheinlichkeit, die erst durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreise der Darstellung selbst liegt, galt ihnen für keine."

Der Schauplatz des Stückes ist vor dem Königspalaste in Theben. Oedipus tritt heraus und findet die Bürger der Stadt, Kinder, Greise und Priester mit Oelzweigen in den Händen um die Altäre als Schutzflehende sitzen. Ein bejahrter Priester nimmt befragt das Wort: „Im Wogenaufruhr schwankt die unglückselige Stadt, hinschwindend stets mit jedem Keim der Erdenfrucht, hinschwindend auf den Triften, in der Gebärenden fruchtlosen Wehen, und die gottgesandte Pest, die Hades' schwarzes Haus anfüllt, leert dazu der Kadmosbürger Wohnungen. Drum suchen wir bei dem, der einst mit Götterbeistand unsre Stadt zu lösen kam vom lang bezahlten Zins der grimmen Sphinx, auch jetzo Zuflucht, Hülfe schnell zu finden, sei's durch Götter oder Menschen Rath. Dann werden wir zum zweiten Mal dich als dieses Landes Retter preisen." — Oedipus erwidert: „Nicht unbekannt ist euer Flehen mir; wohl weiß ich, daß ihr Alle krankt; doch ist Keiner, welcher gleich mir selber krankt. Denn ich beseufze eignes Leid und das der Stadt, und viele Rettungsmittel hab' ich schon versucht. Jetzt hab' ich meinen Schwager Kreon, des Menökeus Sohn, nach Pytho abgesendet zum Apollon, daß er forsche nach des Uebels Lösung, und längst schon sollt' er heimgekehret sein." — Da kommt Kreon, frohen Angesichtes, und meldet: „Phöbos fordert, aus der Stadt den Mordbefleckten zu verjagen, der einst Laios erschlug. Den

Gott zu fragen, zog einst Laios hinaus und ist seitdem nicht heimgekehrt, und Einer der Genossen nur entrann durch Flucht dem Mord und kündete, daß eine Räuberschaar sie überfallen. Doch weil die Sphinx zu jener Zeit die Stadt in Sorge stürzte, hat man versäumt, den Mördern nachzuspüren." — Oedipus verspricht, das Land zu sühnen von des Gottes Zorn zu seiner Freunde, wie zum eignen Besten: „Denn der einst jenen Mann erschlug, thut leicht mit kühner Faust auch übel mir." — Und der Priester heißt der Bürger Schaar getrost sich jetzt erheben und zu Phöbos flehen, dem Retter und Bewältiger des Wehes. Und der Chor Thebanischer Greise stimmt dem heilbringenden Delier den Päan an: „Athene, des Zeus unvergängliche Tochter, und Artemis, die Landumwaltende, und Phöbos, der Ferntreffende, die ihr einst schon die Flamme der Noth glücklich gedämpft, möget auch jetzt ihr kommen und schauen die zahllosen Leiden. Hinwelkt die Saat, und Menschenfrucht bleibt ungeboren, und Schaar auf Schaar stürzt hinab zu dem Strande des Dämmergottes. Gattinnen und greise Mütter stöhnen, um der Altäre Stufen Hülfe flehend von traurigen Leiden, und mit thränenreichem Jammergeschrei vermischt steigt der Klagelaut des Päan empor. Zeus' holdselige Tochter, verscheuche den wuthentflammten Ares der Pest, und du, Vater Zeus, vertilge ihn mit des Blitzes Flammen; send', Apollon, deine rettenden Pfeile, und du, Artemis, den Fackelstrahl, und auch Bakchos nahe, der von diesem Lande seinen Namen hat, mit der leuchtenden Fackel dem Gotte, der unter Göttern der Ehre entbehret."

Oedipus ermahnt die Bürger: „Wem irgend Kenntniß ist vom Mord des Königs, thue Alles dies mir kund. Und wer sich selbst als Schuldigen bezeichnet, hat nichts zu fürchten: unverletzt zieh' er hinaus; und ist's ein Fremder, der den Thäter zeigen kann, dem werde reicher Lohn von mir und Dank der Stadt zu Theil. Doch wer es wissend birgt, der sei verbannet aus der Götter und der Menschen Kreis. Und Fluch zugleich auch treffe jenen Thäter, sei er einsam und verborgen oder mit Genossen. Ihn plag' im Leben bittre Noth; und wär' er selbst des Königs Hausgenoß, so treff' ihn dieser Fluch nicht minder. Denn hätt' auch nicht der Gott es aufgetragen, es mußte der, der des Ermordeten Thron und Haus besitzt, als wäre Jener Vater ihm gewesen, seinen Rächerarm ihm leihen. Und wer mir von den Bürgern helfend nicht will beistehen, den tilge schmählich diese Noth hinweg oder noch weit schlimmere; dem, welcher beistimmt, bleibe Dike's Schutz und jedes Gottes Huld." — Der Chor betheuert seine Unschuld: „Apollon nur vermag zu nennen den, der solche That beging, und schweigt der Gott, so ist Tiresias dem Gott zumeist an Einsicht gleich, bei dem du sicherlich nachforschend

dies ergründen kannst." — Oedipus gesteht, daß er bereits zwei Boten nach ihm gesendet. Und es naht auch schon, von einem Knaben geführt, jener gottbeseelte Seher, welcher blind, doch Alles schaut. — Nennen heißt ihn Oedipus den Mörder, daß er die Stadt und ihn von Blutschuld löse. — Doch der Seher lehnt jede Antwort ab:

Entsetzlich ist das Wissen, wenn dem Wissenden
Es Heil nicht bringt. Heimkehren laß mich; denn es ist
Für Beid' am besten. Kränkung wirst du so entgeh'n.

Vergebens sind des Königs Bitten. Endlich droht er im Zorn:

Als jenes Werkes Mitaussäer züchtigen
Muß ich dich selber, nennst du mir den Mörder nicht.
Tiref. Der Königsmörder, den du suchest, bist du selbst!
Im schnöden Umgang lebst du mit den Theuersten,
Dir selbst verborgen, und erkennst die Gräuel nicht!
Oedip. Das ist Verrath, den Kreon angestiftet hat.
Heimtückisch neidet dieser mir den Königsthron,
Und abzusetzen strebt er mich durch solchen Trug,
Wozu den falschen Seher er durch Lohn verlockt.
Tiref. Nicht dir, noch Kreon dien' ich, sondern Loxias.
Und weil du jetzt den Blinden höhnest, schauest du
Selbst sehend nicht des Jammers Größe; weißt du nicht,
Mit wem du lebest, wer dich zeugte, wie ein Feind
Den Deinen du im Hades und auf Erden bist.
Denn bald verjagt dich deiner Eltern grimmer Fluch,
Und wie du hell jetzt schauest, siehst du Nacht sodann.
Dann füllt die Berge deiner Klagen Wiederhall,
Wenn blind, ein Bettler, du am Stab hinwandern wirst
Ins fremde Land, der eignen Kinder Vater und
Auch Bruder, deiner Mutter Sohn und Eh'gemahl
Und deines Vaters Mörder und sein Bettgenoß!

„Jetzt geh' hinein, dem nachzudenken, und findest du, daß ich gelogen, dann magst du sagen, daß ich auf Seherkunst mich nicht verstehe." So geht er ab, und Oedipus stürzt zürnend in das Haus. — Der Chor erfleht des Thäters baldige Entdeckung. „Uns erfüllet des Sehers Ausspruch mit schrecklicher Ahnung. Doch es zeigte ja bisher Oedipus sich wohlgesinnt und weise; darum berührt ihn keine Schuld in der Bürger Gedanken."

Kreon kommt aus dem Palast, klagend, daß ihn Oedipus des Verrathes beschuldigt: er zöge solchem Ruf den Tod sich vor. — Der Chor beruhigt ihn: „Im Zorn, und nicht mit Vorbedacht, gereizt vom Seher, hat der König ausgestoßen solches Wort." — Da erscheint der König selbst und wirft ihm Trug und Arglist

vor: „Du willst mich tödten und dazu den Thron mir rauben! Dein Anschlag war es ja, zum Seher hinzusenden, welcher, wenn er wußte, was geschah, schon früher mich als Thäter nennen mußte. Das that er jetzt erst, da du schlau belehrt ihn hast.“ — Ihm erwidert Kreon mit Ruhe: „O nicht begehr' ich nach dem Throne; ich theile ja die Macht mit dir und meiner Schwester Jokaste; und würd' ich König, würde nicht die Macht gemehrt, nein, nur die Sorge. Jetzt grüßt mich Jeder, wendet sich an mich, wenn er vom König was begehrt. Nie werd' ich thöricht solch ein Glück vertauschen! In Pytho magst du selbst nachforschen, ob ich nicht unverfälscht den Ausspruch dir hab' hergebracht. Und wenn sich findet, daß geheimen Rath ich mit dem Seher pflog, so will ich willig sterben, vom König, wie von mir verdammt. Nur wolle nicht nach dunkler Meinung mich für schuldig halten, nicht den treuen Freund verstoßen, den die Zukunft sicherlich als wackeren Mann erweisen wird. Den Schlechten lehret kennen schon ein einz'ger Tag.“ — „Nicht zögern darf ich“, sagt Oedipus dem Chore, der zur Vorsicht räth, „denn harr' ich sorglos lange Zeit, ja, dann vollendet er sein Beginnen. Drum soll er bald mit Tod mir büßen den Verrath!“ — Jokaste erscheint, den Zwist zu stillen und die Streitenden zu trennen. Mit einem Eide bekräftigt Kreon seine Unschuld, und Jokaste und der Chor bitten Oedipus, Glauben ihm zu schenken, nicht den Freund mit trübem Grund verdammend zu beschimpfen. Und von ihrem Munde bezwungen, giebt der König endlich nach, und Kreon geht, unbillig zwar von Oedipus verkannt, doch vor den Andern rein.

Die Königin fragt, was des Streites Veranlassung gewesen, und wie sie hört, daß jener Seher ihren Gatten beschuldige, den Mord an Laios verübt zu haben, da heißt sie ihn nimmer sich um Sehersprüche kümmern: „Auch dem Laios ward einst verkündet, daß er durch unsres Sohnes Hand umkommen werde. Und doch erschlug ihn auf dem dreigetheilten Wege eine Räuberschaar. Der Sohn sah nicht der Tage drei; denn eingeschnürt die Füß' in Fesseln, ward er hingeworfen von einem Sklaven in Gebirgeswildniß.“ — Oedipus erfaßt bei dieser Kunde plötzlich eine düstere Ahnung. Er fragt, wo dieser dreigetheilte Weg liege, und wann die That geschehen sei. Und wie er hört, daß in Phokis an dem Scheidewege, der von Delphi und von Daulia zugleich herkommt, der Mord verübt sei, kurz ehe er selbst nach Theben kam; da sinkt ihm immer mehr der Muth. Und als auf weiteres Befragen Jokaste ihm des Laios Gestalt schildert: von hohem Wuchse, mit dem ersten Anflug von weißem Haar, von Oedipus' Ansehen gar nicht weit entfernt; da erkennt er, wie er selbst in schweren Fluch sich hinabgestürzt, und daß vielleicht doch recht gesehen hat der blinde Greis. Noch forscht er nach des Laios Gefolge und hört,

daß ihrer Fünf zusammen waren, darunter ein Herold; den König aber trug ein Wagen. — Jetzt zeigt sich Alles klar! Er will den Boten, der allein entrann und später dringend bat, aufs Land ihn fernhin wegzusenden, selbst ausfragen und der ängstlich bittenden Gattin jetzt vertrauen, wohin ihn das Geschick getrieben: „Ein Kind des Polybos, des Fürsten von Korinth, und der Merope, lebt' als erster Bürger ich geehrt, bis mir ein Unfall einst das Glück getrübt. Beim Festmahl warf ein trunkner Mann mir vor: ich sei des Vaters echter Sohn nicht. Und von mir befragt, zürnten zwar dem Schmäher beide Eltern, aber widersprachen nicht. Drum eilt' ich heimlich hin nach Pytho, wo der Gott mir zwar hierüber keine Kunde gab, doch Grauenvolles mir weissagte: ich werd' als meiner Mutter Gatte Kinder gräuelvoller Art erzeugen und meinen eignen Vater einst ermorden. Deshalb entfloh ich fern aus meinem Vaterland, zu meiden solch Geschick. So kam ich einst auch hin an jenen Kreuzweg, wo ein Herold mir entgegenkam, zugleich ein Mann, im Wagen sitzend, ganz wie du ihn jetzt beschrieben. Der Rosselenker trieb vom Weg mich frech. Drauf schlug ich ihn im Jähzorn. Doch der Greis zielt scharf und trifft den Scheitel mir. Dafür erschlag' ich diesen mit dem Stab und die Begleiter alle. War dies nun Laios, so hab' ich selbst den Fluch auf mich herabgefleht; dann darf ich hier nicht länger weilen, nicht des Todten Ehebett besudeln mehr, und, fort von hier verbannt, darf ich dem Vaterland auch nicht mich nahen, fürchtend meiner Mutter Ehebett und meines Vaters Mord. Viel lieber mög' ich schwinden aus der Menschen Blick, bevor mich solches Weh betrifft. Noch aber hoff' ich, daß sich meine Ahnung falsch erweise. Denn es soll ja Laios, wie jener Landmann ausgesagt, von einer Räuberschaar den Tod gefunden haben. Drum möge diesen man nur schnell herrufen." — Auch Jokaste beruhigt ihn: „War doch dem König nach Apollons Ausspruch bestimmt, vom eignen Sohn zu sterben, und doch ist dieser früher umgekommen. So leer sind alle Sehersprüche!" — Beide gehen in den Palast. Der Chor, von den letzten Worten der Königin betroffen, bittet, daß es ihm stets vergönnt sein möge, fromme Scheu bei jedem Wort und Werk zu wahren und nie die ewigen, heiligen Satzungen der Götter zu übertreten. Denn frevle Ueberhebung stürzt zuletzt in einen verderblichen Abgrund. Darum möge ein böses Verhängniß einen jeden treffen, der sich frevlem Thun oder Wort ergiebt, ohne Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit, ohne Scheu vor der Götter heiligen Sätzen. Solcher Wandel ist verabscheuenswerth. Möge daher der alte dem Laios ertheilte Spruch sich als richtig bewähren, denn sonst ist es vorbei mit Apollons Ruhm, vorbei mit der Ehre der Götter.

Inzwischen ist Jokaste auf den Gedanken gekommen, mit

Kranz und Gaben den Tempeln der Götter zu nahen, da Oedipus, banger Besorgniß hingegeben, sich ihrem Zuspruch unzugänglich erweist. So möge denn Apollo Erlösung bringen aus solchem Leid. Denn wir alle zagen jetzt, da wir ihn fassungslos sehen, der das Schiff zu steuern hat. — Da kommt ein Bote und fragt nach Oedipus, und dessen Gattin grüßend, meldet er: „Korinthos' Volk hat Oedipus zum Herrn erwählt, da König Polybos dahingestorben." — Jokaste heißt den Gatten schnell herrufen: „Hohe Göttersprüche, wo sind sie? Bebend floh den Vater Oedipus, ihn nicht zu tödten; jetzt fiel er durch des Schicksals Hand." — Oedipus kommt und vernimmt die Kunde freudig. So hätte sich denn der Göttersprüch, daß er den eignen Vater tödten sollte, als nichtig erwiesen. Ihn birgt die Erde, er selbst aber ist hier, ohne ein Schwert berührt zu haben. Vielleicht starb Polybos aus Sehnsucht nach ihm, dann hätte er ihn allerdings getödtet. Dennoch schreckt ihn noch der Mutter Ehebett, so lange sie am Leben ist, und darum wagt er nicht, zur alten Heimath zurückzukehren. Als dies der Bote hört, und zugleich von Oedipus den ihm zu Theil gewordenen Göttersprüch genau vernimmt, will er ihn auch in Betreff der Mutter beruhigen: „Denn nicht des Polybos Sohn bist du. Als Gabe bracht' ich selber dich, das Kind, dem Kinderlosen einst, der dich als Sohn erzogen und geliebt hat. Des Bergwalds Heerden vorgesetzt einst in Kithärons tiefer Waldschlucht, fand ich ein Kind dort; dessen ganz durchbohrte Fersen löset' ich, und davon hieß das Knäblein Oedipus, wie mir der Hirt, ein Diener des Laios, gemeldet, der mir dieses Kind gegeben." — Oedipus fragt die Greise, ob den Hirten Jemand kenne, und sie vermuthen, daß er derselbe sei, auf dessen Anblick lange schon er harre. — Jokaste, jetzt den Zusammenhang erkennend, räth von weiterer Forschung ab und als Oedipus dennoch darauf besteht, so stürzt sie mit den Worten:

„Weh dir, Unsel'ger! dieses Wort vermag ich nur
Dir zuzurufen, und hinfort kein andres mehr!"

in das Haus, davongejagt von grimmen Aengsten, zur Verwunderung des Chores. Oedipus jedoch vermuthet, sie fürchte, er könne sich vielleicht als niedriger Herkunft erweisen, und fühle sich dadurch schon im voraus in ihrem Stolze verletzt. Ihm sei das gleich, wenn er nur endlich hinter das Geheimniß seiner Geburt komme. Auch als der Tyche Sohn werde er sich drum nicht als ehrenlos betrachten! — Der Chor bezeugt ihm seine Freude, ihn wohl bald als des Landes Sohn begrüßen zu können: „Sicherlich bist du eines Gottes Sohn: Pans, des Gebirgebesteigers, oder Apollons, den wilde Höhen der Bergwaldungen erfreuen, oder des Hermes, oder Bakchos, welcher oben im Gipfelgebirge

hauset, der dich als Geschenk von einer der Helikonischen Nymphen empfing, mit denen er am liebsten scherzet."

Oedipus bemerkt den Hirten, der von seinem Diener hergeleitet naht, und ihn erkennt auch sogleich der Bote. Befragt vom König, spricht er solches Wort: „Ein im Hause geborner Knecht bin ich des Laios. Am Berg Kithäron und in dessen Umkreis weidete ich die Heerden meine meiste Lebenszeit. Dort gab — gesteht er zögernd — ich dem Manne hier ein Knäblein aufzuziehen, nicht mein eignes, sondern mir von Andern anvertraut. Dies laß, o König, dir genügen; mehr nicht frage mich!" — Doch Oedipus drängt ungestüm und zwingt ihn, das Schreckliche zu sagen: „Des Laios eignes Kind war es, das ich auf Befehl seiner eignen Mutter vernichten sollte, weil ein Göttersprüch verkündet hatte: morden werd' es seine Eltern einst. Doch ich aus Mitleid gab es jenem Mann, in fremdes Land es hinzutragen, und der erhielt es nun zum jammervollen Leben." — „Nun kommt Alles klar heraus! Und nimmer schauen mehr will ich das Licht; denn ich entsproßte, wem ich nimmer sollte, war gesellt zu denen, die ich meiden mußte, und hab' ermordet, die ich nicht gedurft!" — So sprechend stürzt Oedipus voll Verzweiflung ins Haus. — Der Chor beklagt das Menschengeschlecht, das gleich zu zählen dem Nichts. „Denn vom Schein erhoben, sinkt es vom Schein herab, wie Oedipus' Geschick es lehrt, daß Niemand glücklich zu preisen. Ein bewundertes Ziel des höchsten Glückes hat dieser erlangt durch der Sphinx Besiegung, und als König ward er in Theben mit höchstem Preise verehrt. Jetzt lebt er, jammervoll zu schauen, in Qual, in schreckenreichen Gräueln, vom Wechselloos hinabgestürzt; drum tönet im ungemessenen Jammer der Mund!"

Nun meldet ein Diener, was für Leid soeben im Palast geschehen. „Vom Wahnsinn übermannt, durcheilet Jokaste des Palastes Hallen, das Haar ausraufend, schließt sich ein ins Ehegemach und rufet viel den armen Laios und das Ehebett, wo sie vom Mann den Mann, vom Kind das Kind empfangen. Indessen stürzt schreiend her der König, fordert, umgejagt in Aengsten, sich ein Schwert, und ruft nach der Gattin. Und als er an das Doppelthor gekommen, reißt er den Pfosten aus und bricht hinein und schaut da schwebend jene Frau, in hohes Stranggeflechte festgeknüpft. Und schwer aufschreiend, läßt er tief herab das aufgezogne Seil, und als die Arme dalag, reißt er ihr die golddgetriebenen Spangen vom Gewand und trifft der Augenkreise Paar, daß nie sie wieder schauen, was er litt und was er that. Und dunkler Blutstrom stürzt herab, die Wangen färbend. So will er sich zur Schau darstellen Thebens Volk, bevor er selber aus dem Lande sich verbannt."

Und schon wird Oedipus herausgeführt. Und es jammert die Greise der Grauenanblick; denn größeres Leid als diesen Mann traf Keinen zuvor noch im Leben. — Und Oedipus beklagt sein Geschick, Phöbos beschuldigend, der ihm das entsetzliche Jammerleid bereitet, und den Mann verfluchend, der im Bergwald ihn gerettet, daß er Vatermörder würde und der Mutter Ehegemahl. „Das Augenlicht mußt' ich mir rauben, daß ich nicht, hinabgelangt zum Hades, meinen Vater schaue, noch die Leidensmutter, nie meiner Kinder Saat, nie diese Stadt und ihre Götterbilder. Wie könnt' ich selbst nur meine Bürger graden Blicks anschauen, nachdem ich solche Schmach hab' aufgedeckt? O könnt' ich auch des Lautes Strom abwehren, und schlösse Taubheit fest mein Ohr! Denn süß ist's, sinnberaubt fern seinem Unheil leben. Ach, hätte mich der Kithäron gleich getödtet, hätte nie Korinth mich freundlich großgezogen! Dann hätt' ich nicht am Kreuzweg eignes Blut verspritzt und nie, hieher gelangt, solch Gräuelwerk gehäuft! Drum flehe ich, ohne Zögerung mich auszustoßen, mich zu tödten oder in die Meeresfluth zu senken, wo mich Niemand wiederschaut."

Kreon naht, tief bewegt von seines Königs Mißgeschick. — Ihn bittet Oedipus, daß er ihn ungesäumt von aller Menschen Stimmen und Genossenschaft verbanne. — Doch will Kreon erst den Gott darum befragen. — „So mögest du, fleht jener, geben meiner Gattin jetzt ein Grab, wie selbst du willst, mich aber einsam lassen auf Kithärons Höhen verschmachten, wo mich selbst die Eltern einst dem Tode hingegeben. Die Söhne werden, da sie Männer sind, für sich wohl sorgen; die Mädchen aber sollst du, Kreon, in deine Obhut nehmen, doch mir gewähren, sie noch einmal anzurühren. Bringen sollst du mir der Kinder allertheuerste." — Sein Wunsch wird ihm erfüllt. — „Dir dank' ich, Kreon, diese Gunst, wofür die Götter dich stets besser als mich selbst bewahren mögen!" — Und näher treten heißt er seine Töchter, und um sie weint er, da, gezeugt in Frevel, sie der Bürger Umgang meiden müssen und den Ehebund: „Denn wer erkühnte sich zu nahen solchen Gräueln. Euch verzehrt das Alter fruchtlos, ehelos. Drum mögest du mit einem Handschlag, Kreon, mir versprechen, Mitleid fühlend, nie sie zu verlassen, da sie, völlig verwaist, allein auf dich jetzt angewiesen sind. Und während ich dort lebe, wo es sich für mich geziemt, möge euch ein besseres Geschick zu Theil werden, als das eures Vaters war." — Kreon mahnt ihn, in den Palast einzutreten, und er folgt, ungern getrennt von seinen Kindern. — Der Chor aber wendet sich an Thebens Bürger:

Also ist in grausen Schicksals Wogen hingesunken tief
Oedipus, der dunkeln Räthsel Forscher, der Geehrteste,

Seiner Bürger treuer Herrscher. Darum preise sein Geschick
Niemand glücklich, bis den letzten Lebenstag er angeschaut.

Der König Oedipus kann uns davor warnen, mit den Vorurtheilen unserer modernen ästhetischen Begriffe an die Betrachtung der alten Tragödie heranzutreten. Wir verlangen dem Princip der poetischen Gerechtigkeit zu Liebe, daß der Held der Tragödie sein eignes selbstverschuldetes Leiden abbüße, daß er durch eigne Schuld unterliege. Vergebens würde man aber im Leben des Oedipus nach einer wirklichen Schuld suchen. Er büßt vielmehr den Frevel seines Vaters und seiner leichtsinnigen Mutter, also fremde Schuld. Daß die Frevelthaten der Vorfahren sich in ihren Folgen oftmals auch auf die unschuldigen Nachkommen erstrecken, war eine dem Alterthum zu allen Zeiten geläufige Vorstellung, die gerade in der Oedipussage ihren concreten Ausdruck gefunden hatte. Die Lehre von der Nothwendigkeit einer sittlichen Verschuldung des tragischen Helden stützt sich bekanntlich auf Aristoteles, welcher in der Poetik c. 13 lehrt, daß der in der Tragödie darzustellende Schicksalswechsel nicht Tugendhafte noch gänzlich Lasterhafte betreffen dürfe; vielmehr in der Mitte liegende Charaktere, d. h. Leute, die weder durch Tugend und Gerechtigkeit hervorragen, noch auch in Folge von Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit ins Unglück gerathen, sondern in Folge eines Fehlers *(δι᾽ ἁμαρτίαν τινά)*, und zwar Leute von großem Ansehen und Glück, wie Oedipus und Thyestes und hervorragende Leute aus solchen Geschlechtern. Es ist aber klar, daß der Begriff der *ἁμαρτία* nicht blos die eigentliche Schuld, sondern auch den Irrthum und die aus intellectueller Verblendung hervorgehenden Handlungen umfaßt, und da Aristoteles ausdrücklich das Beispiel des Oedipus anführt, so ist die Annahme, daß nach seiner Meinung der Held auch durch eine fremde *ἁμαρτία*, in die er mit verwickelt ist, ins Unglück kommen könne, durchaus nicht ausgeschlossen.

ζ. Oedipus auf Kolonos.

„Die tiefsinnigen Sagen von Oedipus' Grabe, welche dem Koloniaten Sophokles von früher Jugend her bekannt sein mußten, hat dieser Dichter zum Inhalt einer Tragödie, Oedipus auf Kolonos, gemacht, mit der er, sehr zuverlässigen Zeugnissen nach, gegen das Ende seines Lebens beschäftigt war, so daß erst sein Enkel, der junge Sophokles, sie Ol. 94, 3 = 401 zur Aufführung bringen konnte. Diese Tragödie ist ein Triumph des Elends und Leidens über menschliche Stärke und Vermessenheit, eine Umwandlung dessen, was nach menschlichen Begriffen traurig und kläglich schien, in göttliche Erhabenheit, eine mystische Verklärung des Todes, in welcher zugleich Jeder, der Sinn für den

Accent der Sprache des Herzens hat, nicht etwa eine dem Dichter fremde Geschichte, sondern seine eigenen Empfindungen in einer Lebenszeit, wo er viel Schmerzliches von seinen nächsten Angehörigen erfahren hatte, und dem Tode als einer ersehnten Ruhestätte entgegenschaute, an gar vielen Zeichen erkennen wird. So wahr es ist, daß die Composition dieser Tragödie viel von allen andern Abweichendes hat, indem, so zu sagen, die Auflösung nicht erst am Ende eintritt, sondern das Ganze durchdringt, beinahe wie in dem Schlußstücke einer äschyleischen Trilogie, so ist der Oedipus auf Kolonos doch durch die dramatisch ausgesprochene Entwicklung der ethisch-religiösen Ideen eine Tragödie im höchsten Sinne des Wortes" (Otfr. Müller).

Oedipus, der blinde Greis, aus dem Vaterland vertrieben, betritt, geführt von seiner Tochter Antigone, nach langer, mühevoller Wanderung, den heiligen Hain der Eumeniden bei Kolonos, von Oelbaum, Lorbeer, Reben umblüht, wo süß die Nachtigall umflatternd singt, und setzt sich ermattet auf einen Stein. — Ein Bewohner dieser Landschaft naht und befiehlt dem Greis, vom Sitz zu weichen und dem heiligen Boden, welcher, unnahbar und unbetreten, angehört den schreckenvollen Jungfrauen, die dem Dunkel Ge gebar und die hier die Eumeniden (d. h. die Wohlgesinnten, Gnädigen) heißen, während anderswo ein andrer Brauch gilt. — Nicht weichen aber will der Greis; huldreich, fleht er, mögen sie den Flüchtigen aufnehmen. Und nach der Gegend forschend, hört er, daß sie ringsum heilig sei. Denn sie bewohnt der Gott Poseidon und Prometheus auch, der Feuerbringer, sie heißt die eherne Schwelle, eine Schutzwehr Athens, und die Nachbarschaft betrachtet als ihren Stammherrn den reisigen Held Kolonos, doch Herrscher ist des Landes König Theseus, Aegeus' Sohn. — Ihn herzurufen bittet Oedipus, daß großer Lohn ihm werde für geringe Gunst. — Doch will erst der Koloner seinen Bürgern dies ankündigen, daß sie entscheiden, ob er bleiben oder weitergehen solle. — Oedipus entdeckt der Tochter: „Mir hat Phöbos einst, als er mein Jammerloos mir kund gethan, Erlösung zugesagt nach langer Frist hier im verheißnen Land, am heiligen Zufluchtsort der strengen Jungfrauen. Hier soll ich meinen Lebenslauf vollenden und Lohn ertheilen dem, der uns den Schutz gewährt. Die Götter haben mich hieher geleitet, und so möge denn der Stamm der Urnacht endlich mir des Lebens Ausgang und Erlösung gewähren, wenn anders ich solcher Wohlthat nicht unwürdig bin."

Der Chor Kolonischer Greise erscheint, und in des Haines Dickicht bergen sich die Flüchtigen. Sie suchen den Greis, der ohne Scheu es wagte, den nimmer berührten Hain zu betreten, dem man nur schweigend sonst, ohn' aufzublicken, vorüber-

zieht. — Oedipus tritt vor, ein grauenvoller Anblick den Kolonern. Sie heißen fort ihn aus dem heiligen Raum; so er jedoch begehr' ein Wort zu sagen, sprech' er es entfernt von dem geweihten Hain. — Er läßt sich von Antigone herausgeleiten, und der Chor forscht nach seinem Namen und seiner Heimath. — Der Greis erwiedert zögernd: „Ich bin Oedipus, des Laios Erzeugter!" — Entsetzen ergreift den Chor, und sie heißen ihn mit eiliger Flucht dem Gebiet entwandern, daß er nicht Weh der Stadt bereite. — Es fleht Antigone: „Wenn ihr meinen greisen Vater auch nicht dulden wollt, so erbarmt euch meiner, der Verlassenen wenigstens. Ich fleh' euch innig an, bei allem Theuern euch beschwörend, die Beladnen voll Erbarmen aufzunehmen." — Sie fühlen Mitleid; doch die Gottheit fürchten sie. — „So, meint Oedipus, ist leer der edle Ruf Athens, den leidverfolgten Fremden hülfreich beizustehen, wenn ihr von dannen mich vertreibet, blos meinen Namen fürchtend, nicht den Leib, noch auch die That. Denn mehr Erlittnes wahrlich war's, was ich verübet, als Begangnes. Die Götter scheuend, möget ihr durch Unbill gegen Schutzflehende sie nicht entehren und nicht der Stadt das Glück verscherzen, das ich ihren Bürgern bringe. Dem Herrscher will ich alles enthüllen. Bis dieser nahet, haltet euch von Frevel fern." — Ein Bote geht, den König zu holen.

Antigone bemerkt ein Weib herannahen, das auf einem Rossesfüllen sitzt, das Haupt bedeckt mit einem Hute. Ismene ist's, die Schwester, von einem Diener begleitet. Sie grüßt die Theuern, und sie Beid' umschlingend, meldet sie, was für Noth jetzt die Söhne Oedipus' umdränge: „Sie waren anfangs Willens, Kreon ganz den Thron zu lassen, denkend an des Stammes alten Fluch. Doch bald erwacht die Zwietracht um das Herrscherthum, und der Jüngstgeborene raubt dem Aelteren, dem Polyneikes den Thron und stößt ihn in die Fremde fort. Und dieser flieht nach Argos, wo er Verwandte und Kriegsgenossen gegen Theben sammelt, und Rettung nur verschafft, wie neuer Göttersprüch verkündet, todt oder lebend Oedipus allein. Deshalb wird bald auch Kreon selber kommen, an Thebens Grenze dich, mein Vater, festzubannen. Denn Unheil trifft sie, wirst du fern beerdigt. Doch darfst du auch nicht in der Heimath Boden ruhen; dies duldet nicht dein Blutvergehen. Die eignen Söhne dagegen treibt die Herrschsucht stärker, als die Kindesliebe." — „So möge, fleht Oedipus, die Gottheit nie die Zwietracht löschen; nicht bleibe Thron und Scepter dem, der jetzt sie hat, noch werden sie dem Flüchtling je zu Theil; denn schmachvoll haben sie den Vater fortgestoßen, ohn' Erbarmen. Wohl hab' ich anfangs, im Uebermaß meines Schmerzes Verbannung oder lieber noch den Tod mir selbst gewünscht; da war jedoch zu solchem Liebesdienst kein Mensch bereit. Wie aber

später milder ward der Schmerz und ich erkannte, daß ich in der Leidenschaft mir härtere Strafe auferlegt, als ich verdiente, da trieb die Stadt mich unbarmherzig fort, und meine Söhne weigerten mir Beistand, ja legten nicht ein einzig Wort zu meinen Gunsten ein. Und bettelnd mußt' ich in die Fremde ziehen, von einem schwachen Mädchen nur geleitet und gepflegt; jedoch die Söhne zogen Thron und Herrscherstab dem Vater vor. Drum sollen nimmer sie als Bundesfreund mich sehen, und Kreon meiner Spur vergeblich folgen, leiht nur das Volk Athens sammt den hehren Göttinnen des Landes mir Hülfe, wodurch es Schutz der Stadt und meinen Feinden Noth erwirbt." — Der Chor, von Mitleid bewegt, räth ihm, den Göttersitz, wohin er gelangt, erst mit dreimal wiederholten Spenden zu versöhnen und dreimal neun Oelsprossen hinzupflanzen, flehend, daß die Gnädigen auch gnädig und erbarmungsvoll den Flüchtling retten. — Ismene eilt, was zu solchem Werke nöthig ist, herbeizuschaffen, und unterdeß begehrt der Chor das Leid zu hören, das den Greis in solches Unheil hat verstrickt. — Und zögernd nennt er die Schmach, des schnöden Ehebettes Gräuel und des Erzeugers Tod, in die er reinen Sinnes und unbewußt hineingerathen.

Jetzt erscheint Theseus und erkennt leicht an des Augenpaares Verstümmelung den Sohn des Laios. Gerührt, erforscht er, was begehrend er der Stadt genaht, Beistand versprechend: „Denn selbst als Fremdling bin ich vielfach umgeirrt und weiß es wohl, wie wandelbar der Menschen Loos." — Dem edlen Theseus dankt Oedipus: „Dir biet' ich meinen lebensmüden Leib an, ein scheinbar nur geringes Gut, das doch des größten Segens Kraft enthält. Drum wollen meine Stammverwandten mich, nachdem sie ohne Scheu mich ausgetrieben, zur Rückkehr wieder zwingen, weil ein Götterspruch verkündet, daß einst diese Stadt sie niederwirft." — „Kein Mensch, verspricht ihm Theseus, soll von hinnen dich entführen, und muß ich jetzt dich auch verlassen, schützt dich sicher doch mein Name vor jedem Unfall." — Der Chor preist des glanzhellen Kolonos schönes Obdach, wo Pallas zuerst den Oelzweig hingepflanzt und Poseidon dem Rossesfüllen die Zügel umgeworfen.

Inzwischen sieht Antigone Kreon mit Begleitern herankommen. Oedipus zagt; doch heißt der Chor ihn sich beruhigen: „Sind wir auch selbst vor Alter schwach, so altert dennoch nicht des Landes Kraft." — Und Kreon kommt und spricht: „Nicht bin als Feind ich jetzo dieser Stadt genaht, die ja wie keine zweite in Hellas stark an Kräften ist. In meiner Bürger Auftrag bin ich hergesandt, beredend diesen Mann hinwegzuführen, weil mir zumeist, als nächstem Anverwandten, seine Noth zu klagen ziemt. Denn mich schmerzt es, diesen Jammervollen in steter Irrfahrt,

pflegelos, nur von einer Dienerin geführt, zu schauen, und dieses zarte Mädchen, bettelnd für den Vater, jedes Frechen Unbill ausgesetzt zu wissen. Drum folge mir, o Oedipus, zur Heimath wieder, scheidend von der Stadt, die dich so freundlich aufgenommen. Mehr Ehre ziemt dem Vaterland, das dich genährt." — Hierauf erwiedert Oedipus: „Mich täuscht nicht deine Rede, schön in Worten, aber einer schlechten Absicht Hülle. Mich einzufangen in allerherbster Knechtschaft Pein bist du gekommen; nicht in die Heimath willst du mich geleiten, nein, an des Landes Grenze halten, daß nicht der Stadt die Züchtigung des Rachegottes werde, wie es Phöbos hat und Zeus verkündet. Drum, Kreon, kehre heim nur; laß zurück mich in Zufriedenheit." — Doch dieser droht, Gewalt zu üben: „Schon hab' Ismenen ich entführt, und auch Antigone soll mit mir fort!" — Vergebens widersetzt sich der Chor solchem Beginnen. Von Kreon's Leuten wird das Mädchen fortgeschleppt. — Jetzt ist auch Oedipus, des Stabes entbehrend, der ihn leitete, in Kreon's Macht. Er faßt den Greis. Dieser flucht dem Verruchten, der zu den vorigen sein einzig Aug' ihm ausriß: „Dir gebe Helios, daß du und dein Geschlecht in gleicher Noth des Lebens einst ergrauest!" — Schon reißt ihn Kreon mit Gewalt hinweg. — Der Chor ruft Volk und Herrscher herbei, eilig heran zu kommen, weil die Fremden mit Gewalt vordringen. — Und Theseus erscheint vom Opfer, das er eben dem Meeresgotte dargebracht, und hört die Kränkung, die man seinem Schützling angethan. — Schnell heißt er alles Volk zu Fuß und Roß aufstürmen von dem Opferfeste, nachjagen jenen Mädchen, daß nicht sie weiter ziehen und er den Fremden zum Gespötte werde. Kreon aber, der durch sein gewaltsames Auftreten frevelhaft die heiligen Satzungen des Landes, auf dessen Boden er doch nur als Fremder weilt, verletzt hat, soll so lange zurückgehalten werden, bis jene die Mädchen wieder zur Stelle gebracht. — „Nicht hab' ich es gewußt, entschuldigt sich dieser, daß sich für Oedipus dies Volk so sehr verwenden werde; denn nimmer, dacht' ich, werde es den Besudelten, den Vatermörder, ihn, dem der Fluch einer so greuelvollen Ehe anhaftet, bei sich aufnehmen, da des Areshügels Richterrath ja hier im Lande ist, der nie gestatten wird, daß solcher Flüchtling dieser Stadt Einwohner sei. Drum jagt' ich solchem Fange nach, und der mir fluchte, dem, glaub' ich, darf ich Böses wiederum vergelten. Mir thue Theseus, was er irgend will; doch bin ich alt auch, werd' ich gegen Thaten mich zu wehren suchen." — Oedipus entgegnet: „Nicht mich, sondern sich selbst schändet dieser Unverschämte mit dem, was er sagt. Denn an allem, was er mir vorwirft, bin ich unschuldig. Unwissend und ohne Absicht that ich, was geschehen ist durch der Götter Verhängniß, die seit lange Groll hegten gegen mein Ge-

schlecht. Selbst mein Vater, wenn er lebend aus dem Schattenreich zurückkäme, könnte mir wegen seiner Tödtung, die ich, ohne ihn zu kennen, im Stande der Nothwehr vollbrachte, keinen Vorwurf machen. Und preisend heuchlerisch Athen und seinen Herrscher, ließ Jener eins nur unvermerkt, daß dieses Volk vor Allen Scheu vor Göttern trägt. Zu ihm bin, Zuflucht suchend, ich geflohen, und nun strebt der mich wegzustehlen und hat die Kinder schon geraubt. Drum fleh' ich dieses Landes Göttinnen, mit starkem Beistand herzunahen, daß Jener lerne, wie gerechte Männer dieser Stadt Beschützer sind." — Theseus gebietet Kreon, ohne Zögern mitzugehen und ihm zu zeigen, wo sie die Mädchen hingeführt: „Denn diese Stadt soll nicht zu Schanden werden vor dem einen Mann." — Drohend gehorcht ihm Kreon, und Theseus heißt Oedipus hier unbekümmert weilen, fest vertrauend, daß er nicht ablassen werde, bis er seiner Hand die Töchter wieder zugeführt habe. — In das Kampfgewühl wünscht sich der Chor zu mischen, unter der Krieger Schaar, bei dem ehernen Rufe des Ares, wo Theseus nach den zwei jungfräulichen Schwestern anstürmt und sie bald zum Gegenstand eines kräftigen Kampfes machen wird. „Hoch pranget der Athener Muth, hoch der Theseusschaar Gewalt. Schon ahnt das frohe Herz den Sieg und das Ende der Leiden für die, welche schweres litten von ihren Blutsverwandten. Noch heute vollendet es Zeus. O könnt' ich doch als windschnelle leichtbeschwingte Taube von einer Wolke des Aethers aus mein Auge auf diese Kämpfe richten. Gewähre du Zeus, der du alles beherrschest und alles schaust, und du, Pallas Athene, den Bewohnern dieses Landes ein kraftvolles Gelingen ihres Zuges. Möge Apollon mit seiner Schwester, der Jägerin, als Doppelbeistand herbeieilen für die Stadt und ihre Bürger!"

Schon nahet der Sieger mit den Mädchen, und freudig begrüßen sich Vater und Kinder, und Segen fleht auf seiner Töchter Retter Oedipus herab. — Theseus verschweigt, wie ihm der Kampf gelungen, daß er nicht zwecklos prahle; auch werden jene es dem Oedipus melden; doch welche Botschaft auf dem Rückweg ihn getroffen, will er ihm verkünden. Ein Fremdling, ward ihm angesagt, des Oedipus Verwandter, aber kein Bewohner seiner Heimathsstadt, sei zum Herd Poseidon's hingeflohen, geringe Wohlthat fordernd von dem Greis, nur ein Gespräch mit ihm, um dann nach Argos wieder heimzukehren. — Wer jener Flüchtling sei, hat Oedipus hieraus erkannt: „Es ist mein hassenswerther Sohn, des Reden nimmer ich anhören will." — Doch Theseus mahnt ihn, die Götter ehrend, nicht den Schutzflehenden zurückzuweisen, und auch Antigone fleht, des Bruders Gegenwart doch zu gestatten: „Reden hören, schadet das? Durch Reden gerade werden böse Absichten offenkundig, und hat einst Jener an dem Vater

auch das Abscheulichste begangen, so ziemt dir niemals, ihm ein gleiches Loos auch anzuthun. Bedenken sollst du, was du selbst vom Vater und der Mutter hast gelitten, und wie bittrer Zorn zu enden pflegt, des ist ein Zeugniß deines Augenpaars Verdunklung. Darum gieb nach; denn langes Flehen ziemet nicht für die, welche Gerechtes fordern, und wer Wohlthat nimmt, muß wieder auch durch Wohlthun danken." — Besiegt weicht Oedipus; doch bittet er, wenn Jener hieher gekommen, sein Leben nicht in fremde Macht zu geben. — Theseus verspricht, zu schützen ihn, so lang' ein Gott ihn selber schützt, und er eilt, den Sohn zu holen. — Der Chor erachtet eiteln Sinnes den, der nach langem Lebensziel strebt. „Denn es mehret mit der Tage Zahl sich die Bekümmerniß, und freudvoll erscheint nichts, wenn Jemand an das Ziel seiner Wünsche gelangt ist. Als Retter aber ist allen zuletzt beschieden der Tod, wenn das Loos des Hades, das weder Liebe, noch der Lyra Klänge, noch den Reigentanz kennt, erscheint. Nie gelebt zu haben, wäre das Beste, das Zweite, schnell wieder von dannen zu fliehen aus dem Leben, denn auch die Jugend hat der Mühen Unzahl, und es drängen Gefahren und wüthen Leidenschaften, und es erscheinet zum traurigen Beschluß das verachtete Alter, kraftlos und vereinsamt und ungeliebt mit allem Weh des Wehes im Bunde. So umdrängt auch diesen Unseligen, wie Wogendrang vom Nord durchpeitscht den Seestrand umdrängt, anstürmendes Unheil von allen Seiten her."

Antigone meldet Polyneikes' Nahen. Und dieser, ungewiß, ob er sein eignes Leiden oder das des greisen Vaters beweinen soll, bittet ihn, was Böses er ihm angethan, zu heilen, nicht ihm vorzuwerfen. „Ein Wort nur, Vater, richt' an mich; nicht zürne mehr mir, weggewandt; und mit mir einet euch, Geschwister, den Greis zu rühren, daß ich nicht entehrt, ohn' eines Worts Erwiederung, von hinnen wieder scheiden muß." — Antigone heißt ihn sagen, was ihn hergebracht. — „Ich nahm als Erstgeborner ein des Vaters Thron; jedoch Eteokles, der jüngere Bruder, stieß, das Volk verführend, fort mich aus dem Land. Daran war hauptsächlich die dich verfolgende Rachegöttin schuld. Ich ging nach Argos, verschwägerte mich daselbst mit Adrastos, und hier vereint mit mir sich siebenfältige Schaar der vornehmsten Fürsten des Peloponnes und schwört, um Theben in gerechtem Streit zu sterben, oder Jenen auszuwerfen aus der Stadt. Jetzt bin ich hergekommen, mit heißem, demuthsvollem Flehen den Vater zu erbitten, vom schweren Zorn zu lassen und sich mit mir zu einen gegen Jenen; denn, so spricht der Gott, nur dem wird Obmacht, welchem du dich beigesellst." — Und solchem Wort entgegnet Oedipus nicht, was erfreut: „Denn, ein Verruchter, hast du deinen Vater ausgejagt als Bettler. Drum nimmermehr gelingt

der Stadt Verwüstung dir, und eher fällst du selbst mit Blut besudelt und mit dir der Bruder auch. Verabscheut, vaterlos entfliehe jetzt, beladen mit des Vaters lautem Fluch. Fort, eile hin zum Heer verschworner Bundesfürsten, meldend, welche Schenkung Oedipus dem Sohne zugetheilt." — Tief bewegt geht Polyneikes seinem Todesloos entgegen, die Schwester bittend, wenn dereinst des Vaters Fluch erfüllt wird, ihn ohne Todtenehren und Bestattung nicht zu lassen, und zu dem Lobe, das sie durch des Vaters Pflege ernte, nicht geringeres durch andern Liebesdienst hinzuzufügen. — Vergebens mahnt Antigone den Bruder, vom unseligen Krieg zu lassen, der den Fluch herbeiführt. — „Mich zwinget das Geschick; nicht fordert meine Schmach. Lebt wohl! nicht sehet ihr mich lebend wieder. Beten aber will ich, daß euch Schwestern niemals Leid zustoße; denn vor allen Anderen habt ihr allein nicht Leid verdient!"

Der Chor fürchtet aus des Greises Fluch neues Unheil. — Da hallet die Luft vom Donner des Zeus, und nach Theseus verlangt Oedipus: denn zum Hades soll Zeus' Blitzstrahl jetzt ihn führen. — Wiederum rollet daher das gewaltige Tosen zum Entsetzen des Chores. Von den Himmelshöhen fährt neuer Strahl entflammt herab. — Und Oedipus erkennt, daß jetzt sich sein Geschick erfüllen werde. — Und abermals erschallet ringsher gewaltiges Getöse. Und es flehet der Chor, daß gnädig walte der Gott, daß nicht Verderben ihnen werde durch den unseligen Gast. Und sie rufen den König herbei, und Theseus erscheint. — Auch er hat den Donner vernommen, und als er sich nach der Ursache erkundigt, weshalb man ihn herbeigerufen, verkündet ihm Oedipus: „Zur Neige gehet jetzt mein Leben; jetzt wird erfüllet, was der Stadt und dir ich zugesagt. In jene Gegend, wo ich sterben muß, will ich dich selber führen, und keinem Menschen nenne je den Ort; denn mehr als Speer und Schild werd' ich das Land beschützen. Und was ich heimlich dir vertraue, sag' es blos dem Erstgebornen, und dieser immerfort dem Folgenden. So bleibet eure Stadt geschützt vor den Angriffen der der Drachensaat entstammten Männer. Wird dagegen das Geheimniß der Menge kund, so ist, da die Götter oft erst spät die Schuldigen bestrafen, eher ein Frevel zu befürchten. Doch laß uns gehen, mich treibt die göttliche Mahnung. Folgen sollen mir auch die Töchter. Ich werde jetzt der Führer sein, mir selbst das heilige Grab herauszufinden, wohin mich Hermes leitet, und des Hades Königin. Zum letzten Male trifft mich ungesehen des Lichtes Strahl. Glückseligkeit begleite, Theseus, dich, du meiner Freunde theuerster, und dein Gebiet und Volk, und im Wohlergehen möget ihr gedenken mein, des Todten, immerdar beglückt!" — So führt sie Oedipus von dannen, und der Chor fleht zu den dunkeln Göttern, daß

sanftes Ende den Gast in das Gefilde der Todten und in das Haus des Styx aufnehme.

Ein Bote kommt und meldet, daß so eben Oedipus darniedersank: „Hin führt' er seine Begleiter zu dem Theil der ehernen Schwelle, der in die Unterwelt hinabführt, am Kreuzweg, wo das Denkmal ewiger Treue Theseus und Peirithoos einst aufgerichtet. Und zwischen diesem und dem Stein von Thorikos, dem hohlen Birnbaum und dem Felsengrabe saß der Greis und löste das schmutzbedeckte Kleid und forderte von den Mägdlein fließend Naß zu Bad und Spendung. Und diese schafften solches Werk dem Vater, schmückend ihn mit Bad und Kleidung. Und als vollendet war dies Alles, hallte tief empor der unterirdische Zeus, und die Jungfrauen stürzten bebend sich in ihres Vaters Schoß, laut weinend und die Brust zerschlagend. Und er umschlang sie, sprechend: „„Kinder, heute noch verliert ihr euern Vater. Nicht mühen werdet ihr euch mehr um meine Pflege, die, ich weiß es, hart war; doch ein einzig Wort löst alle die Beschwerlichkeit: denn mehr hat Niemand euch geliebt, als ich, und meiner nun beraubt, mögt ihr fortan das Leben weiter führen."" Und Alle weinten schluchzend. Da erscholl haarsträubend plötzlich eines Gottes Ruf: „„O Oedipus, was säumen wir zu gehen? Schon allzu lange zögerst du!"" Und als er wahrnahm, daß ein Gott ihn abrufe, da sprach er zu Theseus: „„O Theurer, gieb den Handschlag meinen Töchtern hier, und ihr, o Kinder, diesem, und verpflichte dich, sie nie freiwillig auszuliefern, und, was immer du zuträglich findest, ihnen stets anzuthun."" Und der that also, und der schwache Greis, die Hände erhebend über seine Kinder, sprach: „„Jetzt, Kinder, scheidet edlen Muthes aus dem Kreis; begehret nicht, Verbotenes zu hören, noch zu sehen. Es bleib' allein dem hohen Theseus, anzuschauen, was geschieht."" Und Alle wichen, und nach kurzer Zeit zurückgewandt, da sahen jenen Greis wir nicht mehr; es stand nur Theseus da, der mit der Hand die Augen deckte, gleich als zeigte sich grauenvoll Entsetzen, keinem Blick Erträgliches. Und bald sich niederwerfend, betet an er tief die Erde und des Olympos Göttersitz. Und Keiner außer Theseus' Haupt allein vermag zu künden, welches Schicksal Jenen weggerafft. Kein Feuerstrahl des Gottes war's, kein Donner, noch ein vom Meer sich erhebender Wirbelwind, vielmehr ein Bote Gottes oder der Erde schmerzlose Tiefe, die sich sanft ihm aufgethan. So ward entrückt er, ohne Seufzen und Krankheit, staunenswerth vor Allen."

Die Töchter kommen, wehmüthig klagend, und es tröstet sie der Chor. Auch Theseus kommt und hemmet das Weh: „Denn gottlos wär's, zu beklagen, den so in das Erdreich heilige Gunst barg. Doch dürfet ihr nicht zu des Grabes Bezirk, wie ihr

wünschet, euch nah'n, da der sterbende Greis es verboten." — „So mögst du nach Theben uns senden, erflehen die Mädchen von ihm, auf daß wir den Mord von den Brüdern zu wenden versuchen." — Und dieses gewährt der Herrscher Athens und im voraus noch Jedes dazu, was ihnen nur frommt und Jenen im Hades erfreut. — Und so schließt der Chor mit den Worten:

So höret denn auf und erhebt nicht mehr
Der Klage Getön.
Denn fest bleibt euch dieses verbürget.

In keinem seiner Stücke tritt der fromme Sinn des Sophokles so wohlthuend hervor als in diesem. „Mit dem stillen religiösen Glauben an eine göttliche Fügung stimmt die Weihe des Tons: Hoheit und ungetrübte Milde vereint sich mit Zartheit und Wärme des Gefühls. Der Kummer und die melancholische Trauer des ersten Theils löst sich zuletzt in den Frieden einer gottergebenen Stimmung." (Bernhardy). Gerade die Euthanasie des schwergeprüften Dulders ist tief ergreifend.

η. Antigone.

Ist der Oedipus auf Kolonos der Schwanengesang des lebensmüden Dichtergreises, so ist die Antigone, aufgeführt Ol. 84, 3 = 441, das Werk des reifen, thatkräftigen Mannes. Erschien dort der Tod als der milde Erlöser, der dem vielbewegten Leben die ersehnte Ruhe bringt, so ist er hier der Preis, um den unsterblicher Ruhm erkauft wird. Das Leben ist der Güter höchstes nicht. Aus Götterfurcht es opfern und für das heilige Recht und die Liebe zu den Seinen es freudig hingeben, ist der Triumph der höchsten Tugend, „ein ruhmwürdig Loos, das Sterbliche Götterwesen gleich macht" (Ant. 836). Einer schwachen Jungfrau giebt die Todesverachtung den Sieg über den mächtigen Herrscher, der, stolz auf seine menschliche Klugheit, im übermüthigen Trotz, sein Königsgebot gegen göttliches Gesetz und menschliches Gefühl durchsetzen zu müssen glaubt und allzuspät durch den Untergang seines Hauses belehrt wird, wie gewaltige Worte zuletzt in gewaltigen Schicksalsschlägen sich strafen.

Im Zweikampf waren beide Brüder vor Thebens Mauern umgekommen. Kreon ließ Eteokles gleich bestatten, daß ihm Ehre bei den Todten sei; doch Polyneikes' todten Leib verbot er unter Heroldsruf ins Grab zu thun; denn unbeweint und grablos sollt' er liegen, süßer Fraß den Vögeln; und wer dagegen handle, solchem drohte er den herben Tod der Steinigung. Antigone, dies Ismenen, ihrer Schwester, meldend, kündet ihr zugleich an, was sie beschlossen hat: „Ich werde Jenem trotz Verbot ein Grab doch geben, magst jetzt, Ismene, du mir helfend beistehen oder

nicht.“ — Vergebens heißt die Schwester sie des Hauses Sturz bedenken: „Wir sind allein nur übrig noch, und wenn wir so des Herrschers Ausspruch zuwiderhandeln, wird auch uns ein schlimmer Tod bald treffen. Als schwache Frauen können wir nicht gegen Männer kämpfen, vielmehr geziemt es, uns den Stärkeren zu fügen, und Nachsicht werden die im Todtenreich den unfreiwillig Folgenden wohl gern gewähren.“ — Antigone erwiedert: „Mit Freuden will den Tod ich leiden für heilige Pflichten, die ich dem Verstorbnen übe. Den Untern dorten muß ich längre Zeit gefallen, als den Hiesigen. Drum ist's umsonst, die That mir auszureden; denn nichts erleid' ich ja so Böses, daß nicht edler Tod mir bliebe.“

Die Schwestern entfernen sich, und der Chor Thebanischer Greise tritt auf, begrüßend der Sonne Strahl, das schönste Licht, das je dem siebenthorigen Theben glänzte. „Denn das Kriegsheer, das Argos sandte, von Polyneikes erregt, ward in schneller Flucht zerstreut, ehe mit Kadmeischem Blut es sich gesättiget, und der ragenden Thürme Zinnen die Gluth des Hephästos verzehrt hat. Prahlenden Hochmuth hat Zeus gezüchtigt; denn der Kühne, der hoch zu den Zinnen bereits, Siegesgeschrei erhebend, emporDrang, sank vom Blitze getroffen dahin. Und um Thebens sieben Thore regt anderen Wechselkampf Ares auf; und die dort befindlichen Anführer ließen ihre Waffen als schuldigen Zoll dem siegenden Zeus zurück, bis auf die zwei unglücklichen Brüder, welchen durch ihre gegenseitig siegreichen Lanzen gemeinsames Todesloos zu Theil ward. Nun ist hochherrlicher Sieg in Gnaden genaht der wagenberühmten Thebe. Drum werde des Krieges nimmer gedacht, und die Tempel wollen wir in Reigentänzen umwallen, geführt vom jubelnden Bakchos.“ — Doch Kreon naht, der Beherrscher der Stadt, zu verkünden, weshalb er durch Heroldsruf die Greise zur Versammlung berufen habe. Und er meldet seinen Treuen den Entschluß: „Den Guten wohlgesinnt, die Bösen aber strafend, wie's gerechten Herrschern ziemt, hab' ich Eteokles, der die Stadt vertheidigend hinsank, Grabesehren zuerkannt; doch Polyneikes, der die Vaterstadt und ihre Götter durch Feuersgluth vertilgen, sich im Blut der Seinen sättigen und die Bürger in Knechtschaft führen wollte, soll mit Grabbestattung Niemand ehren; Hunden sei und Vögeln seine Leiche frei zum Fraß und zur Verstümmelung gegeben. Drum hab' ich Wächter hingestellt dem todten Leib, und ihr auch möget wachen, daß sich Niemand unfolgsam erweise. Denn oft schon stürzte Habsucht lockend Menschen in den Tod.“ — Ein Wächter nahet träge und furchtsam. „Jetzt eben ward, so meldet er, mit Staub beschüttet jener Leichnam und gereicht ihm Todtenehren. Doch wer's gewesen, des ist nirgends eine Spur. Ein Wächter schalt den andern zwar als Thäter; doch ein Jeder

will durch Feuerprobe und heiligen Eid die Schuld von sich abwälzen. Endlich ward von uns beschlossen, jene That sogleich dem Könige zu melden. Das Loos entschied, daß ich der schlimmen Botschaft Ueberbringer sei." — „Wohl könnte, meint der Chor, durch Göttermacht solch Werk geschehen sein." — Dem widerspricht der König: „Nimmer ehren sie, der ihren Tempeln Brand gedroht und ihrem Schutzland und Gesetz Zertrümmerung. Die Bürger sind's, die lange schon mit Murren meine Herrschaft tragen. Die haben wohl für Lohn den Thäter sich gedungen. Drum schwör' ich, wenn ihr Wächter nicht aufspürend jenen Frevler mir vor Augen stellet, so sollet ihr durch martervollen Tod die Unthat büßen, auf daß ihr lernet, wie aus schnöder Habsucht Schaden mehr erwächst, als Vortheil." — Kreon geht in den Palast, und auch der Wächter eilt hinweg, den Göttern dankend, daß er wider Hoffen noch entkommen.

Der Chor preist den Menschen als den Gewaltigsten aller Gewaltigen auf Erden: „Er durchschifft des Meeres dunkle Fluth, von Stürmen umdrängt, hinschwebend zwischen den Wogen auf ringsumbraustег Bahn; die Erde, die erhabene Göttin, müht er Jahr um Jahr ab mit durchfurchendem Pfluge, und der flüchtigen Vögel Geschlecht und des Waldes Wild und der Meere Bewohner fängt er, sie mit netzgeflochtenem Garne umstellend, und die mähnigen Rosse zähmt er durch's Joch und den freien Bergstier. Red' und Gedanken erlernet er, und er versteht es, Staaten zu gründen und den harten Frost zu meiden und die Luftgeschosse des Regens. Nimmer trifft ihn rathenblößt die Zukunft. Selbst schlimmer Krankheit Flucht hat er ersonnen; nur dem Hades zu entfliehen, wird ihm nimmer gelingen. Mit wunderbarem Geschick für Erfindungen begabt, wendet er sich bald dem Argen, bald dem Guten zu. Wer des Landes Satzungen und das heilige Recht der Götter übt, wird der Bürger Hort; der Bürger Sturz, wer dem Schlechten sich ergiebt des Frevels wegen. Fern bleibe von uns, wer solches thut!" — Da schauen die Greise Antigone vom Wächter herbei geführt. Sie fürchten, daß sie aus thörichtem Sinn den Geboten des Herrn unfolgsam befunden wurde. — Und ihre Furcht bestätigt der Wächter; denn so meldet er: „Sie ward ertappt als jener That Verüberin!" — Kreon kommt und hört die Kunde: „Wir Wächter hatten allen aufgehäuften Staub hinweggekehrt vom Leichnam und uns spähend dann auf hohem Abhang hingelagert. Schon stand die Sonne glühend heiß im Mittelraum des Aethers; da erhob ein Wirbelwind urplötzlich allen Staub des Feldes, und wie er dann hat nachgelassen erst nach langer Zeit, erschauten wir die Jungfrau, die, laut jammernd, den verfluchte, der das Werk gethan. Und mit ihren Händen brachte sie schnell durstigen Staub heran und deckte nochmals den

Leichnam damit und goß dreifache Spendungen um ihn aus, aus schöngetriebenem Erzgefäß. Wir aber eilten, dies erblickend, schnell herbei, und diese ließ sich bald ergreifen und leugnet nicht, was sie gethan." — So meldet Jener, froh, dem Unheil selber zu entgehen; jedoch betrübt auch, Freunden Weh zu schaffen. — Antigone, zu Boden niederwärts den Blick gesenkt, gesteht, befragt von Kreon, diesem auch die That und leugnet nicht, daß ihr der Heroldsruf bekannt gewesen. „Doch war's ja Zeus nicht oder Dike, die dem Menschen stellten solch Gesetz. Was du als Mensch geboten, muß dem wandellosen, ungeschriebenen Götterworte weichen; denn dieses stammt nicht von heut und gestern, sondern lebet ewig; Niemand weiß, seit wann es kam. Der Götter Strafe muß ich fürchten, nicht der Menschen Meinung scheuen. Ich wußte wohl, daß mir der Tod bestimmt sei. Auch ohne dein Gesetz ist sterben ja mein Loos, und vor der Zeit hinscheiden, scheint Gewinn mir bei der Leiden Noth, die auf mir lastet. Klagen müßt' ich, säh' ich meinen Bruder unbestattet; dies jedoch beklag' ich nicht." — Trotz scheint dem König, solche That zu wagen und sich ihrer noch zu rühmen. „Und ginge dies dir straflos hin, dann wärest du, nicht ich ein Mann! Nein, nimmer soll Verwandtschaft dich beschützen, noch die Schwester, die mitschuldig angstvoll jetzt im Hause drin umherschweift!" — Antigone heißt ohne Aufschub nur sie tödten: „Ruhmgepriesen wird mein Name sein, und ihren Beifall würden selbst die Greise hier mir nicht verweigern, schlösse nicht die Furcht den Mund. Der Hades fordert gleiche Pflicht. Was kümmert's mich, da todt der Bruder ist, ob er als Feind der Stadt genaht? Mitfeindin war ich nimmer, nur Mitliebende!" — „So mögest du hinabgesendet lieben, die du lieben mußt. Mich soll ein Weib im Leben nimmer zwingen!" — Ismene kommt, die Wangen benetzt mit Thränen, und bekennt sich als Mitgenossin der Schwester und gleicher Strafe schuldig. — Doch Antigone gestattet nimmer ihr das Recht, mit ihr sterben und den Todten mit zu heiligen, da sie die That ja weder wollte, noch ihr Theil verliehen ward: „Du suchtest ja das Leben nur, den Todten ohne Hülfe lassend." — Und jetzt an Kreon wendet sich Ismene: „Nicht morde deines Sohnes Braut!" — Doch der ist unerbittlich: „Der Tod zerstöre diesen Bund! Kein schnödes Eheweib soll meinem Sohne werden!" — Und schnell ins Haus heißt er die Mädchen führen und bewachen: „Denn auch Trotzige fliehen gern, sobald den Tod sie nahen sehen." — Selig preist der Chor die, deren Geschick nie Wehe gekostet. „Nie läßt der Fluch, von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, die los, deren Haus die Götter erschütterten. So ist uralt in des Labdakos Stamm das Leid, und immer fällt neues Leid auf das Leid der Dahingeschiedenen, die Nachgeborenen vermögen nicht das Geschlecht zu befreien,

sondern ein Gott bringt sie zu Falle, und die Leiden finden keine Erlösung. Der letzten Wurzel schimmerte beglückteres Licht, und nun mähet auch sie dahin der Unteren blutiger Staub und des Wortes Unbesonnenheit und des Sinnes Verblendung. Welch kühner Sterblicher mag Zeus' Macht bezwingen, der immer wach, nie alternd, Alles zum Endziel führet. In des Olympos hellem Strahl wohnt er ewig, und ewig bleibt sein Gesetz, daß kein Sterblicher das Leben ohne Leid durchwandelt. Hoffnungen stärken die Menschen und die täuschenden Wünsche des leichtsinnigen Herzens, und unbewußt setzen den Fuß sie aufs Feuer. Drum weise spricht das Wort: Das Schlimme scheinet dem gut, welchem ein Gott zum Unheil den Sinn wendet, und nur kurze Zeit wandelt er sonder Unheil."

Und Hämon erscheint, von Kummer um Antigonens Loos gebeugt, seiner Gespielin und Braut, die der Vater zu rauben droht: „Ich folgte, Vater, deiner Leitung willig stets, und keine Ehe soll mich dieser je entziehen; drum aber wag' ich auch, was Niemand wagt, ein solches Wort zu reden, welches nicht dein Ohr erfreut. Es murren heimlich Thebens Bürger, daß der Jungfrauen edelste für ihre Nachruhms würdige That so ungerechten Tod soll leiden, weil sie nicht von Hunden und vom Vögelschwarm den Bruder ließ zerfleischen. Mir ist des Vaters Ruhm das höchste Ziel; drum bitt' ich, nachzugeben klugem Rath und nicht zu starr zu sein. Denn wenn der Waldstrom wild daherbraust, reißt er mit der Wurzel aus, was nur sich ihm entgegenstemmt; doch was der Wuth nachgiebt, das bleibt unverletzt. So stürzt das Schiff auch, dessen Lenker nicht die Segel klug einzieht. Bin ich auch jung, so kommt doch weiser Rath von Jüngern oft. Es ziemt, von dem zu lernen, der verständig spricht, und mehr die Sache, denn die Jahre soll man schauen." — Doch des Jünglings Rathe will sich der König nicht fügen, nicht Widerspenstigen Ruhm verleihen, auch kümmert ihn der Bürger Meinung nicht; denn des Herrschers Eigenthum ist ja die Stadt. Und Hämon schilt er, daß er mit einem Weib im Bunde, ein Weiberknecht, gegen seinen Vater rechte. „Drum soll sie lebend nie die Deine werden. Man führe hin den Abscheu gleich zum Tode vor ihres Bräutigams Augen!" — „Nicht stirbt sie in meiner Nähe, nie aber schaut je mein Haupt der Vater wieder!" — So sprechend, stürzt Hämon fort, und schweres Unheil ahnet der Chor. Doch Kreon bleibt unbewegt. „Ismene soll dem Tod entgehen, befiehlt er, doch Antigone empfange lebend schon ein Felsengrab, und wenig Speise werde ihr, um den Gräuel zu meiden, hingesetzt. Dort mag sie Hades, den sie allein von den Göttern verehrt, um Rettung anflehen, vielleicht auch einsehen, wie man Todte fruchtlos ehrt." — Er geht und der Chor preist

des Eros Macht, des allsiegenden Gottes, der auf der Jungfrauen Wangen nächtlich weilt und über das Meer schweift und durch der Gefilde Hürden. Kein Gott entgehet ihm, noch irgend ein Sterblicher, und wen er ergriffen, der raset. Den Gerechten zieht er zum Unrecht hin, und auch diesen verwandten Zwist der Männer hat er erregt. Für Jenen hat der Liebreiz der Braut den Sieg davongetragen, der auch erhabenen Satzungen gegenüber seinen Einfluß geltend macht, denn widerstandslos treibt Aphrodite mit uns ihr Spiel.

Schon schaut der Chor zu seinem tiefen Schmerz, wie Antigone bereits zum alles bettenden Brautgemach des Hades abgeführt wird. Sie ruft die Bürger ihrer Vaterstadt zu Zeugen ihres letzten Ganges, wie sie lebend, unvermählt, nicht unter Brautgesängen zu des Acherons Brautkammer wandle. — Doch es tröstet sie der Chor: „Zum ewigen Ruhm und mit Lobe geziert, nicht von Krankheit Pein, noch von strafendem Schwert dahingerafft, wirst du mit frei erwähltem Geschick lebend zum Hades hingehn.“ — „Wie Niobe, die des Steines harter Wuchs bezwang, bettet auch mich ein ähnliches Jammergeschick!“ — „Es ist ein großer Ruhm, mit der Götter Geschlecht das Geschick im Tode zu theilen!“ — „O des Spottes! Unbeweint steig' ich in den Grabeskerker, um nicht bei Todten, noch bei Lebenden, nicht unter Menschen, noch unter Leichen zu wohnen!“ — „Die eigene Kühnheit büßest du und des Vaters Gräuel.“ — „Wohl theile ich das Jammergeschick des Labdakidischen Hauses. Der todte Bruder tödtet nun mich, die Lebende.“ — „Du selber stürzest dich ins Verderben, aus freiem Antrieb des Gebieters Machtwort übertretend.“ — „Unbeweint, ungeliebt, unvermählt, trete ich den Weg an, der mir bestimmt ist. Nimmer ist mir vergönnt, im Sterben das heilige Auge des Himmels zu schauen und der Freunde Klagen zu hören.“ — Kreon kommt und heißt sie eilig in das Dunkel des Grabgewölbes hinabführen.

„O Grabgemach, Brautkammer, ewig schließendes
Wohnhaus in düstrer Höhle, wo hinab ich muß
Zu meinen Lieben, deren größte Zahl im Haus
Der Todten Persephassa schon empfangen hat,
Von welchen ich die letzte, weil unseligste,
Hinuntergehn soll, eh sich schloß mein Lebenstag!
Doch, komm' ich dorthin, dieser Hoffnung leb' ich fest,
Ich komme, lieb dem Vater, auch willkommen dir,
O Mutter, dir auch komm' ich lieb, o Bruderhaupt;
Denn euch, die Todten, hab' ich selbst mit dieser Hand
Gebadet, selber euch geschmückt, auf euer Grab
Die Spenden ausgegossen; heute, weil ich dich

Bestattet, o Polyneikes, ernt' ich solchen Lohn!
Denn daß ich, ehrend Götterrecht, dich hochgeehrt
Vor Allen, achtet Kreon als verbrecherisch,
Als freches Unterfangen, o mein Bruderhaupt!
Und jetzt ergreift er mit Gewalt, und führt mich fort,
Bevor das Brautlied mir ertönt, der Ehe Glück
Und zarter Kinder Pflege mir beschieden ward:
Freundlos, verlassen, muß ich Unglückselige
Lebendig niedersteigen in der Todten Gruft.
Und welch Gebot der Götter übertrat ich denn?
Wie darf ich Arme noch den Blick nach ihren Höh'n
Erheben, wen um Hülfe flehn, da Götterfurcht
Den Lohn der Gottverächter mir erworben hat?
Doch wenn es so den Göttern wohlgefällig ist,
So will ich büßend meiner Schuld geständig sein;
Sind diese schuldig, möge dann kein größres Leid
Sie treffen, als sie wider Recht an mir gethan!"
(Donner.)

Und wieder heißt Kreon, daß ohne Verzug die Schergen sie zum Tode führen sollen. — Und die Dulderin ruft die Stadt und die Götter und die Häupter des Thebanischen Volks zu Zeugen, zu schauen, von wem sie, die Königstochter, die allein noch blieb von dem Herrschergeschlecht, so Schreckliches trifft, weil fromm sie die Frömmigkeit ehrte. — Antigone wird abgeführt, und der Chor vergleicht des Mädchens Mißgeschick mit der Danae Leiden, die, in den ehernen Thurm geschlossen, dem Zeus die goldströmende Saat barg. „So mächtig waltet das Geschick, und Ares nicht, noch Reichthum, nicht Thürme, noch die meerumrauschten dunkeln Schiffe können ihm entgehen. Auch den Sohn des Dryas, der Edonen König, band strafend Dionysos in Fesseln von Stein, als ihn dessen Frevel und Hohn zum Zorne trieben; denn jener hieß schweigen der gotterfüllten Frauen Schaar mit dem bakchischen Fackelglanz und reizte die flötenliebende Musen. Und am Bosporosstrand im Thrakergebiet blendete mit blutigen Händen und des Webschiffs Spitzen Phineus' Gattin die zwei Söhne ihres Mannes, und es schmolzen die Armen in Leid hin, deren Mutter, aus altem Erechthischem Stamm entsprossen, die roßschnelle Boreastochter, tief in der Grotten Ferne, umbraust vom Nordsturm des Vaters, auf steilfüßiger Felshöhe, sie ein Götterkind aufwuchs. Aber auch jenes Weib ereilten die uralten Moiren."

Jetzt kommt Tiresias, von einem Knaben hergeleitet, den König zu belehren, was ihm als Seher für Kunde ward. „Jetzt steht auf eines Messers Schneide dein Geschick. Denn dort auf altem Vogelschauersitz vernahm ich unbekannten Laut der Vögel, unheilvoll Gekrächz; auch hört' ich, wie sie mit mörderischen

Klauen sich zerfleischten, und deutlich scholl der Flügel Rauschen. Und erschrocken prüft' ich am Altar die Zeichen. Weh, da flammte nicht der Feuerstrahl aus dem Opfer empor; der Schenkel Fett verkohlte sprühend in der Asche, die Galle zerplatzte in der Luft, und fließend lagen die Schenkelbeine da aus der sie umhüllenden Fetthaut herausgefallen. Die Götter zürnen wegen Oedipus' unselig gefallenen Sohnes. Bedenken sollst du, König, daß der Mensch zwar irren kann; doch muß gewarnt er weise wieder seinen Sinn zum Bessern wenden. Ein starrer Sinn macht sich der Thorheit schuldig. Denn Todte nochmals tödten, zeugt nicht von Kraft. Drum thue, was ich wohlgesinnt dir rathe, da es Nutzen bringt." — Doch Kreon schmäht den Seher: „Dich treibet Eigennutz: geldgierig ist ja stets der Seher Art. Nein, niemals berg' ein Grab den Todten, und wollten selbst Zeus' Adler ihn zum Fraß sich raubend tragen zu des höchsten Gottes Thron!" — „So wird denn dich selbst in kurzer Zeit in gleiches Weh der Götter Rache stürzen! Ja, bald ertönt der Männer und der Weiber Klaggeheul in deinem Haus, und auch die Stadt wird mit in das Verderben hineingezogen, in der Hunde Stücke von Leichen entweihen und Vögel den Aasgeruch zum Himmel emporschleppen." Und nachdem er dem König diese drohenden Worte verkündet hat, läßt er sich von dem ihn begleitenden Knaben nach Hause zurückführen. — Da erfaßt bange Besorgniß den Chor, denn er kann sich nicht besinnen, daß Tiresias je etwas falsches geweissagt hätte, und auch der König zagt; doch feige wär's, zu weichen. — „Folg' gutem Rathe, Kreon: bestatte die Leiche und laß das Mägdlein aus dem Grabe!" fleht der Chor. — Endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, giebt der König nach: „Hin will ich eilen; mit Aexten sollen schnell mir Diener folgen nach dem wohlbekannten Ort, und die ich selbst gebunden, will ich selbst befreien!" — So geht er ab, und der Chor ruft als Retter Bakchos herbei, zur Hülfe der Stadt, die er mit seiner blitzgetroffenen Mutter ja vor anderen stets hoch geehrt, und die jetzt von gewaltsamer Krankheit betroffen ist.

Doch schon kommt ein Bote und meldet: „Ihr Kadmosbürger, plötzlich hingeschwunden ist das sonst beglückte Loos des Königs; denn entseelt liegt Hämon, welcher, zürnend um des Vaters That, mit eignen Händen sich den Tod gegeben." — Da tritt Eurydike, Kreons Gattin, aus dem Haus. Auch sie vernahm die Nachricht, als sie eben ins Heiligthum der Pallas zum Gebete eilte. Noch einmal will das Schreckenswort sie hören. — Und der Bote erzählt: „Ich folgte als Führer deinem Gemahl zum Ort, wo Polyneikes' Leib, zerfleischt von Hunden, lag. Und als wir angefleht der Wege Göttin und des Hades Herrscher, gnädig ihren Zorn zurückzuhalten, baden wir ihn in heiligem

Bad, drauf verbrennen wir den Ueberrest auf frisch gebrochenen Zweigen, und schütten ihm aus heimischer Erde ein hohes Grabmal auf. Nun eilen wir zum Steingewölbe, zum Grabesbrautgemach der Jungfrau. Da vernahm ein Diener lautes Jammern und zu Kreon eilt' er, dies ihm zu verkünden. Auch der hatte schon einen undeutlichen Laut gehört, und seufzend ruft er: „„Weh mir Armen, dieser Weg, so sagt das Herz mir, ist der unglückseligste, den jemals ich gewandelt. Des Sohnes Laut dringt leise zu mir heran. Auf, ihr Diener, eilet! Schaut durch enger Felsenspalte Riß, ob Hämon's Stimme es ist, die ich vernehme, ob nicht vielleicht ein Gott mich täuscht."" Und folgsam unsres Herrn Gebot, erschauen wir im Hintergrund der Höhle hangend, eingeschnürt den Hals in ihres Schleiers Schlingen, jenes Mädchens Leib, und Hämon, sie umfassend, jammert um die Braut, die seines Vaters Unthat ihm geraubt. Doch der, ihn schauend, wandelt schwer aufseufzend hin zu ihm und ruft laut klagend: „„Unseliger, welche That hast du gethan! Was hast du Schreckenvolles vor! Komm, liebes Kind, heraus! Sieh, knieend beschwöre ich dich!"" Doch dieser starrt mit wildem, vorwurfsvollem Blick den Vater an und reißt stumm das Schwert heraus und stürzt auf den Vater. Und der entweicht dem Stoß. Drauf wendend gegen sich den Grimm, senkt Hämon in die Seite tief den Stahl, und schlingend um die Jungfrau fest den matten Arm, haucht unter Strömen Blutes er sein Leben aus. Jetzt liegt er todt bei der Todten, und in des Hades Haus empfängt der Unglückliche der Ehe volle Weihe." — Ohne ein Wort zu sagen verschwindet Eurydike, nachdem sie dies gehört. — Den Chor erschreckt es. Auch der Bote ist darob erstaunt; doch beruhigt ihn der Trost: sie wolle nicht der Stadt den Jammer zeigen, sondern mit den Mägden einsam in dem Hause klagen: „Denn stets verständig, wird sie auch hier besonnen sein." — „Zu tiefes Schweigen, meint der Chor, wie allzu lautes Klagen deutet hin auf schweres Weh."

Indem naht Kreon mit des Sohnes Leiche. Er klagt sich als seines Kindes Mörder an. Eine feindliche Gottheit hat ihn aufs Haupt geschlagen und sein Glück vernichtet. — Da kommt ein Diener und meldet seiner Gattin Tod. Und schon wird die Leiche gebracht. — Doppeltes Weh erpreßt dem Könige des Sohnes und der Mutter Loos. — „Sie selbst, berichtet der Diener, fiel von scharfer Wunde getroffen am Altar des Hauses, indem sie das Loos ihres jüngst verstorbenen Sohnes Megareus, dann das des Hämon beklagte, und zuletzt noch fluchte sie auf dich, den Mörder ihrer Kinder, schlimmes Leid herab." — Und es jammert Kreon: schlagen heißt er mit scharfem Stahl auch ihn. „Der Menschen keiner trägt die Schuld, nur ich allein. O daß auch mir als

glückliches Loos bald der Tag erschiene, der Alles endet! Weg von hinnen führet mich, den nichtigen Mann, welcher Sohn und Mutter zugleich gemordet hat! Dahin ist Alles, und schwer zu tragendes Mißgeschick stürmt auf mein Haupt!" — Er wird weggeführt, der Chor aber schließt mit den Worten:

„Bei weitem das Erste, um glücklich zu sein,
Ist verständiger Sinn; nie frevle darum
An der Götter Gesetz! Der Vermessene büßt,
Das vermessene Wort mit schwerem Gericht;
Dann lernt er zuletzt
Noch weise zu werden im Alter.

Antigone gehört unstreitig zu den besten Schöpfungen des Sophokles. Die meisten Neueren ziehen sie sogar dem König Oedipus vor. „Antigone", sagt Bernhardy „darf unbedingt als Kanon der antiken Tragödie gelten: wir besitzen kein Drama des Alterthums, welches in idealer Reinheit und in Harmonie der künstlerischen Mittel sich mit ihr messen kann. Sie war das erste, durch ein Gleichgewicht aller Kräfte des tragischen Haushalts vollendete Gedicht; unter den erhaltenen Dramen ist sie das vollkommenste Werk des Sophokles, und nirgend weiter hat er Gehalt, Stil und Technik in solchen Einklang gesetzt. Ihre Vorzüge liegen in der ebenmäßigen Vortrefflichkeit des Plans, im Reichthum der Ideen, in der Plastik und Gediegenheit der Charaktere, Vorzüge, welche durch den hohen Ton der Form in Dialog und Chören zu voller Wirkung kommen." Dennoch hat ein mehr äußerer Umstand, daß der bereits verwesende Leichnam des Polyneikes bis zum Schluß des Stückes unbeerdigt liegen bleibt, dem Sonnenbrand ausgesetzt, ein Fraß für Hunde und Vögel, etwas für das moderne Gefühl befremdliches. — Nach einer Angabe des Demosthenes (de fals. leg. 247), deren Richtigkeit zu bezweifeln wir nicht berechtigt sind, war Antigone die Rolle des Protagonisten, Kreon dagegen die des Tritagonisten.

c) Euripides.

Der dritte große Trauerspieldichter der Griechen war Euripides, Sohn des Mnesarchos, der allgemeinen Sage nach auf Salamis am Tage des Sieges, Ol. 75 = 480, geboren; nach der Parischen Marmorchronik fällt jedoch seine Geburt 4 oder 5 Jahre früher. Euripides stammte aus einem vornehmen Geschlecht (Athen. X p. 424 F), doch scheinen seine Eltern in nicht gerade glänzenden Umständen gelebt zu haben. Der Spott der Komiker machte seine Mutter Klito zu einer Gemüsehändlerin. Immerhin hat er eine sorgfältige Erziehung genossen. Man erzählt, daß er auf den Ausspruch eines Orakels, das dem Vater einen Sohn ver-

kündete, der, von allen Menschen geehrt, einst wackeren Ruhm sich erwerben und heiliger Kränze süßen Dank sich umwinden werde, zum Athleten bestimmt worden sei und als solcher auch einige Preise erhalten habe. Doch sollte das Orakel in einem anderen Sinne erfüllt werden. Bald nämlich betrat er die Dichterlaufbahn, auf der er einen dauerndern Ruhm erlangte. Einen bedeutenden Einfluß auf seine Bildung hatte der Philosoph Anaxagoras (Cic. Tusc. IV, 14), vielleicht auch die Sophisten Protagoras und Prodikos, denen er die sophistisch-rhetorische Manier, die sich in seinen Schriften kund giebt, verdanken mochte. Auch war er ein Freund und Verehrer des Sokrates. Unzugänglich und mürrisch, mied er die Menschen und lebte, im Besitze einer bedeutenden Büchersammlung, meist in der Zurückgezogenheit seinen Studien und poetischen Arbeiten. Noch in späten Zeiten zeigte man auf Salamis eine düstere Höhle, in welcher er, nach dem Berichte des Philochoros, die meisten seiner Tragödien gedichtet haben soll. Trotz seiner persönlichen Zurückgezogenheit aber nahm er an den politischen Ereignissen seiner Zeit, sowie an allen Fragen des öffentlichen Lebens lebhaften Antheil. Er war zweimal, und zwar beide Male unglücklich, verheirathet. Sein jüngster Sohn, der ebenfalls Euripides hieß, brachte nach des Vaters Tode einige Tragödien desselben auf die Bühne. Euripides trat zuerst in seinem 25. Jahre, Ol. 81, 1 = 455, mit einer Tetralogie auf, zu der die Tragödie „die Peliaden“ gehörte; doch gelang es ihm erst in seinem 43. Jahre einen ersten Sieg davonzutragen. Ueberhaupt hat er im Ganzen nur viermal den ersten Preis gewonnen und einmal nach seinem Tode. Nach der Aufführung seines Orestes, Ol. 92, 4 = 409, verließ er Athen, wie man vermuthet, aus Unwillen über die Spöttereien der Komiker oder wegen häuslicher Unannehmlichkeiten, und begab sich zuerst nach Magnesia, wo er eine gastliche Aufnahme fand, und dann nach Pella zu dem Könige Archelaos von Macedonien, der damals eine Anzahl Dichter und Künstler an seinem Hofe versammelt hatte. Dort starb er vom Könige hochgeehrt, Ol. 93, 4 = 405, nach einer unverbürgten Sage, von des Königs Jagdhunden zerrissen, als er einst des Nachts von einem Gastmahle heimkehrte. Die Macedonier errichteten ihm in anmuthiger Gegend ein Grabmal, das seinen unvergänglichen Ruhm pries, und die Athener, die vergeblich seine Gebeine zurückforderten, erbauten ihm ein prachtvolles Kenotaph.

Euripides war ein fruchtbarer Dichter. Nach Einigen hat er 75, nach Anderen 78 Stücke geschrieben, worunter 8 Satyrdramen; noch Andere zählten 92 Stücke, indem sie wahrscheinlich die überarbeiteten Dramen mitrechneten. Wir besitzen von ihm noch 18 Tragödien: Alcestis, Andromache, die Bakchan-

tinnen, Hekuba, Helena, Elektra, die Herakliden, der rasende Herakles, die Schutzflehenden (*Ἱκέτιδες*), Hippolytos, Iphigenia in Aulis, Iphigenia auf Tauris (*Ἰφιγένεια ἡ ἐν Ταύροις*), Ion, Medea, Orestes, Rhesos, die Troerinnen, die Phönicierinnen. Dazu kömmt das Satyrdrama der Kyklops. Der Rhesos wurde schon im Alterthum für unecht erklärt. Die Iphigenia in Aulis, die nach des Dichters Tode den Sieg davontrug, besitzen wir wahrscheinlich in einer späteren Umarbeitung. Auch andere Stücke sind für spätere Aufführungen in einzelnen Scenen verändert und mehrfach interpolirt worden. Gerade von den besten und beliebtesten Stücken des Dichters sind uns viele verloren gegangen. Von ungefähr 60 Stücken, darunter 6 Satyrspiele, sind uns zahlreiche Bruchstücke erhalten, besonders bedeutend von Andromeda, Bellerophon, Erechtheus und Phaeton, für letzteren auf zwei Palimpsestblättern eines codex Claramontanus.

Es ist nicht leicht, dem Euripides bei Beurtheilung seiner dichterischen Individualität gerecht zu werden. Denn Vorzüge und Fehler liegen bei ihm oft dicht nebeneinander. Einige seiner Stücke, wie Hippolytos und die Bakchen, reichen an die Höhe Sophokleischer Leistungen heran. Andere, wie Medea, Ion, Iphigenia auf Tauris fesseln durch die geschickte dramatische Anlage, durch die originelle Durchführung der Charaktere, durch manche Schönheiten im einzelnen und den Reichthum geistvoller, treffender Sentenzen. Wieder andere dagegen, wie namentlich Andromache und Elektra, sind durchaus mittelmäßig und nachlässig gearbeitet. Schon diese auffallende Ungleichheit der Leistungen würde uns zu dem Urtheil berechtigen, daß wir es bei Euripides zwar mit einem großen Talente, aber auch einem Dichter zu thun haben, der es in sich selbst zu keiner ruhigen Einheit der dichterischen Grundanschauung gebracht hat, der vielmehr mit der Kunst experimentirt und mehr als billig von den zufälligen Eindrücken des Augenblicks und wechselnder Stimmung abhängig ist. Euripides ist wie der modernste, so der interessanteste unter den Griechischen Dichtern, dabei von weitreichendem Einfluß auf die Poesie der Folgezeit. Man hat ihn als den Romantiker unter den Griechischen Dramatikern, oder gar als einen antiken Propheten des Weltschmerzes bezeichnet, doch können derartige Schlagwörter leicht irrige Vorstellungen erwecken. Zum richtigen Verständniß seiner Persönlichkeit gelangt man nur durch eine Betrachtung der Zeit, welcher er angehörte. Kann sich doch dem Einfluß seiner Zeit auch der einsamste Denker nicht entziehen, wie viel weniger ein Dichter, der aus derselben die Anregungen zu seinem Schaffen gewinnt und andrerseits mit den Erzeugnissen seiner Muse auf sie wirken will. Wenn nun Aeschylos, der alte Marathonkämpfer,

gleichsam der Dramatiker der Athenischen Heroenzeit ist, wenn Sophokles in seinen herrlichen Schöpfungen den hochgebildeten Geist des Perikleischen Zeitalters widerspiegelt, den er in seiner reinen Idealität auch noch einer späteren Periode übermittelt, so ist Euripides der Dramatiker des Peloponnesischen Kriegs und der Ochlokratie. Während dieses Zeitraums aber vollzog sich in Griechenland ein erstaunlicher Umschwung auf allen Gebieten des Lebens. Der Griechische Geist begann damals zunächst in Athen, seinem Brennpunkte, sich von der früheren, guten Tradition in Staat, Sitte und religiöser Denkungsart zu emancipiren. Perikles hatte die reine Demokratie hergestellt und sämmtliche Bürger zur Freiheit und geistigen Bildung berufen. Aber mit seinem Tode artete die Freiheit zur Zügellosigkeit aus und das Hineintragen der Bildung in weitere Kreise führte bald zu ihrer Verflachung. Mit der Ausartung der Demokratie zur Ochlokratie verlor das öffentliche Leben immer mehr an Würde, und das sittliche Verderben drang immer tiefer in das Familienleben ein. Hatte in den Perserkriegen der edle Kampf für Freiheit und Vaterland die Griechen politisch und geistig gehoben, so wirkte der Peloponnesische Krieg, der Griechen gegen Griechen bewaffnete, wie ein Krebsschaden, der den Körper immer mehr entkräftet und seiner Auflösung entgegenführt. Das Gefühl für wahrhaft Großes und Edles ging verloren, und die Gesinnungslosigkeit begann mit schönen Worten zu prunken. In Athen bemächtigte sich überall ein unruhiges Hasten und Drängen nach Neuem der meisten Gemüther und je weniger die Mißerfolge der Athenischen Politik der vermeinten Herrlichkeit des souveränen Demos entsprachen, desto mehr zog man die sittliche Berechtigung der bisherigen Grundlagen des öffentlichen Lebens und der traditionellen Sittlichkeit in Zweifel. So brachte die veränderte Zeit ein frivoles, leichtlebiges und leichtsinniges Geschlecht hervor, das mit unendlichem Weisheitsdünkel behaftet in der Politik das Interesse des schnödesten Eigennutzes verfolgte und durch Processe, politische Parteikämpfe, Verdächtigung der Reichen, rechthaberische Streitsucht und ächt demokratisches Mißtrauen gegen alles Bestehende wie geistig Bedeutende sich über seine innere Unruhe und den schweren Druck einer immer trüber werdenden Zeit hinwegzutäuschen suchte, und sich so vollends um die ruhige Freude am Dasein brachte. Rasch schwand der Glaube an die alten Götter und die sittliche Bedeutung der überlieferten religiösen Mythen dahin, an seine Stelle trat wüster Aberglaube auf der einen, seichte Aufklärerei auf der anderen Seite. Mit dem Glauben an die Götter nahm aber auch der Glaube an das Göttliche im Menschen ab, und so wurde eine craß materielle Lebensansicht herrschend, die im Genuß das höchste Glück, im Entbehren das größte Unglück

sah. Die Familienbande wurden lockerer; die Heiligkeit der Ehe vernichteten das von der Volkssitte wo nicht gebilligte, so doch geduldete Hetärenwesen und die zum ekeln Laster ausgeartete, unnatürliche Knabenliebe. Der Glaube an Frauenwürde und Frauentugend war geschwunden und man rächte die eigne Entwürdigung an dem schwächeren Geschlechte durch Haß und Spott. Die Hetären aber waren von dem, was ihr Name ursprünglich bezeichnete, längst zu habgierigen Buhlerinnen herabgesunken und verhielten sich zur Milesierin Aspasia, die Perikles zu seiner Gemahlin erhoben hatte, ungefähr so wie Phäax oder Hyperbolos zu diesem Staatsmann. Eine gewisse allgemeine Bildung aber, die in der Hauptsache auf eine äußere stilistische und rhetorische Gewandtheit hinauslief, wie sie besonders durch die Sophisten verbreitet wurde, vermehrte durch ihren trügerischen Schein von Gründlichkeit die allgemeine Verwirrung und Zerfahrenheit der Geister, deren verderblichen Einfluß sich zuletzt auch die besseren, geistig wie sittlich hervorragenden Individuen, nicht völlig zu entziehen vermochten.

Auf dem Boden dieser neuen Zeit steht nun Euripides mit seiner ganzen Persönlichkeit. Nicht als ob er ihre verwerflichen Tendenzen gebilligt hätte, vom öffentlichen Leben des Staates hielt er sich vielmehr grundsätzlich fern und sein Privatleben war tadellos, aber er ist doch durchdrungen von dem Geiste schrankenloser Subjectivität und allen den skeptischen Anwandlungen selbst unterworfen, welche dem Zeitraum der Ochlokratie ihr eigenthümliches Gepräge verleihen. Nun war er ein scharfer Beobachter des menschlichen Lebens mit dem rastlosen Gewühl seiner Leidenschaften und in der Kunst durch und durch Realist. In treffender und sinnreicher Weise bezeichnete daher Sophokles seinen Gegensatz zu Euripides in den bereits angeführten Worten, dieser stelle die Menschen dar, wie sie sind, er dagegen wie sie sein sollen. Nur selten vermochte es daher Euripides sich in seiner Phantasie zu den idealen Gestalten der Vorzeit zu erheben. Er wollte dies auch gar nicht, vielmehr wollte er die wirkliche Welt, in welcher er lebte und die er mit künstlerischem Auge bis in ihre Tiefen lebendig durchschaute, ohne sie deshalb in ihrem eigentlichen Zusammenhang auch zu verstehen, zum Gegenstand der Poesie machen und zwar in ihrer höchsten Gattung, der Tragödie. Aber in dieser Gattung war er an die traditionelle Behandlung der Götter- und Heroenmythen gebunden, die er zwar im einzelnen nach Bedürfniß umgestalten, aber doch nicht ganz verlassen durfte. Nun lag aber ein Widerspruch darin, die Thatsachen der wirklichen Welt auf die einer idealen Welt angehörenden Personen des Mythus zu übertragen und an diesem Widerspruch ist die Kunst des Euripides trotz seiner großen Begabung für dramatische Poesie so vielfach

gescheitert, und dies ist die Quelle, der fast alle seine Fehler entstammen. Indem er nun mit seiner Poesie auf seine Zeit wirken und dieser durch dieselbe einen positiven Halt geben will und dabei selbst suchend und ringend nach neuen Leitsternen für die Lösung der ihm entgegentretenden sittlichen Probleme der Gegenwart sich umschaut, kömmt über der Fülle des überströmenden Gedankeninhalts die plastische Klarheit und künstlerische Durchbildung seiner Poesie zu kurz. So befindet sich denn im Vergleich zu Aeschylos und Sophokles die dramatische Kunst bei Euripides allerdings im Stadium des Verfalls, aber der Dichtung selbst hat er ganz neue Bahnen eröffnet. Dasjenige, was dem Euripides eigentlich vorschwebte, was er aber mit den damaligen Mitteln der Kunst nicht zu verwirklichen vermochte, ist das Princip der modernen Poesie geworden, die sich freilich bei der Tragödie in der glücklichen Lage befindet, eine große Reihe interessanter historischer Persönlichkeiten in bedeutungsvollen Momenten ihres Lebens zu Trägern und Vertretern allgemein menschlicher Züge unter den mannichfaltigsten Combinationen individueller Charakteristik machen zu können. In der Darstellung menschlicher Leidenschaften, wie sie die Wirklichkeit darbietet, und der trügerischen Sophistik, mit welcher dieselbe ihre Uebertretung sittlicher Gebote vor sich und anderen zu rechtfertigen sucht, ist Euripides unübertroffener Meister. Daher hat man seine Tragödie als eine vorzugsweis pathologische bezeichnet. Besonders beschäftigt ihn die Natur der Frauen und das Dämonische ihrer Liebesleidenschaft, der gegenüber die Stimme der Vernunft sich vollständig ohnmächtig erweist. Um aber alltägliche Leidenschaften in der Tragödie wirksam zur Darstellung zu bringen, mußte er die Heroen von der idealen Höhe im Leiden und Handeln, auf welcher wir sie noch bei Sophokles antreffen, auf das gewöhnliche Niveau alltäglicher Menschen herabdrücken. Ja er legt ihnen auch die ganze Fülle skeptischer, alles Bestehende in Frage stellender Gedanken in den Mund, die in den Köpfen der damaligen Athener und dem eignen des Dichters chaotisch durcheinanderwogten. Da nimmt es sich denn freilich sehr seltsam aus, wenn Helden und Halbgötter, die im täglichen Verkehr mit Göttern und Götterwesen leben, nach Sophistenart an der Existenz der Götter zweifeln oder die Handlungen der Götter nach dem moralischen Maßstab der Sokratischen Zeit bekritteln, ja ihnen ohne weiteres ihre vielfachen Laster vorwerfen. Wenn also Herakles, nachdem er in seiner Raserei Gattin und Kinder getödtet, sich selbst das Leben nehmen will und indem er Theseus die seinen Entschluß bestimmenden Gründe auseinandersetzt, dabei sagt: „Zeus, wer er sei, zeugte mich zu Here's Widerpart", und sich über Here in folgenden Worten ergeht:

„So triumphire Jovis stolze Gattin und
Mit goldnen Sohlen stampfe sie Olympos' Plan:
Denn ihren Willen hat sie endlich durchgesetzt,
Indem sie Hellas' ersten Mann mit Stumpf und Stiel
Vernichtet und zerschlagen. Welcher Mensch verehrt
Solch eine Göttin, die, aus bloßer Eifersucht
Misgünstig ihrem Gatten, also Griechenlands
Wohlthäter schuldlos in den Staub getreten hat!"

Worauf ihm Theseus erwidert:

„Von keinem andern Gotte ward der Streich geführt
Als von des Zeus Gemahlin: darin hast du Recht.
Doch bleibt der Menschen Leben nie ganz unversehrt,
Auch nicht der Götter, glauben wir dem Dichterwort.
Denn haben jene nie verbotnen Ehebund
Geschlossen? ihre Väter nie um Königsmacht
Schmachvoll gefesselt? Aber doch bewohnen sie
Olympos' Höhen, unbesorgt um ihre Schuld.
Nun, ist's begründet, wenn du selbst, ein Sterblicher,
Maßlos dein Thun bereuest, und die Götter nicht?"

Und schließlich Herakles zur Antwort giebt:

„Ich aber kann's nicht denken, daß die Himmlischen
Verbotne Buhlschaft liebten; daß einander sie
In Fesseln schlugen, glaubt' ich nie und werd' es nicht,
Noch daß der eine König war des anderen.
Denn Gott bedarf ja, ist er ein wahrhaft'ger Gott,
Niemand: der Dichter böser Trug ist solche Mähr." [1])

So treten denn vielfach bei Euripides Personen der Heroenwelt auf, welche am gerechten Weltregiment der Götter irre geworden sind, die in den traurigen Zuständen dieser Welt das Walten einer göttlichen Vorsehung vermissen, ja das Dasein der Götter überhaupt leugnen. Dieses Streben des Dichters, den überlieferten Gestalten des Mythos Naturwahrheit zu verleihen, in ihnen wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut und nicht blos typische Gestalten einer fernen Vorzeit darzustellen, hat ihn denn oft zu den seltsamsten Verirrungen auf diesem Gebiete veranlaßt, wofür seine Behandlung der Elektrasage einen sprechenden Beleg giebt. Daraus ergab sich auch für Euripides die Nöthigung, seinen Stücken einen vorläufigen Prolog voraufzuschicken, um die Zuhörer auf die beabsichtigte und ohne dieses Auskunftsmittel vielleicht anstößige Mythenveränderung vorzubereiten.[2]) Man wird

---

[1]) Herc. fur. 1325 ff. Uebersetzung von Th. Kock.

[2]) Ohne Prolog ist nur der unechte Rhesos und Iphigenia auf

es nach dem Gesagten weniger auffallend finden, wenn Euripides mit einer gewissen Absichtlichkeit als eifriger Demokrat die Könige meist als rohe Tyrannen zeichnet ohne alle Würde und Majestät, oder daß seine Helden nur muthig sind, wo sie es ohne Gefahr sein können: so ermorden im Orestes Orestes und Pylades feige die Helena, indem sie sich unter einem Vorwande in ihr Gemach schleichen und die Dienerschaft entfernen, und entführen dann Hermione, die Tochter des Menelaos, als Unterpfand ihrer Straflosigkeit. Ebenso feige entledigt sich derselbe Orestes in der Andromache seines Nebenbuhlers Neoptolemos in Delphi, indem er durch ein lügenhaftes Gerücht das Volk gegen ihn hetzt. In der Helena täuscht Menelaos durch eine List den Theoklymenos und verschafft sich so seine Gemahlin wieder. In der Hekabe höhnt Odysseus auf eine rohe Weise die unglückliche Gefangene.

So geräth denn Euripides an allen Ecken und Enden in Widerspruch mit der dramatischen Kunst seiner Vorgänger, ja in Widerspruch mit den Principien der antiken Kunst überhaupt. Ihm fehlt es an künstlerischer Composition. Seine Stücke bewegen sich in der ganzen Anlage der Fabel oft nur in den beschränkten Verhältnissen des Privatlebens und drehen sich um eine listig erdachte und glücklich durchgeführte Intrigue, die Oekonomie im einzelnen aber ist vielfach nachlässig und die Motivirung der Ereignisse oft ganz unerfindlich. Die Rücksicht auf die einzelne Situation, auf den momentanen, wo nicht tragischen, so doch rührenden, ja sentimentalen Effect steht höher als die Rücksicht auf das Ganze und den eigentlichen Gang der Handlung. Manche Stücke lassen daher auch gar keine eigentliche Analyse zu, weil sie nur ein Conglomerat lose verknüpfter Scenen ohne wirklichen inneren Zusammenhang sind. Dabei fehlt es nicht an Wunderlichkeiten mancher Art. In den Schutzflehenden hat sich Theseus nach anfänglichem Widerstreben erbitten lassen für die Angehörigen der Argiver, welche im Kampf vor Theben gefallen sind und welchen Kreon ein Begräbniß verweigert, bei diesem vorstellig zu werden und, wenn er auf seiner Weigerung beharren sollte, ihn mit Waffengewalt zur Vernunft zu bringen. Ein Herold wird abgefertigt, dem Thebanischen König dies zu melden, als Theseus einen Thebanischen Herold herannahen sieht. Dieser tritt auf und verlangt nach dem König des Landes. Sofort unterbricht ihn Theseus mit dem Bemerken, daß er hier, wo er in ein freies Land gekommen sei, zunächst gar nicht nach dem König zu fragen habe. So erhebt sich denn zwischen beiden eine Controverse, indem der Herold für das Königthum, Theseus für die Demokratie plädirt. Mit der Hand-

---

Aulis, die wir in späterer Ueberarbeitung besitzen. In den Troerinnen ist der Prolog dialogisch zwischen Poseidon und Athene.

lung des Stückes selbst hat diese Controverse nicht das mindeste zu thun, sie enthält leeres politisches Gerede. Geradezu lächerlich ist es aber, wenn Theseus, der doch von Anfang an den Boten zur Entledigung seines Auftrages gar nicht hat kommen lassen, seine Lobrede auf die Demokratie von 30 Versen mit den Worten beschließt:

„Doch jetzt, mit welchem Wunsche nahtest du der Stadt?
Nicht straflos bliebst du, wärst du Thebens Herold nicht,
Maßloser Schwätzer, denn die Pflicht des Boten ist,
Nur, was man auftrug, sprechen und schnell wiederum
Zu gehn. Doch künftig möge Kreon meiner Stadt
Herolde senden, weniger schwatzhaft, als du"

worauf dann beide in ferneren 120 Versen ihr Gespräch fortsetzen. Dem Dichter war es offenbar darum zu thun, so gelegentlich in der Person des Theseus sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Nun kommt es zwar im Leben oft genug vor, daß ein Erzschwätzer den andern der Schwatzhaftigkeit bezichtigt, und in der Komödie angebracht, mag ein derartiger Zug von großer Wirkung sein, in der Tragödie dagegen zerstört er alle Illusion. Theseus beschließt nun im weiteren Verlaufe des Stückes den Krieg gegen Theben und schickt sich an sein Vorhaben auszuführen. Ein nicht allzulanger Chorgesang muß uns darauf über den Krieg selbst hinweghelfen. Kaum sind seine letzten Töne verklungen, so kommt die Nachricht von Theseus Siege. Ein Argivischer Bote berichtet ausführlich den Verlauf der Schlacht. Wieder ein Chorgesang und Theseus erscheint, in seinem Gefolge auf Bahren die Leichname der vor Theben gefallenen Helden. Der vom Blitzstrahl getroffene Kapaneus soll besonders bestattet werden, die andern soll die Gluth eines gemeinsamen Scheiterhaufens verzehren. Der Scheiterhaufen für Kapaneus wird schnell errichtet und in Brand gesetzt. Da erscheint auch schon Euadne, des Todten Gemahlin, und beschließt in denselben Flammen ihr Grab zu suchen. Vergebens versucht ihr gramgebeugter Vater Iphis, der ihr nachgeeilt ist, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Vor seinen Augen stürzt sie sich muthig in die Flammen. Das ist nun freilich sehr rührend. Bedenkt man aber, daß Euadne seit Kapaneus' Weggang von ihrem Vater zu Hause gehütet wurde, daß sie aber in einem unbewachten Augenblick sich seiner ferneren Aufsicht entzog, daß sie ganz allein spornstreichs nach Athen eilt und hier gerade in dem Augenblick ankommt, als die Flammen von Kapaneus' Scheiterhaufen in die Höhe schlagen, daß Iphis ihr nacheilt und zwar, als ob sich das so von selbst verstünde, nach Athen, und hier fast gleichzeitig mit ihr an derselben Stelle anlangt, um noch Zeuge ihres romantischen Todes zu sein, so ist

das alles so unwahrscheinlich wie möglich. Trotzdem hat der Dichter es nicht der Mühe für werth gehalten uns irgendwie auf die bevorstehende Ankunft der Euadne und ihres Vaters vorzubereiten, was doch in der That leicht genug gewesen wäre.

Wie bequem es sich Euripides bisweilen mit der Composition seiner Stücke gemacht hat, zeigt recht deutlich die Alcestis, ein Stück, welches einer uns erhaltenen didaskalischen Notiz zufolge als viertes Stück hinter den voraufgegangenen *Κρῆσσαι*, *Ἀλκμαίων ὁ διὰ Ψωφῖδος*, *Τήλεφος* auf die Bühne kam (Ol. 85, 2 = 438) und somit wenn auch kein eigentliches Satyrdrama, so doch als *δρᾶμα σατυρικώτερον* zu betrachten ist. Admetos, der gastfreundliche König von Pherä in Thessalien, hat durch Apollon die Vergünstigung von den Schicksalsgöttinnen erlangt, daß er, falls ein andrer für ihn zu sterben bereit wäre, vom Tode verschont bleiben soll. Seine Gemahlin Alcestis ist nun bereit für ihn den Tod zu erleiden. Nach dem Prolog und einer Wechselrede zwischen Apollon und dem Todesgott Thanatos, in welcher auch das Auftreten des Herakles schon vorbereitet wird, erscheint der Chor voll banger Erwartung vor dem Palaste. Alcestis und Admetos kommen heraus. Erstere nimmt in rührender Weise Abschied vom Leben, von ihrem Gatten und den Kindern. Schon sterbend übergiebt sie die letzteren ihrem Gatten. Nachdem Admetos Befehl zu Alcestis' Bestattung gegeben und der Chor nochmals die Tugend der Verstorbenen gepriesen hat, tritt mit einemmale Herakles auf, auf der Reise zu den Bistoniern begriffen, um die Rosse des Diomedes zu holen, und verlangt gastliche Aufnahme. Sie wird ihm gewährt. Admetos theilt ihm zwar mit, daß er Trauer habe, daß er ein Weib begraben will, aber nicht, daß es seine Gemahlin Alcestis ist, und Herakles geht in die Fremdengemächer des Hauses und thut sich hier gütlich an Speise und Trank. Darauf kommt Pheres, Admets Vater, mit einem Schmuck für die Todte. Aber der Sohn will nichts von ihm wissen. Er hätte für ihn den Tod erleiden sollen, statt Alcestis in der Blüthe ihrer Jahre ins Grab sinken zu lassen. Auf diese Vorwürfe bleibt der Alte die gebührende Antwort nicht schuldig und nach längerer Wechselrede geht er erzürnt von dannen. Es tritt ein Diener des Admetos auf, welcher den Herakles inzwischen bewirthet und ihm Gesellschaft geleistet hat. Seine Entrüstung über den lästigen Besucher ist groß. Aber Herakles kommt aus dem Palast, verweist ihm seine sauertöpfische Miene und trägt in recht behaglicher Weise die heitere Lebensphilosophie des carpe diem vor. Er erstaunt darauf nicht wenig, als er endlich erfährt, daß Admetos nicht um ein beliebiges Frauenzimmer, wie er bisher in seiner Gemüthlichkeit geglaubt hat, sondern um Alcestis trauert. Sofort steht aber auch sein Entschluß fest, sie dem Todesgott wieder

abzuringen, und wenn ihm das nicht gelingen sollte, sie aus der Unterwelt zurückzuholen. Mittlerweile ist Admet von der Bestattung der Gattin zurückgekehrt und macht nun seinem Kummer in rührenden Klagen Luft. Der Chor sucht ihn zu trösten, so gut es geht. Inzwischen kehrt Herakles mit der wiedergewonnenen aber noch verhüllten Alcestis zurück. Er behauptet sie als Siegespreis in einem Kampfspiele gewonnen zu haben und Admetos soll sie ihm bis zu seiner Rückkehr aus dem Thrakerlande aufbewahren. Wann und wo diese Kampfspiele stattgefunden haben, bekommt Niemand zu erfahren. Unmöglich doch in der kurzen Zeit, seit Admet zuletzt den Herakles gesprochen und seine Frau bestattet hat; wenn aber früher, dann mußte sie doch Herakles gleich mitbringen. Des Herakles Angabe ist also im höchsten Grade unwahrscheinlich, darauf aber kommt es dem Euripides weiter nicht an. Anfangs sträubt sich Admetos gegen die Uebernahme der Unbekannten, die ihn durch ihre Gestalt an Alcestis erinnert, aufs äußerste, wobei er mehrmals in rührenden Worten erkennen läßt, wie nahe die Verstorbene seinem Herzen gestanden hat und wie sehr er ihr Andenken in Ehren hält. Endlich aber giebt er nach, ja er entschließt sich dazu, die Fremde eigenhändig in den Palast zu führen. Kaum aber hat er sie berührt, als Herakles den Schleier zurückschlägt und dem staunenden Gatten zeigt, wen er an der Hand hält. Seine Freude ist groß. In kurzen Worten giebt Herakles an, daß er Alcestis dem Todesgott abgerungen hat, daß sie innerhalb der nächsten drei Tage noch nicht sprechen dürfe, sie steht nämlich auch nach zurückgeschlagenem Schleier noch sprachlos da, macht sich dann zu seiner Weiterreise auf und verspricht auf der Rückkehr wieder mit vorzusprechen. Admetos giebt Befehl zu allgemeinen Festlichkeiten, und mit einem Gemeinspruch des Chors über die wunderbaren Wechselfälle des Geschicks durch die Hülfe der Götter schließt das Stück. An eine nochmalige Aussprache des Admetos mit seinem von ihm so schwer gekränkten Vater Pheres wird nicht gedacht.

Wie es nun aber möglich war, Alcestis zum Leben zurückzuführen, die Seele wieder in den Leib zu bringen, darüber bekommen wir nichts zu hören. Genug, das Wunderbare ist der Heldenkraft des Herakles gelungen, nach dem Wie haben wir nicht zu fragen. Daß aber der Dichter seinen Zuhörern zumuthen konnte, sich solche Unklarheiten und poetische Unwahrheiten gefallen zu lassen, ist doch etwas stark. Aber wie sorglos der Dichter in dieser Hinsicht war, können wir noch aus folgendem entnehmen. v. 608 wird der Leichnam der Alcestis zum Grabe und zum Scheiterhaufen getragen. v. 740 soll der Leichnam auf den Scheiterhaufen gelegt werden. v. 836 liegt Alcestis im Grabe, von einer Verbrennung ihrer Leiche ist keine Rede. v. 898 er-

fahren wir aus Admetos' eigenem Munde, daß seine Gattin ins Grab gelegt ist; er beklagt sich, daß man ihn gehindert hat, sich mit an ihre Seite zu legen. Sie ist also nicht verbrannt. Damit stimmt denn auch der Schluß des Stückes. Unmöglich konnte doch Herakles die verbrannte Alcestis lebendig wieder zurückbringen. Wozu aber dann die zweimalige Erwähnung des Scheiterhaufens?

Trotz alledem ist die Alcestis doch ein schönes Stück voll wahrer Poesie. Selbst die so anstößige Scene zwischen Admetos und seinem greisen Vater ist voll tiefer psychologischer Wahrheit. Es ist eben dem Charakter gewöhnlicher Menschen ganz entsprechend, daß Admetos zwar nicht die mindesten Gewissensbisse darüber empfindet, daß er selbst das großmüthige Opfer seiner Gattin angenommen hat, daß er aber trotzdem so von Schmerz ergriffen ist, daß er gegen seinen eigenen Vater im höchsten Grade ungerecht wird. Das ist derselbe Realismus, den wir auch in der Ilias finden, wenn der greise Priamos im Schmerz über den Verlust des einzig geliebten Hektor mit barschen Scheltworten seine übrigen Söhne auseinanderjagt. Wenn nun die lockere Composition in der Alcestis zum mindesten auffallend ist, so ist sie in der Andromache geradezu anstößig. Dieses Stück führt uns zunächst die frühere Gemahlin Hektors in ihrer Gefangenschaft bei Neoptolemos, Achilleus' Sohn, vor Augen. In Abwesenheit ihres Gemahls stellt Hermione, Neoptolems Gemahlin, voll Eifersucht der Andromache und ihrem Sohne Molossos nach dem Leben, unterstützt von ihrem Vater Menelaos. Doch Peleus tritt als ihr Retter auf und Hermione fürchtet nun voll Angst den Zorn des heimkehrenden Gatten. Zufällig erscheint Orestes auf seiner Wanderung nach Dodona; er erneuert seine früheren Ansprüche auf Hermione's Hand und verspricht, sie nach ihrer Vaterstadt zu bringen und ihren Gatten, der ihn früher beleidigt hatte, in Delphi umzubringen. Hermione entflieht mit ihm. Nach einigen Worten des Chors tritt Peleus wieder auf, um sich zu erkundigen, ob das inzwischen an sein Ohr gedrungene Gerücht von Hermione's Flucht begründet sei, oder nicht. Bald meldet ihm auch ein Bote seines Enkels Neoptolemos Tod, der durch Orestes' Hinterlist in Delphi umgekommen sei. Da erscheint dem jammernden Greise seine Gattin, die Meergöttin Thetis, und heißt ihn von seiner Trauer ablassen. Er soll Andromache mit ihrem Sohne nach Molossia entsenden; dort werde sie sich mit Helenos vermählen, und glücklich werden ihre Kinder jenes Land beherrschen. Er selber soll in Delphi seinen Enkel bestatten, dann wird er, von der Menschen Uebel befreit, als Gott in Nereus' Haus mit seiner Gattin Thetis wohnen und seinen Sohn Achilleus wiedersehen. — Von einheitlicher Handlung und richtiger dramatischer Motivirung

des Einzelnen kann bei diesem Stücke gar keine Rede sein. In der Mitte verschwindet Andromache, ohne daß man eigentlich weiß, wo sie bleibt. Ganz am Schluß wird ihr ferneres Geschick noch einmal ganz beiläufig erwähnt. Die Einheit der Zeit wird fortwährend aufs empfindlichste verletzt. Wiederholt müssen die Chorlieder dazu dienen, uns über ganz gewaltige Zeiträume hinwegzusetzen. Das Auftreten und Verschwinden der Personen ist meistentheils ganz unmotivirt, mehrfach geradezu lächerlich. So wenn Orest von Delphi kommend in Phthia einen Abstecher macht, um sich nach Hermione zu erkundigen, und dann seine Reise zum Dodonäischen Orakel fortzusetzen. Darauf, daß er doch von seiner Reise ermüdet sein muß, nimmt der Dichter bei seiner Ankunft keine Rücksicht. Hermione wirft sich ihm frischweg, wie er von der Landstraße kömmt, zu Füßen und bittet ihn, sie mitzunehmen. Orest verspricht ihr denn auch, sie wieder zu ihrem Vater zu bringen, von der Weiterreise nach Dodona ist keine Rede mehr, und Hermione geht, so wie sie ist, mir nichts dir nichts mit ihm auf und davon! Wo bleibt da die dramatische Wahrscheinlichkeit? Und nun erst die Charaktere des Stückes. Andromache, ohne Würde und Adel, entblödet sich nicht wegen Hermione's Schlechtigkeit ihr eigenes Geschlecht aufs tiefste herabzusetzen. Menelaos aber ist ein erbärmlicher Lump, ein gewissenloser Spartanischer Schurke, der sich im entscheidenden Momente feig aus dem Staube macht, und seine Tochter, der er erst bei ihrer beabsichtigten Schandthat behülflich gewesen ist, aufs kläglichste im Stiche läßt. Diese Tochter ist eine eines solchen Vaters würdige Person, ohne allen sittlichen Halt. Dünkelhaft auf ihr Spartanerthum und ihren Reichthum pochend, der ihr etwas zu sein erlaubt, ist sie voll boshafter Rachsucht, so lange sie an ihrem Vater einen Rückhalt hat, feig und verzweifelnd wegen ihrer Schlechtigkeit, deren Schuld sie aber auf böse Frauen schiebt, von denen sie aufgehetzt sei, sobald ihr Vater verschwunden ist. Man hat die Ansicht aufgestellt, daß Andromache ebenso wie Alcestis und Orest als das vierte Stück einer Tetralogie zu betrachten sei, mit dem Zweck, die Zuschauer weniger durch Vorführung eines tragischen Stoffes zu erschüttern, als sie zu beruhigen. Aber damit können die Fehler dieses Stückes nicht entschuldigt werden. Die eigentlich tragische Figur desselben ist Peleus, der doch erst in der Mitte auftritt, aber tragisch, nicht etwa durch das Geschick der Andromache, sondern durch den Tod seines Enkels, der damit in gar keinem Zusammenhang steht. Einen deutlicheren Beweis für die verkehrte Anlage des Ganzen kann es kaum geben. Daß die nichtswürdige Hermione mit ihrer Schlechtigkeit straflos ausgeht, ist eigentlich empörend. Ihre feige Verzweiflung aus Furcht vor dem Zorn ihres Gatten kann doch unmöglich als eine Sühne ihrer Schuld betrachtet

werden. Wenn sie noch wenigstens, als die Leiche ihres Gatten gebracht wird, zugegen wäre, und sich als seine Mörderin bekennen müßte, aber da ist sie ja schon längst geborgen und in Sicherheit.

Euripides verstand es aber vortrefflich, seine Zuhörer zu rühren, und er ist besonders glücklich in Erfindung von Situationen, die die Zuhörer auf die Folter des Mitgefühls spannten und ihnen Ströme von Thränen entlockten. Meist haben seine Stücke einen tieftraurigen Ausgang mit einem jähen Umschlag aus Glück in Unglück. Deshalb nennt ihn auch Aristoteles (Poet. 13) den tragischesten der Dichter, und Quintilian bewundert seine Kunst in der Hervorbringung aller Gemüthsbewegungen; in solchen aber, welche das Mitgefühl erregen, sei er leicht der Vortrefflichste. — Wußte er auch Furcht und Mitleid auf eine das Herz ergreifende Weise hervorzurufen, so verstand er es doch weniger als sein Vorgänger, durch Reinigung dieser und ähnlicher Gemüthsbewegungen dem Schlusse eine befriedigende Lösung zu geben. Den tragisch endenden Stücken fehlt die Gemüthsberuhigung und Erhebung, und er fertigt am Ende vieler seiner Tragödien die Zuhörer mit dem leidigen Trost ab: es sei die starre Nothwendigkeit, der man sich fügen müsse, oder: Vieles verhängen die Götter den Menschen wider Erwarten. Der Dichter scheint deshalb auch, wie Aristoteles (Poet. 13) andeutet, viele Tadler gehabt zu haben, und er versuchte es in anderen Stücken durch einen glücklichen Ausgang die Disharmonien in den Schicksalen seiner Helden zu lösen. Aber auch hierin war er in der Regel nicht glücklich. Die Glücksumwandlung folgt gewöhnlich nicht aus der Handlung selbst, sondern wird durch eine äußere Macht, durch einen Deus ex machina, herbeigeführt. Bei ihm finden wir zum ersten Male die Lösung des tragischen Geschickes durch eine Heirath, und zwar wird die Ehe so recht eigentlich im Himmel geschlossen; denn meist sind es Götter, welche die Paare zusammenfügen: so in der Elektra, wo die Dioskuren Elektra und Pylades zusammengeben, und in dem Orestes stiftet Apollon sogar eine Doppelehe zwischen Orestes und Hermione und zwischen Pylades und Elektra. In der Andromache verbindet Thetis Andromache mit Helenos, und auch die Antigone des Euripides endete mit der Vermählung der Antigone und des Hämon. In zwei anderen Stücken, Helena und Alcestis, erlangen zwei Ehemänner ihre früheren Gattinnen wieder. So nähert sich die Tragödie schon der späteren Komödie, und zwar nicht nur in ihrem Ausgange, sondern selbst auch in der ganzen Anlage der Fabel. Auch das lyrische Element hört bei Euripides auf, ein organischer Theil der Tragödie zu sein, und in der That sind die Chöre des Euripides, obgleich an sich gefällig und anmuthig, auch durch die Mannichfaltigkeit der Rhythmen ausgezeichnet, mehr ein müßiger Schmuck, als ein integrirendes Glied, wie schon Aristoteles an Euripides getadelt hat (Poet. 18).

Mit dem Zurücktreten des Lyrischen nähert sich die Tragödie wieder mehr dem Epos, was besonders in den monologischen Prologen und den ausführlichen Erzählungen dessen, was hinter der Scene vorgeht, deutlich hervortritt. Die Prologe des Euripides stehen in der Regel in keinem oder nur sehr lockerem Zusammenhange mit dem Stücke selbst, und werden zuweilen von einer Person gesprochen, die sonst im Stücke keine Rolle hat. Sie sind rein erzählend und sollen den Zuschauer mit dem Haupthelden und den der Handlung vorausgegangenen Umständen bekannt machen, was besser aus dem Verlaufe des Stückes entnommen werden muß und auch bei Euripides meist entnommen werden kann; daher die Prologe, ohne dem Zusammenhang wesentlich zu schaden, füglich auch wegbleiben könnten. Die Erzählungen von dem außerhalb der Scene Vorgefallenen, die meist den Boten in den Mund gelegt werden, sind bei Euripides gewöhnlich von einer gewissen redseligen Breite und Ausführlichkeit in Beschreibung der Einzelheiten, worüber der Totaleindruck verloren geht. Auch entbehren sie oft der inneren Wahrscheinlichkeit und sind mehr auf den Effect des declamatorischen Vortrags, als auf die Wirkung des Inhaltes berechnet. Man vergleiche des Beispiels halber die Beschreibung der Sieben gegen Theben in Euripides' Phönissen mit der ähnlichen in Aeschylos' Sieben. — In den Zwiegesprächen ist es wiederum die rhetorische Manier, die allzu sehr an die damals in Athen herrschende gerichtliche und politische Beredtsamkeit erinnert. So werden förmliche Controversreden gehalten zwischen Peleus und Menelaos in der Andromache, zwischen Helena und Hekabe in den Troerinnen, zwischen Agamemnon und Menelaos in der Iphigenia in Aulis. Daher empfiehlt Quintilian angehenden Rednern besonders die Lectüre des Euripides, dessen Sprache sich mehr dem Rednerstile nähere, und der in Reden und Gegenreden mit Jedem von denen, die sich als öffentliche Redner ausgezeichnet haben, zu vergleichen sei; was freilich Viele an ihm tadeln, denen der ernste und des Kothurns würdige Ton des Sophokles erhabener scheine. — Auch in formeller Hinsicht trägt der Dialog des Euripides den Charakter seiner Zeit. Die Sprache ist eine treue Copie des damaligen Attischen Conversationstones mit allen seinen Vorzügen und Fehlern: der feinen Glätte und hellen Durchsichtigkeit, der behaglichen, oft schwatzhaften Breite und der ironischen und spöttelnden Färbung. Die lyrischen Partien hingegen sind ein treues Abbild des damals in Athen beliebten Dithyrambenstiles. Den Mangel an wahrer Empfindung ersetzt eine zur Schau getragene, wortreiche Aeußerung der Affecte, was besonders sichtbar ist in den langen Klagen der leidenden Helden. Daß der wahre Schmerz auch stumm sein könne, und daß durch Schweigen oft eine größere Wirkung auf die Zuhörer hervorgebracht

werde, als durch endloses Ach und Weh, scheint Euripides nicht gewußt zu haben. Daher nennt er bei Aristophanes (Ran. 940) Aeschylos einen Betrüger, daß er einen Achilleus oder eine Niobe verhüllt dasitzen lasse, ohne daß sie einen Laut von sich geben, und so die Zuhörer zum Besten habe, die vergeblich warten, wann denn endlich einmal Niobe sich werde hören lassen. Er liebt besonders kommatische und monodische Gesänge und sucht zuweilen durch Neuheit und Fremdartigkeit der musikalischen Composition nicht ohne Verletzung des besseren Geschmackes seine Zuhörer zu überraschen. So führt er im Orestes einen Phrygischen Eunuchen ein, der ein sogenanntes harmateisches Lied in Phrygischer Tonart mit barbarischem Geschrei vertrāgt (Orest. 1385). Die Chorgesänge berühren in der Regel nur insofern die tragische Handlung, als sie aus dem Verlaufe derselben Gelegenheit nehmen, sich in Schilderungen und Beschreibungen auszulassen oder ethische Betrachtungen anzustellen, die ihrer Allgemeinheit wegen den Zuhörer mehr abziehen und zerstreuen, als ihm das innere Verständniß der Handlung erschließen. Die Euripideischen Chöre ersetzen die Tiefe der Gedanken, wodurch sich die Aeschyleischen auszeichnen, und die Innigkeit des Gefühls der Sophokleischen durch einen leichten Fluß der Rede und einen anmuthigen Bilderschmuck. In der metrischen und musikalischen Composition war Euripides minder correct als seine Vorgänger, und selbst die Versmaße des Dialogs behandelte er nachlässiger.

Euripides fand in den ersten Decennien seiner Wirksamkeit nur geringe Anerkennung. Doch ließ er sich dadurch ebenso wenig beirren, als durch den beißenden Spott, mit welchem ihn die Dichter der Komödie, namentlich Aristophanes, verfolgten. Dieser hatte, wie seine berühmte Kritik in den Fröschen beweist, ein scharfes Auge für die Fehler des Dichters, aber gerade die geflissentliche Art, mit welcher er hier und sonst auf dieselben eingeht, spricht nur für die steigende Berühmtheit des Euripides und seinen stets wachsenden Einfluß auf die Zeitgenossen. Denn das seit dem Tode des Perikles heranwachsende Geschlecht erkannte doch bald in ihm den beredten Vertreter seiner eigenen Richtung, von dem es vieles lernen konnte, und so wurde er zuletzt der unbestrittene Liebling der Menge, was auch die Vertreter der alten, besseren Zeit in Kunst und Leben gegen ihn einwenden mochten. Ein gewisser aristokratischer Geist, der in Aeschylos und Sophokles weht, imponirte der Menge und hielt sie in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, indeß Euripides ein echt demokratischer Dichter war (*δημοκρατικὸν ἔδρων*, Arist. Ran. 952), der sich zum Volke herabließ und in der Art und in dem Sinne des Volkes sprach. Daher läßt ihn Aristophanes selber sagen (Ran. 954):

Dann hab' ich schwatzen das Volk gelehrt —
Nach Regeln der Kunst zu Werke gehn, abzirkeln Zeil' um Zeile,

Bemerken, denken, sehn, verstehn, belisten, lieben, schleichen,
Argwöhnen, leugnen, her und hin erwägen —
Hausbackne Ding' einführend, die ein Jeder braucht und verstehet,
Und stellte so der Kritik mich blos, da Jeder ja als Kenner
Zu kritisiren meine Kunst im Stande war —

Die Menge staunte Aeschylos und Sophokles an, indeß Euripides sie entzückte, und es ist bekannt, daß viele gefangene Athener nach der Niederlage des Nikias in Sicilien dem Euripides Leben und Freiheit verdankten, indem sie dessen Verse declamirten und sangen (Plut. v. Nic. c. 29). Und von den Abderiten erzählt man, daß sie zu Lysimachos' Zeiten des Euripides Andromeda, die ihnen der Schauspieler Archelaos darstellte, in einen solchen Enthusiasmus versetzt habe, daß Alle ein poetisches hitziges Fieber ergriff, in welchem sie Stellen aus besagter Tragödie recitirten und sangen (Luc. de conscr. hist. c. 1). Für die Tragiker der Folgezeit war Euripides unbedingtes Muster und Vorbild. Ebenso für die Dichter der neueren Komödie. Diphilos nannte ihn „den goldenen Euripides" und Philemon erlaubte sich die hyperbolische Aeußerung: „Wenn die Todten in Wahrheit Bewußtsein hätten, wie einige sagen, so würde ich mich aufhängen, um den Euripides zu sehen." Besondere Bewunderer hatte er an Alexander dem Großen und dem Stoiker Chrysippos, der mehrere seiner Schriften mit Euripideischen Citaten förmlich übersäte. Auch bei den Römern stand er in hohem Ansehn. Euripidi tu quantum credas, nescio — schreibt Q. Cicero an seines Bruders gelehrten Freigelassenen Tiro (Cic. ad fam. XVI, 8) — ego certe singulos eius versus singula testimonia puto.

Von den uns erhaltenen Stücken des Euripides gebührt dem Hippolytos, dem schon bei seiner Aufführung, Ol. 87, 4 = 428, der erste Preis zu Theil geworden, der vorzüglichste Rang.

Aphrodite erklärt im Prolog ihren Entschluß, den keuschen Hippolytos, der sie verachtet, während er Artemis verehrt, zu bestrafen. Sie hat deshalb der Phädra Liebe zu ihrem Stiefsohn eingeflößt. Theseus soll dies erfahren und den Sohn durch einen seiner drei verhängnißvollen Wünsche, deren Erfüllung Poseidon ihm zugesagt hat, verderben. Auch Phädra wird dabei zu Grunde gehen, doch das hilft nichts, denn die Göttin ist sich selbst und ihrer eignen Ehre die nächste. Indeß kommt Hippolyt an, preist seine Herrin Artemis und weiht ihr einen Kranz. Ein Gefährte macht ihn darauf aufmerksam, doch auch Aphrodite zu ehren, deren Bild am Eingang des Palastes steht, aber davon will Hippolyt nichts wissen, er beharrt also in seiner Abneigung gegen die Göttin, und darin liegt seine Schuld. Nach seinem Abgange tritt die liebeskranke Phädra auf, zugleich mit ihrer Amme. Die Leidenschaft, die sie beseelt, giebt sich gleich in ihren ersten Worten kund:

„Richtet mich auf, hebet das Haupt doch empor!
Wie zerrissen sind Nerven und Sehnen mir. Fasst
Schönarmige Mädchen .... O Liebe, die Hand
Reichet mir! — Und die Stirnbinde ist mir verhaßt,
Auf die Schultern entwalle des Hauptes Gelock!
ach! ach!
Schöpfen möcht' ich die reine Fluth
Thauender Bergquellen zum kühlenden Trank!
Daß ich unter Pappeln auf blumiger Au
Mich hinstreckte und vergäße der Qual!
Auf ins Gebirge! auf zu den Waldhöhn,
Wo die Tanne sich hebt, und mit wildem Gebell
Hunde irren umher!
Stürzend auf die gefleckten Hirsche, wie gern,
Bei den Göttern, rief ich den Hunden nicht zu!
Und am blonden Gelock hielt ich den Jagdspieß
Der Thessalier und schleuderte aus der Hand
Das bespeerte Geschoß!

Mit Mühe und Noth gesteht sie der Amme ihr Leid, thut aber zugleich dem Chore ihren Entschluß kund zu sterben. Inzwischen tröstet sie die Amme, fordert sie auf, ihrer Liebe freien Lauf zu lassen, statt sich in unsäglichem Weh zu verzehren, und verspricht, ohne sich über das Wie des Näheren auszulassen, ihr Hülfe zu schaffen. Auf Phädra's ängstliche Frage, sie wolle doch nicht dem Hippolyt den Sachverhalt sagen, weicht sie aus und sie verschwindet im Hause, in welchem Hippolyt sich aufhält. Die leidende Phädra bleibt zurück, merkt aber bald am Lärm, der sich im Hause erhebt, daß die Amme sie dennoch an Hippolyt verrathen hat, und wie dieser mit Entsetzen und Abscheu die ihm gewordene Kunde aufgenommen hat. Er tritt heraus mit der Amme und ergeht sich in lauten Verwünschungen gegen die Frauen. Phädra sieht ein, daß die Amme in ihrem unpassenden Eifer alles verdorben hat, schilt sie und kommt auf ihren Vorsatz zurück, zu sterben. Die Ausführung folgt dem Entschluß auf dem Fuße. Noch rennen die Diener bestürzt durch einander, da tritt Theseus auf, von seiner Abwesenheit zurückgekehrt. Er vernimmt die Unglücksbotschaft, sieht die Leiche und in ihrer Hand den Brief, der den Hippolyt als Uebelthäter hinstellt, und alsbald kommt auch der verhängnißvolle Wunsch an Poseidon um den Tod des Sohnes über seine Lippen. Hippolyt kommt jetzt selbst herbei, sieht was vorgefallen und erfährt aus dem Munde des Vaters den Verdacht, der auf ihm lastet, und zugleich die Strafe der Verbannung, die ihm beschieden wird. Es gelingt ihm nicht, sich zu rechtfertigen, da er edelmüthig genug ist, dem Vater den wahren Sach-

verhalt zu verschweigen. Theseus hält die schlichte Rede des Sohnes für tückische Verstellung, und diesem entfährt die tragische Aeußerung, daß er an des Vaters Stelle, die Schuld des Sohnes vorausgesetzt, sich nur mit dessen Tode begnügen würde. Unter Anrufung der Artemis geht er ab in die Verbannung, ein Chorlied tritt dazwischen, und sofort kommt auch schon der Bote mit der Nachricht von dem grausigen Unglück, das Hippolyt betroffen. Gleichgiltig hört sie Theseus mit an, überzeugt, daß den freveln- den Sohn die verdiente Strafe getroffen hat. Erst Artemis, die jetzt erscheint, belehrt ihn über seinen Irrthum und erklärt zugleich, warum sie nichts für Hippolyt habe thun können. Dieser wird sterbend auf die Bühne gebracht. Er scheidet ohne Groll aus dem Leben, versöhnt mit dem Vater, beglückt durch die Anwesenheit der innig verehrten Göttin. Mit Ergebung in das göttliche Walten, das hier seine höhere Macht bekundet, umstehen Theseus und der Chor die Leiche.

Die poetische Schönheit des Ganzen ist wahrhaft ergreifend. Wie fein, daß Phädra selbst mit Hippolyt nicht zusammenkommt, daß Hippolyt sich an der Person der Stiefmutter auch in Worten nicht vergreift, daß er die keusche Liebenswürdigkeit seines jugendfrischen Charakters bis zuletzt bewahrt, wie erhebend ist der elegische Schmerz, der das Ganze wehmüthig beschließt. Wie rührend kommt der Schmerz und das Leid aller menschlichen Existenz, gerade in dem, was scheinbar ihr höchstes Glück ausmacht, in den Reflexionen der handelnden Personen zum Ausdruck. Wie zart geschildert ist der ohnmächtige Kampf der unglücklichen Phädra gegen die sie überwältigende Leidenschaft, ihre Verschämtheit, das entscheidende Wort über ihre Lippen zu bringen. Aber als sie ihre Liebe verschmäht sieht, als ihr blos Schande und Demüthigung verbleibt, da ist auch die Liebe selbst erkaltet, verzweifelnd sucht Phädra den Tod und zieht den Hippolyt absichtlich mit ins Verderben. Das ist psychologisch richtig, wenigstens wenn man das Weib, so wie es Euripides thut, von seiner dämonischen Seite auffaßt. Phädra, der Verzweiflung zum Opfer fallend, handelt ohne Reflexion, sie handelt instinctiv. Und es ist zu bewundern, daß Euripides mit richtigem Verständniß gleichsam nur mit einem Zuge, ganz kurz hingeworfen, den verhängnißvollen Entschluß der Phädra andeutet. Offenbar ist dies aber auch der Punkt, an welchem der moderne Leser des Euripides sich am meisten stoßen wird, weil er im Stillen eine andre Ansicht von der Natur des Weibes hat und die ausreichende Motivirung vermissen wird. Hier wird er die bessernde Hand anlegen wollen, aber jede vermeintliche Besserung wird mit der genialen Schönheit des Ganzen bezahlt.

Die Medea, die Ol. 87, 1 = 432 zugleich mit Philoktet, Diktys und dem Satyrspiel die Schnitter *(Θερισταί)* den dritten Preis erhielt, schildert in ergreifender Weise die Eifersucht und die Rache des von ihrem Gatten verrathenen Weibes. Medea hat Vater und Heimath Jasons wegen verlassen, und dieser, nachdem sie ihm Kinder geboren, verstößt sie jetzt, weil er sich mit Glauke, der Tochter Kreons, Herrschers von Korinth, verlobt hat. Kreon kündet ihr Verbannung an, daß sie nicht aus Eifersucht seinem Kinde schade. Sie fleht vergebens, sie nicht zu verstoßen, und bittet endlich nur um eines Tages Frist. Die gewährt ihr Kreon zu seinem und der Seinigen Verderben. — Jason kommt: „Du hast durch rauhe Sinnesart dir selber dein Geschick bereitet. Nicht würd' ich dich verstoßen haben, hättest du den Herrschern weise dich gefügt." — Dagegen mahnt ihn die Gattin, was sie einst für ihn gethan: „Ich habe Haus und Vater dir verrathen, habe Pelias, den du gefürchtet, durch die eignen Töchter umgebracht. Ich bin die Mutter deiner Kinder. Wo soll ich hinfliehen, da Hellas mich, die Fremde, haßt?" — „Nicht du, erwidert ihr Jason, sondern Kypris hat mich einst gerettet, und mehr als du gegeben, hast du von mir empfangen. Nach Hellas hab' ich dich aus dem Barbarenland geführt, und von Hellenen wirst du jetzt ob deiner Weisheit hoch gerühmt. Was nützen Schätze und Musengaben ohne Ruhm? Und nicht aus Liebe hab' ich Jener mich verlobt, vielmehr daß Macht und Reichthum ich mir selbst und meinen Kindern schaffe. Nicht will in Mangel ich dich fort entsenden: nimm, was von meinen Schätzen dir beliebt, und meinen Freunden werd' ich dich empfehlen." — Die Gaben eines schlechten Mannes schlägt sie aus: „So freie nur das Mädchen; bald vielleicht wird dich die Hochzeit reuen!" — Indem kommt Aegeus, der Herrscher Athens, von Delphi nach Korinth. Medea klagt ihm ihr Geschick und bittet ihn um Schutz, und dieser schwört, daß sie in Athen sichere Zuflucht finden solle. — Und jetzt gesichert, schreitet sie zur Rache. Sie läßt Jason holen, und, wie er kommt, fleht sie: „Verzeihe, was im Zorn ich dir gesagt. Ich will mich jetzo dem Beschlusse fügen und bitte nur um eine Gunst, daß meine Kinder bleiben dürfen. Der Königstochter sollen sie ein kostbar Angebinde, ein fein Gewand und eine goldne Kette, reichen, daß sie den Kindern ihre Huld verleihe." — Die Bitte wird gewährt und auch die Gabe freundlich angenommen. — Doch bald meldet ein Diener: „Weh! ausgehaucht hat unter grausen Schmerzen die Braut ihr Leben; denn wie sie sich geschmückt mit Medea's Gaben, verzehrt' ein fressend Gift wie Feuersgluth den Leib, und mit der Tochter starb der greise Vater auch." — Noch ist die Rache nicht vollendet. Schnell zieht Medea ihre Kinder ins Haus und ermordet sie, daß sie kein Anderer

rächend tödte. — Jason kommt, das Weib zu strafen, das seine Braut gemordet. Da hört er auch der Kinder Tod, und schon erscheint Medea selbst im Sonnenwagen, den Helios einst ihrem Vater zum Schutz geschenkt. Sie weidet sich am Schmerze des treulosen Mannes: „Auch nicht der Kinder Leichen lass' ich dir. Sie nehm' ich mit, in Here's Hain sie zu bestatten, und dir, der schlimm an mir gethan, verkünd' ich ein schlimmes Ende: zerschmettert werden soll dein Haupt an Argo's Trümmern!" — Und hin zu Aegeus flieht sie nach Athen. Der Chor aber schließt mit den Worten:

Viel ordnend regiert im Olympos Zeus,
Viel theilt er uns zu, was wir nimmer gehofft.
Und was wir erwartet, vollendet er nicht,
Doch dem unerwarteten bahnt er den Weg,
  Dies zeigt auch hier uns der Ausgang.

Für die Art, mit welcher Euripides arbeitete, ist es gewiß charakteristisch, daß dieselbe Formel mit geringer Veränderung auch noch den Schluß von vier anderen Stücken, nämlich Alcestis, Andromache, Bakchen und Helena bildet. Mit Recht aber bemerkt ein neuerer Kritiker: „Medea ist ein meisterhaftes Gemälde der Leidenschaft, ihrer geheimen Listen und Falten. Mit der feinsten Beobachtung wird der Schmerz und die Empfindsamkeit gekränkter Liebe wahr und kräftig dargestellt und von einer Stufe zur andern bis zur furchtbarsten Rachethat gedrängt. Die mächtige Zauberin und das schwache Weib ist ergreifend geschildert. Die Anwandlungen mütterlicher Zärtlichkeit rühren auf das innigste. Unübertrefflich ist der Kampf der Leidenschaft entwickelt; und unter allen Kämpfen der ringenden Elemente und der Sophistik der Vorspiegelungen und Schlagwörter der erhitzten Leidenschaft gelangt der Haß und die Rachsucht zum Siege. Medea ist Verbrecherin, aber nicht ohne Veranlassung, nicht ohne Kraft und Größe. Dem religiösen und kriegerischen Aeschylos ist diese innere Welt fremd; Sophokles schafft Charaktere, handelnde, und vertieft sie auf sittliche Weise. Euripides öffnet der Kunst die Welt, diese Fülle der Leidenschaft sowohl in ihren reinsten Empfindungen als in den stärksten Verirrungen des Gemüthes, wie sie uns regieren, trüben und vernichten."

Eine der schönsten Tragödien des Euripides sind die Bakchantinnen, ein enthusiastisches Lobgedicht auf die Macht des Dionysos, welches der Dichter während seines Aufenthaltes in Macedonien, also in seinen letzten Lebensjahren, verfaßt hat. In Athen wurde es zugleich mit Iphigenia in Aulis und Alkmäon erst nach seinem Tode zur Aufführung gebracht. In sein altes Stammland Theben zieht Bakchos ein, nachdem er der Erde Länder

durchwandert hat, begleitet von einem Chore bakchantischer Frauen. Der alte Kadmos und der Seher Tiresias erkennen ihn als Gott an, indeß Pentheus, der Herrscher Thebens, des Kadmos Enkel und der Sohn Agaue's, den Gott verleugnet, den Sohn eines Sterblichen in ihm erblickend, und mit ihm auch die Mutter und ihre Schwestern. „Ergriffen hat, so klagt er, ein Wahnsinn Thebens Weiber. Die Stadt verlassend, stürmten hin sie zum Kithäron, von einem Jüngling, blondgelockt, mit Aphroditens Reiz im Auge, wahnbethört. Doch solche Bakchoswuth werd' ich nicht dulden, und büßen soll der Jüngling mit dem Tode. Auch eure Thorheit schelt' ich, Kadmos und Tiresias, daß ihr, die Alten, euch, mit Thyrsosstab bewaffnet, bekränzt mit Epheu, solchem Wahnsinn hingegeben. Euch schützt das Alter; jener Jüngling aber, der die neue Wuth hieher gebracht, soll meine Rache fühlen. Auf! Diener, eilet, ihn zu fangen!" — Vergebens mahnt ihn der Seher, nicht Leid dem eigenen Hause zu bereiten; vergebens warnt ihn Kadmos vor Aktäons Geschick: „Und wär' er selbst ein Gott nicht, wie du sagst, so müßtest du ihn lügend Gott doch nennen, dem eigenen Geschlecht die Ehre gönnend." — Ein Diener bringt den Gott. Er hat sich willig, ohne Furcht und Widerstreben, fangen lassen, und gesteht dem Könige, daß er hergekommen sei, des neuen Gottes Dienst in Theben zu verbreiten. Pentheus heißt ihn fesseln und in schmachvollen Kerker werfen. Es geschieht; doch bald steht wiederum der Götterjüngling, durch seine Macht befreit, unter ihnen. Der König staunt und fragt: wer ihn befreit. — „Der Gott, der Sterblichen den traubenreichen Weinstock schuf." — Ein Bote meldet, daß auf dem Kithäron in bakchantischer Lust drei Frauenchöre schwärmen; sie führt Autonoe, Ino und Agaue. Und eilig will der König eine Kriegerschaar sammeln, den Weiberübermuth zu strafen. Doch der Gott räth ihm, von Gewalt zu lassen: „Ich will sie her dir wieder führen ohne Waffen; nur folg' in Weibertracht allein mir; schauen kannst du sicher so der Frauen gottbegeistert Thun." — Und von Wahn bethört, gehorcht ihm Pentheus. — Bald bringt ein Bote die Kunde: „Es bannt' auf einen himmelhohen Fichtenstamm der Gott den König, und aus der Luft erschallte Dionysos Stimme, welche rief der Weiber Schaar: „„Ich führ' euch her, der mich und meine Orgien verlacht. Wohlan, bestraft ihn!"" Sie stürmen Pentheus' Sitz, und nieder reißen sie den Baum, zerfleischen ihres Königs Leib. Nicht hört die Mutter ihres Sohnes Ruf, sich seiner zu erbarmen, nicht das eigne Kind zu tödten. Sie trägt des Sohnes abgetrenntes Haupt, für eines Löwen Haupt es haltend, hoch auf der Spitze ihres Thyrsosstabes, und bald zieht sie in Theben ein, den Bakchos preisend ob der wohlgelungnen Jagd." — Schon ist sie da. Und des Sieges froh, ruft sie den Vater, ruft Pen-

theus, ihren Sohn, daß er des Löwen Haupt als Zeichen ihres Muthes an des Palastes Säule nagle. — Da naht Kadmos. Diener bringen den aufgefundenen Rumpf des Pentheus. Agaue preist den Vater glücklich: „Erzeugt hast du vor allen Sterblichen die muthigsten Töchter. Sieh, mit eigner Hand hab' ich erlegt ein solches Ungeheuer. Wohlan, zum frohen Jagdschmaus lade deine Freunde!" — „O unermeßlich Leid, klagt Kadmos, zwar gerecht, doch übermäßig straft der Gott der Seinen Fehl!" — Agaue nennt den Alten mürrisch, theilnahmlos; sie verlangt nach ihrem Sohne, daß er ihres Glücks sich freue. — „O möge nie, wünscht Kadmos, dich der Wahn verlassen! Denn schauest du die Wahrheit, trifft dich grimmer Schmerz." — Agaue forscht nach solcher Rede Sinn, und Kadmos heißt sie des vermeinten Löwen Haupt anschauen, und sie erkennt des Sohnes Angesicht. Jetzt weiß sie, daß sie ihn gemordet, daß Bakchos, den sie als Gott nicht anerkannt, sie so gezüchtigt. — Und der Gott erscheint und verkündet, was sie später noch erwarte: Agaue soll das Heimathsland verlassen, und Kadmos wird, nachdem er in einen Drachen verwandelt worden, spät ins Land der Seligen gelangen.

Zwar wirkt das Tragische in den Bakchantinnen nicht so ergreifend wie im Hippolyt oder der Medea, weil wir es nicht mit rein menschlichen Verhältnissen, sondern mit dem furchtbaren Walten eines erzürnten Gottes, also mit einem Stück antiker Mythologie in religiöser Bedeutsamkeit zu thun haben, aber der Dichter hat den Gott, den er in menschlicher Gestalt auftreten läßt, uns zugleich menschlich näher gebracht, und wir nehmen an seiner anthropomorphischen Behandlung weiter keinen Anstoß. Und wie schön ist seine Milde dem verstockten Pentheus gegenüber, wie legt er es ihm doch bis zuletzt so eindringlich nahe, sich noch eines Besseren zu besinnen und vernünftig zu werden. Schon dadurch werden wir mit dem harten Schicksal des Pentheus versöhnt. Durch das ganze Stück weht uns ein Hauch bakchantischer Begeisterung entgegen. Der Gott offenbart sich uns in seiner furchtbaren Majestät, als unumschränkter Beherrscher der Seinen. Die Schilderung von dem Treiben der Bakchantinnen auf dem Kithäron (v. 677 ff.) ist sehr anmuthig, die Erzählung des Boten aber von dem tragischen Ende des Pentheus geradezu ein Meisterstück. Weniger befriedigt der Schluß der Tragödie. Doch können wir über denselben nicht recht urtheilen, weil er mit beträchtlichen Lücken überliefert ist, wie denn überhaupt das Stück, weil viel gelesen, arg verderbt ist. [1]) An dem Charakter des Pentheus läßt

---

[1]) In den Zeiten nach Didymus hatte man ein Corpus von 21 Euripideischen Stücken. Aus ihnen traf man weiterhin in der Zeit, aus welcher unsre Scholien stammen, eine Auswahl von 9 Stücken. Auch das war den

sich freilich manches aussetzen. Seinem hartnäckigen Widerstand gegen den Gott Dionysos fehlt es doch eigentlich an einem höheren Motiv. Im Grunde genommen handelt er doch nur aus eigensinniger Fürstenlaune. So ist es auch störend, daß er vor seinem Untergang nicht noch zur Erkenntniß seiner Schuld gebracht wird. Wenn ihm aber Kadmos, Tiresias und der Chor am Anfang des Stückes den Vorwurf machen, daß er sich in klügelndem Vorwitz den väterlichen Ueberlieferungen entgegensetzt, so ist das sonderbar, da er sich ja gerade der Einführung einer religiösen Neuerung widersetzt. Immerhin sind die Bakchantinnen ein für die Entwicklung des Dichters höchst bedeutsames Stück. Sie enthalten gewissermaßen eine Palinodie, einen Widerruf der von ihm sonst vertretenen skeptischen Ansichten. Denn in ihnen „bestreitet er mit Entschiedenheit den Anhang der Sophisten, den Atheismus und das vernünftelnde Princip *(τὸ σοφόν)*, erhebt aber wiederholt den stillen unbewegten Glauben an eine geheime Regierung der Welt, den durch keine menschliche Weisheit anzutastenden Kern alles positiven Kultus. Indem nun Euripides am Schluß seiner Laufbahn überblickt, was er gewonnen, was ihm bleibend oder wandelbar erschien, will er Bescheidenheit und Entsagung dem zweifelvollen Denker nach den harten Kämpfen der Skepsis, in Betracht der Kürze des Lebens, im Angesicht so vieler schwieriger Probleme, empfehlen; dem frommen Gemüth, welches gefaßt in den göttlichen Willen sich ergiebt, verheißt er Beruhigung und zukünftige Gewißheit" (Bernhardy).

Die Phönissen haben den Krieg der Sieben gegen Theben zum Gegenstande. Das Heer aus Argos hat sich um die Stadt gelagert, und vom Söller des Palastes aus läßt sich Antigone von ihrem Erzieher der Feinde Schaaren, ihre Führer und den Bruder zeigen, zu dem die Schwester durch die Lüfte fliegen, um den sie sehnsuchtsvoll die Arme schlingen möchte. Doch zur Heimkehr mahnt der Diener; denn es naht der Chor Tyrischer Frauen. Auf sie trifft Polyneikes, der sich durch das Thor geschlichen. Sie rufen Jokaste, seine Mutter. Sie freut sich des Anblicks ihres Sohnes und wirft ihm mild den Bruderzwist vor. Er schildert ihr das traurige Loos der Verbannung: „Drum bin als Eidam des Adrastos ich mit einem Heer gekommen, mein heimisch Reich mir wieder zu gewinnen. Doch ungern nur ergriff ich gegen die Geliebtesten die Waffen. Deshalb nun bin ich da, mich auszusöhnen mit meinem Bruder, zu enden so mir und den Meinen Noth und Drangsal." — Eteokles erscheint und weist rauh und schnöde den Bruder von sich; gewaltsam treibt er ihn aus

---

späteren Byzantinern noch zu viel, die sich mit drei Stücken, Hekabe, Orest, Phönissen begnügten.

seinem Erbe. Vor den Thoren wollen sie sich treffen; dann stürze hin das ganze Haus! — Eteokles beschließt mit Kreon, vor jedes Thor von Theben einen Führer hinzustellen: „Ich selber will zum Gegner meinen Bruder mir ersehen. Zeigt mir das Glück sich treulos, dann vermähl' Antigone mit deinem Sohne Hämon; fällt Polyneikes, gönne seiner Leiche nicht ein Grab, und sterben soll, wer solches ihm gewährt. Und jetzo sende deinen Sohn Menökeus zu Tiresias, dem Seher, daß er kommend künde Thebens Loos." — So eilt Eteokles in den Kampf. — Tiresias kommt, von Menökeus geführt, und verkündet, daß nur Menökeus' Tod Theben retten könne. — Der Vater räth dem Sohne zur Flucht, bevor noch die Bürger den Seherspruch hören. Und dieser zeigt sich willig, dem Vater bergend den Entschluß, für seine Vaterstadt sich selbst den Tod zu geben. — Ein Bote meldet Jokaste den Sieg, nachdem sich Kreons Sohn auf hohen Thurmes Zinnen für seines Landes Heil geopfert hat. „An Thebens sieben Thoren standen sie, die sieben Fürsten. Der Kampf entbrennt und bleibt lange unentschieden. Da schmettert Zeus' Blitzstrahl zu Boden Kapaneus, den frevelhaften Mann, als eben er die Mauer ersteigen will, und jetzo dringen die Bürger Thebens in der Feinde Schaar ein. Gerettet ist die Stadt; doch haben beide Brüder so eben sich gerüstet, durch Zweikampf ihren Zwist zu schlichten." — Jokaste ruft Antigone, daß sie vereint ins Lager eilen: flehen will sie Beide fußfällig, vom Kampfe abzustehn; denn sterben sie, will auch die Mutter länger nicht mehr leben. — Kreon tritt auf und beklagt seines Sohnes Tod. Er fragt nach Jokaste und hört, wie sie eben gegangen, den Streit der Söhne zu hindern. — Und schon meldet ein Bote der Brüder und der Mutter Tod. Die drei Leichen werden gebracht, von Antigone begleitet. Der blinde Oedipus vernimmt den Schmerzensruf der Tochter. Er erscheint, und Vater und Tochter vereinen ihre Klagen. Da heißt sie Kreon schweigen und verkündet seinen Willen: „Antigone soll meines Sohnes Hämon Gattin werden, und Oedipus das Land verlassen; denn so lange du in Theben weilst, geht's nimmer wohl der Stadt. Des Polyneikes Leiche bleibe unbestattet." — Vergebens sind des Oedipus und seiner Tochter Bitten. Antigone verschmäht die Ehe, will die Todtenehren ihrem Bruder reichen und mit dem Vater nach Kolonos wandern, wo ihm Apollon den Tod als Ziel der Leiden verkündet hat.

Ueber die Schutzflehenden und Alcestis ist das Nöthige bereits gesagt. — Im rasenden Herakles, von welchem auch schon die Rede war, rettet der Held zuerst seine Familie vom Tode, den der Tyrann Lykos ihr zugedacht, und mordet dann in der Wuth des Wahnsinnes, den ihm Here's Haß durch Iris zugesandt, seine Gattin Megara und seine Kinder im Wahne, an

seinen Feinden sich zu rächen. Die Wuth verläßt ihn, und die unselige That erkennend, will er sich selbst den Tod geben; doch auf Theseus' Bitten folgt er diesem nach Athen.

Die Herakliden, wahrscheinlich Ol. 89 = 424 aufgeführt, preisen Athen als Zuflucht der Verfolgten und verkünden ihm den Sieg über die ungerechten Argiver, nicht ohne Beziehung auf die damaligen Kämpfe der Athener gegen die Peloponnesier. — Die Kinder des Herakles fliehen, von Jolaos, dem Neffen des Herakles, und Alkmene geführt, nach Athen zum Marathonischen Heiligthum, denn sie verfolgt Eurystheus. Sein Herold Kopreus verlangt ihre Auslieferung, die Demophon, der König Athens, verweigert. Eurystheus zieht mit einem Heere gegen die Stadt und der König rüstet sich zum Kampf. Ein Orakel verlangt als Pfand des Sieges das Opfer einer Jungfrau, und Makaria, des Herakles heldenmüthige Tochter, weiht sich freiwillig dem Tode. — Der Kampf beginnt; der greise Jolaos, den Hebe auf einen Tag verjüngt, zieht selber in die Schlacht und nimmt seinen Feind Eurystheus gefangen. Gefesselt wird dieser vorgeführt. Die Bürgerschaft Athens wünscht ihn zu retten; doch Alkmene dringt auf seinen Tod. Eurystheus fügt sich seinem Schicksale, weissagt aber noch zuvor den Athenern, die seinen Tod nicht gewollt, daß sein Grab ihnen ein mächtiger Schutz sein werde, wenn einst die Nachkommen der Herakliden, voll undankbaren Sinnes, uneingedenk der Wohlthaten, welche einst ihre Vorfahren von ihnen empfangen, sich an ihnen vergreifen sollten. Die Herakliden, mit ihrer überaus einfachen Handlung, die ohne alle Verwicklung, blos mit retardirenden Momenten, mehr episch als dramatisch ist, sind lediglich als politisches Tendenzstück zu betrachten. Charakteristisch für den Dichter ist es, wenn er die heldenmüthige Makaria mit folgenden Worten in den Tod gehen läßt:

„O daß im Grabe doch
Für uns nichts weiter wäre! — Denn umfangen uns
Auch dort die Sorgen, wenn der Tod uns hingerafft,
Dann weiß ich Zuflucht nirgends mehr! — Denn Sterben übt
Die stärkste Heilkraft gegen Leid, nach Aller Wort!"

Zu den besseren Stücken des Euripides gehört auch der Jon, ausgezeichnet durch die Straffheit der dramatischen Composition, durch die geschickt angelegte Verwicklung und deren nicht minder geschickte Lösung und die vortreffliche Darstellung des allerdings nicht edel angelegten Charakters der Kreusa und ihres Schmerzes, als sie sich von dem Gott, der ihr einst ihre jungfräuliche Ehre geraubt, treulos verlassen und verrathen glaubt. Allerdings stehen auch hier den nicht unerheblichen Vorzügen mancherlei Schwächen der Composition im einzelnen gegenüber. Uebrigens hat Euripi-

des die Fabel des Stückes vermuthlich selbst erfunden. Kreusa, die Tochter des Königs Erechtheus von Athen, gebiert heimlich von Apollon einen Knaben, den sie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Eltern in derselben Höhle aussetzt, in welcher der Gott sich ihr genaht hatte. Hier haben ihn nach ihrer Meinung wilde Thiere zerrissen, in der That aber hat ihn Hermes auf Apollons Geheiß mit den ihm von der Mutter beigegebenen Erkennungszeichen in den Delphischen Tempel getragen. Hier erzieht ihn die Pythia, und zum Jüngling herangereift sorgt er für die Pflege und Säuberung des Heiligthums. Inzwischen war Kreusa von ihrem Vater mit Xuthos verheirathet worden, einem Achäischen Heerführer, welcher die Athener auf ihrem Zuge gegen die Chalkodontiden auf Euböa unterstützt hatte. Nach Erechtheus' Tode erhält Xuthos die Herrschaft über Athen, aber seine Ehe mit Kreusa bleibt kinderlos und deshalb begeben sich beide zum Delphischen Tempel, um vom Gotte Kindersegen zu erflehen. Nur Xuthos erhält eine günstige Antwort. Als Sohn soll er den ersten betrachten, mit dem er bei seiner Rückkehr aus dem Heiligthum zusammentrifft, und das ist Jon. Xuthos hält ihn in der That für seinen Sohn, und dieser soll ihm nach Darbringung eines feierlichen Opfers und Veranstaltung eines Festmahls für seine bisherigen Freunde vorläufig, um Kreusa nicht zu kränken, als Fremder, nach Athen folgen. Als aber Kreusa vom Chor vernimmt, daß ihr selbst Kinder versagt bleiben, ein fremder Jüngling aber, in dem sie alsbald die Frucht eines verbotenen Umgangs ihres Gatten vermuthet, Sohnes Rechte in ihrem Hause erhalten soll, da verzweifelt sie an der Gerechtigkeit des Gottes, der seines eignen Sohnes schnöde vergessen habe, und beschließt auf den Rath eines alten Dieners, des Erziehers ihres Vaters Erechtheus, den Untergang des Jünglings. Der Diener soll ihn durch Gift aus dem Wege räumen, aber die Ausführung dieses Planes wird vereitelt, Kreusa als seine Urheberin von den Delphiern zum Tode verurtheilt. So muß sie denn Schutz am Altar des Gottes suchen, von wo Jon sie mit Gewalt entfernen will, als das Herbeikommen der Pythia, welche diesem, der nunmehr einen Vater erhalten habe, auch die Erkennungszeichen überreichen will, die ihn auf die Spur seiner Mutter führen können, alsbald die Erkennung zwischen Mutter und Sohn herbeiführt. Da aber Jon an seine Abstammung vom Gott Apollon, von welcher ihm die Mutter berichtet, nicht recht glauben will, so erscheint zuletzt Athene, um die Aussage der Kreusa zu bekräftigen und Jon in Athen eine glückliche und ruhmvolle Zukunft zu verheißen. Dem Xuthos, befiehlt sie ausdrücklich, soll der wahre Zusammenhang verborgen bleiben.

Fast die Hälfte der uns erhaltenen Stücke des Euripides gehört dem Trojanischen Sagenkreise an.

Iphigenia in Aulis, nach dem Tode des Dichters mit Alkmäon und den Bakchantinnen von seinem Sohne in Athen auf die Bühne gebracht, hat die Opferung der edlen Königstochter zum Gegenstande. Der Seher Kalchas hat dem Heere der Achäer, das eine Windstille im Hafen von Aulis zurückhielt, verkündet: Artemis verlange einer Jungfrau Opfer als Preis der glücklichen Fahrt. Agamemnon bietet seine eigene Tochter an. Unter dem Vorwande, sie mit Achilleus zu vermählen, hat er sie ins Lager berufen. Bald aber reut ihn der Entschluß, und er will einen Brief durch einen treuen Sklaven nach Mykene senden, daß sie die Heimath nicht verlasse. Menelaos aber nimmt dem Boten den Brief ab. So kommt Iphigenia mit ihrer Mutter Klytämnestra und ihrem kleinen Bruder Orestes. Der König empfängt sie verlegen und sorgenvoll. Er sucht umsonst die Gattin zu bewegen, gleich wieder heimzukehren. Sie will sich nicht ihres Rechtes begeben, die Tochter ihrem Bräutigam zuzuführen. — Achilleus naht sich dem Zelt Agamemnons. Er kann nicht länger seiner Myrmidonen Ungeduld beschwichtigen. Hier trifft er die Königin, die ihn als ihren Schwiegersohn begrüßt. Achilleus weiß von keiner Ehe; er vermuthet, daß man ihrer spotte. Da tritt der greise Diener vor und enthüllt das schreckliche Geheimniß: „Herberufen hat die Tochter dein Gemahl, um sie mit eigner Hand zu opfern!" — Fußfällig fleht die unglückliche Mutter den jungen Helden, der Tochter, die man als seine Braut in den Tod gelockt, als Retter beizustehen; und er verspricht, mit seinen Kriegern sie zu schützen. — Agamemnon tritt aus dem Zelte: „Jetzt send', o Gattin, deine Tochter, daß sie hin der Vater zum Vermählungsopfer führe." Und Klytämnestra ruft das Mädchen. Weinend naht sie mit Orestes. — „O morde nicht mein Kind mir!" fleht die Mutter. — Auch die Jungfrau umfaßt des Vaters Kniee: „Nicht tödte mich in meiner Jugendblüthe! Ich war's, die dich zum ersten Male Vater nannte, die erste, die auf deinem Schoße spielte, Küsse gebend und empfangend. Ich hoffte, einst dem greisen Vater am eignen Herd die sorgenvolle Pflege mit schöner Dankbarkeit zu lohnen. Bei deinen Ahnen, bei der Mutter, die mit Schmerzen mich gebar und jetzt aufs neue diese Schmerzen duldet, beschwör' ich dich, mich nicht zu tödten! Sieh', auch der Bruder kniet und weint und hebt die Händchen bittend auf zum Vater. Nichts Süßeres giebt es, als der Sonne Licht zu schauen; Niemand verlanget nach da unten. Es raset, wer sich selbst den Tod herbeiwünscht. Besser in Verachtung leben, als bewundert sterben!" — „Sein muß es, erwiedert Agamemnon, wie entsetzlich auch die That erscheint. Ganz Griechenland verlanget deinen Tod; denn so nur fällt die Burg des Priamos, und so nur werden der Argiver Gattinnen auf ewig frei von

diesen Frauenräubern!" — Er verläßt die Jammernden und Achilleus kehrt zurück: „Umsonst war mein Bemühen, die Jungfrau zu erretten. Mich steinigen wollte das gesammte Heer, und meine Myrmidonen waren's, die zuerst sich gegen mich empörten. Doch du sollst nicht wider meinen Willen sterben; ich werd' allein mit meiner Faust dich schützen." — Ihn lobt die Jungfrau; doch muß der Mensch Unmögliches nicht erzwingen wollen: Sie selbst ist zu sterben entschlossen.

„Ohne Zwang, aus eigner Wahl.
Auf mich richtet jetzt das ganze große Hellas seinen Blick.
Ich nur mache seine Flotte frei und stürze Ilion.
Kein Hellenisch Weib wird künftig vor Barbaren zittern mehr,
Daß aus Hellas' Segensflur sie werde mit Gewalt entführt,
Büßt durch mich der Räuber Paris seine That an Helena.
Alles dieses werd' ich sterbend retten; selig preisen wird
Meinen Namen man, daß Hellas ich der Freiheit Glück gebracht.
Nein, ich darf nicht allzu ängstlich hangen an dem Leben; denn
Dir allein nicht, unserm ganzen Volk gebarst du, Mutter, mich.
Sind doch Tausende von Männern hier versammelt, schildbewehrt,
Tausende, des Ruders kundig, um des Vaterlandes Schmach
Kühn zu rächen an dem Feind, für Hellas in den Tod zu geh'n.
Ich allein, ein einzig Leben, sollte hindern alles dies? —
Nein, es darf nicht sein! Für Hellas geb' ich gern hin meinen Leib.
Opfert ihn, zerstöret Troja! Das soll mein Gedächtnißmal
Sein für lange Zeiten, das mir Kind und Gatte, das mein Ruhm!
Billig ist's, daß Griechen herrschen über das Barbarenvolk;
Des Barbaren Loos ist Knechtschaft; frei ist der Hellene nur!"

Bewundernd giebt Achilleus nach und, im stillen Gram das Herz verzehrend und Rache brütend, auch die Mutter. — Die Ihren und der Sonne letzten Strahl grüßend, wird die Heldenjungfrau zum Altar der Göttin geführt. — Es folgt nun noch als matter Schluß die Erzählung eines Boten von der wunderbaren Rettung der Jungfrau durch die Göttin Artemis.

Das Stück „die Troerinnen" spielt unmittelbar nach der Einnahme Troja's. Poseidon und Athene beschließen die Zerstreuung der Griechischen Flotte. — Der Herold Talthybios meldet der Hekabe: „Eben ist das Loos geworfen worden über die Gefangenen: Kassandra ist dem Agamemnon zuerkannt, Polyxena bestimmt als Grabesopfer dem Achilleus; Andromache, des Hektors Gattin, soll Neoptolemos erhalten; du selber bist Odysseus zuertheilt." — Der Herold heißt Kassandra bringen, um sie dem

Könige zuzuführen. Sie erscheint als Königsbraut geschmückt und singt im Seherwahnsinn den Hymenäos: „Eine unglückseligere Ehe als die der Helena war, stiftet mit mir der Atridenkönig. Ich tödt' ihn, rotte aus sein ganzes Geschlecht, rächend so die Brüder und den Vater. Doch still, nicht will ich singen das Beil, das meinem Nacken und Anderer droht, und die muttermörderischen Kämpfe, die meine Hochzeit bringen wird, und das stürzende Haus des Atreus. Viel glücklicher ist Troja und der Bürger Heldenschaar, die für das Vaterland fielen und ruhen im heimischen Boden. Darum trockne deine Thränen, Mutter. Verderben bring' ich durch die Ehe ja dem Feinde!' — Und als der Herold sie zum Schiffe führen will und auch Hekabe ihrem künftigen Herrn Odysseus folgen heißt, da weissagt die Seherin diesem eine lange Irrfahrt voll Gefahren, bis spät er in die Heimath komme. Und von der Mutter scheidet sie für immer: „Bald werd' ich weilen dort beim Vater und den Brüdern, als Siegerin ins Schattenreich gelangt, nachdem des Atreus Haus dahingeschwunden." — Hekabe klagt mit der Schaar der gefangenen Troerinnen, da stürzt Andromache mit ihrem Kinde herbei, laut jammernd, daß man sie als Sklavin entführen wolle. Sie meldet, daß Polyxena so eben an dem Grabe des Achilleus geopfert worden: „Ihr Loos beneid' ich; denn besser ist der Tod, als so zu leben." — Hekabe tröstet sie: „Füge dich in dein Geschick und lebe deinem Sohne, der vielleicht ein zweites Troja einst errichten wird." — Da kehrt Talthybios wieder und verlangt das Kind, das die Achäer auf Odysseus' Rath von den Zinnen Troja's stürzen wollen. Und von der verzweifelnden Mutter wird es weggerissen, und diese selbst zu ihrem neuen Herrn geschleppt. Neue Klagen erheben Hekabe und der Weiber Chor. — Menelaos kommt, entschlossen, Helena zum Tode fort nach Hellas zu führen. Ihm räth Hekabe, ihren Anblick zu fliehen, daß ihr Reiz ihn nicht besteche. Helena erscheint und sucht von neuem ihren Gatten in der Liebe Netz zu fahen; doch Hekabe entlarvt die Heuchlerin, und Menelaos heißt sie fern von ihm zu Schiffe bringen. — Der Herold kommt wieder mit des zerschmetterten Kindes Leib, meldend Andromache's schnelle Abfahrt und ihre Bitte: es mög' ein Grab die Mutter ihrem Sohne geben. Hekabe fordert den Chor auf, ihr in diesem traurigen Geschäfte beizustehen, und vereint stimmen sie den Threnos an. — Troja geht in Flammen auf. Schon ist das Heer zur Abfahrt bereit, und der Herold heißt Hekabe ihm zu Odysseus folgen. Jammernd über die stürzende Vaterstadt begeben sich die unglückseligen Frauen zu den Schiffen der Achäer.

Die Hekabe führt uns die greise Königin in ihrem Mutterschmerze vor. Polyxena wird ihr geraubt, als Opfer an Achilleus' Grabe zu sterben, und die Leiche ihres Sohnes Polydoros, den

der Gastfreund Polymestor seiner Schätze wegen treulos hingemordet hatte, wird von den Wellen an das Ufer gespült und von den Gefährtinnen der Hekabe aufgefunden. Polymestor kommt mit seinen Kindern ins Lager der Griechen. Hekabe lockt ihn in ihr Zelt, tödtet seine Kinder und blendet ihn selbst. Und dieser verkündet ihr ein baldiges Ende: „Stürzen sollst du aus dem Schiff, wie mir ein Thrakischer Seher hat verkündet, und in einen Hund verwandelt, künftig ein Zeichen sein den Schiffern."

Von der Andromache war bereits die Rede. — In der Helena folgt der Dichter der Sage, daß Paris nicht die wirkliche Helena, sondern, auf Here's Veranstalten, weil ihr Paris nicht den Preis der Schönheit zuerkannt hatte, ein Trugbild, der wahren ganz ähnlich, entführt habe. Hermes hatte die wahre Helena nach Aegypten zu Proteus gebracht, der sie dem Menelaos bewahren sollte. Nach Proteus' Tode begehrt sie Theoklymenos, sein Sohn, zur Gattin; doch sie, ihrem Gatten die Treue wahrend, flieht zum Grabe des Proteus. Hier trifft sie Teukros, den der Vater aus der Heimath getrieben, weil er Ajax, seinen Bruder, nicht lebend aus Troja zurückgebracht hatte. Er berichtet ihr Troja's Fall, und daß Menelaos noch nicht mit seiner Gattin heimgekehrt sei. — Nach Beider Weggang kommt Menelaos, der eben hier nach langer Irrfahrt gelandet ist. Er will in den Königspalast; doch eine Alte wehrt ihm den Eingang: denn kein Hellene dürfe sich dem Hause nahen. Er sei, erfährt er von ihr, in Aegypten zum Königshause des Proteus gelangt; hier herrsche Theoklymenos, dessen Sohn, der alle Griechen fürchte, Helena mit Eifersucht bewachend, die einst aus Sparta hergekommen, bevor noch die Achäer gen Troja ausgezogen. — Menelaos weiß sich das Räthsel nicht zu erklären; denn selber führt er ja Helena von Troja heim. Er beschließt, hier den König zu erwarten. Da tritt Helena aus dem Palast, von Theonoe, des Königs Schwester, getröstet, die ihr des Gatten nahe Ankunft verkündet hat. Sie bemerkt den Fremden. Fürchtend, will sie fliehen; Menelaos beruhigt sie und Beide erkennen sich. Noch zweifelt Menelaos, ob sie wirklich seine Gattin sei: da meldet ein Bote, daß so eben jene Helena, die er aus Troja hergeführt, als Schattenbild hoch in die Lüfte entflogen sei. Jetzt ist Menelaos überzeugt; doch noch ist die Gattin in des Tyrannen Macht. Theonoe erscheint und verspricht ihnen ihren Beistand. Die listige Helena entwirft den Plan der Rettung. — Theoklymenos kehrt von der Jagd zurück, und Helena meldet ihm trauernd Menelaos' Tod, den ihr eben ein Achäer hier verkündet habe: „Sein Ende fand er in den Wellen, und Schiffer brachten seine Leiche her. Und diese will ich jetzt bestatten, wie's der Griechen Sitte heischt, hinaus ins Meer weit steuernd und ihn dann in tiefen Grund

der See versenkend." — Menelaos kommt als Schiffer verkleidet, Helena zu holen, und der König heißt ihr gewähren, was zur Bestattung nöthig sei, und sie auf einem Schiffe entsenden. — Es geschieht, und kurz darauf meldet ein Bote des Weibes Trug und ihre Flucht mit ihrem Gatten Menelaos. — Theoklymenos droht, an seiner Schwester solche Frevelthat zu rächen, da sie um die Ankunft des Menelaos gewußt und sie ihm nicht kund gethan habe. Doch die Dioskuren erscheinen und versöhnen ihn mit der Schwester: „Nicht sie ist schuld; das Schicksal hat es so gefügt."

In der Elektra ist, wie bei Sophokles, die leidende Jungfrau die Hauptperson des Stückes. Doch ist es nicht der Seelenschmerz um den unwürdigen Tod des Vaters und das Geschick des Bruders, der sie erfüllt, sondern die Schmach der Dürftigkeit und einer ungeziemenden Ehe mit einem armen, aber wackern Landmanne, die sie beklagt. Dieser Landmann hat aber den jungfräulichen Leib der Königstochter nicht berührt. Orestes kommt mit seinem Freunde Pylades, wird von einem alten Diener erkannt und entdeckt sich seiner Schwester. Der Plan zur Ermordung der Mutter und des Aegisthos wird geschmiedet. — Aegisthos fällt bei einem Opfer, zu dem er die Fremden gastfrei eingeladen. — Elektra lockt die Mutter in ihr Haus durch das Vorgeben, sie habe ein Kind geboren und die Mutter möge die gebräuchlichen Opfer verrichten. Klytämnestra erscheint, nicht, wie bei den anderen Tragikern, als das entmenschte Weib, sondern als eine reuige Sünderin, die bedauert, was sie gethan, und sich milde gegen die Tochter zeigt. — Nach vollbrachter That werden die Geschwister von Reue ergriffen. Elektra klagt, daß Niemand sie zur Gattin nehmen, Orestes, daß Jeder ihn, den Muttermörder, meiden werde. Da erscheinen die Dioskuren und lösen gewaltsam den Knoten: „Was geschehen, ist gerecht; denn Zeus und die Moiren haben es gewollt. Elektra soll Pylades zum Gatten nehmen, Orestes Argos verlassen. Ihn werden die schrecklichen Keren im Wahnsinn umhertreiben, bis er in Athen der Pallas Bild erfaßt und ihn die Richter des Areshügels vom Morde freisprechen. Argos' Bürger werden des Aegisthos Leib bestatten, Klytämnestra aber werden Menelaos und Helena, die eben aus Aegypten heimgekehrt, ein Grab gewähren. Glück wird dann wieder statt der Mühen folgen."

Unter allen Stücken des Euripides ist wohl keines so geeignet uns über die eigenthümlichen Tendenzen des Dichters zu belehren, als gerade die Elektra. Er hat nach Schlegels hartem, aber treffendem Urtheile in ihr die Tragödie auf alle Weise zum Familiengemälde, in der heutigen Bedeutung des Wortes, heruntergearbeitet. Es brauchte blos die Vermählung des Pylades sogleich vor sich zu gehen, auch der Landmann zur Belohnung seiner

Enthaltsamkeit eine namhafte Summe ausgezahlt zu erhalten, und alles würde zur Genugthuung der Zuschauer wie ein gemeines Lustspiel endigen. Merkwürdig ist die absichtliche Polemik gegen die Wiedererkennungsscene zwischen Orest und Elektra, wie sie bei Aeschylos und Sophokles gefaßt war. Bei Euripides hat der alte Erzieher Agamemnons, derselbe, der auch den Orest vor den Nachstellungen seiner Mutter gerettet hatte, am Grabe des von ihm vielbeweinten Königs die Spuren eines kürzlich dargebrachten Opfers bemerkt und frisch abgeschnittne blonde Locken gefunden. Er vermuthet, daß Orestes insgeheim nach Argos zurückgekehrt sei und zunächst das Grab seines Vaters geehrt habe. Darauf überreicht er Elektra die gefundene Locke und spricht:

Sieh nur das Haar an und vergleich's mit deinem Haar,
Ob es dem abgeschnittnen sich gleichfarbig zeigt.
Oft pflegen, die aus Eines Vaters Blut entsproßt,
Fast ganz ja an Gestalt und Art sich gleich zu sein.

Elektra. Nicht würdig, Alter, eines Weisen ist dein Wort,
Vermeinst du, daß verstohlen, — vor Aegisthos bang, —
Hierher mein Bruder, der so kühn ist, sich genaht.
Und nun das Haar, wie sollte das sich ähnlich sein?
Dies ward im Ringplatz nach der Edlen Art gepflegt,
Dies zart gekämmt nach Weiber Art. Unmöglich ist's.
Gar viele haben Locken, die gleichfarbig sind,
Selbst, wenn sie auch nicht gleichem Blut entsproßt, o Greis.

Erzieher. Geh seiner Spur nach, sieh des Fußes Form nur an,
Ob er zu deinem Fuß nicht passen wird, o Kind.

Elektra. Wie wär's auch möglich, daß im Felsenboden hier
Des Fußes Spur sich zeigte? — Nun, und ist es so,
Dann haben zwei Geschwister nicht den gleichen Fuß,
Ein Jüngling und ein Mädchen; Er den größern stets.

Erzieher. Und giebt es, wenn er dennoch wieder heimgekehrt,
Kein Maal, woran du deines Stuhls Geweb' erkennst,
In dem ich einst ihn insgeheim dem Tod entriß?

Elektra. Erwägst du nicht, daß, als Orestes weggefloh'n,
Ich selbst noch jung war? — Nun, und webt' ich ihm ein Kleid,
Wie trüg' er — damals Knabe — jetzt dasselbe noch,
Da Kleider nicht mitwachsen, wenn der Körper wächst?

(Nach F. Fritze.)

Als dann Orestes auftritt, erkennt ihn der Erzieher, wie an seiner allgemeinen Aehnlichkeit mit Agamemnon, so im besondern an einer Narbe über dem Auge, die von einem Falle in seiner Jugendzeit herrührt. — Wir können in der Elektra nur ein Denkmal „des tiefen Verfalls in Kunst und Geschmack" erblicken.

Aber die Athener verdankten diesem Stücke nach der unglücklichen Katastrophe bei Aegospotamos das Fortbestehen ihrer Stadt. Denn schon waren im Kriegsrath des Lysander, so erzählt Plutarch v. Lys. c. 15, Stimmen laut geworden, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, als bei einem darauf folgenden Gelage der Officiere ein Phokier die Parodos der Elektra anstimmte. Hierdurch wurden die Anwesenden gerührt und es erschien ihnen ruchlos, eine so berühmte Stadt, die solche Männer hervorgebracht habe, dem Untergange zu weihen.

Der Orestes, Ol. 93 = 408 v. Chr. gedichtet, ist, wie schon die Alten bemerkt, ähnlich der Alcestis ein mehr dem Satyrdrama als der eigentlichen Tragödie verwandtes Stück. Der Dichter führt uns den Muttermörder Orestes vom Wahnsinn ergriffen vor. Die Wuth hat eben nachgelassen und er ist in tiefen Schlaf gesunken. Elektra bewacht den schlafenden Bruder. Helena, die eben mit Menelaos in Argos angekommen ist, bittet Elektra, für sie zum Grabe ihrer Schwester Klytämnestra Todtenspenden hinzutragen; denn sie fürchte die Argiver, die ihr Troja's wegen zürnen. Aber auch Elektra scheut, sich dem Grabe ihrer Mutter zu nahen, und auf ihren Rath entsendet Helena ihre Tochter Hermione. — Orestes erwacht und vernimmt von Elektra die Ankunft des Menelaos. Von neuem erfaßt ihn der Wahnsinn. Menelaos kommt und erfährt von Orestes, wie ihn, als die Mutter bestattet worden, die Erinyen erfaßt haben, wie Argos' Bürger ihm des Vaters Scepter weigern und ihn zum Tode der Steinigung verdammen wollen. Er fleht Menelaos um Beistand an; denn auch Tyndareus, der Vater Klytämnestra's, kommt, Orestes wegen seiner Tochter Mord anzuklagen. Doch umsonst vertheidigt Orestes seine That, Menelaos scheut den Kampf mit den Argivern. — Dem so Verlassenen meldet Pylades, daß sich eben die Bürger zum Gericht versammelt haben. Sie wollen sich selbst dahin begeben; Orestes soll für sich das Wort ergreifen; denn Menelaos verrathe sie und etwaige Flucht verhindern die Wachen der Argiver. — Elektra sucht Orestes. Ein Bote meldet ihr, daß das Volk so eben sie und ihn verurtheilt habe. Vergebens habe Orestes seine That entschuldigt; die einzige Gunst, die ihm geworden, sei, daß sie ihm gestatten, noch diesen Tag mit eigner Hand der Schwester und sich den Tod zu geben. — Orestes und Pylades treten auf. Die Geschwister beklagen ihr Loos. Orestes will sich noch vor seinem Tode an dem feigen Menelaos rächen, und Pylades räth ihm, zum bitteren Gram des Gatten Helena zu tödten. Elektra heißt dann Hermione festnehmen, die jetzt am Grabe der Klytämnestra weile, als Unterpfand der Rettung: „Denn sieht dein Schwert der Vater an der Tochter Hals, dann wird er uns das Leben wohl gewähren." — Der Mord wird vollbracht. — Her-

mione kehrt eben wieder und hört im Hause das Wehgeschrei. Elektra beredet sie: „Orestes flehet drinnen Helena um unser Leben. Folg' mir ins Haus, mit ihm vereinend deine Bitten auch." — Und wie sich das edle Mädchen dazu bereit zeigt, tritt Orestes heraus und ergreift die Jungfrau. — Ein Phrygischer Sklave kommt jammernd und singt ein Trauerlied. — Inzwischen hat Menelaos schon den Mord seiner Gattin erfahren. Er naht mit seiner Schaar, die Frevelthat zu strafen. Da erschaut er in des Mörders Hand sein Kind. Er will es retten; doch auch der Gattin Tod nicht ungerächt lassen. Plötzlich erscheint Apollon und verkündet: „Helena lebt; denn selbst hab' ich von ihr den Todesstreich gewendet und sie dann hin zu Zeus gebracht, bei dem sie ewig weilt mit ihren Brüdern, den beiden Dioskuren, hochgeehrt. Orestes soll ein Jahr lang das Parrhasische Land bewohnen und dann, vom Muttermord gereinigt in Athen, Hermione zur Gattin nehmen; Elektra aber geb' er seinem Freunde Pylades. Und dann erwartet euch ein glücklich Leben. In Argos herrsche Orest, in Sparta Menelaos."

Die Iphigenia in Tauris hat die Wiedervereinigung der Iphigenia und des Orestes zum Gegenstande. — Die Jungfrau war von der Göttin Artemis ins Land der Taurier gerettet worden. Hier herrschte Thoas, der sie zur Priesterin der Artemis bestimmte, und dieser mußte sie Jeden opfern, der aus Hellas in dieses Land kam. Die Priesterin tritt aus dem Tempel. Ein Traum hat sie erschreckt. Sie deutet ihn auf den Tod ihres Bruders, und ehren will sie ihn mit Todtenspenden. — Orestes und Pylades sind eben an das Land gestiegen. Jener soll auf das Geheiß Apollons das Bild der Göttin, das, wie die Sage geht, einst vom Himmel in ihren Tempel gefallen war, rauben und nach Athen bringen. Sie wollen sich bis zur Nacht in einer Höhle bergen, um dann ins Heiligthum zu dringen und das Bild zu holen. — Iphigenia beweint mit ihren Frauen ihres Bruders Tod. Da meldet ein Rinderhirt zweier Hellenen Ankunft: „Pylades nennt sich der Eine; Wahnsinnswuth hat den Andern erfaßt beim Anblick der Heerden, die er für Rachegeister hielt. Und wie wir Hirten unsre Rinder morden sehen, waffnen wir uns mit Steinen, und, vom langen Kampf ermattet, erliegen die Fremden, und hin zum König führt man sie, und dieser heißt die Priesterin sie gleich der Göttin opfern." — Die Fremden werden hergebracht, und ihre Fesseln läßt die Jungfrau lösen. Alles soll bereit zum Opfer sein. Sie forscht sie aus und vernimmt, daß sie Hellenen seien. Den Einen will sie mit einem Brief[1]) an die Ihren senden; der Andre soll als Opfer fallen.

---

[1]) Ohne Bedenken legen sämmtliche Tragiker dem heroischen Zeitalter,

— Ein edler Wettstreit entsteht unter den Freunden: Jeder will, daß sich der Andere rette. Endlich giebt Pylades nach, ins Vaterland zurückzukehren. — Die Jungfrau kommt mit dem Briefe. Sie will den Inhalt auch mündlich dem Fremden mittheilen, damit, wenn der Brief verloren gehe, er den Ihren ihren Willen melden könne. Verkünden soll er dem Orestes, Agamemnons Sohne, daß seine Schwester Iphigenia lebe; heimführen mög' er sie aus der Barbaren Land und sie befreien von der Priesterschaft der Göttin, die sie zwingt die Fremden zu opfern. Da giebt sich Orestes als den Bruder zu erkennen und schildert ihr das grause Schicksal des Vaterhauses und sein eigenes Unglücksloos. Die Geschwister bereden den Plan der Rettung. — Thoas kommt und fragt, ob das Opfer schon vollbracht sei. Noch dürfe sie, giebt Iphigenia vor, die Fremden nicht opfern; erst müsse sie in Meeresfluthen sie reinigen, weil sie des Muttermordes Blutschuld tragen, und dann sie mit der Göttin Bild berühren. Darum möge er sie mit den Beiden gleich an das Meer entsenden und ihrer Rückkehr im Tempel warten. Thoas willfahret der Priesterin. — Bald verkündet ihm ein Bote der Jungfrau und der Fremden Flucht auf dem Hellenischen Schiffe. Der König will ihnen nach. Da erscheint Athene und heißt ihn ablassen von der Verfolgung; denn auf Apollons Ausspruch sei Orestes hergekommen, die Schwester und der Göttin Bild zu holen, daß er in Athen frei von den Erinyen werde. Und Thoas fügt sich in den Willen der Göttin.

Besondere Beachtung verdient der Kyklops des Euripides, das einzige aus dem Alterthum auf uns gekommene Satyrdrama [1]). Freilich wissen wir nicht, ob der Unterschied des Euripides von seinen Vorgängern nicht auch auf dem Gebiete des Satyrdrama

---

einschließlich der Zeit des Herakles und Theseus, den Gebrauch der Schreibkunst bei.

[1]) Eine wenngleich unvollständige Skizze vom Inhalt eines zweiten Euripideischen Satyrspiels (man vermuthet, daß es den Titel Syleus geführt hat) geben die Prolegg. Schol. Aristoph. p. XIX Duebn. Herakles wird an Syleus als Sklave zur Feldarbeit verkauft und auf das Land geschickt, um den Weinberg zu beackern. Hier reißt er mit der Hacke die Weinstöcke mitsammt der Wurzel aus und trägt sie auf dem Rücken in die Wohnung des Gutsverwalters. Dann bäckt er große Brode, schlachtet den stärksten von den Ochsen, sprengt den Weinkeller auf, öffnet den Deckel vom schönsten Faß, legt sich die Kellerthüren als Tisch zurecht und ißt und trinkt unter fröhlichem Gesang. Als der Gutsverwalter dazu kommt, wirft er ihm einen grimmigen Blick zu und befiehlt ihm Früchte und Kuchen herbeizuschaffen. Schließlich leitet er einen ganzen Fluß auf das Gehöft und setzt alles unter Wasser. — Syleus wohnt nach Apollod. II, 6, 3 in Aulis und zwingt die vorübergehenden Fremden seinen Weinberg umzugraben. Herakles gräbt die Weinstöcke mit den Wurzeln aus und tödtet den Syleus mit seiner Tochter Xenodike. Nach Diod. IV, 31 wohnt Syleus in der Nachbarschaft der Königin Omphale von Lydien.

ein eben so großer gewesen ist, als auf dem der eigentlichen Tragödie. Seinen Stoff hat der Dichter aus Homers Odyssee ι, 105—542 entnommen; doch ist Silenos und der Satyrchor sein Eigenthum, und die dramatische Einkleidung verlangte eine Aenderung der Katastrophe. Die Zeit, in welcher der Kyklops geschrieben wurde, ist unbekannt. Wenn man vermuthet, kurz nach dem Unglück des Athenischen Heeres unter Nikias und Demosthenes auf Sicilien, Ol. 91, 4 = 413, weil v. 240 eine Anspielung auf die Strafe der Gefangenen in den Steinbrüchen zu enthalten scheint, so steht diese Vermuthung auf sehr schwachen Füßen [1]. Die Scenerie des Stücks haben wir in einer wilden, großartigen Gebirgslandschaft Siciliens mit Felsen, Klippen und Höhlen zu suchen. Den Hintergrund, wo in der Tragödie der Palast des Königs zu sein pflegte, bildete die Haupthöhle des Kyklopen. Die eine Seite bietet die Aussicht auf das Meer, auf der andern sieht man die nächste landschaftliche Umgebung mit dem Aetna im Hintergrunde. Das Proscenium stellt eine Aue vor der Höhle vor. Die Satyrn sind als Hirten des Polyphemos mit einem Bocksfell umkleidet.

Silenos eröffnet das Stück: „von Jugend auf erdulde ich wegen Bakchos unzählige Leiden als Genosse seiner Kämpfe und Wanderungen. So als einst Here dem Gott Seeräuber aus Tyrrhenien sandte, die in die weite Welt ihn fort entführten: da bestieg ich mit meinen Kindern ein Schiff, ihn aufzusuchen. Ein Sturmwind warf uns an diesen Aetnafelsen, wo in ihren Höhlen die Kyklopen hausen, einäugige Menschenfresser. Einer, Polyphem genannt, machte uns zu seinen Knechten. Die Heerden müssen ihm meine Kinder weiden, mir selber ward der Dienst in Haus und Hof. Und eben feg' ich auf des gestrengen Herrn Befehl mit eisernem Rechen Höhle und Stall, daß Alles rein sei, wenn der Herr und seine Heerden nach Hause kehren. Sieh, schon treiben meine Kinder heim das Vieh, laute Bakchoslieder zum Satyrtanze singend." — „Heda, edles Mutterschaf, was schweifst du auf den Klippen umher und willst nicht in die Hürden, wo du Schutz vor Wind und Wetter, frisches Wasser im Troge findest und deiner die blökenden Jungen harren? Auch wir müssen hinein in die traurige Höhle, fern von Bromios, fern von Bakchoschören. Hier erschallt der Pauken Lärm nicht, hier erfrischt am kühlen Quell uns nicht der röthliche Wein, hier ist Nysa nicht mit seinen Nymphen; fern weilt Bakchos, fern Aphrodite, und

[1]) Silenos berichtet dem Kyklopen von der Drohung der Fremden, ihn zu binden, auf die Bänke ihres Schiffes zu werfen und ihn an irgend wen zu verkaufen, um Steine zu schleppen, oder ihn in eine Mühle zu werfen, *ἀποδώσειν τινὶ πέτρους μοχλεύειν, ἢ 'ς μυλῶνα καταβαλεῖν*, damit ist ganz im allgemeinen harte Sclavenarbeit angedeutet.

des Gottes, unseres Herrn, Huld entbehrend, dienen wir hier im rauhen Bocksgewand dem einäugigen Kyklopen." — Schweigen heißt sie Silenos; denn er erschaut ein Griechisch Schiff am Ufer. Schon auch nahen die Schiffer mit ihrem Führer, leere Körbe und Wasserkrüge tragend. — Odysseus tritt mit seinen Leuten auf und fragt nach einer Wasserquelle, wo sie den Durst löschen könnten. Staunend sieht er hier den Bakchoschor und glaubt, in eine Stadt des Bromios gelangt zu sein. Er grüßt den Alten, nennt ihm seinen Namen und sein Vaterland und hört, daß hier Kyklopen hausen, eine rauhe Menschenart, die Fremdenfleisch für einen Leckerbissen halten; jetzt eben jage ihr Herr in des Aetna Wäldern. — Odysseus bittet, ihn mit Speise zu versehen, die er statt Goldes mit Bakchos' süßem Trank bezahlen wolle. Er giebt Silen den Wein zu kosten, und dieser fühlt sein Feuer bis an die Fingerspitzen dringen:

„Für einen Becher solchen Weins will ich dir gern
Das ganze Gut des Riesenvolkes geben; denn
Wer solchen Tranks sich nicht erfreut, der ist ein Narr:
Er wecket Liebeslust und Tanz und macht, daß wir
Die Uebel rein vergessen. Einen solchen Trank
Sollt' ich nicht küssen, mag auch drüber zu Grunde geh'n
Der dumme Kyklops nebst dem Aug' auf seiner Stirn?"

So eilt er in die Höhle, Fleisch, Milch und Käse herbeizuschaffen. — Indeß erkundigt sich der Chor nach Troja's Fall und Helena's Geschick. — „Dahin ist Priams Stadt und Helena gefangen", meldet ihm der Held. — „So habt ihr wohl, fragt der Chor, Alle insgesammt der Reihe nach gehörig durchgewalkt das junge Blut, die Verrätherin, die nicht mit einem Mann zufrieden, sich in Paris' Pluderhosen und golden Halsgeschmeide hat verliebt und Menelaos, dem besten Männchen, untreu worden ist?

Es möge schwinden aus der Welt das Frauenvolk,
Wenn nur für mich ein einzig Weibchen übrig bleibt."

Silenos tritt mit dem Vorrath aus der Höhle. — Er heißt Odysseus, wenn er ihm den Bakchostrank gereicht, sich schnell wieder entfernen. — Der Held gehorcht; da schaut er in der Ferne den Kyklopen. Er weiß nicht, was er thun, wohin er fliehen soll. — Der Alte räth ihm, sich in eine Höhle zu flüchten. — „Da wäre ich grade wie in einem Netz gefangen, und staunen würde ja das große Troja, flöhen wir vor einem Mann, da tausend Phrygern oft wir Stand gehalten.

Nein, soll's gestorben sein, so wollen mit edelm Muth
Wir sterben, und lebend retten wir den alten Ruhm."

Der Kyklops kommt und wundert sich, daß hier müßig der

Diener Schaar verweile. Und wie er sich in die Höhle begeben will, bemerkt er die Fremden, die gebundenen Lämmer und die Körbe voll Käse, dann auch Silenos mit rothem, aufgedunsenem Gesichte. Und dieser klagt: „Von Schlägen bin ich windelweich gehauen, weil gegen dieses Räubervolk ich des Gebieters Eigenthum vertheidigt habe. Vergebens schrie ich ihnen zu, daß der Kyklop, von Göttern stammend, selbst ein Gott sei; sie schleppten fort den Vorrath, drohend noch, des Riesen Hals in ellenlanges Eisen einzuschnüren, dann die Eingeweide durch das einzige Auge ihm auszuziehen, ihm darauf den Rücken durchzubläuen, ihn ins Schiff zu werfen und an den Ersten Besten zu verkaufen, der ihn Steine brechen oder auch die Mühle treiben ließe." — Zornig heißt der Kyklops gleich ein Messer schleifen und ein großes Feuer anzünden: „Denn schlachten will ich sie und speisen. Hirsch- und Löwenfleisch hab' ich schon längst zum Ueberdruß; nach frischem Menschenfleisch gelüstet wieder mich einmal." — Vergebens fleht Odysseus, doch auch ihn zu hören: „Um Lebensmittel einzuhandeln kam ich her, und dieser hat sie mir verkauft aus freien Stücken. Jetzt spricht der Alte so, weil du ihn beim Betrug ertappt hast." — „Ich schwör' es, spricht Silenos, bei Poseidon und dem ganzen Fischgeschlecht, ja bei der eigenen Kinder Leben, daß ich die Wahrheit dir gesagt." — „Nein, widerspricht der Chor, dich sah auch ich verhandeln jene Waaren, und lüge ich, möge es meines Vaters Tod sein." — „Ihr lügt, entscheidet Polyphemos, denn Jenem glaube ich mehr als Rhadamanthys. Und nun, ihr Fremden, sagt, woher ihr kommt, und wer ihr seid!" — Odysseus beantwortet die Fragen und fleht um Schonung: „Aus Ithaka sind wir und kommen von Troja, das wir zerstört, vom Sturm getrieben an dein Land. Wir ehren deinen Vater ja mit Tempeln, haben Griechenland und dich geschützt vor Phrygiens Barbaren; drum sende, wie's die Menschlichkeit erheischt, die armen Reisenden mit Gastgeschenken fort und nicht verzehre sie wie einen Rinderbraten. Genug ja hat schon Priams Land Hellenenblut gekostet, und Frevelthat erwirbt zum Lohn sich Strafe." — „Des Mannes Zunge, räth Silenos seinem Herrn, laß ja nicht ungespeist; die wird dich sicherlich zum feinen Redner machen." — Der Kyklops entwickelt hierauf dem Odysseus zur Erwiderung seine eigenen Grundsätze:

„Der Reichthum, Männchen, ist allein den Weisen Gott,
Und alles Andre nichts als Tand und schön Geschwätz.
Zeus' Donnerkeil jagt nimmermehr mir Schrecken ein:
Nicht größer dünkt mich Zeus an Macht, als selbst ich bin.
Mich schützet meine Höhle, wo ich Sturm und Schnee
Verlache; Speise giebt mir reichlich Heerd' und Jagd,
Und hab' ich Durst, trink' einen Krug voll Milch ich aus.

Die Erde muß mir, mag sie wollen oder nicht,
Das Futter wachsen lassen für meines Viehes Mast.
Drum opfr' ich keinem andern Gott, als mir allein
Und meinem Magen, aller Götter größtem mir.
Den ganzen Tag lang schmausen, trinken, über nichts
Sich grämen, das ist einem weisen Manne Zeus.
Die Sittenlehrer hol' der Henker insgesammt;
Denn sie verpfuschen nur das Leben uns; deshalb
Versag' ich kein Vergnügen mir und will auch dich
Verspeisen und als Gastgeschenk das Feuer dir
Anbieten nebst dem Topf, der noch vom Vater stammt,
Worin das zähe Fleisch von dir weich kochen soll."

So geht er in die Höhle und läßt Odysseus in Verzweiflung zurück. — Dieser fleht zu Pallas, ihn aus solcher Fährlichkeit, noch größer als vor Ilion, zu retten, und strafend möge Zeus auch, der Gastliche, solchen Frevel rächen, wenn er ihn ferner noch als Gott soll anerkennen. — Auch der Chor ist empört über des Kyklopen Gefräßigkeit und ungastliche Behandlung der Fremden. Nicht länger will er unter eines Menschenfressers Dache weilen.

Odysseus, der sich indessen in die Höhle begeben hatte, kommt wieder heraus und erzählt, wie eben Jener zwei Genossen aufgespeist habe. „Da ist mir denn ein göttlicher Gedanke entstanden. Ich reichte ihm einen Becher Wein, daß er zum Schmaus mit edlem Trunk sich labe. Der schmeckte ihm trefflich, und ich schenkte ihm einen Becher nach dem andern ein. Bald äußert sich der Rausch durch wilden Sang, und heimlich komm' ich jetzt, zu fragen, ob ihr helfend mich und euch wohl retten wollet?" — Der Chor ist gern bereit, und Odysseus enthüllt ihm seinen Plan: „Der Kyklops will zum Zechgelage seine Brüder rufen. Daran nun müssen wir ihn hindern; er allein soll trinken, bis er berauscht in Schlummer sinkt. Drauf wollen wir ihm mit einem Pfahl das Auge ausbrennen und dann uns eilig auf den Schiffen aus diesem Land entfernen." — Der Chor jauchzt auf vor Freude. Doch sie hören den Kyklopen und stimmen schnell ein munteres Bakchosliedchen an: „Selig, wer bei der Trauben süßer Quelle hingestreckt auf Polstern jauchzet. Einen theuern Freund im Arm und mit den schimmernden Locken eines zarten Mädchens spielend, singt von Salben duftend er: Wer wird die Thür mir öffnen?" — Der Kyklops kommt, nach Wein lüstern, aus der Höhle und ruft Odysseus, ihm immer mehr einzuschenken. Dieser überredet ihn, den Göttertrank allein zu schlürfen, seinen Freunden nichts davon zu reichen. Und auch Silenos räth ihm dazu, und während er ihm einschenkt, nascht kostend er selbst davon. — Der Kyklops

forscht nach des Fremden Namen. — „Utis (Niemand) heiße ich", erwidert ihm Odysseus. — „Nun dann sollst Utis du von allen Genossen zuletzt aus Dank für solchen Labewein verspeist werden!" — Und trunken dünkt er sich Zeus auf seinem Throne, und ihm erscheint Silenos als Ganymedes, und liebend küßt er ihn und führt ihn in seine Höhle.

Jetzt naht der entscheidende Augenblick. An Hephästos richtet Odysseus sein Gebet und an den Schlaf, das Kind der schwarzen Nacht, ihm helfend beizustehen, und begiebt sich in die Höhle. — „Bald wird die That verübt sein, und möchten wir, wünscht der Chor, bald den ersehnten Bromios wiedersehen, verlassend des Kyklopen Wüstenei." — Odysseus kommt wieder. Schon ist der Riese in tiefen Schlaf gesunken. Zum Beistand fordert er die Satyrn auf; doch feige versagen sie ihm ihre Hülfe unter nichtigem Vorwand. Ein gutes Zauberlied des Orpheus wollen sie singen, daß der Pfahl von selbst ins Auge dringe und herum sich drehe. — So muß denn Odysseus allein mit seinen Gefährten ans Werk gehen. Und unter dem ermunternden Gesange des Chores geschieht die That. — Der Riese erwacht und schreit vor Schmerz auf: „Utis hat mich umgebracht!" Er kommt aus der Höhle, um den Frevler zu fangen. Hinleiten soll ihn der Chor; doch der führt ihn irre, daß er sich an einem Felsen arg den Kopf zerstößt. — Jetzt nennt Odysseus seinen wahren Namen. —

„Weh! nun erkenn' ich, wie ein alter Göttersprüch
Ist eingetroffen, der mir von Odysseus' Hand,
Kommt er von Troja, Blendung hat vorhergesagt!" —

Und unter seinen Drohungen eilt Odysseus mit seinen Gefährten zu den Schiffen, und der Satyrchor folgt ihnen, jauchzend:

„Jetzt fahren wir mit Held Odysseus fort von hier
Und werden künftig nur des Bakchos Diener sein!"

3. Tragiker zweiten und dritten Ranges. Verfall der Tragödie.

Die Tragödie war mehrere Decennien hindurch sozusagen die eigentliche Modedichtung der Zeit. Daher entwickelte sich auf diesem Gebiete eine ungemeine Fruchtbarkeit und es gab außer den drei großen Trauerspieldichtern noch eine große Menge, die sich um den tragischen Preis bewarben. Auch Nicht-Athener versuchten sich mehrfach in dieser Gattung und jeder, der eine gute Tragödie glaubte gedichtet zu haben, suchte sie in Athen zur Aufführung zu bringen (Plat. Lach. p. 183 A), obgleich es für Nicht-Athener sehr schwierig war, einen Preis zu erringen. Merkwürdig ist es, daß gerade in den Familien der großen Tragiker die tragische Kunst geübt wurde, am längsten durch mehrere Gene-

rationen hindurch in der des Aeschylos. So trug dessen Sohn Euphorion nach seines Vaters Tode viermal mit Stücken desselben, die noch nicht aufgeführt waren, den Sieg davon. Auch verfaßte er eigne Stücke, aus denen sich aber nur eine ganz unbedeutende Anführung erhalten hat. Bedeutender war Philokles, des Aeschylos Schwestersohn, welcher in der Art und Weise seines Oheims etwa hundert Stücke dichtete. Daß er den Sieg über den König Oedipus des Sophokles davontrug, ist bereits erwähnt worden (S. 263). Unter seinen Stücken wird eine Tetralogie *Πανδιονίς* mit einem Tereus erwähnt, ferner Erigone, Nauplius, Oeneus, Priamos, Penelope, auch ein Oedipus und Philoktet. Seine Söhne waren Morsimos und Melanthios, Morsimos, ein Augenarzt, war als Tragiker unbedeutend. Von Melanthios gab es eine Medea. Bedeutender als Morsimos war sein Sohn Astydamas. Er trat zuerst Ol. 95, 2 = 399 auf (Diod. XIV, 43) und schrieb nach Suidas 240 Stücke und trug fünfzehnmal den Sieg davon, so Ol. 101, 4 = 372 mit einem Parthenopäos. In Folge dieses Sieges wurde ihm eine eherne Bildsäule im Theater aufgestellt (Diog. Laert. II, 43). Zwei seiner Söhne, Astydamas und Philokles, wandten sich gleichfalls der Tragödie zu, der erstere, nachdem er zuvor Isokrates gehört hatte. Von seinen Stücken werden genannt die Epigonen, der rasende Ajax, Bellerophon, Tyro, Alkmene, Phönix, Palamedes, Hektor und ein Satyrspiel Herakles. — Jophon, der Sohn des Sophokles, brachte 50 Stücke auf die Bühne, darunter Achilles, Telephos, Aktäon, die Zerstörung von Ilion, Dexamenos, die Bakchen oder Pentheus. Einiges hatte er gemeinschaftlich mit seinem Vater gedichtet. Der jüngere Sophokles, des Ariston Sohn, brachte des Großvaters Oedipus auf Kolonos zur Aufführung, dichtete vierzig, nach andern aber blos elf Stücke, und trug siebenmal den Sieg davon. Vom jüngeren Euripides, dem Sohn oder Neffen des großen Tragikers, dem angeblichen Verfasser einer Homerausgabe, nennt Suidas einen Orest, eine Medea und Polyxena.

Unter den übrigen Tragikern gelten als die vorzüglichsten Jon, Achäos, Aristarchos und Neophron. — Jon von Chios, ein geistreicher, vielseitig gebildeter Mann, der sich auch als Elegien- und Epigrammendichter, sowie als prosaischer Schriftsteller einen Namen machte, errang einen dramatischen Sieg Ol. 82 = 452 und beschenkte, als er den Sieg errungen hatte, jeden Athener mit einem Krug Chierwein (Athen. I, p. 3 F). Man hatte von ihm 30—40 Tragödien, von denen uns noch elf dem Namen nach bekannt sind, darunter eine mit dem merkwürdigen Titel *μέγα δρᾶμα*. Die daraus erhaltenen Fragmente sind höchst unbedeutend. Um Ol. 89, 3 = 421 lebte er bereits nicht mehr, da Aristophanes im Frieden seiner als eines Todten gedenkt.

Damals war auch bereits Achäos aus Eretria gestorben, ein etwas jüngerer Zeitgenosse des Sophokles, geboren in Ol. 74. Er verfaßte gegen vierzig Dramen, erhielt aber als Nichtathener nur einmal den Sieg. Besonders gerühmt wurden seine Satyrdramen, wie denn auch von den uns bekannten 18 Titeln seiner Stücke (darunter gleichfalls ein Oedipus und Philoktet) mindestens sieben auf Satyrdramen gehen. Seine Diction war im ganzen anmuthig, bisweilen aber etwas gesucht und dunkel.[1] — Aristarchos von Tegea, ein Zeitgenosse des Euripides, dichtete 70 Stücke und trug zweimal den Sieg davon. Er wurde über hundert Jahre alt. Wir kennen nur zwei Titel, Achilleus und Tantalos. Ersteren bearbeitete Ennius. Aus einer unbekannten Tragödie stammt die sprichwörtlich gewordene Redensart: *τάδ' οὐχ ὑπάρχων, ἀλλὰ τιμωρούμενος.* Ueber ihn die sonderbare Notiz bei Suidas, *ὃς πρῶτος εἰς τὸ νῦν αὐτῶν μῆκος τὰ δράματα κατέστησε,* welche durch die Annahme, daß Aristarch nicht mit Tetralogien, sondern wie Sophokles mit einzelnen Stücken aufgetreten sei, nicht erklärt wird. — Neophron aus Sicyon brachte nach Suidas zuerst Pädagogen und die Folterung der Sclaven auf die Bühne, letztere aber wohl nur als Mittel der dramatischen Oekonomie in Reden der Boten. Wenn die Angabe hinsichtlich der Pädagogen richtig ist, so muß er als älterer Zeitgenosse des Euripides betrachtet werden. Damit stimmt auch die auf Aristoteles und Dicäarch zurückgehende Angabe, daß dieser für sein gleichnamiges Stück die Medea des Neophron benutzt habe, eine Angabe, die wir wenigstens an einem der uns daraus erhaltenen Fragmente bestätigen können. Dann muß aber die fernere Notiz des Suidas, wonach Neophron unter Alexander gelebt hat und als ein Freund des Philosophen Kallisthenes zugleich mit diesem den Tod fand, auf irgend einer Verwechslung beruhen. Er schrieb 120 Stücke, von denen sich aber bis auf einige Fragmente der Medea nicht einmal die Titel erhalten haben.

Die Dichter, deren Wirksamkeit in die Zeit der Ochlokratie bis zu Ende des Peloponnesischen Kriegs fällt, charakterisirte im allgemeinen das Streben, die politischen, religiösen und sittlichen Zeitideen zum Gemeingute des Volkes zu machen. Als Nachahmer des Euripides waren sie Tendenzdichter, die in die Mythenwelt die Anschauungen der Gegenwart hineintrugen und auch in der sprachlichen, poetischen und musikalischen Form dem Zeitgeschmacke huldigten. Ihre Stücke waren für die augenblickliche Wirkung berechnet und machten keine Ansprüche auf ein dauerndes Interesse; daher hat sich auch von der großen Zahl der

---

[1]) Athen. X p. 451 C: *γλαφυρὸς ὢν ποιητὴς περὶ τὴν σύνθεσιν ἔσθ' ὅτε καὶ μελαίνει τὴν φράσιν καὶ πολλὰ αἰνιγματωδῶς ἐκφέρει.*

tragischen Dichtungen dieser Zeit nichts erhalten und wir kennen die einzelnen Dichter nur aus Aristophanes, der sie zur Zielscheibe seines Spottes macht, und aus spärlichen Anführungen bei Athenäus, Stobäus und späteren Grammatikern. Von diesem jüngeren Nachwuchs sagt Dionysos in den Fröschen v. 92 ff.

Schwatzkasten sind sie, wucherndes Unkraut allzumal,
Sie zwitschern wie Schwalben und verhunzen frech die Kunst,
Und haben sie einen Chor erlangt, und einmal nur
Die Tragödie angepißt, alsbald verduften sie.
Einen zeugungskräftigen Dichter suchst vergeblich du,
Der noch ein tüchtiges Wort zu reden im Stande wär'. [1])

Besonders aber hat es Aristophanes auf eine ganze Dichterfamilie abgesehen, bestehend aus dem Urahnen Karkinos aus Agrigent und seinen vier Söhnen Xenokles, Xenotimos, Xenarchos, Datis, und dem Enkel Karkinos, des Xenokles Sohn, eine ganze Hecke tragischer Krebse, wie Droysen sagt. Xenokles trug allerdings Ol. 91 mit seinen Stücken Oedipus, Lykaon, die Bakchen und dem Satyrspiel Athamas den Sieg über des Euripides vier Stücke Alexander, Palamedes, die Troer und Sisyphos davon. Aber selbst Aelian, der uns dies berichtet (V. H. II, 8), drückt seine Verwunderung über den Vorfall aus. „Entweder waren die Preisrichter unverständig, nicht fähig, ein richtiges Urtheil zu fällen, oder sie waren bestochen. Beides ist schimpflich und der Athener unwürdig.“ Der jüngere Karkinos soll nach Suidas 160 Dramen geschrieben, aber nur einmal einen Sieg davon getragen haben, vielleicht mit seiner Aerope. Längere Zeit lebte er am Hofe des jüngeren Dionysios. Von ihm gab es auch einen Orest, Oedipus, sowie eine Medea. — Auch Meletos, der Ankläger des Sokrates und Verfasser einer Oedipodie, entging dem Spotte der Komiker nicht (Arist. Ran. 1302. Ael. V. H. X, 6). — Bedeutender als diese und andere gleichzeitige Dichter war Agathon, der Sohn des Tisamenos, geboren zu Athen in Ol. 83. Er ward allgemein seiner Schönheit und feinen Bildung wegen gefeiert. Ihn hat bekanntlich Wieland zum Helden seines sonst viel gelesenen Romans „Agathon“ gemacht. Er errang seinen ersten Sieg an den Lenäen Ol. 90, 4 = 417 und feierte ihn durch ein Gastmahl, welches späterhin Plato durch sein Symposion verewigt hat. Agathon war ein Freund des Euripi-

---

1) ἐπιφυλλίδες ταῦτ' ἐστὶ καὶ στωμύλματα,
χελιδόνων μουσεῖα, λωβηταὶ τέχνης,
ἃ φροῦδα θᾶττον, ἢν μόνον χορὸν λάβῃ
ἅπαξ προσουρήσαντα τῇ τραγῳδίᾳ.
γόνιμον δὲ ποιητὴν ἂν οὐχ εὕροις ἔτι
ζητῶν ἄν, ὅστις ῥῆμα γενναῖον λάκοι.

des und befand sich zugleich mit ihm am Hofe des Königs Archelaos von Makedonien. Dort ist er wohl auch um 402 v. Chr. gestorben. Er scheint die Manier des Euripides auf die Spitze getrieben zu haben. Die tragische Handlung dehnte er in einzelnen Stücken zu einem mehr epischen Gemälde aus, bei welchem die vorhandene Stofffülle die Einheit und Unterschiedlichkeit der ersteren beeinträchtigte (Arist. poet. c. 18). Auch suchte er durch unerwartete Entwicklung und wunderbare, oft unwahrscheinliche Katastrophen Effect zu machen und die Zuschauer zu überraschen, was er selbst in seiner Manier mit den Worten entschuldigt:

Wohl sagen könnte man: wahrscheinlich ist just das,
Daß meist die Menschen trifft das Unwahrscheinliche. [1])

Von seinen Stücken werden genannt Aerope, Alkmäon, Thyestes, die Myser, Telephos. Wahrscheinlich dichtete er auch eine Zerstörung Ilions. Die Myser waren die erste Tragödie, in deren musikalischer Begleitung das chromatische Tongeschlecht zur Anwendung kam (Plut. Quaest. conv. p. 645 E). Hierin, wie in anderen musikalischen und rhythmischen Neuerungen schloß sich wohl Agathon dem Geschmack der damaligen Dithyrambiker an. So war er denn auch nach dem Zeugniß des Aristoteles (poet. c. 18) der Erste, der statt des Chorgesanges sogenannte *ἐμβόλιμα*, Lieder, die in keiner Beziehung zur Handlung standen, Couplets würden wir sagen, einschaltete. Nach dem Zeugniß desselben Aristoteles (poet. c. 9) hatte er es auch gewagt, in einem Stücke, welches den Titel „die Blume" *(ἄνθος)* führte, wenn anders dieser Titel richtig überliefert ist (man möchte eher *Ἄνθης* oder *Ἀνθέας* vermuthen), den Stoff nicht aus der Mythengeschichte zu nehmen, sondern Handlung und Personen zu erdichten. Seine gezierte, weichliche und blumenreiche Manier persiflirt Aristophanes vortrefflich in den Thesmophoriazusen (v. 100 ff.). Er liebte im Ausdruck vorzüglich witzige Antithesen, Parallelismen und gleichförmige Gliederung der Sache, überhaupt rhetorischen Schmuck nach dem Vorgang des Gorgias, Fehler, die Platon in der Rede, welche er ihm in seinem Symposion in den Mund legt, treffend copirt hat. Gerade hierin aber erblickte er einen Vorzug seiner Poesie, denn als ein Freund ihm rieth, die Antithesen aus seinen Dramen zu entfernen, sagte er: „Du bemerkst nicht, daß du dadurch den Agathon aus dem Agathon fortschaffst" (Ael. V. H. XIV, 13). — Neben Agathon ist Kritias, das Haupt der dreißig Tyrannen zu nennen, der außer prosaischen Werken und Elegien auch Tragödien verfaßt hat. Ein längeres Fragment aus seinem

---

[1]) *τάχ' ἄν τις εἰκὸς αὐτὸ τοῦτ' εἶναι λέγοι,*
βροτοῖσι πολλὰ τυγχάνειν οὐκ εἰκότα.

Sisyphos, in welchem der Glaube an die Götter mit dürren Worten als die Erfindung eines weisen Kopfes zur Zügelung der rohen Masse bezeichnet wird, hat uns Sextus Empirikus (adv. math. IX, 54) aufbewahrt. Dieses Stück war wohl schwerlich für die öffentliche Aufführung bestimmt.

In der Zeit nach dem Peloponnesischen Kriege sank mit dem immer größeren Verfalle des politischen und religiösen Lebens die Tragödie immer mehr zu einem bloßen rhetorischen Prunkspiele herab. Aus der Schule des Isokrates gingen als Redner und Tragiker Theodektes und Aphareus hervor. Theodektes aus Phaselis trug achtmal den Sieg davon, unter anderem mit seiner Tragödie Mausolus in dem tragischen Wettstreit, welchen die Königin Artemisia Ol. 107, 1 = 351 zu Ehren ihres verstorbenen Gemahls veranstaltet hatte, während er in dem gleichzeitigen rhetorischen Wettstreit dem Theopompus unterlag (Gell. X, 18). Dieser Mausolus war übrigens zur Recitation bestimmt, wenigstens sagt Suidas *ἐνίκησε μάλιστα εὐδοκιμήσας ἐν ᾗ εἶπε τραγῳδίᾳ*, und so war wohl der ganze Wettstreit ein blos declamatorischer. Eine Vorstellung von solchen Recitations- und Lesedramen mit ihrem Aufwand von frostigem, rhetorischem Pathos und einer starken Neigung zum Gräßlichen können wir uns aus den Tragödien des Philosophen Seneca machen. Von den fünfzig Tragödien des Theodektes sind uns mit unbedeutenden Bruchstücken die Namen von ungefähr zehn Stücken erhalten, darunter ein Ajax, Oedipus, Orest und Philoktet. Aus einer unbekannten Tragödie der pessimistische Ausspruch bei Stobäus:

Im Menschenleben wird bald alles alt und schwach,
Und kommt zuletzt ans Ende mit der Zeiten Lauf.
Ausnahme bildet, wie es scheint, die Frechheit nur.
Denn diese nimmt, je mehr die Menschheit wächst an Zahl,
Mit jedem Tage immer noch an Größe zu.[1])

Aphareus, der Sohn des Sophisten Hippias und Adoptivsohn des Isokrates, der auch als Redner thätig war, hinterließ siebenunddreißig Tragödien und hatte vier Siege errungen. — Der uns sonst unbekannte Moschion versuchte es wieder mit historischen Stoffen, denn außer einem Telephos werden von ihm ein Themistokles und Pheräer genannt. Unter den hauptsächlich zum Lesen geeigneten Dramatikern (*ἀναγνωστικοί* Arist. Rhet. III, 12, 2) wurde wegen der Glätte seines malerischen

[1]) *ἅπαντ᾽ ἐν ἀνθρώποισι γηράσκειν ἔφυ*
καὶ πρὸς τελευτὴν ἔρχεται τὰ τοῦ χρόνου,
πλὴν ὡς ἔοικε τῆς ἀναιδείας μόνον.
αὕτη δ᾽ ὅσῳπερ αὔξεται θνητῶν γένος
τοσῷδε μείζων γίγνεται καθ᾽ ἡμέραν.

Stils (*γραφικὴ λέξις*) besonders Chäremon gerühmt. Von ihm rührt die Sentenz her:

> *τύχη τὰ θνητῶν πράγματ᾽ οὐκ εὐβουλία*
> Das Glück beherrscht das Leben, nicht Verständigkeit,

welche Plutarch zum Ausgangspunkt seiner kleinen Abhandlung *περὶ τύχης* genommen hat. Alle möglichen Metra brachte er nach Aristoteles poet. c. 1 in einem der Centaur betitelten Stücke zur Anwendung. Eine derartige Spielerei erinnert schon stark an die Verirrungen der Alexandrinischen Periode. Noch mehr ist dies allerdings der Fall mit den dilettantischen Versuchen des älteren Dionysios von Syrakus, der sich in einem unerhört geschraubten Ausdruck voll etymologischer Spielereien gefiel.[1]) Dennoch gelang es ihm Ol. 103, 1 = 368 in Athen an den Lenäen mit einer Tragödie den Sieg zu erlangen. Er feierte denselben in Syrakus mit glänzenden Festlichkeiten, welche den Grund zu einer Krankheit legten, von der er sich nicht wieder erholte (Diod. XV, 74).

Aus dem, was im Bisherigen über die Tragiker zweiten und dritten Ranges gesagt ist, ergiebt sich, daß der Reichthum Athens an Tragödien ein ganz erstaunlicher war. Man hat die Summe der vorhandenen auf 1400 berechnet (Welcker), wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß diese Berechnung größtentheils auf den Angaben des Suidas beruht und daß diese Angaben über die Zahl der Stücke der einzelnen Tragiker höchst unzuverlässig sind. Stand doch von den einstigen Schätzen selbst den Alexandrinern nur noch ein Theil zur Verfügung. Auch hiervon ging mit jedem Jahrhundert immer mehr verloren und beim Untergang des Hellenismus in den Stürmen der Völkerwanderung hatte man nicht viel mehr, als wir jetzt haben, d. h. eine mäßige Auswahl aus den Werken der drei großen Tragiker. Was also Byzantinische Gelehrte über den ehemaligen Bestand der dramatischen Literatur uns mittheilen, mag im günstigsten Falle auf Excerpten aus den literargeschichtlichen Arbeiten der Alexandriner beruhen, aber selbst diese waren vielfach auf die Angaben der älteren Peripatetiker angewiesen, deren Richtigkeit im einzelnen zu controlliren, sie selbst nicht mehr in der Lage waren. Wie weit nun in der Blüthezeit der Attischen Tragödie für eine Verbreitung der einzelnen Stücke in weiteren Kreisen behufs Lesung durch den Buch-

[1]) Von ihm sagt Athenäos III, p. 98 D, ohne allerdings anzugeben, daß diese Ausdrücke seinen Tragödien entlehnt seien, der Mann aber schrieb und dichtete noch anderes: *ὃς τὴν μὲν παρθένον ἐκάλει μένανδρον, ὅτι μένει τὸν ἄνδρα, καὶ τὸν στύλον μενεκράτην, ὅτι μένει καὶ κρατεῖ, βαλλάντιον δὲ τὸ ἀκόντιον, ὅτι ἐναντίον βάλλεται, καὶ τὰς τῶν μυῶν διεκδύσεις μυστήρια ἐκάλει, ὅτι τοὺς μῦς τηρεῖ.*

handel gesorgt war, ist uns vollständig unbekannt. Daß man aber Tragödien auch abgesehen von ihrer scenischen Aufführung zu Hause las, ist zweifellos. Collectivausgaben aber der Werke einzelner Tragiker hat es in der klassischen Zeit nicht gegeben und auch das bereits erwähnte officielle Exemplar des Lykurg (S. 185) enthielt wohl nur die berühmteren Stücke der tragischen Meister, dasjenige sozusagen, was sich als ständiges Repertoir der Bühnen erhalten hatte. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß Herakl ides Ponticus, der Schüler des Plato und Aristoteles, ein zwar unkritischer, aber doch gelehrter und kenntnißreicher Mann, der sich erlaubt hatte, selbstgefertigte Tragödien unter Thespis' Namen in Umlauf zu setzen (S. 172), sich durch einen von einem gewissen Dionysios angefertigten und für Sophokleisch ausgegebenen Parthenopäos so täuschen ließ, daß er Stellen daraus in einer seiner Schriften unter Sophokles Namen anführte, und als Dionysios ihm nachträglich den Sachverhalt eröffnete, die Mystification als solche nicht einmal anerkennen wollte (Diog. Laert. V, 92)? Die Richtigkeit dieser Erzählung zu bezweifeln, haben wir nicht die mindeste Veranlassung.

4. Die Dorische Volkskomödie.
Epicharmos. Sophron.

Tragödie und Satyrdrama sind aus den dithyrambischen Chorgesängen an den Dionysosfesten hervorgegangen. Denselben Dionysosfesten verdankt auch die Komödie ihren Ursprung, aber ihren ausgelassenen, muthwilligen Bestandtheilen, wenn die halbtrunkene Menge sich in munteren Scherzreden, drolligen Tänzen und derben Phallosliedern, die dem Dithyrambus zur Seite gingen, ihrer fröhlichen Laune überließ. Gerade von diesen Phallosliedern leitet Aristoteles Poet. c. 4 den Ursprung der Komödie her. Der Name der Dichtungsart selbst wurde entweder auf *κῶμος* zurückgeführt, den fröhlichen Festzug des Dionysos, oder auf *κώμη*, Dorf, also ein Lied, wie es die Bauern bei ihren ländlichen Festen singen, und gerade weil die Athener ihre ländlichen Gemeinden nicht mit dem Ausdruck *κῶμαι*, sondern *δῆμοι* bezeichneten, nahmen die Dorier, namentlich die Megarer und Sikelioten, den Ursprung der Komödie für sich in Anspruch.

Thatsache ist, daß die Dionysosfeste durch ganz Griechenland verbreitet waren und daß sie überall in lustiger Weise gefeiert wurden. So mochte es denn auch nirgends an ausgelassenen Tänzen, an neckenden Scherz- und Spottreden, an derben Phallosliedern und sonstigen Possen und Mummenschanz fehlen. Als Dichter von Phallosliedern wurde schon aus früher Zeit ein gewisser Antheas aus Lindos genannt, ein eifriger Verehrer des Bakchos und angeblich ein Verwandter des weisen Kleobulos;

kein Wunder, daß man ihn zum Dichter von Komödien gemacht hat (Athen. X, p. 445 B). So mögen denn auch carikirte Darstellungen von lächerlichen Personen und Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens bei den Dionysosfesten von jeher üblich gewesen sein, von ihnen aber war nur ein Schritt zur extemporirten dramatischen Posse. Solche mimetische Darstellungen finden wir denn in der That bei den Lakonischen Tänzen (Athen. XIV, p. 621 D). Hier hießen die Darsteller *δεικηλισταί*, derselbe Name, mit welchem noch späterhin wirkliche Schauspieler in Sparta bezeichnet wurden. Dieselbe Sache, nur mit anderen Namen, findet sich auch in Tarent und auf Sicilien, namentlich in dem reichen, lebensfrohen Syrakus (Athen. XIV, p. 629 E), nicht minder in Megara. Hier soll man es wirklich zur dramatischen Posse mit mehreren Unterrednern gebracht haben und deshalb vindicirten sich auch die Megarer den Ursprung der Komödie. Von hier aus, hieß es, habe Susarion aus Tripodiskos dieselbe um Ol. 50 in den Attischen Gau Ikaria an die dortigen Dionysosfeste verpflanzt. Aristoteles weiß von Susarion, überhaupt von der Verpflanzung der Megarischen Posse auf Attisches Gebiet nichts. Ebensowenig von den Nachfolgern des Susarion, Myllos und Mäson. Von Susarion haben sich bei späteren Grammatikern einige Verse erhalten, aber sie tragen das Gepräge der Unechtheit deutlich an der Stirn. Auch Mäson, ein Megarischer Schauspieler, der angebliche Erfinder der Charaktermaske eines Kochs, Matrosen oder sonstiger gefräßiger Sclaven, die in der späteren Komödie unter dem Namen des Mäson figurirten (Arist. Byz. ap. Ath. XIV, p. 659 A) ist eine ganz apokryphe Persönlichkeit. In Athen befand sich auf einer Herme der Vers: *ἀντ' εὐεργεσίης Ἀγαμέμνονα δῆσαν Ἀχαιοί.* Aber schlechte, triviale Späße wurden in Athen, welches auf das benachbarte Megara sehr schlecht zu sprechen war, allgemein Megarische genannt, und wenn man als den Verfasser dieses Verses den Megarer Mäson bezeichnete, so sollte damit nichts weiter gesagt sein, als daß es ein sinnloser, alberner Vers sei.

Weitere Angaben über die Beschaffenheit der Megarischen Posse, wie der sonstigen Dorischen Volkskomödie, fehlen uns gänzlich. Wir wissen eben nur, daß die Dorische Localposse im Sicilischen Megara und Syrakus durch Epicharmos ihre literarische Ausbildung erhielt. Epicharmos, der Sohn des Elothales, war um Ol. 60 = 540 auf der Insel Kos geboren, und kam schon als dreimonatliches Kind mit seinem Vater nach dem Sicilischen Megara, später nach Syrakus. Vater und Sohn sollen in persönlichem Verkehr mit Pythagoras gestanden haben. Bestimmte chronologische Angaben über die Lebenszeit des Epicharmos fehlen. Meist setzt man aber seine Blüthezeit unter Hiero (478—467).

Epicharmos war philosophisch hoch gebildet. Daß er aber ein philosophisches Lehrgedicht *περὶ φύσεως* geschrieben habe, ist eine ganz willkürliche Annahme des neuesten Bearbeiters seiner Fragmente. Schon frühzeitig sind ihm verschiedene Schriften untergeschoben worden, ein Umstand, der schon dem Aristoxenos und dem Geschichtschreiber Philochoros bekannt war (Athen. XIV, p. 648 D). Darunter war auch medicinisches, sowie eine Schrift über den Landbau. Ennius hat dem Epicharmos in einem nach ihm benannten Gedichte eine Darstellung der Pythagoreischen Philosophie in den Mund gelegt. Ein gewisser Alkimos aus unbekannter Zeit, wahrscheinlich aber aus den Anfängen der Macedonischen Periode, führte in einer Schrift an Amyntas in vier Büchern den Nachweis, daß die meisten Lehren Plato's aus Epicharmos entlehnt seien. Einige Proben aus diesem wunderlichen Machwerk hat Diogenes von Laerte III, 1, 9 ff. erhalten.

Die Komödien des Epicharmos, deren Gesammtzahl auf 40 angegeben wurde, unter denen vier als unecht galten — die Titel von 35 Stücken können wir noch nachweisen — unterschieden sich in der äußeren Form von den Attischen durch den Mangel an einem eigentlichen Chor, obgleich Lieder und Gesänge ihnen häufig eingemischt sein mochten. Sie schöpften ihren Stoff theils aus der Götter- und Heldengeschichte, wie schon die Titel vieler Stücke zeigen, die sie in burlesker Weise travestirten, theils waren es Charakterstücke aus dem wirklichen Leben. Epicharmos war, nach dem Zeugnisse des Aristoteles (Poet. 5), nebst seinem Zeitgenossen Phormos oder Phormis, einem Freund des Tyrannen Gelo, von dem sich aber nichts erhalten hat, der Erste, der komische Sujets dichtete (*μύθους ποιεῖν ἦρξεν*). Da seine Poesie aber nicht wie die tragische in unmittelbarer Beziehung zum Götterdienst stand, sondern mehr ein Gesellschaftsspiel zur Ergötzung und Erheiterung war, so wurden die mythologischen Geschichten nicht mit dem hohen Ernste behandelt, wie in der Tragödie, sondern eigenthümlich modificirt und gleichsam in das gemeine Leben herabgezogen. Götter und Heroen wurden zu Copien der gemeinen Wirklichkeit, und von ihren Geschichten erfaßte der Dichter die heiteren Seiten und travestirte die ernsten Partien in das Komische mit harmlos scherzender Laune. So ließ Epicharmos, soweit die dürftigen Fragmente bei einzelnen Stücken Vermuthungen über den Gang der Handlung erlauben, in der Hochzeit der Hebe (*Ἥβας γάμος*) den in den Himmel aufgenommenen Herakles um die Hebe werben und nach mancherlei Intriguen, die ihm Here's Haß entgegensetzt, endlich die Braut erlangen, worauf die Vermählung durch einen Schmaus gefeiert wurde, den Hunderte von erlesenen Gerichten, darunter die seltensten und kostbarsten Fische, zieren und wobei die Götter wacker zulangen. Ueberhaupt

liebte es Epicharmos, die Götter und Helden als Gutschmecker und Freunde des Zechens darzustellen. So erschien auch in dem Stücke Busiris Herakles als ein Mann von unverwüstlichem Appetit (*ἀδηφάγος*), nach einem Fragment (Athen. X, p. 411 A) zu schließen, in recht grotesker Weise:

„Den Tod hast du davon, wenn du ihn essen siehst.
Es rauscht sein Mund, tief unten schnalzt und gluckst sein Schlund,
Er knirscht und pfeift und knistert mit Eck- und Backenzahn,
Schnauft durch die Nase, und wackelt mit dem Ohr dazu."

Ebenso mögen Odysseus und Philoktetes in den gleichnamigen Komödien (*Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, *Ὀδυσσεὺς ναυαγός*, *Φιλοκτήτης*) als Esser und Polyphemos als tüchtiger Trinker im Kyklops das ihrige geleistet haben.[1]) In Hephästos oder den Zechbrüdern (*Κωμασταὶ ἢ Ἅφαιστος*) macht Hephästos auf Anstiften des Zeus, der seiner Gemahlin wegen des Herakles zürnt, einen Sessel für Here, der die Eigenschaft besitzt, den Sitzenden so fest zu halten, daß er nicht wieder aufstehen kann.[2]) So sieht sich Here auf diese Weise zur Belustigung der Götter gefesselt. Hephästos ist in Folge dieses Streichs genöthigt nach Lemnos zu fliehen. Bald aber vermissen die Götter seine Späße und lustigen Streiche: deshalb wird Bakchos auf die Erde geschickt, ihn zu holen. Jener aber weigert sich zu kommen. Doch Bakchos trinkt ihm wacker zu und der trunkene Gott wird auf einen Esel gesetzt und in Begleitung der Satyrn im lustigen Pompe in den Himmel zurückgeführt. Auf gleiche Weise wurden auch die Heroensagen behandelt. Wir haben noch die Titel Herakles beim Pholos, dann Herakles *ὁ ἐπὶ τοῦ ζωστῆρος*, vermuthlich des Heros Auszug, um den Gürtel der Hippolyte zu holen, ferner die Troer, die Sirenen, Halkyon, Amykos, Skiron, Sphinx, Pyrrha und Prometheus. Die Hochzeit der Hebe erhielt in einer zweiten Bearbeitung den Titel die Musen.

Daneben verfaßte Epicharmos Charakterstücke, die ihren Stoff aus dem wirklichen Leben nahmen und sich durch treue Copirung komischer Personen und Situationen auszeichneten. Solche Stücke waren der Bauerntölpel (*Ἀγρωστῖνος*), der Obenhinaus (*Περίαλλος*), die Festgesandten (*Θεαροί*), der Affe (*Πίθων*), die Wurst (*Ὀρύα*), die Plünderungen (*Ἁρπαγαί*) mit einem Ausfall gegen betrügerische Wahrsagerinnen, die Chortänzer (*Χορεύοντες*). Ferner *Γᾶ καὶ Θάλασσα*, *Ἑορτὰ καὶ Νᾶσοι*,

---

[1]) Im Philoktet stand die launige Wendung: *οὐκ ἔστι διθύραμβος, ὅκχ᾽ ὕδωρ πίῃς.*

[2]) Dieser Zug versetzt uns offenbar auf den Boden des volksthümlichen Märchens.

Ἐπινίκιος ganz in Anapästen geschrieben, *Λόγος καὶ Λογίνα* wie es scheint eine Persiflage der Rhetorik, *Μεγαρίς*, *Μῆνες*, *Χύτραι*. Wie den Trunkenen, so brachte Epicharmos auch den Parasiten, wenn auch noch nicht unter diesem Namen, auf die Bühne, und zwar den letzteren in dem Stücke *᾿Ελπὶς καὶ Πλοῦτος*. In ihm sagte der Parasit von sich selbst:

Zum Essen folge sofort ich jeder Einladung.
Auch wo sie fehlt, stell' ich zum Mahle doch mich ein.
Da bin ich dann artig und mache allerlei lustigen Spaß
Für Andre zum Lachen, ergehe mich im Lob des Wirths.
Und wagt es einer gegen ihn zu sprechen, dann
Schimpf' ich ihn aus und werfe grimmen Haß auf ihn.
Hab' ich dann satt gegessen und getrunken mich,
Geh' ich nach Haus. Kein Diener hält die Fackel mir.
Allein, im Dunkeln, schleich' ich schwankenden Schritts davon,
Und treff' ich auf die Wächterschaar, so dank' ich Gott,
Wenn sie nach einer Tracht Schläge ruhig mich laufen läßt.
Und komm' ich durchgewalkt nach Haus, so streck' ich mich
Auf hartem Lager hin zum Schlaf, und merke nichts,
So lange der Wein den Sinn mir noch umnebelt hält.

Manche dieser von Epicharmos geschaffenen Typen gingen später in die neuere Attische und weiterhin die Römische Komödie über. Auch soll Plautus, der originellste Römische Lustspieldichter, sich die Lebendigkeit und Munterkeit der Epicharmischen Conversation zum Muster genommen haben, denn dies ist doch wohl der Sinn des Horazverses (epist. II, 1, 58):

Dicitur —
Plautus ad exemplar Siculi properare Epicharmi.

den Andre freilich auf die rasche Entwicklung der dramatischen Handlung beziehen. Doch mochte bei Epicharmos die Fabel der Stücke wohl ohne viele Kunst angelegt sein und es kam dem Dichter wohl weniger auf eine feine Intrigue und deren Entwicklung, als auf Erfindung komischer Situationen an. Seine Stücke hatten aber nicht blos den Zweck zu ergötzen, sondern der Dichter wußte zugleich auf eine passende Weise darin seine philosophischen Ansichten niederzulegen und ernste Sentenzen und kluge Lebensregeln einzuflechten, von denen uns manche erhalten sind, z. B.:

Alles Gute wird zur Nachtzeit besser als am Tag erdacht.
Alles Gute giebt die Gottheit uns nur als der Arbeit Lohn.
Strebe, Thor, nicht nach dem Weichen, daß dir nicht das Harte wird.
Nüchternheit und weises Mißtraun laß des Geistes Stärkung sein.

Sehn und Hören ist des Geistes; denn das Andr' ist taub und blind.[1])

So mochte denn die Komödie des Epicharmos in gewisser Hinsicht allerdings ein allgemeineres Interesse und eine höhere Tendenz haben, als die alte Attische Komödie, die meistentheils aus dem engen politischen Gesichtskreise Athens nicht heraustrat. Plato nennt im Theätet (p. 152 E) Homeros und Epicharmos die Anführer *(οἱ ἄκροι τῆς ποιήσεως ἑκατέρας)* der beiden Dichtungsarten, jenen der tragischen, diesen der komischen. Im Allgemeinen mag man daher wohl dem Urtheil Otfr. **Müllers** beistimmen: „Wie vollendet die Behandlung der Epicharmischen Komödie in ihrer Art war, bezeugt die große Achtung der Alten, namentlich Plato's, und wenn die Attische Komödie hernach in komischer Satire und Persiflage noch mehr geleistet, so war des Sikulers Streben allgemeiner und höher. Die Attiker waren, nach Aristoteles zu urtheilen, fast einseitig praktisch, und eine gewisse im Leben entstandene Ueberzeugung, was dem Volke fromme, bildete den Anfangspunkt ihrer Kritik. Bei Epicharmos lag eine philosophische Weltansicht im Mittelpunkte, deren Erhabenheit der Komik erst ihre wahre Freiheit und Heiterkeit geben konnte, und dabei entbehrte die Lebensbetrachtung auch nicht des scharfen und eindringenden Verstandes, der die Sikuler charakterisirt." Der Dialekt des Epicharmos war ein gemilderter Dorismus. Sein Versbau war etwas locker, mit vielen Auflösungen und sonstigen Freiheiten.

Epicharmos hatte in der mythischen Komödie an **Deinolochos**, den Einige zu seinem Sohn oder doch Schüler, Andere zu seinem Nebenbuhler machen, einen Nachahmer. Nur einige Titel seiner Stücke (Telephos, Medea, die Amazonen, Althäa, *κωμῳδοτραγῳδία*) und unbedeutende Bruchstücke haben sich von ihm erhalten. — In keiner directen Beziehung, sondern nur in einer gewissen Analogie zu den Komödien des Epicharmos standen die im Alterthum viel gerühmten und bewunderten **Mimen** des **Sophron** aus Syrakus, treue Nachahmungen von drolligen Scenen des wirklichen Lebens meist aus den niederen Ständen in **prosaischer** Form, aber dialogisch mit verschiedenen Unterrednern, daher sie auch wohl als *δράματα* bezeichnet werden. Selbstverständlich waren sie nicht für scenische Aufführung, sondern nur zur Lectüre, höchstens zur Recitation bestimmt. Der Dialekt war wie bei

---

[1]) *Πάντα τὰ σπουδαῖα νυκτὸς μᾶλλον ἐξευρίσκεται.*
Τῶν πόνων πωλοῦντι πάντα τἀγάθ' ἁμὶν τοὶ θεοί.
Ὦ πόνηρε, μὴ τὰ μαλακὰ μῶσο, μὴ τὰ σκλήρ' ἔχῃς.
Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν· ἄρθρα ταῦτα τᾶν φρενῶν.
Νόος ὁρῇ καὶ νόος ἀκούει· τἆλλα κωφὰ καὶ τυφλά.

Epicharmos der gemilderte Dorische. Ausgezeichnet waren diese Mimen durch ihren Reichthum an Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten. Sophron war ungefähr ein älterer Zeitgenosse des Euripides. In Athen wurden seine Mimen bekannt durch Plato, der sie sehr hoch schätzte und aus ihnen manches zur dramatischen Einkleidung seiner Dialoge benutzte. Als er starb, sollen des Aristophanes Komödien und Sophrons Mimen unter seinem Kissen gelegen haben. In Alexandrinischer Zeit knüpfte Theokrit an Sophrons Mimen an. Seine Adoniazusen wenigstens sollen eine treue Nachbildung der Isthmiazusen des Sophron sein, wie denn überhaupt das Idyll als eine höhere Kunststufe des Mimos zu betrachten ist. Auch Grammatiker, wie Apollodor, der Schüler Aristarchs, schenkten den Mimen Sophrons ihre Aufmerksamkeit, und von ihnen mag die Eintheilung derselben in *ἀνδρεῖοι* und *γυναικεῖοι* herrühren. Uebrigens waren diese Genrebilder des gewöhnlichen Lebens nicht blos scherzhaft, sondern unter Umständen auch ernsten Inhaltes. Ihre auf uns gekommenen Bruchstücke sind aber höchst unbedeutend und geben uns keine Vorstellung von ihrem Inhalt, noch weniger von ihrer Gestaltung im einzelnen. Titel dieser Mimen sind unter anderen der Mädchenjäger *(Νυμφοπόνος)*, der Thunfischfänger *(Θυννοθήρας)*, der Bote, *Ταὶ γυναῖκες αἳ τὰν θεὸν φαντὶ ἐξελᾶν*, vielleicht Weiber, die den Mond herabziehen wollen (Bernhardy). Einen Kunstgenossen hatte Sophron an seinem Sohn Xenarchos, dessen Blüthezeit unter die Regierung des älteren Dionysios fällt. Auf sein Geheiß verspottete er die Rheginer als Feiglinge. Trotz ihrer prosaischen Form werden die Mimen Sophron's von Aristoteles ausdrücklich als Dichtungen anerkannt. Der Begriff der poetischen Prosa war den Griechen in Theorie und Praxis schon frühzeitig geläufig.

5. Die Attische Komödie.

a) Die alte Komödie.

In der Zeit des Perikles, als mit der Beseitigung des Areopag die letzte Schranke der Demokratie gefallen war und die Verlegung der Bundeskasse von Delos nach Athen die Macht dieses Staates vollendet hatte, wurde der Komödie das Theater geöffnet und ihren Dichtern vom Archon ein Chor zur Verfügung gestellt. Damals war die Komödie bereits in ihrer Form vollendet und sie hatte dieselbe Tendenz, welche uns aus den Stücken des Aristophanes, ihres geistvollsten Dichters, entgegentritt, den Zeitgenossen unter dem Schein ausgelassener Lustigkeit und eines übersprudelnden Witzes ein Bild ihrer Schäden, Schwächen und Verkehrtheiten vorzuhalten und ihnen die Tugend und Tüchtigkeit

der alten guten Zeit ins Gedächtniß zurückzurufen. Die alte Komödie ist eben ihrer innersten Natur nach durchaus politische Poesie mit konservativer Richtung. Sie will dem überhand nehmenden Verfall des öffentlichen Lebens entgegentreten. Sie findet seine Ursachen in dem verderblichen Einfluß einzelner Individuen und ganzer Gruppen der Gesellschaft, vor allen der Demagogen, Sophisten, der Vertreter eines verdorbenen Geschmacks auf den Gebieten der Kunst, durch welche das an sich gesunde Urtheil des Volks bethört und irregeleitet sei. Und eben weil sie die Schäden des öffentlichen Lebens weniger aus einer Perversität des Volkswillens an sich, als aus mangelnder Einsicht und verkehrter intellectueller Erkenntniß herleitet, glaubt sie auch in der Belehrung über diese Schäden und ihrer Darstellung in vergröberter caricirter Gestalt, durch welche sie die Lacher auf ihre Seite zu bringen sucht, zu ihrer Heilung beitragen zu können. Wenn man aber von einer politischen, konservativen Tendenz der alten Komödie spricht, so soll damit nur der positiv sittliche Hintergrund angedeutet werden, vor dem sie ihre phantastischen Spiele genialer Heiterkeit aufführt, bei deren Auf- und Ausbau im einzelnen natürlich nur die inneren Gesetze der komischen Muse, welche den Geist des Dichters ergriffen hatte, ohne Rücksicht auf beengende Schranken der Convenienz und die thatsächlichen Verhältnisse der Wirklichkeit maßgebend waren. Von welchen Anfängen aus und durch welche Stufen der Entwicklung aber die Komödie ihre klassische Gestalt gewonnen hat, das läßt sich nicht mehr ermitteln und schon Aristoteles war in dieser Hinsicht ohne ausreichende Kenntniß. Wie schon erwähnt, leitet er ihren Ursprung von den bei den Dionysosfesten von Alters her üblichen Phallosliedern her. Weiter charakterisirt er sie als die nachahmende Darstellung des Lächerlichen und giebt dann (Poet. c. 5) über ihre Geschichte eigentlich blos negative Notizen. „Die Entwicklungsformen der Tragödie und ihre Urheber sind bekannt; die Komödie aber blieb Anfangs, weil sie nicht als etwas Ernstliches behandelt wurde, unbeachtet; hat ja doch auch erst spät der Archon einen Chor für die Komödie bewilligt, er bestand Anfangs aus Freiwilligen. Erst seit sie schon gewisse Formen besaß, werden uns die bekannten Dichternamen überliefert; man weiß aber nicht, wer die komische Maske, wer den Dialog, wer die Mehrheit von Schauspielern aufgebracht hat und Aehnliches. Eine Fabel zu gestalten, wie dies Epicharm und Phormis thaten, dieses Verfahren kam ursprünglich aus Sicilien; in Athen war Krates der Erste, der von der Weise des jambischen Liedes abließ und Reden und Handlungen von allgemeinem Charakter dichtete." [1])

---

[1]) *αἱ μὲν οὖν τῆς τραγῳδίας μεταβάσεις, καὶ δι' ὧν ἐγένοντο, οὐ*

Schriftliche Denkmäler der Komödie vor Kratinos lagen dem Aristoteles, wie es scheint, nicht vor. Thatsächlich beginnt auch für uns erst die Geschichte der Attischen Komödie mit Kratinos. Aus der früheren Zeit haben wir nur ein Paar bedeutungslose Namen. So Chionides, den Suidas mit einem merkwürdigen Ausdruck als *πρωταγωνιστὴς τῆς ἀρχαίας κωμῳδίας*, dies soll doch wohl heißen als den der Zeit nach ältesten Darsteller auf dem Gebiete der alten Komödie bezeichnet, und gleichzeitig mit Epicharmos acht Jahre vor den Perserkriegen auftreten läßt. Nach Aristoteles aber (Poet. c. 3) war er geraume Zeit jünger als Epicharmos. Die ihm zugeschriebenen Bettler (*Πτωχοί*) waren nach Athenäus unecht, und eine gleiche Bewandniß wird es wohl auch mit den Persern oder Assyriern und den Heroen gehabt haben. Ebenso waren die unter Magnes Namen gehenden Stücke unecht. Dieser Dichter stammte aus dem Attischen Demos Ikaria und ist um Ol. 80 = 459 zu setzen. Ueber ihn haben wir eine Stelle im Aristophanes (Eq. 521 ff.), aus der wir erfahren, daß er in seiner Blüthezeit beim Volke sehr beliebt war und mehrfach den Sieg davontrug, daß er aber im Alter undankbar aufgegeben wurde:

Er stellte die meisten Tropäen sich auf, die Chöre der Gegner besiegend;
Denn er ließ in allerlei Stimmen vor euch sich hören: als Harfnerin klimpernd,
Dann schwirrend als Vogel, dann summend als Mück' und singend als Lydischer Künstler
Und quakend als Frosch. Doch es half ihm nichts; denn wie das Haar sich ihm bleichte,
Da hieß es: Fort mit dem Alten! es sind ihm ausgegangen die Späße.

Wenn Aristoteles an der angeführten Stelle sagt, Krates sei in Athen der erste gewesen, der von der Weise des jambischen Liedes d. h. der persönlichen Verspottung einzelner Individuen, abließ und Reden und Handlungen von allgemeinem Charakter dichtete, so müssen wir ihn als den eigentlichen Schöpfer der Attischen Komödie betrachten, indem er ihr ein künstlerisch durchgeführtes Sujet und einen eigentlichen Dialog verlieh und den persönlichen Spott nicht mehr als die Hauptsache betrachtete. Andrerseits

---

λελήθασιν, ἡ δὲ κωμῳδία διὰ τὸ μὴ σπουδάζεσθαι ἐξ ἀρχῆς ἔλαθεν· καὶ γὰρ χορὸν κωμῳδῶν ὀψέ ποτε ὁ ἄρχων ἔδωκεν, ἀλλ' ἐθελονταὶ ἦσαν. ἤδη δὲ σχήματά τινα αὐτῆς ἐχούσης οἱ λεγόμενοι αὐτῆς ποιηταὶ μνημονεύονται. τίς δὲ πρόσωπα ἀπέδωκεν ἢ προλόγους ἢ πλήθη ὑποκριτῶν καὶ ὅσα τοιαῦτα, ἠγνόηται. τὸ δὲ μύθους ποιεῖν Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις· τὸ μὲν ἐξ ἀρχῆς ἐκ Σικελίας ἦλθεν, τῶν δὲ Ἀθήνησιν Κράτης πρῶτος ἦρξεν ἀφέμενος τῆς ἰαμβικῆς ἰδέας καθόλου ποιεῖν λόγους καὶ μύθους.

heißt es von ihm, er sei in den Stücken des Kratinos als Schauspieler aufgetreten und habe sich erst späterhin selbständig der Dichtkunst zugewandt und auch sonst wird er, selbst von Aristophanes, nach Kratinos genannt. Da nun aber Kratinos, nach allem was wir von ihm wissen, in seinen Stücken gleichfalls ein komisches Sujet zu Grunde legte, und dem Aristoteles in dieser Hinsicht nicht leicht ein Irrthum zuzutrauen ist, so haben wir späteren Zeugnissen gegenüber an seiner Angabe festzuhalten, und Krates als den älteren Dichter zu betrachten, umsomehr, als auch sonst seine Fragmente noch eine gewisse Einfachheit der komischen Kunst verrathen. Er war es, der zuerst in Athen Betrunkene auf die Bühne brachte. Unter seinen Stücken, deren Zahl nicht hoch angegeben wird, waren die Thiere (*Θηρία*) merkwürdig. Die Thiere traten nämlich in ihnen redend auf, und verhießen den Menschen für die Zukunft die Rückkehr goldner Zeiten, wenn sie aufhören wollten sie zu schlachten und ihr Fleisch zu verzehren, was ja in alter Zeit nicht Sitte gewesen sei. Die Herrlichkeit dieser goldenen Zeiten wurde dann des weiteren ausgemalt. In ihnen werde es keine Sclaven mehr geben, die Thiere würden freiwillig den Menschen gehorchen, alles von selbst nach deren Willen geschehen, und bei aller Einfachheit des Lebens würde reicher Ueberfluß an allen Gütern vorhanden sein. Während nun Einer im Stücke alles Ernstes den Versuch macht, dieses Leben zurückzuführen, tritt ein Anderer auf, der ein möglichst üppiges und weichliches Leben als das wünschenswerthere hinstellt. So stehen denn die Athener, ähnlich wie Herakles in der bekannten Erzählung des Prodikos, am Scheidewege und entscheiden sich natürlich für das Verkehrte. Es gelang dem Krates, sich lange Zeit in der Gunst des Publicums zu erhalten, wahrscheinlich weil er den Geschmack des Volkes zu treffen und sich in seine Launen zu schicken wußte, wie wir aus Aristophanes (Eq. 537—540) erfahren:

Was duldete Krates doch Alles von euch! Wie habt ihr arg ihn gehudelt!
Und doch hat oft er gespeist euch entsandt, obgleich es ihn wenig gekostet;
Mit dem nüchternsten Mund kaut' er euch vor die allerlustigsten Dinge.
Ja, dieser allein hielts bei euch aus bei wechselndem Pochen und Klatschen.

Als die eigentlichen Meister unter den Dichtern der alten Komödie gelten Kratinos, Eupolis, Aristophanes. Horaz stellt sie als die Repräsentanten der alten Komödie zusammen, wenn er sagt (Sat. I, 4, 1—5):

Eupolis oder Kratin, Aristophanes oder die andern,
Die als Meister im Fach der Komödie zählten, der alten,
Zeichneten jeden im Land in höchst freimüthiger Weise,
Wenn er der Zeichnung werth, wenn er boshaft, wenn er ein Dieb war,
Wenn er als Buhler, Bandit, oder sonst in übelem Ruf stand.
(L. Döderlein.)

Und Quintilian, der an der alten Komödie im Allgemeinen die unverfälschte Grazie des Attischen Ausdrucks und ihre beredte Freimüthigkeit rühmt, so daß sie wegen ihrer Großartigkeit, Eleganz und Anmuth mehr als jede andere poetische Gattung, mit einziger Ausnahme des Homer, der wie Achilles immer auszunehmen sei, an das Gebiet des Redners streife und zu seiner Bildung geeignet sei, erklärt unter den vielen Komödiendichtern Aristophanes, Eupolis und Kratinos als die vorzüglichsten.[1]) Alle drei waren Zeitgenossen, welche die letzten Zeiten des Peloponnesischen Kriegs, den Gipfel und den Sturz der Ochlokratie, mit ihr die Blüthe und den Verfall der alten Komödie mit durchgemacht haben. Doch war Kratinos älter als die beiden anderen.

Wenn nun auch die alte Komödie in ihren einzelnen Vertretern gewiß sehr verschieden war, so ist doch für uns Aristophanes der einzige Repräsentant derselben, aus ihm müssen wir uns daher ein Bild der ganzen Gattung machen. Danach ist aber die alte Komödie die glänzendste und merkwürdigste Erscheinung der gesammten Attischen Literatur, durchaus neu aus Attischem Boden hervorgegangen, und lediglich auf das Verständniß des Attischen Publicums berechnet. Ihre Blüthe fällt zusammen mit der Entwicklung der Ochlokratie. Je mehr diese vorschreitet und den Verfall des gesammten Attischen Wesens beschleunigt, desto muthwilliger und ausgelassener wird auch die Komödie. Mit dem Ausgang des Peloponnesischen Krieges verfällt sie. Sie wird schwächer und matter, und mit dem Aufhören der Choragie und dem dadurch bedingten Ausfall der Chorlieder, vor allen der Parabasen, geht ihr der eigentliche Nerv verloren. Gegenstand der alten Komödie ist eine launige, von Geist übersprudelnde Caricatur des gesammten Attischen Lebens, mit einer scharfen Verspottung seiner Auswüchse und Fehler. Das Treiben der

---

[1]) Quint. X, 1, 65: antiqua comoedia cum sinceram illam sermonis Attici gratiam prope sola retinet, tum facundissimae libertatis, etsi est insectandis vitiis praecipua, plurimum tamen virium etiam in ceteris partibus habet. nam et grandis et elegans et venusta, et nescio an ulla, post Homerum tamen, quem ut Achillem semper excipi par est, aut similior sit oratori, aut ad oratores faciendos aptior. plures eius auctores: Aristophanes tamen et Eupolis Cratinusque praecipui.

Demagogen, wie Kleon und Hyperbolos mit dem Troß der Sykophanten in ihrem Gefolge, das Ueberhandnehmen einer plebejischen Gesinnung in der Staatsverwaltung, die ungeheure Proceßsucht der Athener, ihr schwindelhafter Neuerungsgeist, ihre lächerliche Leichtgläubigkeit in Allem, was ihrer Eitelkeit und ihrem Ehrgeiz schmeichelte, ihre frivole Freigeisterei in religiösen Dingen, andrerseits eine abgeschmackte Superstition, der Verfall der Erziehung und des häuslichen Lebens, mit ihr die überhandnehmende Zuchtlosigkeit der Jugend, die Sittenlosigkeit und Genußsucht der Frauen, das dreiste Auftreten der Sclaven, alle diese hervorstechenden Aeußerungen und Erscheinungen des Attischen Lebens jener Zeit bilden den unerschöpflichen Vorwurf für die phantastischen Gebilde der alten Komödie und geben ihr Stoff zu einer scharfen und einschneidenden Kritik. Daneben hat die alte Komödie ein scharfes Auge für die mancherlei tadelnswerthen Neuerungen auf dem Gebiete der musischen Künste. Daher ihr fortwährender Spott wie über die weichliche Kunstrichtung und den verdorbenen Geschmack der Dithyrambiker, so über die aufklärerische realistische Tendenz und etwas saloppe Oekonomie des Euripides, und die fortwährenden Parodien seiner Phrasen und Gedanken, ja ganzer Sujets seiner Stücke, wie nicht minder die zum Theil unbarmherzigen Sticheleien auf die Tragiker zweiten und dritten Ranges. Darum aber darf die alte Komödie nicht selbst als Parodie der Tragödie aufgefaßt werden. Auch Sokrates mit den auffälligen Eigenheiten seines Wesens, dessen tiefere Bedeutung seinen Zeitgenossen größtentheils verborgen blieb, wurde als eine Art Seitenstück zu Euripides, als Vertreter der windigen Sophistik mit ihrem oberflächlichen Geschwätz, und ausgesprochener Umsturzmann aller bestehenden Verhältnisse scharf mitgenommen. Selbst die Bewohner des Olymp, vielmehr die überaus lächerliche Art, wie sie in den Köpfen der gewöhnlichen Athener sich spiegelten, wurden in den Bereich des Spottes gezogen, aber doch nur im Dialog, während in den Chorgesängen, bei manchem Scherz, ihrer doch im Ganzen in würdiger Form gedacht wird. Wahrsager und Bettelpropheten, die auf den Aberglauben der Menge speculirten und mit ihm ein lucratives Geschäft zu machen wußten, werden gebührend gezüchtigt. Aber alle Gestalten und Vorgänge des wirklichen Lebens werden sofort in grotesker, phantastischer Weise carikirt. Bei diesen Caricaturen liebt es die alte Komödie sehr starke Farben aufzutragen, unbekümmert um Decenz und die Rücksichten feinerer Sitte, daher die nackte Zote und die derbsten Obscönitäten, selbst Unflätherei, oft einen breiteren Raum beanspruchen, als uns lieb ist. In ihrem Witz ist die alte Komödie unerschöpflich, freilich nichts weniger als wählerisch, daher sich neben den geistreichsten Einfällen oft wohlfeile Wortspiele und,

wie wir sagen würden, Kalauer der schlimmsten Sorte finden, wenn nur der Lachlust der Zuschauer einigermaßen durch sie genügt wird. Die Handlung der Stücke ist überaus einfach und durchsichtig, mit wenigen Strichen geschickt skizzirt und an einer bunten Reihe lose verknüpfter, aber stets drolliger Scenen durchgeführt, wobei es mit den Gesetzen der poetischen Wahrscheinlichkeit und ausreichender Motivirung nicht allzu genau genommen wird. Aber bei aller Heiterkeit sinkt die alte Komödie nie zur schaalen Posse herab, vielmehr liegt unter der schillernden Oberfläche, auf der es oft toll genug zugeht, stets ein unverkennbarer Ernst mit einem Hinweis auf die entschwundene gute Sitte der alten Zeit verborgen, so daß man eben berechtigt ist, in dem schon oben angegebenen Sinne von einer konservativen Tendenz der alten Komödie zu sprechen. Alles Moralisiren freilich liegt ihr fern, daher sie auch fast gar keine Sentenzen hat. Es genügt ihr, das Schlechte und Verdorbene ihrer Zeit an den poetischen Pranger zu stellen, wobei sie es dem Zuschauer überläßt, die Moral aus dem Stücke selbst herauszufinden, und gerade hierin bekundet sich ihre dichterische Feinheit.

Die Sprache der alten Komödie ist durchaus gewählt und elegant, für uns, wie schon für das spätere Alterthum, eine Fundgrube des reinsten Atticismus. Abgesehen von ihrer oft geflissentlichen *αἰσχρολογία*, hält sie sich durchaus auf der Höhe der feinen Conversation, und weiß alles plebeje geschickt zu vermeiden, trotzdem der Ausdruck eine durchaus volksthümliche Färbung hat. Eigenthümlich sind ihr kühne, auf echt komische Wirkung berechnete Composita. Die Metra sind frei und leicht beweglich. Der jambische Trimeter, auch hier der Hauptvers des Dialogs, hat viel Auflösungen und eine Menge dreisilbiger Füße, bisweilen sogar Anapäste. Daher läßt ihn A. W. Schlegel sagen:

Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren, die verlarvte Schaar anführend ihm;
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil'.

Daneben wird der jambische katalektische Tetrameter gebraucht, namentlich im neckenden Gespräch. Bei scharfem Wortwechsel findet sich der trochäische Tetrameter, in längeren Controversen der anapästische katalektische Tetrameter, der sogenannte versus Aristophanius, weil er gerade von Aristophanes mit besonderer Meisterschaft behandelt wurde. In den Chorpartien sind Dochmien sehr selten, desto häufiger Glykoneen und kleinere choriambische Versmaße. Denn wie die Tragödie und das Satyrdrama, so zerfällt auch die Komödie in Dialog, mit *πρόλογος*, *ἐπεισόδιον* und *ἔξοδος* (S. 179), und Chorpartien. Die letzteren sind gleichfalls *πάροδοι* und *στάσιμα* (denn daß die Komödie der *στάσιμα*

entbehre, ist mit Unrecht behauptet worden), daneben aber finden wir noch eine besondere Art von Chorliedern, die sogenannten Parabasen. Während nämlich der Chor, so lange das Epeisodion gespielt wurde, nach der Scene zugewendet gestanden hatte, macht er dann eine Bewegung nach der Seite der Zuschauer hin (dies ist eben das *παραβαίνειν*), stellt sich ihnen gegenüber und redet im Namen des Dichters durch den Koryphaios das Publicum direct an. Derartige Parabasen kommen in den älteren Stücken des Aristophanes bis zur Sicilischen Expedition, also den Acharnern, Rittern, Wolken, Wespen, im Frieden und den Vögeln, zwei vor. Eine Parabase zerfällt nun wieder in zwei Theile, einen nichtantistrophischen, und einen antistrophischen. Der erstere heißt *τὰ ἁπλᾶ* und zerfällt in *κομμάτιον*, *παράβασις* im engeren Sinn, und *μακρόν* oder *πνῖγος*. Der zweite heißt *τὰ διπλᾶ* oder *ἐπιρρηματικὴ συζυγία* mit den Untertheilen *ᾠδή*, *ἐπίρρημα*, *ἀντῳδή*, *ἀντεπίρρημα*. Demnach zerfällt eine vollständige Parabase, vollständig aber ist sie selten, in sieben Theile. Das *κομμάτιον*, auch wohl *προκήρυγμα τῆς παραβάσεως* genannt, enthält nur wenige Verse zur Einleitung, meist mit einem Nachruf an die Schauspieler, die nach dem voraufgegangenen Epeisodion die Bühne verlassen haben. Die Parabase im engeren Sinne besteht meist aus anapästischen Tetrametern (*οἱ ἀνάπαιστοι* Ach. 628). Ihren Abschluß bildet das *πνῖγος* oder *μακρόν*, aus einem einzigen, bald längeren, bald kürzeren anapästischen Hypermetron bestehend, gleichsam ein einziger langer Athemzug. *Ὠιδή* und *ἀντῳδή* feiern vorzugsweise das Lob der Götter im Stile der Hyporchemata (S. 108. 173), die gleichfalls eine Verbindung von Ernst und Scherz aufzuweisen hatten. *Ἐπίρρημα* und *ἀντεπίρρημα* dienen blos der ausgelassenen Laune, meist in trochäischen Tetrametern. Hat eine Komödie zwei Parabasen, so enthält die zweite immer nur die *ἐπιρρηματικὴ συζυγία*. In den Aristophanischen Stücken der zweiten Periode bis zum Schluß des Peloponnesischen Kriegs, Lysistrata, Thesmophoriazusen, Frösche, tritt die Parabase zurück. Es giebt nur noch eine und auch diese nur mit verkürzten Theilen. Ob die Lysistrata eine Parabase im eigentlichen Sinne hat, ist sogar zweifelhaft. Ecclesiazusen und Plutos sind beide ohne Parabase, wie überhaupt ohne lyrische Chorlieder.[1]) Auch das letzte Stück des Dichters, der uns nicht erhaltene Aiolosikon, war, wie wir wissen, ohne Parabase. Aber auch die *Ὀδυσσῆς* des Kratinos, die einer viel früheren Zeit

---

[1]) In unserem Text findet sich an den Stellen, wo ein solches hätte stehen sollen, blos die Bezeichnung *ΧΟΡΟΥ*. Man vermuthet, daß hier Musikstücke eingelegt wurden, so wie dies bei uns in den Zwischenacten üblich ist.

angehören, in welcher vorübergehend die Freiheit der Komödie beschränkt worden, waren ausnahmsweise ohne Parabase und Chorlieder. — Das Costüm der Komödie näherte sich mehr der Tracht des gemeinen Lebens. Der Chor indeß, dessen Personenzahl gewöhnlich 24 betrug, zeichnete sich durch eine eigne phantastische Kleidung aus, zumal wenn er, wie in den Aristophanischen Komödien, Wolken, Wespen, Vögel und dergleichen darstellen sollte. Den erhöhten Kothurn der Tragödie ersetzte der niedrige Soccus, [1]) und die komische Maske, durch barocke Verzerrungen ausgezeichnet, carikirte in der alten Komödie wirkliche Personen, so daß diese sofort erkannt wurden, noch bevor der Schauspieler ein Wort gesprochen hatte; in der neueren Komödie suchte sie die äußere Physiognomie der Charakterrolle outrirt wiederzugeben. — Die Komödien wurden ebenfalls an den zwei großen Bakchosfesten, den Dionysien und Lenäen, gegeben. Fünf Dichter stritten miteinander um den Preis. Jeder Dichter trat jedoch immer nur mit einem Stücke auf, und oft ließ er dasselbe von einem Anderen auf die Bühne bringen. Ein Ol. 85, 1 gegebenes Verbot *μὴ ὀνομαστὶ κωμῳδεῖν* wurde schon nach wenigen Jahren wieder aufgehoben, allerdings nach der Sicilischen Expedition Ol. 91 erneuert, aber auch da noch vielfach übertreten, bis die gänzlich veränderten Zeitverhältnisse die alte Komödie mit ihrer Freimüthigkeit und ihrem rücksichtslosen Spotte selbst zur Unmöglichkeit machten.

Kratinos, der Sohn des Kallimedes, geboren um 520, starb hochbetagt wahrscheinlich Ol. 89, 2 = 423. Seine Blüthe fällt in die Zeit des Perikles, den er vor Allen mit seinem Spotte verfolgte (Plut. v. Pericl. 13. 24). Er hat 21 Stücke geschrieben, und neunmal gesiegt. Die Titel seiner Stücke sind uns bekannt, doch reichen die Fragmente kaum zu allgemeinen Vermuthungen über ihren Inhalt hin. Benannt waren sie meist nach dem im Stücke auftretenden Chore, daher sie auch meistentheils in Pluralform angeführt werden. So *Ἀρχίλοχοι*, die gestrengen Kritiker, *Βουκόλοι*, die Hirten, *Δηλιάδες*, die Delierinnen, *Κλεοβουλῖναι*, die Räthsellöserinnen, *Μαλθακοί*, *Νόμοι*, *Εὐμενίδες* (?), *Ὀδυσσῆς*, *Χείρωνες*. Auf letztere Komödie, an welcher er zwei Jahre lang gearbeitet hatte, that sich Kratinos besonders viel zu Gute. *Δραπέτιδες*, die entlaufenen Sklavinnen, enthielten die Verspottung des Sehers Lampon. *Εὐνεῖδαι*, ein Stück, welches Alexander der Große noch kurz vor seinem

---

[1]) Dieses Wort selbst kommt aber nur im Lateinischen vor, und läßt sich die entsprechende Griechische Form desselben nicht nachweisen. Poll. IV, 115 sagt: *καὶ τὰ ὑποδήματα κόθορνοι μὲν τὰ τραγικὰ καὶ ἐμβάδες· ἐμβάται δὲ τὰ κωμικά.* Umgekehrt Ammon. p. 49: *ἐμβάδες τὰ κωμικὰ ὑποδήματα, ἐμβάται δὲ τὰ τραγικά.* Thatsache ist, daß die Fußbekleidung der Schauspieler in der Komödie keinen erhöhenden Untersatz hatte.

Tode gelesen hatte (Phot. bibl. p. 534), geißelte wohl die Entartung der Musik, die Euniden waren nämlich ein altes Athenisches Kitharisten- oder Kitharodengeschlecht, welches bei Opfern thätig war. *Θρᾷτται*, die Thrakierinnen, gaben eine Verspottung des religiösen Unfugs, der mit dem neuerdings in Athen aufgekommenen Feste der Bendideen verbunden war. Eine ähnliche Tendenz verfolgten die *Ἐμπιπράμενοι* [1]) *ἢ Ἰδαῖοι*, die sich auf den Cult der Göttermutter Rhea bezogen, aus welchem Stücke Aristophanes einiges in seine ersten Thesmophoriazusen herübernahm, und der *Τροφώνιος*. Die *Πανόπται*, die Alles Durchschauenden, gaben eine Verspottung der Jonischen Naturphilosophie, in der Person des in Athen lebenden Philosophen Hippo. Die *Πλοῦτοι* gaben eine Schilderung des goldenen Zeitalters unter der Herrschaft des Kronos. Kratinos, von jeher ein Freund des Weines, ergab sich in vorgerückteren Jahren dem Trunke. Seine komische Muse verstummte, er selbst fiel in Mißachtung, und dies veranlaßte den Aristophanes, sich in der Parabase der Ritter voll Bedauern über die gefallene Größe seines alten Nebenbuhlers also zu äußern (Eq. 526—536):

An Kratinos zurück auch denk' ich, der einst mit reichlichem Strome des Ruhmes
Durch Gefild' einfacher Natur hinfloß und fort aus dem Boden von Grund aus
Ausreißend Platanen und Eichenstämm' und mächtige Feinde davontrug.
Beim Gastmahl galt kein anderes Lied als „Doro mit Schuhen von Feigholz"
Und „Meister im Bau kunstreichen Gesangs"; so sehr einst blühete Jener!
Doch jetzt, wenn ihr den Faselnden schaut, da fühlet ihr nicht mit ihm Mitleid,
Da die Wirbel der Lyra zerfallen und nicht mehr stimmen ihm wollen die Saiten
Und die Fugen sich trennen und klaffen, und er als schwächlicher Alter umherschleicht,
Wie Konnas den welkenden Kranz auf dem Haupt und fast vor Durste verschmachtend,
Indeß ihm ob früherer Siege gebührt, im Prytaneion zu zechen,
Nicht so zu verkümmern, vielmehr das Spiel im Theater gemächlich zu schauen.

Diese Mitleidsreden des Aristophanes aber, so heißt es, veranlaßten den greisen Dichter, daß er sich noch einmal aufraffte und

---

[1]) *Ἐμπιπράμενοι* sind Weichlinge, welche sich die Haare an gewissen Körpertheilen abgesengt hatten.

seine herrliche Komödie *Πυτίνη*, die Flasche, verfaßte, mit der er an den nächsten Dionysien (423) den ersten Preis errang und dem Aristophanes seinen Spott reichlich heimgab. Er stellte in diesem Stücke dar, wie sich Frau Komödie betrübt, daß ihr sonst getreuer Ehemann mit der Flasche in wilder Ehe lebe, und wie der alte Dichter aus den Schlingen dieser Buhlerin gerettet worden. Da strömte denn wieder seine Poesie, so daß der Dichter in genialer Laune Jemand in diesem Stücke zu seinem eignen Lobe sagen ließ:

„O Fürst Apollon, wie ihm der Strom der Worte fleußt,
Die Quellen sprühn! Ein' Hippokrene ist sein Mund,
Ein Fliß im Felsenbette, o wie nenn' ich dich recht!
Und wenn dir nicht bald Einer den Mund stopft, beim Apoll,
So überschwemmst du mit deinem Gedicht zur Stunde noch
Das ganze verehrte Publikum." — (Droysen.)

Bald darauf starb Kratinos (Luc. Macrob. c. 25) und witzig giebt Aristophanes im Frieden v. 698 als Ursache seines Todes an, daß ihn zur Zeit des Lakonereinfalls der Schlag rührte, da er es nicht überleben konnte, zu sehen, wie sie ein volles Weinfaß mit Gewalt einschlugen.

Eupolis, der Sohn des Sosipolis, trat nach Suidas schon in seinem siebzehnten Lebensjahre (Ol. 87, 4 = 429) als Lustspieldichter auf. Die Zahl seiner Stücke wird auf 14—17 angegeben. Von 15 können wir noch Titel und Fragmente nachweisen. Er hat siebenmal gesiegt und starb noch vor dem Ende des Peloponnesischen Kriegs. Anfangs waren Eupolis und Aristophanes befreundet, wie sie denn beide gemeinschaftlich die Ritter gearbeitet haben, ein Umstand, dessen Eupolis in einem Fragment seiner *Βάπται* (Schol. Arist. Nub. 554) mit den Worten:

τοὺς Ἱππέας
ξυνεποίησα τῷ φαλακρῷ τούτῳ κἀδωρησάμην
die Ritter hab' ich mit dem
Kahlköpfigen Dichter zusammen gemacht und ihm geschenkt —

selbst gedenkt. Später aber trennten sich die Dichter und griffen sich mit vieler Bitterkeit gegenseitig an. Eupolis war ausgezeichnet durch die Großartigkeit seiner Phantasie (*εὐφαντασίωτος*), die Planmäßigkeit in der Oekonomie seiner Stücke und den Reichthum an edlen, patriotischen Gedanken. In der Form war er Meister, wie denn auch die uns erhaltenen Verse eine ungemeine Grazie der Darstellung bekunden. Wie Aristophanes in seinen Rittern, so trat Eupolis in seinen *Δῆμοι* „einer berühmten Parallele zwischen den neuen und alten Zeiten der Attischen Politik" gegen die entartete Demokratie auf. In den *Πόλεις* rügte er

die Härte Athens gegen die Bundesstaaten, in den *Προσπάλτιοι* (die Bewohner des Attischen Demos *Πρόσπαλτα*) die Proceßsucht der Athener. Die *Βάπται* waren gegen das schwelgerische Treiben des Alkibiades und seiner Genossen gerichtet,[1]) die *Κόλακες*, mit denen er über den Frieden des Aristophanes gesiegt hat, gegen den reichen Kallias und seine Schmarotzer, und *Μαρικᾶς* gegen den Demagogen Hyperbolos. Die *Ἀστράτευτοι ἢ Ἀνδρόγυνοι* verspotteten die Feigheit der Athener, die sich gern den Beschwerden des Kriegsdienstes entzogen, und die erbärmliche Beschaffenheit ihrer damaligen Feldherrn. In diesem Stücke trat der aus der Unterwelt zurückgekehrte Miltiades auf. Weitere Titel sind *Αἶγες*, *Αὐτόλυκος* (in doppelter Fassung), *Ταξίαρχοι*, *Φίλοι*, *Χρυσοῦν γένος*, *Νουμηνίαι*, *Ὑβριστοδίκαι* und die zweifelhaften *Εἵλωτες*.

Wir besitzen noch Auszüge aus einer Charakteristik der individuellen Verschiedenheiten der drei großen Komödiendichter von einem sonst unbekannten, aber offenbar gut unterrichteten Grammatiker Platonios. Danach standen dieselben in einem ähnlichen Verhältniß zu einander, wie die drei größten Tragiker. Das Charakteristische des Kratinos war eine gewisse harte und derbe Manier, die an die Bitterkeit des Archilochus erinnerte, an den sich ja auch in der That mehrfache Anklänge bei ihm fanden: unverschleiert (*γυμνῇ τῇ κεφαλῇ*, wie es im Sprichwort heißt) rügte er Laster und Thorheit, ohne den Spott durch Grazie der Einkleidung und des Ausdrucks zu mildern. Die Durchführung seiner Stücke entsprach nicht immer den durch die Anlage der ersten Scenen erregten Erwartungen. Heitere Anmuth zeichnete Eupolis aus. Die Anlage seiner Stücke zeugte von reicher Phantasie, ihre Tendenz ging aus der Handlung selbst deutlich hervor. Seiner Sprache fehlte es weder an Erhabenheit noch Anmuth, sein Witz war besonders treffend (*περὶ τὰ σκώμματα λίαν εὔστοχος*). Die Mitte zwischen beiden hält Aristophanes. Er ist nicht so bitter wie Kratinos, noch so fein wie Eupolis, sondern mischt bei der Rüge die Herbigkeit des Kratinos mit der darüber ausgebreiteten Anmuth des Eupolis (*ἔχει πρὸς τοὺς ἁμαρτάνοντας τὸ σφοδρὸν τοῦ Κρατίνου καὶ τὸ τῆς ἐπιτρεχούσης χάριτος Εὐπόλιδος*).

Aristophanes.

Ueber das Leben des Aristophanes haben wir nur dürftige und unzuverlässige Nachrichten späterer Grammatiker. Sein Ge-

[1]) Man erzählte, Alkibiades habe den Dichter aus Rache für den ihm angethanen Spott bei der Sicilischen Expedition ins Meer werfen lassen. Das Unrichtige dieser Erzählung wurde schon von Eratosthenes nachgewiesen. Cic. ad Att. VI, 1, 18.

burtsjahr kennen wir so wenig wie sein Todesjahr, doch fällt seine Lebenszeit zwischen Ol. 84—98 = 444—388 v. Chr. Sein Vater Philippos soll kein geborener Athener gewesen, sondern aus Rhodos oder Aegypten eingewandert sein und erst später das Bürgerrecht erhalten haben. Aristophanes war jedenfalls in Athen geboren und gehörte zur Zahl der Athenischen Kleruchen auf Aegina. Nichtsdestoweniger machte Kleon, den er frühzeitig gegen sich aufgebracht hatte, eine *γραφὴ ξενίας* gegen ihn anhängig. Durch diesen Proceß gerieth Aristophanes, wie er selbst sagt, in eine ziemlich mißliche Lage *(πάνυ γοῦν ἀπωλόμην)*. Doch gelang es ihm, da die Richter ohnehin ihm wohlwollten, durch sein witziges Auftreten sich aus ihr zu befreien. Bei dieser Gelegenheit soll er sich nämlich zur Legitimirung über seine Abstammung mit großer Naivität auf die Homerverse Od. *α*, 215—216 berufen haben:

Meine Mutter die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht; denn von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget.

Er trat zuerst Ol. 88, 1 = 427 mit einer Komödie die Schmausenden *(Δαιταλῆς)* auf, welche den Gegensatz der alten und neuen Athenischen Erziehungsweise, letztere unter dem Einfluß der Sophisten, und deren Ergebnisse zum Gegenstand hatte. Aber weil er noch zu jung war, brachte er sie nicht unter seinem Namen zur Aufführung (Nub. 530—533). Im nächsten Jahre Ol. 88, 2 = 426 ließ er die Babylonier durch den Schauspieler und Dichter Kallistratos auf die Bühne bringen. In ihnen wurde der Leichtsinn der Athener gegeißelt, mit welchem sie sich auf abenteuerliche politische Unternehmungen einließen, wie nicht minder ihre Hartherzigkeit gegen die Bundesgenossen. Durch dieses Stück zog sich der Dichter zuerst den Haß des Kleon zu, den er darin persönlich angegriffen hatte. Auch die Acharner wurden Ol. 88, 3 = 425 durch Kallistratos zur Aufführung gebracht, obwohl alle Welt wußte, wer als ihr eigentlicher Verfasser zu betrachten sei. Dasselbe geschah noch mit den Vögeln und der Lysistrata. Andre Stücke, wie die Wespen, die Frösche und einige verloren gegangene, ließ Aristophanes durch den komischen Dichter Philonides aufführen. Seine beiden letzten Stücke, der Kokalos und Aeolosikon (eine Parodie des Euripideischen Aeolos) wurden unter dem Namen seines Sohnes Araros *(Ἀραρώς)* dargestellt, vielleicht um diesen beim Publicum einzuführen. Die Ritter waren das erste Stück, welches er unter seinem eignen Namen gab. Was aber den Dichter eigentlich veranlaßt hat, auch späterhin noch, als sein Ruf schon fest begründet war, seine Stücke durch Andre zur Aufführung bringen zu lassen, ist völlig unklar.

In Aristophanes, „dem ungezogenen Liebling der Grazien", vereinigen sich Verstand, Herz und Phantasie, wie in keinem anderen Dichter des Alterthums. Er kennt die Grundübel, an denen der Staat und das von ihm im Alterthum mehr als bei uns abhängende bürgerliche Leben litt: die zügellose Demokratie, die in dem frechen Kleon gleichsam verkörpert erscheint, mit ihrem Gefolge von Sykophanten, Rhetoren, habsüchtigen Beamten und anderen Schuften; die eitle Weisheit der Sophisten, in Sokrates personificirt, die Alles, was früher dem Volke heilig war, wegdisputirten, die die Welt als todten Mechanismus und sich selbst als die Gottheit betrachteten, der der unverständige Haufe opfern müsse; die hohlen Declamationen der Dichter, von Euripides repräsentirt, die eine gemeine Gesinnung durch schöne Sentenzen zu verlarven lehrten, den gesunden Geschmack des Volkes durch ihre Kunststückchen verdarben und die männliche Thatkraft durch weichliche Gefühlsschwärmerei lähmten; die Eitelkeit, Habgier, Verschwendung, Proceßsucht der Athenischen Bürger; die lockere Kinderzucht und Verderbniß der Jugend; die Ausschweifungen und Liederlichkeiten der Männer und die Frechheit und Unkeuschheit der Frauen. Er hat den Muth, mannhaft aufzutreten als Ankläger der Volksverderber, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr und Ungunst der Volkshäupter. Er sagt es dem Volke mit stolzem, aber gerechtem Selbstbewußtsein (Acharn. 633 sqq.), daß

vielfältigen Dank der Dichter verdiene,
Der die Bürger bewahrt, daß nicht allzusehr sie die Worte der Fremden betrügen,
Daß sie Schmeichelnden nicht hinhalten ihr Ohr, daß nicht windige Schufte sie prellen.

Deshalb ist er auch weit berühmt, und Fürsten und Völker beneiden die Athener um den Dichter:

Drum, wenn von den Städten sie kommen anjetzt, euch abzutragen die Steuer,
So werden sie wünschen, zu schauen den Mann, den trefflichsten Dichter, der nimmer
Die Gefahren gescheut, dem Athenischen Volk zu sagen, was billig und recht ist.
So ward sein Ruhm, den sein Muth ihm erwarb, auch weit in der Ferne bekannt schon,
Daß der König sogar, die Gesandten des Volks der Lakonier einstens erforschend,
Ausfragte zuerst, ob ihnen, ob uns vorzüglicher wäre die Seemacht;
Dann aber, ob ihnen, ob uns der Poet vorwerfe die Menge der Fehler;

Denn, fügt' er hinzu, die würden sich weit als bessere Menschen beweisen
Und würden im Kampf obsiegen auch weit, die den Mann als Berather besäßen.
Das ist's auch, warum die Lakonier euch auffordern, den Frieden zu schließen,
Aegina sich ausbedingend, obgleich aus der Insel sie wenig sich machen;
Sie verlangen sie nur aus dem Grunde, damit sie euch den Dichter entwenden;
Doch laßt ihn euch ja nicht nehmen! Er wird in Komödien sagen, was recht ist,
Und wird euch lehren des Guten gar viel, daß recht glückselig ihr werdet,
Nicht schmeichelnd den Bürgern, nicht reichen Gewinn vorspiegelnd, noch schlau sie betrügend,
Nicht täuschend und schwindelnd und lügend, vielmehr sie immer das Beste nur lehrend.

Er ist nicht ein herzloser Spötter, der das Bestehende mit Lust und Schadenfreude durch die Schärfe seines giftigen Spottes zerstört: sein Herz schlägt für das Edle und Gute, und fast rührend läßt er in den Wolken in dem Streit der gerechten und ungerechten Rede jene die gute alte Zeit preisen, in welcher eine strenge Kinderzucht auf reine Sitten und Gottesfurcht der Jugend hielt, Ehrerbietung gegen das Alter und Gehorsam gegen die Eltern lehrte und so auch mannhafte Marathonskämpfer erzog. Hatte er doch, wie bereits angedeutet, schon in seiner ersten Komödie, den Schmausenden, in der Person zweier Jünglinge, eines mäßigen und eines unmäßigen, die sinnlose Verschwendung und Genußsucht, die in Athen eingerissen war, gezüchtigt und das frühere einfache Leben angepriesen. Wenn auch Aristophanes über die Fabeln der Göttergeschichten spottet und die Götter eben keine würdige Rolle in seinen Komödien spielen läßt, so ist ihm deshalb nicht eine wahre Achtung für das Göttliche im Menschen abzusprechen; denn wenn er auch die äußere Form Griechischen Glaubens dem Spotte Preis giebt, so schlägt doch sein Herz für das Rechte und Gute, nicht jene abstracten Begriffe der Sophisten, sondern wie es sich in der Gesinnung und in dem Handeln edler Menschen offenbart. Will er doch, daß seine Athener lieber noch an den alten Zeus glauben, als an den windigen Dinos der Sophisten (Nub. 1473). Wer wie er ein Feind der Gemeinheit in Gesinnung und That ist, mußte auch des Edlen und Tüchtigen Freund sein. Nicht wundern darf es uns, daß seine Scherze oft derb und unzüchtig ausfallen. Theils war es die Manier der

alten Komödie überhaupt, die aus den frechen phallischen Gesängen sich entwickelt hatte, und die frohe Festzeit, in der sie gegeben wurde, entschuldigte, wie bei uns die Faschingszeit, den ausgelassenen Muthwillen, dem sich Dichter und Volk hingaben, um für eine kurze Weile den Ernst des Lebens zu vergessen; theils hatten die Griechen, die der Natur weniger entfremdet waren als wir, andere Begriffe von Decenz und Anstand. — Zu den Vorzügen des Verstandes und des Herzens kam noch als dritter die Phantasie, die Aristophanes eigentlich erst zum Dichter stempelte. Er weiß ganz prosaischen Stoffen durch die poetische Einkleidung den größten Reiz zu geben. Die Fabeln seiner Stücke sind das Genialste, das in dieser Gattung hervorgebracht worden, wahre Schöpfungen des Dichters, nicht Umbildungen von Volks- und Dichtersagen, wie bei den Tragikern, noch Travestien und Parodien von Götter- und Heroenmythen, wie bei den Sicilischen Komikern, noch Copien von Vorfällen des wirklichen Lebens, wie bei den neueren Lustspieldichtern. Immer überrascht er durch Neuheit und Mannichfaltigkeit, wie er selbst von sich rühmt (Nub. 546):

> Niemals führ' ich euch zum Betrug ein Stück zwei- und dreimal vor,
> Sondern stets nur neue Ideen sinn' ich aus und bringe her;
> Eine gleicht der anderen nicht; alle sind geschickt erdacht.

Diese geniale Manier unseres Dichters ist auch von Plato als charakteristischer Zug desselben erkannt worden; denn er läßt ihn treffend in dem Gastmahl des Agathon seine Ansicht über die Liebe in einem Märchen vortragen, das, gleichsam selbst ein kleines Drama, ganz in Aristophanischem Geiste gedichtet erscheint. Die Grazie und Anmuth seiner Sprache und seiner Verse ist von den Alten schon bewundert worden, und bekannt ist das Epigramm, das dem Platon zugeschrieben wird: „Als die Charitinnen ein unvergängliches Heiligthum zu gewinnen suchten, fanden sie die Seele des Aristophanes".

> *αἱ χάριτες τέμενός τι λαβεῖν, ὅπερ οὐχὶ πεσεῖται,*
> *ζητοῦσαι ψυχὴν εὗρον Ἀριστοφάνους*

und geistvoll dichtete Antipatros von Thessalonich:

> Werke von göttlicher Art, Aristophanes' Blätter! Acharnä's
> Epheu schüttelt auf euch säuselnd das grüne Gelock;
> Sieh, wie erfüllet das Blatt vom Bromios; tönend vom Wohlklang
> Jegliches Wort, und von Reiz schreitender Chariten voll!
> Sei mir, muthiger Sänger, gegrüßt, der Hellenischen Sitte
> Maler, der komischen Kunst Meister im Lachen und Spott!

Das Alterthum besaß von Aristophanes 44 Stücke, unter denen vier jedoch (*Ποίησις*, *Ναυαγός*, *Νῆσοι*, *Νίοβος*) für unecht erklärt und dem Archippos beigelegt wurden. Uns sind 11 erhalten, nämlich: Acharner, Ritter, Wolken, Wespen, Friede, Vögel, Lysistrata, Thesmophoriazusen (die Frauen am Fest der Thesmophorien), Frösche, Ekklesiazusen (die Frauen in der Volksversammlung), Plutos.

1) Die Acharner.

Die Acharner (*Ἀχαρνῆς*) sind Ol. 88, 4 = 425 v. Chr. an den Lenäen durch Kallistratos auf die Bühne gebracht worden und erlangten den Sieg über des Kratinos *Χειμαζόμενοι* und des Eupolis *Νουμηνίαι*. — Der Peloponnesische Krieg hatte schon sechs Jahre gewüthet, und obgleich die Athener durch die Einfälle der Lakonier, die ihre Ländereien verwüsteten, und durch die Pest vielfach gelitten hatten, so waren sie doch damals mehr als je geneigt, den Krieg fortzusetzen, besonders die Landbewohner, die hier die derben und kräftigen Acharner repräsentiren, weil ihnen die Lakonier am meisten bei den Einfällen geschadet hatten und sie deshalb nach Vergeltung trachteten. Seit Perikles' Tode hatten die Volksführer aus Ehrgeiz und Gewinnsucht das Volk zur Fortführung des Krieges beredet, indem sie reiche Geldunterstützung vom Perserkönige und Hülfstruppen von den Thrakern in Aussicht stellten. Eine der Veranlassungen des Krieges war der Volksbeschluß der Athener gegen die Megarer gewesen, wonach ihnen die Häfen und Märkte Athens verschlossen sein sollten, weil sie heiliges Grenzland bestellt und entlaufenen Sclaven Zuflucht gewährt hatten. Aristophanes versucht es in dieser Komödie, die Athener zum Frieden zu bewegen. Er räth ihnen, den Megarern, für die sich die Lakonier verwendeten, den freien Verkehr mit Athen wieder zu gestatten, und schildert auf drastische Weise die Leiden des Krieges und das Glück des Friedens, so daß selbst die hartköpfigen Acharner umgestimmt werden.

Es ist Volksversammlung. Amphitheos, der unsterbliche Abkömmling Athenischer Stammeshelden, meldet sich zum Wort als von den Göttern beauftragt, Frieden mit den Lakoniern zu schließen, aber als Gott habe er kein Reisegeld, und die Prytanen wollen ihm keins geben. — Der Herold droht mit der Schaarwache, wenn er nicht das Maul halte. — Dikäopolis, ein ehrlicher Athenischer Ackerbürger, tritt auf und beklagt sich, daß man den abweise, der ihnen den Frieden bringen wolle. — Auch ihm gebietet der Herold Schweigen; er aber will nicht schweigen, bis über den Friedensschluß berathen worden. — Da verkündet der Herold die Ankunft der Gesandten an den Perserkönig. — Sie werden vorgeführt und schildern, was sie bei den Barbaren

ausgerichtet. Sie seien vor zwölf Jahren ausgezogen, ihre Diäten von zwei Drachmen täglich einstreichend, haben sich in ihren Reisewagen, auf weichen Polstern ausgestreckt, gar arg geplagt, haben aus Gläsern und goldenen Pokalen lauteren, süßen Wein trinken müssen und seien endlich nach der Königsstadt gekommen. Der König aber war damals gerade mit Heeresmacht nach den goldenen Bergen zu Stuhl gezogen, wo er acht Monate lang der Leibesöffnung oblag und einen Monat mit dem Schlusse der Sitzung zu thun hatte. Als er darauf wieder heimgekehrt, seien sie zur Audienz vorgelassen worden. Der König habe sie gnädig zur Tafel eingeladen, sie köstlich bewirthet und ihnen zuletzt „des Königs Auge", den Pseudartabas, mitgegeben. — Dieser wird aufgefordert, des Königs Bescheid zu eröffnen. Anscheinend spricht er Persisch, und seine unverständliche Rede übersetzt sofort der Gesandte: „Der König wird uns senden reichlich Gold." — „Nix Gold bekommen, die Saukerls, die Jonier", verbessert ihn Pseudartabas, und er wird mit seinem Gefolge, trotzdem Dikäopolis in ihnen verkleidete Athener entdeckt, zum Rath ins Prytaneion abgeführt. — Dikäopolis ruft in der Zwischenzeit Amphitheos und giebt ihm acht Drachmen. Damit soll er nach Sparta gehen und für ihn, seine Frau und Kinder einen Separatfrieden kaufen. — Jetzt wird Theoros vorgeführt, der zu Sitalkas nach Thrakien geschickt worden war, Hülfstruppen zu holen. Er meldet: vom Schnee aufgehalten, habe er lange bei Sitalkas getrunken und komme jetzt mit dem Versprechen des Königs: er werde ein solches Heer schicken, daß die Athener sagen sollen: es kommt ein Schwarm Heuschrecken. Zur Probe bringt er eine Schaar Odomanten mit, die Streitbarsten aus Thrakien, Bursche, die, wenn sie täglich zwei Drachmen Sold bekommen, ganz Böotien über den Haufen schießen. — Sie werden vorgeführt: ausgemergelte Kerle, die vor Hunger dem Dikäopolis den Knoblauch aus der Tasche stehlen. — Man entläßt sie, und die Versammlung wird aufgehoben.

Amphitheos kommt zurück. Kaum entgangen ist er der Steinigung der Acharnischen[1]) Greise, ehrenfester, eichenklotziger, hagebüchener, harter Marathonskämpfer, welche die verbotene Waare bei ihm gewittert haben. Er bringt drei Proben davon. Zuerst giebt er Dikäopolis einen fünfjährigen Frieden zu kosten. — „Der schmeckt nach Pech und Schiffsausrüstung," meint Dikäopolis. — „So mögest du den zehnjährigen versuchen." — „Der riecht scharf nach diplomatischen Unterhandlungen und Hin-

[1]) Acharnä, der größte Ort unter den Attischen Demen, hatte durch den Einfall des Archidamos ganz besonders zu leiden gehabt (Thuc. II, 19). Kein Wunder, daß gerade die Acharner, über die Lakedämonier ergrimmt, vom Frieden nichts wissen wollten.

halten der Bundesgenossen." — „So koste diesen dreißigjährigen zu Land und Wasser." — „O der duftet köstlich nach Nektar und Ambrosia! Den will ich nehmen und ihn rein austrinken! Hol der Henker die Acharner! Ich bin frei von Krieg und Uebeln jetzt; feiern will ich jetzt auf dem Lande das frohe Bakchosfest!"

Dikäopolis schickt sich an mit den Seinen auf's Land zu gehen. Die Acharner aber, den Amphitheos noch immer verfolgend, sind ihm nachgekommen: „Wir suchen jenen Mann, der her den Frieden hat gebracht. Ihn wollen wir von Land zu Land verfolgen, bis wir ihn finden, um ihn dann nach Herzenslust mit Steinen todt zu werfen." — „Schweigt in Andacht!" gebietet Dikäopolis, der aus dem Hause tritt; „Weib und Kind bringen Dionys das Opfer und Knecht Xanthias stellt den Phallos auf. Hört das lustige Phallosliedchen: Jetzt ist Frieden, jetzt bin ich los der Plackereien und der Schlachten und des Schlachtenmeisters Lamachos, und dem Frieden zu Ehren will ich mir ein Räuschchen trinken und meinen Schild zu Asche brennen." — Auf ihn stürmen die Acharner los: „Du hast das Vaterland verrathen, hast mit Lakonien Frieden geschlossen!" — Dikäopolis will sie belehren, sie wollen ihn nicht hören. Nach langer Unterhandlung, als jener ihren Kohlenkorb, und somit den Haupterwerbszweig der meist vom Kohlenbrennen sich nährenden Acharner, zu vernichten droht, legen sie die Steine weg, und sie kommen überein, daß er den Kopf auf dem Hackeklotz zu ihnen spreche, um gleich zu sterben, wenn er sie nicht überreden könne. — Dikäopolis aber, der seiner bloßen Rednergabe nicht allzuviel zutraut, will sich mit Erlaubniß der Acharner erst einen Mitleid erregenden Anzug besorgen. Er klopft deshalb bei Nachbar Euripides an und bittet ihn um ein jämmerliches Bettlerkleid aus einer seiner Tragödien: „Denn eine lange, rührende Rede soll ich halten, und fällt sie schlecht aus, kostet sie mir den Kopf." — Euripides schlägt ihm eine Auswahl solcher Lumpen vor: vom alten Oeneus, blinden Phönix, bettelhaften Philoktet, und lahmen Bellerophontes. — Kein Lappen ist ihm schlecht genug. — Da läßt Euripides Telephos' Fetzen holen. Die genügen. — „Doch zum Bettelpelz gehört das Filzhütchen auch." — Und ihm gewährt Euripides auch dieses. — „Dann bitt' ich um den Bettelstab." — Auch den giebt gnädig ihm der Dichter. — „Und das Körbchen." — Auch das noch. — „Und das Becherchen, am Rand zerbrochen." — Obgleich unwillig schon, reicht er ihm dennoch dieses auch. — „Und das Töpfchen." — „Du plünderst mir ja meine ganze Tragödie! Doch sollst du's haben." — „Und welkes Grünzeug in das Körbchen." — „Das heißt mir meine Dramen rein ausleeren! Doch nimm's nur hin!" — „Und endlich Eins noch und zwar das Allerwichtigste: Kerbel

von deiner Frau Mutter, der Hökerin.“ — Da duldet der Dichter des Mannes Frechheit nicht länger und schlägt ihm vor der Nase die Thür zu.

So muß denn ohne Kerbel Dikäopolis die Rede halten: „Ich hasse zwar, wie jeder gute Athener, das Lakonervolk und wünsche, daß Poseidon schüttelnd allen die Häuser auf die Köpfe werfe; doch muß ich sagen, was die Wahrheit ist. Berauschte Jünglinge sind einst nach Megara gegangen und haben von da die Buhlerin Simätha weggeführt. Drauf haben die Megarer aus Rache zwei Dirnen der Aspasia gestohlen, und so entstand den Hellenen dieser Krieg dreier Metzen halber. Denn Perikles, der Olympier, blitzt und donnert und setzt ganz Hellas in Bewegung [1]) und decretirt, daß die Megarer fortan nicht weilen sollen weder auf dem Lande noch auf dem Markte, nicht auf dem Meere, noch auf der Feste. Die armen Megarer, die schier verhungerten, baten die Lakonier, sie möchten das Decret aufheben lassen, und oft ward das Athenervolk drum angegangen. Sie wollten nicht; daher der Kriegslärm. Sagt Einer nun: Dies durfte ja nicht sein; so möget ihr bedenken, was geschähe, wenn ein Mann von Sparta nur ein Hündchen an die Seriphier verkaufte. Niemand würde zu Hause bleiben; Himmel und Hölle würdet ihr in Bewegung setzen.“ — Der Chor der Acharner theilt sich in zwei Parteien. Die Einen geben ihm Recht; die Andern rufen Lamachos, den Feldherrn mit dem Blitzesblick und dem Gorgonenhelm, zu Hülfe. Er kommt, und Dikäopolis wagt kein Wort aus Furcht vor seinen Waffen; doch als sie Jener abgelegt, wirft er ihm und seinem Gelichter vor: „Die alten Männer müssen in den Reihen dienen, während ihr Reißaus im Kampfe nehmet, aber stets nach solchen Aemtern haschet, die ein hübsches Geld eintragen.“ — „O Demokratie, ruft Lamachos aus, „ist das wohl auszuhalten!“ — „Gewiß nicht, wenn nicht gut bezahlt wird Lamachos.“ — „Ich will nun einmal ewigen Krieg mit allen Peloponnesiern zu Land und Wasser!“ — „Und ich mit allen Peloponnesiern und Megarern und Böotiern Freihandelschaft!“ Alsobald richtet Dikäopolis den Platz vor seinem Hause zum freien Markte ein, und gleich bringt auch ein Megarer in einem Sacke mystische Schweinchen zum Verkauf. Denn als er ihn öffnet, sind es seine hungrigen Töchterchen, junge Zucht für solche, die der Liebesgöttin opfern. — Ein Sykophant will ihm die Contrebande confisciren, doch läßt ihn Dikäopolis forttreiben und ersteht die Waare. — Ein Böoter bringt allerhand Vögel und Wild und einen Aal vom See Kopais. Dikäo-

---

[1]) v. 531: *Περικλέης οὐλύμπιος ἤστραπτεν, ἐβρόντα, ξυνεκύκα τὴν Ἑλλάδα.* Dieser Vers erlangte im Alterthum eine gewisse Berühmtheit und wird daher mehrfach von den Autoren citirt.

polis kauft auch diese Waare und läßt als Rückfracht in des Böoters Topf den Denuncianten Nikarchos stecken. — Da schickt Lamachos einen Diener und läßt sich für Geld und gute Worte den Aal und einige Krametsvögel ausbitten. — „Daraus wird nichts, und gäb' er seinen Schild mir noch dazu!" — Der Chor preist des Dikäopolis Weisheit und will nun auch nichts mehr vom Kriege wissen.

Ein Herold ruft aus:

„Noch Vätersitte feiert unter Trompetenschall
Das Kannenfest! Wer da zuerst die Kanne leert,
Dem werd' als Preis ein Schlauch gefüllt mit Wein zu Theil."

Und Dikäopolis heißt Burschen und Weiber zum Feste sieden und braten und kochen und Hasen spicken und Kränze winden; er selbst will eigenhändig die Drosseln an die Spieße stecken. — „Ach, seufzt der Chor, wie neid' ich dir den Schmaus, der jetzo deiner wartet!" — Ein ausgeplünderter Bauer kommt und bittet um ein Tröpfchen Frieden. — Umsonst. — Ein Brautführer und eine Brautjungfer treten auf. Jener ersucht Dikäopolis für ein Stück Hochzeitsbraten um einen einzigen Friedensschluck, damit der Bräutigam vom Kriegsdienste frei in Ruhe die junge Frau genieße. — „Für diesen hab' ich nichts, und böt' er tausend Drachmen mir!" — Die Brautjungfer sagt ihm heimlich was ins Ohr. — „O göttlicher Spaß! Es läßt die Braut mich dringend um ein Tröpfchen bitten, daß ihr daheim zum Zeitvertreib ihr Männchen bliebe. Sie ist ein Weib, so soll sie eine Dosis haben!" — Ein Bote ruft den Lamachos ins Feld. Böotische Räuber, heißt es, wollen die Gelegenheit des Festes benutzen. ins Land einzufallen. — Ein anderer Bote bringt Dikäopolis die Einladung des Dionysospriesters, nur schnell zum Bakchosfest zu kommen. — Lamachos rückt traurig aus zum Kampfe, Dikäopolis lustig zum Mahle, und der Chor singt:

„Wie ungleich führt euch Beide der Weg!
Der zecht nun bald mit bekränzetem Haupt;
Du, starrend vor Frost, mußt Nachtdienst thun,
Weil der ausruht mit der lustigen Dirn
Holdseligen Blicks,
Die sanft ihn streichelt und krauet."

In dem Vorderraum des Dionysostempels, nicht weit vom Hause des Lamachos, sitzen die fröhlichen Zecher, unter ihnen Dikäopolis zwischen zwei schönen Mädchen, dem Becher tüchtig zusprechend. — Ein Bote kommt und schreit in Lamachos' Haus hinein:

„Nur schnell!
Warm Wasser, Pflaster, Woll' und Leinwand hergeschafft!
Es kommt der Herr gar übel zugerichtet heim."

Und schon bringt man ihn, von Kopf bis Fuß zerschlagen. Er klagt und jammert, während Dikäopolis seiner spottend mit den Mädchen kost und den Becher leert.

„Tragt gleich zum Wundarzt lieber mich ins Lazareth!"

spricht jammernd Lamachos, und jauchzend sagt Dikäopolis:

„Und mich zu den Richtern des lustigen Spieles traget hin;
Denn wohl verdient mir hab' ich meinen Schlauch mit Wein,
Da ich die Kann' in einem Zug' hab' ausgeleert.
Folgt nach und singt und tanzt dazu: Heil, Heil im Siegerkranze!"

Chor: „Wenn du's erlaubst, wir folgen gern. Heil dir im Siegerkranze!
Wir singen dir und deinem Schlauch: Heil dir im Siegerkranze!"

2) Die Ritter.

Die Ritter (*Ἱππῆς*) sind von Aristophanes selbst auf die Bühne gebracht worden an den Lenäen (Ol. 88, 4 = 424 v. Chr.), und errangen den ersten Preis, während Kratinos mit den *Σάτυροι* den zweiten und Aristomenes mit den *Ὑλοφόροι* den dritten Preis erhielten. Das Stück ist unmittelbar gegen den frechen Demagogen Kleon, den Gerber, gerichtet, dessen Keckheit damals durch den glücklichen Streich gegen Pylos den höchsten Grad erreicht hatte; es geißelt aber auch das Athenische Volk, das sich von seinem schuftigen Leiter nur dadurch befreien kann, daß es einen noch schuftigeren, den Wursthändler Agorakritos, an seine Stelle setzt. Die Ritter, die den Chor bilden, vertreten das bessere Volkselement der begüterten Bürger. Die wirklichen Ritter hatten in einem Processe wegen Bestechung die Verurtheilung des Kleon durchzusetzen gewußt (Ach. v. 6) und sich deshalb seine besondere Feindschaft zugezogen. Aristophanes ließ aber den Kleon nicht unter seinem eigenen Namen, sondern als einen Paphlagonischen d. h. recht frechen und unverschämten Sclaven auftreten. Wenn es nun in den Scholien zu v. 230 ff. heißt, kein Künstler habe es gewagt, Kleons Maske anzufertigen, und kein Schauspieler, die Rolle zu übernehmen, der Dichter habe daher die Rolle selbst mit blos bemaltem Gesichte spielen müssen, so ist diese Angabe offenbar erst aus einem Mißverständniß in Folge allzu wörtlicher

Auffassung der betreffenden Verse entstanden und in den Bereich literargeschichtlicher Märchen zu verweisen. [1])

Das Athenische Volk, personificirt als Meister Demos von der Pnyx, ein grobes Männchen, das gern Bohnen frißt und leicht in Zorn geräth, ein alter, etwas tauber Murrkopf, hat sich einen neuen Sclaven gekauft, einen Gerber aus Paphlagonien, den ärgsten Schelm, der seinen Herrn streichelt, schmeichelt, hätschelt und betrügt und seine Mitsclaven mit Schlägen arg tractirt und ihnen gar den Tod droht, wenn sie ihm nicht auf's Wort gehorchen wollen. Zwei alte Diener des Demos (Nikias und Demosthenes) verschwören sich daher zu seinem Untergange. Sie stehlen ihm, als er weinberauscht schläft und schnarcht, einen alten, heiligen Götterspruch, den er auf das sorgfältigste verwahrt, und erkennen daraus, daß den Gerber nur ein Wursthändler zu stürzen im Stande sei. — Und eben kommt ein solcher, wie von Gott gesandt, auf den Markt. — Sie rufen ihn, verkünden ihm sein Glück, daß er, der heut ein Nichts noch sei, morgen als des glücklichen Athens Gebieter übergroß dastehen werde. — Dieser weiß nicht, wie er zu solcher Ehre kommt: „Ich stamme ja von schlechten Eltern, habe nichts von feiner Bildung an mir und kann auch kaum den eignen Namen kritzeln." — „Ja gerade dieses, meinen Jene, empfiehlt dich zu einem Demagogen. Die Demagogie verlangt keine gebildeten und wackern Männer, sie braucht nur ungelehrte ohne Scheu und Scham." — Sie theilen ihm den Orakelspruch mit und rathen ihm, nur Alles bunt unter einander zu hacken und zu mischen, wie Wurstfleisch, dem Volke süßen Brei vor's Maul zu schmieren, so werde sich das Ding schon machen: „Denn was zu einem Demagogen nöthig ist, das hast du: ein loses Maul, niedrige Herkunft und marktschreierische Manieren. Dir werden gern die Ritter, gute Männer, gegen tausend an der Zahl, die Jenen hassen, und alle anderen wackeren Bürger Beistand leisten. Drum keine Furcht!"

Der Paphlagonier kommt und schilt die Sclaven tüchtig aus. Der Wurstmacher will vor Angst davonlaufen. Da ruft der eine Sclave die Ritter zu Hülfe. Und sie erscheinen und mahnen, auf den Schuft nur wacker loszuschlagen. Der will sich vertheidigen, aber der Wursthändler überschreit ihn, und es folgt ein Wettstreit von Vorwürfen, Schimpfreden und Drohungen zwischen Beiden, die der Chor zu immer neuen Angriffen stachelt. Als der Gerber vergebens den Wurstmann durch Geldanerbietungen

[1]) Wenn es aber in der Hypothesis heißt, die Ritter seien δημοσίᾳ aufgeführt worden, so ist diese Angabe unverständlich. O. Müller meinte, nicht eine einzelne Phyle, sondern der ganze Staat habe die Kosten der Choragie bestritten, aber wie sollte der Staat gerade diesem Stücke gegenüber zu einer so unerhörten Maßnahme gekommen sein?

zum Schweigen zu bringen versucht hat, droht er endlich, sie Alle vor dem Rath zu verklagen. — Die Ritter bewegen den Wursthändler mitzugehen, des Gerbers Reden zu entkräften.

Der Wursthändler kommt aus dem Rathssaal als Sieger. Er schildert, wie der Gerber erst durch lügenhafte Worte sie verleumdet habe, nicht ohne Beifall des hohen Rathes. „Da bin ich selber aufgetreten mit der frohen Nachricht, daß, seitdem der Krieg ist ausgebrochen, ich niemals billigere Sardellen auf dem Markt als heut gesehen habe. Und plötzlich glätteten sich Aller Stirnen, und alle Gunst ward mir nun zugewandt. Kaum merkte das der Paphlagonier, als er, der seine Leute kennet, rief: „„Für solche frohe Botschaft weihe ich hundert Stiere als Dank den Göttern."" — Schnell war die Gunst auf seiner Seite wieder. — Ich trumpfte ihn ab mit zweimal hundert Stieren, und die Gunst war wieder mein. Fort mit Jenem! hieß es, und alle wollten der Sardellen wegen sich entfernen. „„Nur einen Augenblick noch, schrie der Gerber; hört erst der Sparter Herolde des Friedens wegen!"" — „„Was? schrieen sie, Frieden jetzt, nachdem die Sardellen so im Preis gesunken? Nicht brauchen wir den Frieden; laßt den Krieg fortschlendern so!"" — Und alle sprangen über Tisch' und Bänke fort, und ich war unterdeß vorausgelaufen und kaufte um ein paar Kreuzer Zuthat zu den Fischen und machte damit den armen Schluckern ein Geschenk. Da überlobten und überklatschten Alle mich, und so erwarb ich des hohen Rathes Gunst und Dank." — Schon kommt der Gerber wieder voller Zorn und droht, den Wurstmann vor den Demos selbst zu schleppen: „Der soll dich strafen! Da wirst du nimmer mir entgehen; denn des Volkes bin ich gänzlich Meister!" — Er ruft den Demos heraus und klagt, wie er, der ihm doch stets so wohl gethan, jetzt von einem Wurstmanne so arg behandelt werde. — „Auf der Pnyx werde ich eure Sache entscheiden!" erklärt der Demos. — Da jammert der Wurstmann:

„O weh mir Armen! Ach, es ist nun aus mit mir!
In seinem Haus ist unser Alter hochgescheit;
Jedoch, sobald er Platz genommen in der Pnyx,
Sperrt er das Maul auf, wie ein Kind, das Feigen schnappt!"

Aber der Chor redet ihm gut zu und flößt ihm frischen Muth ein.

Die Scene ist jetzt auf der Pnyx, wo der Demos auf einem Steine Platz genommen hat. Der Gerber und der Wursthändler überbieten sich in wechselseitigen Vorwürfen und Schmeicheleien gegen das Volk. — „Demos, spricht der Paphlagonier, du weißt, daß du keinen besseren Freund als mich findest." — „Das Eine sage mir, entgegnet ihm der Wurstmann: da du so viel Leder

verkaufst, hast du je eine Sohle dem Demos zu seinen Filzschuhen geschenkt, du, der du von Lieb' und Liebe schwatzest? Ich dagegen, ich kaufte dies Paar Schuhe da, und ihm zu tragen schenk' ich's. Und diesen sehend ohne Rock, den so bejahrten Mann da, hast je du eines warmen Mantels ihn im strengen Winter gewürdigt? Ich aber, schaue, diesen da verehr' ich ihm!" — „Nein, so was hat Themistokles auch nie herausgeklügelt", gesteht Demos. — „Du sollst es nicht zuvorthun mir im Schmeicheln, sagt der Gerber: ich verehre ihm diesen Ueberrock." — „Hinweg damit! schreit Demos, garstig stinkt er ja nach Leder!" — „Absichtlich hat er ihn dir umgehüllt, daß du im Qualm erstickest. Nimm diese Büchse mit Salbe hier für deine Hühneraugen." — „Ich lese dir die grauen Haare aus und mache so dich jung." — „Von mir empfange den Hasenschwanz, die Aeuglein dir zu wischen." — „Wenn du dich schnäuzest, Demos, wische hier dich an meinem Haupt ab." — „An meinem hier! an meinem hier!" — „Genug! ruft Demos; gleich gieb zurück mir meinen Ring, du Paphlagonier, und du, mein Wurstmann, nimm ihn hier und sei mein Hausverwalter!" — „Noch nicht, fleht der Gerber, ich bitt' um Alles in der Welt, bis du die Orakelsprüche hast von mir gehört." — „Und auch die meinen!" schreit der Wurstmann. — Beide laufen fort und kommen bald mit Orakelsprüchen schwer bepackt wieder. Auch hier trägt der Wursthändler den Sieg davon. — Jetzt soll ein neuer Wettkampf beginnen, wer von Beiden dem Demos die besten Speisen vorsetzen werde, und während sie forteilen, die guten Bissen herbeizuschaffen, singen die Ritter und Demos folgendes Duett:

Ritter. O Demos, du hast fürwahr
Ein herrliches Herrscherloos;
Es fürchtet dich alle Welt,
Als wärst du ein König.
Doch läßt an der Nase du
Dich führen nur allzu leicht
Von Schmeichlern und schuft'gem Volk,
Und Jeden, der zu dir spricht,
Gaffst an du; dein Bischen Witz
Geht ganz auf die Neige.

Demos. Witz habt ihr im Schädel auch
Nicht viel, wenn ihr glaubt, ich sei
Nicht klug, da als Tropf ich mich
Mit Fleiß nur so stelle.
Denn täglich gefüttert sein,
Das thut mir unendlich wohl.
Zu meinem Beamten will

Ich Einen, der stehlen kann;
Denn hat er sich vollgestopft,
Leer press' ich ihn wieder.

Ritter. Das wäre ja klug von dir,
Wenn wirklich du, wie du sagst,
Verstehst dir zu rathen auf
So pfiffige Weise;
Wenn du mit Bedacht sie recht
Fett machst im Gemeindestall,
Daß, wenn du einmal nicht hast
Zu beißen, den Fettesten
Von ihnen du schlachten kannst,
Um ihn zu verspeisen.

Demos. Schaut, ob ich nicht Meister bin,
Sie schlau zu betrügen, die
Sich wähnen so klug zu sein
Und mich zu beschummeln.
Denn thu' ich, als wär' ich blind,
So merk' ich doch jedesmal
Den, der mich betrogen hat;
Dann nöthig' ich auszuspei'n
Durch peinliches Halsgericht
Den Dieb das Verschluckte.

Der Gerber und der Wurstmann kommen wieder und überbieten sich, dem Demos allerlei Leckereien vorzusetzen. Endlich will der Gerber ein Gericht auftischen, das Jener ihm nicht überbieten soll, einen Hasenbraten. Da ruft der Wursthändler: „Gesandte kommen mit Beuteln, vollgespickt mit Geld!" Und während der Gerber gierig nach ihnen sich umschaut, raubt der Wurstmann ihm den Hasenbraten und setzt ihn dem Demos vor. — „Ich hab' ihn mit Mühe erjagt!" klagt der Gerber. — „Und gebraten liefre ich ihn!" spricht der Wurstmann. — „Keiner, als wer vorsetzt, hat den Dank!" entscheidet Demos. — Als letzten Beweis der Volksergebenheit schlägt der Wursthändler noch folgende Probe vor: ein Jeder soll dem Demos seinen Speisekorb vorzeigen. — Demos untersucht des Wurstmanns Korb, und leer wird er befunden; denn Alles hat er für Demos hergegeben. Nun kommt des Gerbers Korb dran.

Demos. Ei, wie so guter Dinge voll!
Welch Ungeheuer von Kuchen er bei Seite schob!
Mir aber gab er ein Schnittchen nur, so winzig klein.

Wursth. Dergleichen wahrlich pflegt' er vormals auch zu thun.
Dir reicht' er wenig nur von dem, was er empfing;
Doch selber tischt' er immer sich das Größte auf.

Demos. Du Schändlicher, stehlend hast du so mich angeführt?
Paphlag. Doch immer stahl ich ja zum Besten nur der Stadt.
Demos. Leg' ungesäumt den Kranz ab, daß ich ihn diesem hier
Auf's Haupt gleich setze!

Doch eher nicht will dies der Gerber thun, bis er erfährt, wer ihn besiegt habe, damit er wisse, ob der Pythische Gott ihm wahr gesagt. Und wie er hört, daß Jener im Schlachthofe mit Schlägen groß gezogen, und in der Kunst des Lugs und Trugs und Meineides unterrichtet worden, daß sein Gewerbe der Wursthandel und neben diesem noch ein schlimmeres sei: da erklärt er sich für überwunden; denn eingetroffen ist der Göttersprach, und den Kranz abgebend, spricht er:

„O Kranz, so lebe wohl mir; ungern trenn' ich mich
Von dir! Dich wird ein Andrer jetzt besitzen, der
An Glück, doch nicht an Schurkerei mich übertrifft!"

Der Gerber wird weggeschleppt, und der Wursthändler begiebt sich mit Demos nach Hause, nachdem er sich ihm als den Marktschreier Agorakritos zu erkennen gegeben hat. — Bald kommt Agorakritos wieder und bringt dem Chor die frohe Nachricht: „Es ist mir gelungen, Demos wieder ganz so jung zu machen, wie er zu Miltiades und Aristides Zeit gewesen." — Und schon tritt der jugendliche Demos auf in der bescheidenen Tracht der guten alten Zeit.

Demos. O theurer Mann du, komm doch her, Agorakritos!
Wie dankbar bin ich, daß du mich wieder jung gekocht.
Agorakr. Ja, wüßtest du, wie jüngst du noch gewesen bist,
Und was du gethan, du hieltest mich wie einen Gott.
Wenn Jemand in der Volksversammlung also sprach:
„O Demos, ich bin dein wahrer Freund und liebe dich,
Für dich nur sorg' ich, schaffe Rath für dich allein",
Dann war er ganz dein Mann und ihm nur folgtest du;
Und doch hat dich betrogen nur der Bösewicht.
Und wenn einmal zwei Redner sprachen, Einer von
Der Schiffsausrüstung, von dem Richtersold des Volks
Der Andre, wolltest du von jenem wissen nicht
Das Geringste, diesem schenktest du allein Gehör.
Demos. Mit Scham gedenk' ich meiner vorigen Albernheit.
Agorakr. Doch war es ja nicht deine Schuld; nicht gräme dich;
Man hat dich rein verführt nur. Jetzo sage mir:
Wenn wieder ein hungriger Advocat zu dir so spricht:
„Ihr bringt euch, Richter, selber um das liebe Brod,
Wenn ihr auf Schuldig nicht in diesem Proceß erkennt",
Was willst du mit solchem Advocaten machen? Sprich!

Demos. Ihn hoch erhebend stürzen vom Felsabhang hinab,
Nachdem ich Hyperbolos ihm an den Hals noch angehängt.
Agorakr. Da sprichst du ganz wie ein wackerer und verständ'ger Mann.
Wie wirst du von jetzt an sonst den Staat verwalten? Sprich!
Demos. Für Flott' und Ruderer werd' ich Sorge tragen, will
Gerecht verfahren bei den Kriegsaushebungen,
Unbärt'gen Laffen nicht gestatten zu reden mehr
In schön gelernten Phrasen über Staat und Volk.
Agorakr. Brav! Dafür mach' ich dir diesen Klappstuhl zum Geschenk,
Den dir ein schöner Knabe stets nachtragen soll,
Und dreißig Friedensjahre schenk' ich dir noch dazu.
Die schönsten Mädchen, die der Paphlagonier
Versteckt dir hat, damit du sie nicht bekommen sollst,
Ich gebe sie dir, und wenn hinaus auf's Land du ziehst,
Nimm nur sie mit dir. Was den Paphlagonier
Betrifft, der soll statt meiner an den Thoren Wurst
Verkaufen, die aus Esels- und Hundefleisch er mischt,
Besoffen herum sich zanken mit lüderlichem Pack
Und Spülig aus den Badewannen trinken.
Demos. Schön!
Und dich, mein Freund, lad' ich in's Prytaneion nun
Zum Sitz, wo Jener saß bisher, der Galgenstrick.
Ihn schleppe man zu seinem neuen Amt hinaus,
Daß ihn die Fremden schauen, die er oft gezwackt!

3) Die Wolken.

Unter allen Komödien des Aristophanes ist keine berühmter als die Wolken (*Νεφέλαι*). Hat sie doch der Dichter selbst für seine gelungenste gehalten, obgleich sie bei ihrer Aufführung an den großen Dionysien (Ol. 89, 1 = 423 v. Chr.) der *Πυτίνη* des Kratinos und dem *Κόννος* des Ameipsias nachgesetzt wurde. Er beschuldigte daher in der Parabase der Wespen (v. 1044 ff.), die er im folgenden Jahre zur Aufführung brachte, die Zuschauer des Stumpfsinnes, daß sie sein feines und geistreiches Stück nicht gebührend zu schätzen gewußt haben. In der Form, in welcher der Dichter das Stück zur Aufführung gebracht hat, ist uns dasselbe aber nicht erhalten. Vielmehr sind die Wolken, die wir haben, als eine unvollendet gebliebene und nicht wieder aufgeführte zweite Bearbeitung zu betrachten. Der Dichter, heißt es in einer uns erhaltenen Inhaltsangabe des Stückes, die entweder selbst aus guter Alexandrinischer Zeit stammt, oder wenigstens gute Quellen aus jener Zeit benutzt hat (Hypoth. VI), hatte die Absicht, das Stück nochmals zur Aufführung zu bringen und zu

diesem Zwecke umzuarbeiten, hat aber diese Absicht aus irgend einem Grunde aufgegeben. Kleinere Aenderungen seien im ganzen Verlaufe des Stückes angebracht, so daß einzelnes gestrichen, anderes eingeschoben, die Reihenfolge der Verse und ihre Vertheilung an die Personen verändert wurde. Aus einer durchgreifenden Ueberarbeitung aber sei die Parabase, ferner die Scene zwischen dem *λόγος δίκαιος* und *ἄδικος*, endlich die Schlußscene, in welcher das Haus des Sokrates verbrannt wird, hervorgegangen. Im Ganzen aber seien unsere jetzigen Wolken von den ursprünglichen nicht verschieden.[1]) Die Richtigkeit dessen, was über die Parabase, sowie die Kampfscene zwischen den beiden *λόγοι* gesagt ist, springt bei einer genaueren Betrachtung dieser Stücke in die Augen. Um so weniger liegt für uns ein Grund vor, die Richtigkeit der übrigen Angaben des Grammatikers zu bezweifeln. Daß es aber in dem uns vorliegenden Stücke auch noch andere Stellen giebt, wie namentlich v. 695—745, welche Spuren der Ueberarbeitung verrathen, oder in denen, richtiger gesagt, eine zweite Fassung neben der ersten sich findet, haben die neueren Erklärer (Fritzsche, Teuffel) gezeigt. Daß Aristophanes sein Stück in dieser unfertigen Gestalt nicht selbst wird veröffentlicht haben, leuchtet ein. Wahrscheinlich ist es aus seinem Nachlasse durch einen seiner Söhne herausgegeben worden. Die ersten Wolken waren aber nicht blos dem Alexandrinischen Zeitalter, sondern wie es scheint, auch noch dem Athenäus und Diogenes Laertius zur Hand.

Der Dichter beabsichtigte durch die Wolken zu zeigen, welch verderblichen Einfluß die Sophisten auf die Gesinnung und die Handlungsweise der Athener übten, da man ihnen nicht mit Unrecht den Verfall der Kinderzucht und die Verwirrung aller religiösen und Rechtsbegriffe zuschreiben konnte. Ueberhaupt war das völlig Unverträgliche dieser modernen, rationalistischen Richtung mit den bisherigen Grundlagen der öffentlichen Ordnung in Staat, Familie, Religion und Sitte dem Scharfsinn des Dichters nicht entgangen, ebensowenig die ernsten Gefahren, die bei dem Umsichgreifen dieser Richtung und ihrem unvermeidlichen Zusammenstoß mit der bisherigen Ordnung der Dinge entstehen mußten. Daß die Sophisten mit ihrer allgemeinen Bildung auch einem an sich berechtigten Bedürfniß der neuen Zeit entgegen kamen, blieb dem

---

[1]) *τοῦτο ταὐτόν ἐστι τῷ προτέρῳ. διεσκεύασται δὲ ἐπὶ μέρους, ὡς ἂν δὴ ἀναδιδάξαι μὲν αὐτὸ τοῦ ποιητοῦ προθυμηθέντος, οὐκέτι δὲ τοῦτο δι᾽ ἥν ποτε αἰτίαν ποιήσαντος. καθόλου μὲν οὖν σχεδὸν παρὰ πᾶν μέρος γεγενημένη διόρθωσις. τὰ μὲν γὰρ περιῄρηται, τὰ δὲ παραπέπλεκται, καὶ ἐν τῇ τάξει καὶ ἐν τῇ τῶν προσώπων διαλλαγῇ μετεσχημάτισται, τὰ δὲ ὁλοσχεροῦς τῆς διασκευῆς τοιαῦτα ὄντα τετύχηκεν. αὐτίκα ἡ παράβασις τοῦ χοροῦ ἤμειπται καὶ ὅπου ὁ δίκαιος λόγος πρὸς τὸν ἄδικον λαλεῖ, καὶ τελευταῖον ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους.*

Dichter freilich verborgen. Als Repräsentant dieser Sophistenclasse galt dem großen Haufen in Athen, der ja mit den eigentlichen Sophisten, die sich ihren Unterricht theuer bezahlen ließen und sich ausschließlich in den vornehmeren Kreisen der Gesellschaft bewegten, nicht in Berührung kam, Sokrates, nicht jener Weiseste der Griechen, wie er den Bessern damals aus dem näheren Umgange mit ihm erschienen ist, und wie wir ihn aus den Schriften seiner Schüler kennen, sondern wie ihn die Leute ansahen, die, wie er selbst in seiner Vertheidigungsrede bei Platon sagt (Apol. 18), schon viele Jahre vor seinem Processe ihn ohne Grund beschuldigt haben, als gäbe es einen Sokrates, einen weisen Mann, der den Dingen am Himmel nachgrüble und auch das Unterirdische Alles erforscht habe, und Unrecht zu Recht mache und nicht einmal an Götter glaube. Dieses Volksvorurtheil gegen Sokrates mußte um so leichter Wurzel fassen und sich fortpflanzen, als er selbst als Gegner der Sophisten sich ihrer eigenen Waffen bediente und in seiner ironischen Weise auf ihre Manieren einging, so daß eine Verwechselung mit ihnen um so eher möglich war. Vergleicht ihn ja Alkibiades bei Platon (Symp. 83) mit jenen Gehäusen von Statuen in den Werkstätten der Künstler, die ordentliche Silenen darstellen; wenn man sie aber öffnet, so sieht man inwendig Bildnisse von weit edleren und vorzüglicheren Gottheiten. Man mußte ihn länger gekannt haben, um das, was hinter seiner äußeren Hülle verborgen lag, zu entdecken. Dazu kam noch seine persönliche Erscheinung: das abgemagerte, silenenähnliche Gesicht mit der aufgestülpten Nase und den hervorstehenden Augen, die dürftige Kleidung, die unbeschuhten Füße, die ihn den eleganten Athenern lächerlich machen und zu einer komischen Volksfigur stempeln mußten. Wenn ihn daher Aristophanes zum Helden seiner Komödie machte, so geschah es nicht aus persönlicher Feindschaft, zu welcher für ihn keine Veranlassung vorlag, und die auch in der Folgezeit nicht eintrat, daher ja Plato in seinem Gastmahl beide freundschaftlich bei Agathon an demselben Tische speisen läßt — sondern weil der Dichter, der für das Volk schrieb, sich auch dem Volksvorurtheile fügte und den als Koryphäen der Sophisten hinstellte, den das Volk dafür hielt, zumal er von dem besseren Streben des Sokrates und dem, was ihn im letzten Grunde von den Sophisten unterschied, damals noch keine Kenntniß hatte. Eine unmittelbare Absicht, ihm zu schaden, hatte er wohl nicht, und eine Verbindung mit des Sokrates späteren Anklägern Anytos und Meletos ist um so unwahrscheinlicher, als die Komödie fast vierundzwanzig Jahre vor dem Proceß geschrieben worden ist. Daß sie aber mittelbar zu seiner Verurtheilung mitgewirkt, indem sie das Vorurtheil gegen ihn bestärkt und ihn gewissermaßen zu einem feststehenden Sophistentypus ausgeprägt hat, läßt sich schwer-

lich leugnen; ja Sokrates selbst deutet es in seiner Vertheidigungsrede an, indem er die Komödienschreiber unter seine älteren und gefährlicheren Feinde zählt (Plat. Ap. 18). Sehr wahrscheinlich ist es, daß eine bessere Kenntniß von dem Wesen des Sokrates, welche dem Dichter in späteren Jahren aufging, ihm die beabsichtigte Ueberarbeitung der Wolken verleidete. Was aber die Athener veranlaßt hat, nicht blos der Flasche des Kratinos, sondern auch dem Konnos des Ameipsias (auch dieses Stück war gegen die Sophisten und das Treiben des Sokrates gerichtet) vor den Wolken dem Vorzug zu geben, ist uns nicht überliefert, und es ist zwecklos, darüber Vermuthungen aufzustellen.

Es ist Nacht. Alles schläft und schnarcht, nur Strepsiades, ein simpler Athenischer Ackerbürger, kann nicht schlafen, weil ihn die Schulden, die ihm der Aufwand seines Sohnes zugezogen, nicht ruhen lassen. Er ruft nach Licht, sieht seine Bücher nach und findet, daß er zwölf Minen dem Pasias für einen Klepper und drei Minen dem Amynias für ein Wagengestell mit Rädern schulde. „So geht es, klagt er, wenn man über seinen Stand heirathet. Ich hab' ein vornehmes, zartes Stadtfräulein aus dem Geschlecht des Megakles zur Frau genommen, und als sie mir einen Sohn geboren hatte, der nach dem Großvater Pheidonides heißen sollte, mußte ich mir gefallen lassen, daß er Pheidippides genannt wurde. Schon in der Wiege wurde ihm vorgesungen: wenn du groß bist, wirst du zu Wagen wie Onkel Megakles fahren, mocht' auch der Vater dagegen sagen: Nein, die Ziegen wirst du weiden im Schafspelz wie dein Vater. Das Söhnchen wird ein Pferdenarr und bringt Papa um Hab und Gut. Ich geplagter Mann weiß nur noch einen Ausweg." — Er weckt den Sohn, der selbst im Schlafe vom Sport phantasirt, und beschwört ihn bei seiner Liebe, ihm nur den einzigen Gefallen noch zu thun: „Hier nebenan im kleinen Häuschen ist die Denkwerkstatt gar weiser Seelen, tüchtiger Grübelköpfe, die herausgebracht haben, daß der Himmel ein Kohlenbeckendeckel sei und wir die Kohlen, und diese lehren für gutes Geld zwei Reden, eine bessere und eine schlechtere; durch letztere, sagen sie, behält das Unrecht Recht; daher geh in ihre Schule, um sie zu lernen, daß dein Papa von den Schulden, die er deinetwegen gemacht hat, nicht einen rothen Heller zu zahlen brauche." — „Um keinen Preis, schreit der Sohn, will ich mit diesen Schuften, diesen Schwätzern, Hungerleidern, Barfüßlern was zu schaffen haben, mit dem armseligen Sokrates, Chärephon und ihrer Klique." — Der Sohn läuft fort, und so muß der Vater, so alt er ist, noch selbst es mit dem Lernen versuchen.

Er pocht an die Thür der Denkanstalt. Ein Schüler erscheint und schilt ihn aus, daß er die Herren in ihren Studien

störe: „So eben hat Sokrates ausgemessen, wie viel Flohfüße der Floh springt“. — Strepsiades staunt. — „Das ist noch gar nichts. Hat nicht Sokrates auch herausgebracht, daß die Mücken mit dem Hintern singen? Und auch den Gang und Kreis des Mondes hätt' er auscalculirt, hätte nicht eine Eidechse vom Dache herab gerade in den Mund des Gaffenden sich übel aufgeführt. Ja mehr noch! Gestern hatten wir zu Abend nichts zu essen. Da macht der Sokrates aus einem Bratspieß einen Cirkel, streut Asche auf den Tisch und zeichnet was, und im Nu hat er aus der Ringschule ein Kleid wegprakticirt.“ — „Was bewundern wir den Thales noch? Mach nur rasch auf! Mich drängt's nach seiner Schule.“ — Der Schüler öffnet. — Staunend sieht der Alte, wie Einige den Blick nach unten senken; ein Anderer streckt den Steiß zum Himmel. — „Jene erforschen das Unterirdische, erklärt ihm der Schüler, dieser treibt Astronomie. Der im Hängekorb oben, das ist er selbst, der Meister Sokrates.“ — Strepsiades ruft ihn und fragt, was er so schwebend treibe. — „Luftwandelnd philosophire ich über die Sonne; denn in luftiger Stellung nur kann über luftige Dinge man denken; die Erde zieht zur Erde stets den Sinn.“ — Strepsiades theilt ihm sein Begehren mit: er schildert seine Noth und bittet ihn, die eine von den beiden Reden ihm einzustudiren, wie man seine Schulden nicht zu bezahlen brauche, und jeden Lohn verspricht er ihm bei den Göttern. — „Die Götter, meint Sokrates, die gelten nichts bei uns. Die wahren Götter will ich dir jetzt zeigen.“ — Und auf seinen Ruf erscheinen die ewigen, schimmernden Wolken in Mädchengestalt zum Staunen und Schrecken des zitternden Greises. — „Dies sind, belehrt ihn Sokrates, die wahren Götter jetzt:

Denn wisse bei'm Zeus, daß sie es sind, die die meisten Sophisten ernähren,
Wahrsager, Quacksalber und Stutzer dazu, mit Ringen und zierlichen Locken,
Tonkünstlergenies in Zukunftsmusik, windbeutelnde Spaßphilosophen,
Kurz all das faule Gesindel, das stets in Worten und Versen sie preiset.

— — — — — — — —

Sie werden zu Allem, was ihnen beliebt. Drum, wenn sie einen erblicken
Mit struppigem Haar und verwildertem Bart, wie den Sohn dort des Xenophantes,
So gleichen sie ganz Kentauren, zum Spott sein tolles Gebaren nachäffend.
Wenn Simon sie schau'n, der die Kassen bestiehlt, so werden sie plötzlich zu Wölfen,

Und als sie gestern Kleonymos sah'n, der im Kampf seines Schilds sich entäußert,
Den feigen Gesellen, so wurden sogleich sie in furchtsame Hirsche verwandelt,
Und weil sie den Kleisthenes eben erblickt, so zeigen sie jetzt sich als Weiber."

Der Chor begrüßt den Alten und versichert Sokrates seiner Huld:

„Und du, spitzfindigsten Unsinns Prophet, sag an, was von uns du begehrest.
Denn außer dir schenken wir Niemand Gehör von all den Sternguckersophisten,
Als Prodikos noch, der gar weise sich dünkt und voll hohen Verstandes. Dir aber
Weil so stramm in den Straßen einher du stolzirst und die Augen verdrehest und barfuß
Viel Ungemach duldest und uns zu lieb in ernste Falten die Stirn legst."

Sokrates erklärt hierauf seinem Schüler, wie diese allein die Götter sind, während alles Andere Unsinn sei: „Nicht Zeus regnet, sondern sie; nicht Zeus donnert, sondern die Wolken, wenn sie mit Wasser erfüllt gegen einander rennen und berstend zerkrachen; sie aber treibt Dinos, der Umschwung; daher herrscht nicht Zeus im Himmel, sondern Dinos. Und Aberglauben ist's, daß Zeus mit seinem Blitzstrahle Meineidige treffe. Warum zerschmettert er die Schufte Simon und Kleonymos und Theoros nicht, obgleich sie hundertmal falsch geschworen? Vielmehr die eigenen Tempel trifft er und Sunion und die hohen Eichen, die doch wahrlich keinen falschen Eid geleistet! Der Blitz ist nur ein trockener Wind, in Wolken eingeschlossen; wenn er sie urplötzlich durchbricht, entzündet er sich durch die brausende Gewalt von selbst. Drum darfst du nicht an andere Götter glauben, als an die drei, die wir verehren: das Chaos, die Wolken und die Zunge." — Strepsiades verspricht von nun an keinen anderen Göttern mehr zu opfern, und dankbar fragt der Chor: was sie für ihn wohl thun könnten? — „Nichts Anderes, sagt er, als zu machen, daß ich unter den Hellenen auf hundert Stadien im Umkreis der beste Redner werde. Gern will ich Schläge und Hunger, Durst und Frost und Hitze ertragen, ja mir selbst das Fell abziehen lassen, werde ich nur von Schulden frei." — Der Chor lobt seinen guten Willen und verspricht ihm ein glückliches Loos und einen himmelhohen Ruhm unter den Menschen. Nun soll Sokrates nur getrost seinen Unterricht beginnen. — Der erkundigt sich zuvörderst nach seines Schülers Fähigkeiten: ob er ein gutes Gedächtniß habe. — „Ein treffliches, wenn Jemand mir was schuldet; doch sehr ver-

geßlich bin ich, wenn ich selber schuldig bin." — Ob er auch ein natürliches Rednertalent besitze. — „Kein Rednertalent, aber ein Leugnertalent." — „Wie würdest du nun lernen können?" — „Nur unbesorgt; das wird sich Alles machen." — „Wenn ich dir irgend ein schweres Problem über Himmlisches gäbe, würdest du es wohl aufschnappen können?" — „Wie? soll ich denn auf Hundeart die Weisheit fressen?" — „Der Dummkopf! Schwerlich wird es wohl ohne Schläge abgehen. Wohlan: was würdest du machen, wenn einer dich schlüge?" — „Mich schlagen lassen, Zeugen nehmen und ihn dann verklagen." — „Nun gut, so tritt denn in das Heiligthum; doch zuvor leg' erst dein Oberkleid ab, denn nur so steht der Eintritt frei. Dafür wirst du auch bald ein zweiter Chärephon werden."

Nach einiger Zeit kommt Sokrates wieder und beklagt sich über seines Schülers Ungelehrigkeit; doch ruft er ihn heraus und nimmt mit ihm noch einige metrische und grammatische Studien vor und heißt ihn endlich sich auf den Studirstuhl setzen und selbst philosophiren. — Er thut's. — Sokrates fragt ihn, was er denke. — „Ob die Wanzen aus dem Studirstuhl noch etwas von mir werden übrig lassen." — „Daraus mußt du dir nichts machen, willst du den Trug- und Diebessinn so recht aus dir entwickeln. Nur immer weiter nachgedacht!" — „Jetzt habe ich einen Kniff heraus, wie ich die Leute um ihre Zinsen prelle. Ich kaufe mir eine thessalische Hexe; die muß des Nachts den Mond wegstehlen, und wenn der Mond nicht mehr scheint, wie kann da Jemand wissen, daß der Monat um ist, und Zinsen von mir fordern?" — „Nicht übel! Nun beantworte mir folgende Frage: Wenn das Gericht dich zu einer Buße von fünf Talenten verurtheilt, wie willst du dann den Urtheilsspruch vernichten? — „Nichts leichter! Ich kaufe mir ein Brennglas, und wenn der Secretär das Decret ausfertigt, stelle ich mich hinter ihn, der Sonne gegenüber, und verbrenne die ganze Schmiererei." — „Sehr klug! Wie aber willst du dich aus der Gefahr erretten, wenn Gegner dir einen Proceß auf den Hals werfen, den du aus Mangel an Zeugen verlieren mußt?" — „Ich laufe vor dem Termin davon und hänge mich; denn mit Todten führt kein Mensch Proceß." — „Du bist ein Narr, und einen solchen will ich nicht länger mehr unterrichten." — Strepsiades jammert und bittet den Chor um Rath. Der heißt ihn seinen Sohn, wenn er einen habe, in die Schule schicken. — „Ja, einen Sohn habe ich wohl, fein und edler Art; doch will er mir nicht lernen. Indessen will ich hingehen, und wenn er nicht gehorcht, so bleibt mir nichts übrig, als daß ich ihn aus dem Hause jage."

Strepsiades kommt mit dem Sohne wieder. Er hat ihn durch das Versprechen, daß er ganz neue Dinge hören solle, und

durch die Mahnung an seine väterliche Zärtlichkeit zum Gehorsam endlich doch bewogen und stellt ihn dem Sokrates vor als einen talentvollen Jüngling, der als Kind schon Schiffchen und lederne Wägelchen und Frösche aus Granatapfelschalen gemacht habe. „Den sollst du nun die beiden Reden, die gerechte und ungerechte, auf jeden Fall die letztere wenigstens, lehren." — „Selbst lerne er sie, von beiden Reden selbst belehrt!" — Und alsbald treten die gerechte und ungerechte Rede als Vertreter der widerstreitenden Principien der alten und neuen Zeit in einer ihrem Wesen entsprechenden Ausstattung auf. Sie fahren schmähend auf einander los, bis der Chor sie trennt:

„Jetzt ruhet vom Streit und schmähendem Zank!
Auf! zeiget vielmehr,
Du, was du vordem in der Schule gelehrt;
Du, der neueren Zeit
Unterweisung, daß er, wenn er beide gehört,
Die eine von euch sich erwähle."

Die gerechte Rede macht den Anfang:

„In der vorigen Zeit, als man mich noch geehrt und Bescheidenheit wurde geachtet,
Da forderte man, daß der Stadt Nachwuchs auf der Straße hübsch artig zur Schule
Hinginge mit andren, in leichtem Kostüm, und schneit' es in dichtesten Flocken.
Auf Anstand hielt man und reines Gemüth und Maß und bescheidene Sitten.
Statt modischen Klimperns erlerneten sie die kräftigen Lieder der Vorzeit
Und Sittsamkeit und edele Scham statt Frechheit und groben Benehmens.
So ist Marathonisches Männergeschlecht aus unsrer Erziehung erwachsen.
Drum, Jüngling, wohlan denn, wähle getrost mich stärkeren Sprecher des Rechtes.
Dann lernst du hassen den Markt und dich der weichlichen Bäder enthalten,
Du lernest dich schämen unsittlichen Thuns, und des Spottes dich kräftig erwehren,
Und vom Sitz voll Ehrfurcht aufzusteh'n, wenn ältere Männer herannah'n,
Und nicht an den eigenen Eltern dich je zu versündigen, sondern durchaus nichts
Schandbares zu thun, was der göttlichen Scham hochheiliges Bild dir entweihet:

Nicht zu stürmen hinein in der Buhlerin Haus; vor Flecken
den Ruf zu bewahren;
Dem Vater das Wort zu bestreiten in nichts, noch ihn tapprigen
Alten zu nennen;
Noch undankbar gegen den zu sein, der einst dich sorgsam
erzogen.
Dann, blühend im Glanz der Gesundheit, wirst du gerne be-
suchen den Ringplatz,
Nicht schwatzen, noch abgedroschenen Witz auskramen auf wim-
melndem Markte,
Noch herum dich balgen um winz'gen Proceß vor Gericht, wie
die heutige Jugend.
Nein, lenkend den Schritt zu der Akademie, lustwandelst du
unter dem Oelhain,
Um die Scheitel den Kranz hellgrünenden Rohrs, mit den
biederen Jugendgenossen,
Nach Taxus duftend und Müßiggang und blätterverstreuender
Pappel,
Der Frühlingspracht dich freuend, wann hold mit dem Platanos
flüstert der Ulmbaum.
Wenn dieses du thust, was ich jetzt dir gesagt,
Und du darauf ganz hinrichtest den Sinn:
Dann hast du stets eine kräftige Brust,
Frisch blühende Farb' und die Schulter gewölbt,
Bescheidenen Mund
Und Lenden und Waden gefüllet.
Wenn du's aber treibst wie die jetzige Welt,
Dann bekommst du zuerst ein bleiches Gesicht,
Dann die Schultern gedrückt und schmächtig die Brust,
Einen großen Mund mit frechem Geschwätz
Und kraftlos Lenden und Waden.
Und beschwatzt sie dich erst, daß du Alles für schön,
Was häßlich ist, hältst, und für häßlich, was schön:
Dann versinkest du bald in Lüderlichkeit
Wie Antimachos, andern zum Ekel."

Die ungerechte Rede ergreift jetzt das Wort:

„Ja wahrlich, längst schon preßte mir's das Herz ab, sehn-
lichst wünscht' ich,
Dir Alles, was du vorgebracht, haarscharf zu widerlegen.
Du hältst für tadelnswerth, vorm Volk zu reden, ich für
nützlich.
Spricht Nestor bei Homer nicht vor dem Volk, und andre
Weise?

Dann sagst du, Sittsamkeit sei gut. Das Gegentheil, mein Lieber!
Denn sieh nur, ach wie manche Lust die Sittsamkeit vergiftet:
Wie Weiber, Würfel, Zechgelag' und fröhliche Vereine.
Was hat das Leben noch für Reiz, nimmt man uns alles dieses?
Wenn dich die Leidenschaft einmal zu einem Exceß verleitet:
Verloren bist du, wenn du nicht verstehst dich auszureden.
Folg' mir: genieß' und spring' und lach' und halte nichts für schändlich.
Wirst du vom Mann beim Ehebruch ertappt, behaupte dreist nur:
Nichts Böses sei's; auch Zeus sei ja den Weibern gut gewesen;
Wie könntest du, ein Sterblicher, wohl besser als der Gott sein?"

Ger. Rede. Ja, einen Erzschweinigel wird alsdann mich alles heißen.
Ung. Rede. Was thut das? Sage mir: was sind die meisten Advocaten?
Ger. Rede. Schweinigel sind sie sicherlich!
Ung. Rede. Ja wohl! Und die Poeten?
Ger. Rede. Nicht minder!
Ung. Rede. Und die Demagogen?
Ger. Rede. Ebenso!
Ung. Rede. Und schaue dir das Publicum
Hier im Theater an und sag',
Von welcher Art die Meisten sind.
Ger. Rede. Schweinigel seh' ich der Mehrzahl nach.
Ich bin besiegt, ihr Lüderjans,
Drum will ich zu euch mich jetzt halten!

Nach kurzer Zeit hat Pheidippides ausstudirt. Der Vater ist entzückt: „Aus deinem blassen Gesicht strahlt mir der echte Attische Blick entgegen. Nun, rette mich, wie du mich früher zu Grunde gerichtet!" — Und der Sohn lehrt ihn, mit welchen Kniffen er die Gläubiger um ihre Forderung prellen soll. — Und jubelnd singt der Alte: „O ich Glücklicher, wie klug ich war! und welchen Sohn hab' ich erzogen! Doch geh hinein und labe dich am Mahle."

Die Gläubiger kommen. Strepsiades weist den Pasias ab: „Ich habe bei den Göttern geschworen, dir zu zahlen. An die

glaube ich nicht mehr, und da es sich findet, daß du nicht einmal die neue Grammatik verstehst, so sollst du auch nicht einen Deut bekommen." — Amynias, der ähnlich behandelt wird, verlangt wenigstens die Zinsen. — „Wie kannst du vom Gelde verlangen, was selbst das Meer nicht kann? So viel auch Ströme in dasselbe einfließen, wird es doch nicht größer; und Kapital soll durch die Zinsen anwachsen können? Gleich packt euch hier vom Hause weg!" So weist er seine Mahner ab und geht ins Haus.

Bald jedoch kommt er jammernd wieder, vom Sohne verfolgt: „Geschlagen hat mich mein eigener Sohn und behauptet noch sein Recht und will mir's beweisen durch die bessere und schlechtere Rede!" Er erzählt dem Chore, wie der Streit entstanden: „Beim Mahl habe ich den Sohn gebeten, er solle mir ein Lied von Simonides singen oder was von Aeschylos declamiren. Der hat nun gegen das Singen beim Mahle sich überhaupt erklärt und dann furchtbar auf diese würdigen Männer geschimpft: es sei nur altes dummes Zeug, was sie geschrieben, Aeschylos obenein voll Schwulst und Bombast. Wie sehr mir dies auch weh gethan, hieß ich ihn doch was von den neuen Sachen singen. Und er gab mir dann ein Stückchen von Euripides zum Besten, worin der Bruder seiner eignen Schwester Gewalt anthut. Das bringt mich auf; es kommt zum Wortgezänk; drauf springt das saubre Söhnchen auf und ertheilt mir eine gehörige Tracht Schläge." — „Mit Recht, meint Pheidippides; denn warum lobst du den Euripides nicht? Ist er nicht der Weiseste?" — „Ja doch!" sagt der Vater; denn von neuem droht der Sohn. — „Jetzt, fährt dieser fort, bin ich ein ganz andrer Mensch, als wie ich noch mit Pferden umging: da konnte ich nicht drei Worte hintereinander sprechen; jetzt kann ich feine Reden halten und zeigen, wie man mit Recht die Väter schlägt. Hast du mich nicht als Kindlein auch geschlagen?" — „Ja wohl, doch in bester Absicht und aus zärtlichem Wohlwollen." — „Ist das Schlagen zärtliches Wohlwollen, wie sollte es da nicht erlaubt sein, dem Vater auch auf solche Art Wohlwollen und Liebe zu erweisen? Du wendest ein: ein unverständig Kind bedarf der Schläge. Ist nicht ein Greis ein zwiefach Kind und verdient die Schläge um so mehr, je weniger ihm zu fehlen ziemet?" — „Doch nirgends ist es so Gesetz, daß Kinder Väter schlagen." — „Wer solch Gesetz gegeben, war ja auch ein Mensch; drum steht auch mir nicht minder frei, ein neu Gesetz zu geben, daß Kinder ihre Väter schlagen dürfen. Sieht man es täglich nicht bei Hähnen und bei andern Thieren? Was unterscheidet uns von ihnen, als daß sie keine Volksbeschlüsse schreiben?" — „So magst du denn auch wie der Hahn dein Futter aus dem Miste klauben und auf einer Stange schlafen." — „Das ist etwas andres, mein Bester, und jedenfalls wider Sokrates'

Grundsätze." — „Hat der Vater das Recht, den Sohn zu schlagen, so hat es der Sohn auch wieder gegen seine Kinder." — „Wenn ich nun aber keine Kinder kriege? Ich hätte alsdann umsonst geheult; du lachtest dich zu Tode! Doch magst du dich nur trösten: nicht der Vater blos, die Mutter auch soll ihre Schläge haben!" — „Das geht zu weit! In die Hölle mit solchem Sohn und dem ganzen Philosophengesindel! Durch euch, ihr Wolken, habe ich solches nun erlebt!" — „Nein, sagt der Chor, du selbst bist schuld, da solchen schlimmen Dingen du dich zugewandt. Wir verleiten immer so den Mann, der Schurkereien sich ergiebt, daß, ins Unglück gerathend, er dann die Götter fürchten lerne." — „O weh! schlimm ist das, ihr Wolken, doch gerecht. Nicht durfte ich meine Schulden abzuzahlen mich weigern. Nun aber will ich an jenen Schuften Rache üben. Welch ein Thor war ich doch, daß ich die Götter um den Sokrates verwarf!" — An eine Hermessäule tritt er, Rath vom Gott erflehend; und dieser räth ihm, gleich der Schwätzer Wohnung anzuzünden. So läßt er denn eine Leiter bringen und eine Fackel, und steckt die Denkwerkstatt in Brand. — Sokrates und Chärephon stürzen wehklagend heraus. — Strepsiades aber ruft seinem Diener zu:

„Frisch drauf und wirf und schlag' sie todt! Sie haben viel,
Am meisten aber gegen die Götter gesündiget!"

4. Die Wespen.

Die Wespen (*Σφῆκες*) ließ Aristophanes durch Philonides an den Lenäen (Ol. 89, 2 = 422 v. Chr.) auf die Bühne bringen. Das Stück erhielt nach der in der Hypothesis erhaltenen didaskalischen Notiz den zweiten Preis; den ersten Philonides mit dem *Προάγων* und den dritten Leukon mit den *Πρέσβεις*.[1]) Der Dichter geißelt in dieser Komödie die Sucht der Athener, als Heliasten oder Geschworene in den Gerichten zu fungiren. Aus der Gesammtzahl der Bürger wurden nämlich jährlich 6000 durch die neun Archonten gewählt, die, nach Sectionen an die verschiedenen Gerichtsstätten vertheilt, ihre Stimmen über die Schuld oder Unschuld der Angeklagten abzugeben hatten. Dafür erhielten sie von den Kolakreten oder Zahlmeistern seit Perikles nach jeder Sitzung einen Sold, der wahrscheinlich durch Kleon von einem auf drei Obolen (ungefähr 35 Pfennige), *τριώβολον ἡλιαστικόν*, erhöht worden war. Daher heißt auch der Held unserer Komödie

[1]) *ἐδιδάχθη ἐπὶ ἄρχοντος Ἀμεινίου διὰ Φιλωνίδου. δεύτερος ἦν. εἰς Λήναια. καὶ ἐνίκα πρῶτος Φιλωνίδης Προάγωνι, Λεύκων Πρέσβεσι τρίτος.* Nach einer wahrscheinlichen Vermuthung von F. Leo im Rh. Mus. 1878. S. 404 ist aber zu lesen: *ἐδιδάχθη — Φιλωνίδου εἰς Λήναια· καὶ ἐνίκα πρῶτος· δεύτερος ἦν Φιλωνίδης Προάγωνι, Λεύκων Πρέσβεσι τρίτος.*

Philokleon, Kleonsfreund, und sein Sohn Bdelykleon, Kleonsfeind.

Der alte Philokleon leidet an der Richterwuth, einer ganz absonderlichen Krankheit. Er stöhnt, wenn er nicht auf die erste Bank zu sitzen kommt; kein Schlaf erquickt ihn; schon nach Mitternacht eilt er zur Sitzung; und wenn er ja die Augen schließt vor Müdigkeit, so träumt er von Processen nur. Vom Stimmsteinhalten sind ihm fast die drei Finger zusammengewachsen. Als einmal der Hahn zu spät ihn weckte, da beschuldigte er ihn gleich, bestochen sei er von den Angeklagten, die gewiß ihm Geld gesteckt. — Vergebens hat sein Sohn Bdelykleon versucht, durch gute Worte, dann durch Waschungen und Zaubermittel und zuletzt durch ärztliche Behandlung ihn von dieser Krankheit zu befreien. Da nichts geholfen, sieht er sich endlich genöthigt, den Greis mit Gewalt im Hause festzuhalten. Zwei Diener müssen die Thür bewachen, und um das ganze Haus zieht sich ein Fangnetz. Umsonst versucht der Greis durch List und Gewalt zu entfliehen. Da naht, ihn zur Sitzung abzuholen, der Chor der Heliasten, seiner Amtsgenossen, als Wespen. Denn früher brauchten sie ihren Stachel wacker gegen das Barbarenvolk; jetzt aber sind sie noch ganz wie Wespen, ganz so reizbar und so zornig und so grämlich, und in Schwärmen sammeln sie sich, die Einen um den Archonten, die Andern um die Elfer: Diese richten im Odeion, Jene an den Mauern dort. Und sie lassen ihren Stachel Jeden fühlen, der sich nahet, schaffen so sich Unterhalt. Aber, ach! auch Drohnen giebt es unter ihnen, welche mühelos stets ihnen vor dem Mund wegschnappen, was sie eingebracht. — Philokleon ruft sie heran und klagt ihnen seine Noth. Sie rathen ihm das Netz zu durchnagen, werfen ihm einen Strick zu, und schon läßt er sich vom Fenster herab, als Bdelykleon mit seinen Knechten kommt. Er läßt den Vater wieder zurück ins Haus ziehen. Die Wespen drohen mit Klagen über tyrannische Gewalt. Der Sohn giebt nicht nach. Endlich kommen sie überein, daß ein Redekampf zwischen Vater und Sohn die Sache entscheiden solle. — Philokleon beginnt:

„Ich beweise, daß unser Geschworenenamt der Würde des Königes gleichet.
Wer ist so beglückt und gesegnet an Heil, als wir, die Richter des Volkes?
Wer lebt so bequem und gefürchtet zugleich, als wir, trotzdem wir betagt sind?
Uns huldigt und schmeichelt ein Jeder, uns wird die Hand zum Gruße gedrücket;
Uns flehet man an um Gnad' und Gunst, wenn wir uns zur Sitzung begeben.

Drin sitz' ich und thue das Mindeste nicht und höre die wechselndsten Reden:
Der klaget und jammert, der Ander' erzählt ein Märchen, ein Späßchen der Dritte;
Der jaget nach Witz, daß ich lache darob, und in Heiterkeit löst sich der Unmuth.
Dann kommen auch rührende Scenen mir vor: die Söhnchen und Töchterchen werden
Herbeigeführt, sie heulen und schrei'n, und es flehet für sie um Erbarmen
Der Vater als himmlischen Gott mich an, von der Anklag' ihn zu erlösen.

— — — — — — — —

Wenn Rath und Volk in Verlegenheit sind, ein wichtiges Ding zu entscheiden:
So bringt man's vor uns, und der Mächtigste selbst wirbt schmeichelnd um unsere Gunst dann.
Ein Kleon drücket uns freundlich die Hand, wehrt ab uns sorgsam die Fliegen,
Und Theoros fasset die Bürst' und putzt dienstfertig rein uns die Schuhe.
Was aber noch süßer als Alles gesammt, das ist die Löhnung des Richters.
Wenn nach Haus' ich kehre, den Sold in der Tasch', empfängt der herzlichste Gruß mich.
Das Töchterchen kommt, wischt ab mir den Staub und neigt sich vorn über und küßt mich,
Liebkosend: Papa! und züngelt dabei, mir heraus den Triobolos angelnd.
Auch das Weibchen kommt hold schmeichelnd heran und bringt einen prächtigen Kuchen,
Und setzet sodann sich freundlich zu mir und nöthiget: „Iß doch von diesem!
O koste doch dies!" Ja solches erfreut; denn nicht ja brauch' ich zu warten,
Bis dir und dem brummenden Koch es beliebt, mir vorzusetzen das Frühstück.
Und endlich verdank' ich dies Fläschchen mit Wein dem wohlverdieneten Solde,
Den schützenden Schild, den Tröster in Noth, wenn du nicht zum Trunke mir einschenkst.
Kurz, kaum giebt unsere Würde was nach Kronions gewaltiger Herrschaft."

Bdelykleon hält seine Gegenrede:

„Nun höre mich an, herzliebster Papa! Fürwahr kein leichtes Geschäft ist's,
Und verlangt viel Geist, zu heilen der Stadt tief eingewurzelte Krankheit.
Bei eurer erträumeten Freiheit seid ihr doch nichts anders als Knechte.
Euch ködert das schöne Geschwätz und täuscht die Schlauheit der Lenker des Staates.
Die Gesammteinkünfte betragen uns leicht zweitausend Talente des Jahres;
Von diesem Ertrag macht eure Gebühr nur hundertundfünfzig Talente.
Wo kommen die anderen Gelder nun hin? Die schlucken die ehrlichen Leute,
Die selbst du gewählt, dir Herrscher zu sein, für die Sache des Volkes zu kämpfen.
Sie streichen ansehnliche Summen sich ein, die sie drohend den Städten erpressen,
Und von Bundesgenossen empfangen sie noch zum Geschenk die köstlichsten Gaben.
Euch werfen sie hin den Abfall blos und behalten sich selber das Beste.
Einträgliche Aemter bekleiden sie selbst und ihre Schmarotzer, indessen
Du, wenn man die drei Obolen dir reicht, dich begnügest, und dennoch bist du es,
Der Alles erwirbt in Krieg und Kampf zur See und zu Lande mit Mühsal.
Und kommst du einmal zur Sitzung zu spät, so mußt du gefallen dir lassen,
Daß ein bartloser Laffe den Lohn dir entzieht, indessen er selber die Drachme,
Die als Anwaltsgeld er bekommt, einzieht, und käm' er selber als Letzter.
Sie wollen in Armuth halten das Volk, daß sie um so besser es lenken.
Läg' ihnen im Ernste der Bürger Gedeih'n am Herzen, so giebt es ja tausend
Von Städten, die jetzt uns bringen Tribut; wenn zur Pflicht man jeder es machte,
Nur zwanzig der Bürger zu nähren, so ist gleich zwanzigtausend geholfen.
Die lebten in Hüll' und Fülle sodann zum Lohn Marathonischer Großthat.

Wenn aber einmal in Noth sie sind, so versprechen sie goldene Berge;
Doch kommt es zum Geben, erhält der Mann fünf lumpige Scheffel Getreide,
Und die auch kaum, wie neulich, als sie ausschlossen als Fremde so Viele."

Der Wespenchor erkennt unbedenklich Bdelykleon den Sieg zu, und dieser verspricht dem Vater das bequemste Leben, wenn er sein Richteramt aufgeben wolle. — Die Wespen reden ihm zu:

„Gehorch', gehorch' dem Worte, sei nicht unbedacht!
O wär' auch mir ein Anverwandter oder Freund
Beschieden, der mir solchen Rath ertheilete!"

Der Greis vermag sich jedoch nicht vom liebgewonnenen Geschäfte zu trennen: — „Wohlan denn, sagt der Sohn, weil dies dir Freude macht, so sprich den Hausgenossen Recht; da hast du's ganz bequem, brauchst nicht zu hungern, wenn ein langer Proceß verhandelt wird, und den Sold will ich dir selber zahlen." — „Fürwahr, so wird der Götterspruch erfüllt, daß alle Athener einst Recht sprechen werden, Jeglicher vor seiner Thür." — „An keiner Bequemlichkeit zur Nothdurft soll's dir fehlen. Ein Feuer ist bereit, dich dran zu wärmen, und selbst ein Hahn, zu wecken dich, wenn über eines Vertheidigers Rede du eingeschlafen bist." — Damit ist der Alte ganz zufrieden, und gleich will er sein Amt beginnen. Der Sohn soll einen Schuldigen vorführen. Dieser überlegt, wer vom Gesinde wohl gefehlt habe. Die Magd hat neulich einen Topf anbrennen lassen; die will er holen. — „Halt! ruft der Vater, noch fehlt ja die Gerichtsschranke!" — und alsbald eilt er ins Haus, das Erforderliche zu holen. Da stürzt Xanthias, der Knecht, herbei und wünscht den Hund zum Henker, der soeben aus der Küche einen frischen Käse weggemaust hat. — „Das trifft sich ja ganz gut, meint Bdelykleon; man führe her den Hund, und Xanthias sei Kläger!" — „Der andre Hund will selbst der Kläger sein, wenn die Sache anhängig gemacht wird." — „Nun gut; so sollen Beide vor Gericht erscheinen!" — Man bringt Schreibtafeln und Griffel. Als Gerichtsschranke bringt Philokleon den Verschlag aus dem Schweinestalle herbeigeschleppt, als Stimmurne soll das Weinkännchen und als Wasseruhr das Nachtgeschirr dienen. Auch an Myrrhen und Weihrauch zu den Götterspenden fehlt es nicht. Und Schweigen gebietet Bdelykleon, und mit Gebet beginnt die Handlung, deren Anfang Philokleon kaum abwarten kann. — Das Gericht wird eröffnet. Bdelykleon liest die Klage vor: „Der Hund aus Kydathenä (Kleon) verklagt den Hund Labes (Laches), sich unrechtmäßig einen Sicilischen Käse

angeeignet und allein verzehrt zu haben. Strafe: um den Hals ein Feigenholz." — „Zum Tode mit dem Hunde, wenn er als schuldig befunden wird!" schreit Philokleon. — Der Verklagte tritt auf. — „Der Schurke! Mit seinem Spitzbubengesicht und seinem Zähnefletschen glaubt er den Richter einzuschüchtern! Auch der Kläger erscheine!" — „Wau, wau!" kommt der andere Hund. — Xanthias dringt auf des Verbrechers Verurtheilung; doch Bdelykleon verlangt, daß man erst den Verklagten höre. — Die Zeugen werden vorgefordert: die Schüssel, die Mörserkeule, die Käseschabe, der Bratrost, der Topf und anderes Küchengeräth. — Bdelykleon nimmt für den Angeklagten das Wort; denn dem Hunde geschah, was einst in gleichem Falle Thukydides passirte: er hat plötzlich die Maulsperre bekommen: „Schwer ist es, einen angeklagten Hund zu vertheidigen; doch will ich es versuchen. Er ist ein gutes Thier, das die Wölfe scheucht, der Schafe Heerden hütet und vor Dieben stets das Haus beschützt. Hat er was entwendet, verzeih' ihm; er ist ja eben nur ein dummer Köter. Sieh, auch die Zeugen sprechen für ihn. O Guter, sei mitleidig gegen den armen Tropf! Er muß mit schlechtem Abfall sich begnügen, und nie an einem Ort auch rastet er, indeß dem andern, als Haushund, mancher gute Bissen zufällt, und wer ihm nichts geben will, den beißt er gar." — „Was zum Henker ist mir denn passirt? Ich werde weich! Ein Unglück droht mir; denn mein Herz wird umgelenkt." — „O laß dich erbitten, Vater, schenk' ihm Mitleid, mache ihn nicht unglücklich! Sieh', es nahen seine Jungen, und knurrend und winselnd flehen sie um Gnade für den Vater!" — „Herunter! schreit Philokleon; nichts von Gnade!" — Doch Bdelykleon läßt ihn die Stimmsteine verwechseln, und wider Willen spricht der Alte den Schuldigen frei:

„Noch nie ist mir's passirt, daß Einen vor Gericht
Ich hätte losgesprochen. Was erleb' ich noch!
O all' ihr Götter, groß und hehr, verzeiht es mir;
Ungern gescheh'n ist's, gegen meine Natur und Art."

Ihn tröstet der Sohn:

„Nicht gräme dich, mein Vater, nichts soll fehlen dir.
Dich nehm' ich mit zu Schmaus und Fest und Zechgelag,
So daß in Lust du verbringest deine Lebenszeit."

Und bald auch schmückt er ihn mit modischer Kleidung, prägt ihm ein, wie er in feiner Gesellschaft von Männern von Geist und Bildung sich benehmen müsse, und nimmt ihn zum Schmause mit.

Aus einem grämlichen Altathener in einen flotten Jungathener umgewandelt, kommt Philokleon vollgetrunken, eine schöne Flötenspielerin am Arm, heim vom Schmaus, prügelt die Dienerschaft,

und schlägt einer Brotfrau ihre Waare aus dem Korb. Die will ihn verklagen, sie ruft Kläger und Zeugen; aber durch Schnurren und Possen macht der Alte die Sache noch schlimmer, bis endlich der Sohn ihn mit Gewalt in's Haus schleppt. — „Wie neid' ich, singt der Chor, um dies glückliche Loos den Greis! Wie großes Lob verdient der Sohn, der gegen seinen Vater also handelt!" — Der Alte kommt wieder heraus und führt zum Schluß zur Belustigung des Publicums mit den drei Krabben, den Zwergsöhnen des Dichters Karkinos, einen burlesken tragischen Tanz auf.

A. W. v. Schlegel hat die Wespen als das schwächste Stück des Aristophanes bezeichnet. In Wahrheit aber bleibt es an komischer Kraft und Reichthum drolliger Erfindung hinter keinem der übrigen zurück. Der Redekampf zwischen Vater und Sohn erinnert unwillkürlich an die Reden der beiden *λόγοι* in den Wolken. In gewisser Hinsicht bilden aber die Wespen ein Gegenstück zu den Wolken. Dort ist es der verderbliche Einfluß, welchen die neumodischen Sophisten auf die Athenische Jugend ausüben, der uns vorgeführt wird. Hier wird eine Thorheit der alten Athener gegeißelt, über welche die jungen bereits hinaus waren. Allerdings stehen die letzten Scenen der Wespen mit der eigentlichen Handlung des Stückes in sehr lockerem Zusammenhang, und der Tanz des Alten am Schluß erscheint als ein vollständiges *πάρεργον*, rein auf die Lachlust der Zuschauer berechnet. Eine derartige Freiheit liegt aber im Wesen der alten Komödie. Daß aber Bdelykleon, nachdem es ihm gelungen ist, seinen Vater von seiner bisherigen Thorheit zu heilen, nun selbst unter den nicht vorausgesehenen Folgen seiner Handlungsweise zu leiden hat, indem der Alte, ganz außer Rand und Band gekommen, ihn in die ärgerlichsten Fatalitäten verwickelt, ist nicht minder komisch, als wenn Strepsiades, nachdem er endlich am Ziel seiner Wünsche angekommen ist und aus seinem Sohn einen frechen Rabulisten gemacht hat, zum Schluß von seinem eigenen Sohne Prügel bekommt. Merkwürdig ist noch der Umstand, daß v. 1326 eine Parodie von Euripides Troad. v. 308 enthalten ist, welches Stück doch erst sieben Jahre später als die Wespen zur Aufführung gekommen ist. Es erscheint daher die Annahme gerechtfertigt, daß uns die Wespen gleichsam in einer Ausgabe aus zweiter Hand des Dichters erhalten sind.[1]) Bekanntlich hat Racine die Idee zu seinen Plaideurs aus den Wespen des Aristophanes genommen und mehrere Motive und Scherze des Griechischen Dichters für sein Lustspiel verwerthet.

---

[1]) Vgl. J. Stanger über Umarbeitung einiger Aristophanischer Komödien, Leipzig 1870, S. 48 ff.

5. Der Frieden.

Der Frieden (*Εἰρήνη*) ist an den großen Dionysien (Ol. 89, 3 =421) aufgeführt worden und erlangte den zweiten Preis, während Eupolis mit den *Κόλακες* den ersten, Leukon mit den *Φράτορες* den dritten erhielt. — Die Athener hatten mehrere glückliche Erfolge im Kriege, besonders die Einnahme von Pylos, übermüthiger als je gemacht, und das Glück verleitete sie zu dem Glauben, daß ihnen nun Alles gelingen müsse (Thucyd. IV, 65). Die Friedensunterhandlungen mit Sparta zerschlugen sich. Doch konnte der minder Leichtsinnige leicht das Ungewitter bemerken, das von mehreren Seiten drohend aufstieg. Die Böotischen Städte verbanden sich gegen das herrschsüchtige Athen, und die Athener erlitten bei Delion einen empfindlichen Verlust. Der tapfere und edle Spartanische Feldherr Brasidas gewann in Makedonien das wichtige Amphipolis. Die Spartaner boten den Frieden an, und es wurde vorläufig ein Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, 423. Zwei Tage nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes fiel Skione von den Athenern ab und trat zu Brasidas über. Dieser weigerte sich, die Stadt zurückzugeben, und nahm auch Mende in den Spartanischen Bund auf. Hierauf erschien eine Athenische Flotte unter Nikias und Nikostratos. Mende wurde wieder eingenommen und Skione eingeschlossen. Nach Ablauf des Waffenstillstandes, im Frühjahre 422, begab sich Kleon mit 30 Schiffen nach Makedonien, kämpfte mit abwechselndem Glücke, und im September desselben Jahres kam es bei Amphipolis zur entscheidenden Schlacht. Der Stolz der Athener ward durch eine große Niederlage gedemüthigt. Kleon war im Kampfe geblieben, aber auch die Spartaner hatten durch Brasidas' Tod einen empfindlichen Verlust erlitten. Neue Hoffnungen belebten die Friedlichgesinnten: „Wohl könnt' es jetzt wieder gut werden" (Pac. 286), und diese Stimmung benutzte Aristophanes, den Athenern durch diese Komödie den Rest der Kriegslust zu benehmen und sie zum dauernden Frieden geneigt zu machen. Es kam auch in der That wenige Wochen nach der Aufführung des Stückes, im April 421, der sogenannte Frieden des Nikias zu Stande, der jedoch nicht jeden Keim der Zwietracht zu ersticken vermochte, so daß zu befürchten war, daß der Krieg bald um so heftiger wieder entbrennen würde.

Trygäos, ein Attischer Weinbauer, hat sich einen Käfer, ein wahres Ungethüm von einem Thiere, eingefangen und läßt ihn von zwei Dienern mit Klößen von Mist und Unrath füttern. Denn auf ihm will er in den Himmel fliegen, den Zeus zu fragen, warum er durch solchen Krieg die Städte der Hellenen verheere. Und schon besteigt der Mann sein Flügelthier und

erhebt sich in die Luft zum Staunen seiner Diener und zum Jammer seines Töchterchens. — Er kommt an Zeus' Palastesthor, das ihm Hermes verwundert öffnet. Nach Zeus verlangt er; doch er hört, wie dieser mit allen Göttern unter des Himmels höchste Wölbung weggezogen sei, den Griechen zürnend, deren Zwist und Kämpfe er nicht länger anzuschauen Willens sei: „Den Krieg hat er im Haus zurückgelassen, daß er mit euch nach Willkür schalte. Denn oft schon wollten die Götter Frieden stiften; doch waren die Lakonier grad' im Vortheil, schrieeen sie: die Athenerlein sollen uns büßen! und waren die Athener Sieger und kamen die Lakonier, um Frieden bittend, hieß es: nein, wir wollen nicht! Drum hat der Krieg die Friedensgöttin in jenes tiefes Loch versenkt und mächtige Steine darüber hingewälzt, daß Niemand ihrer habhaft werde. Und einen übergroßen Mörser auch hat er herbeigeschafft, die Städe gänzlich zu zermalmen."

Und es naht auch schon der furchtbare Kriegsgott mit dem Mörser, schreiend: „Ihr überunglückseligen Menschenkinder, wie werden wieder euch die Kinnbacken schmerzen!" Prasiä (Lauchstädt) und Megara wirft er hinein, und reibt sie zu Brei, als Käse schabt er Sikelien dazu und gießt auch Honig drauf aus Attika, dies Alles zu einem Mörsergerichte zu zerstampfen. Doch fehlt die Mörserkeule. Da ruft er seinen Diener Kydoimos (Schlachtgetümmel), schilt den Trägen und heißt ihn gleich die Mörserkeule bringen. — „Die ist beim Umzug gestern verloren worden." — „So sollst du aus Athen gleich eine andere holen!" — „Die Mörserkeule dort, der Lederhändler, der ganz Hellas in Aufruhr brachte, ist nicht mehr!" — „So magst du eine andere aus Lakedämon holen!" — „Auch ihre Mörserkeule ging zu Grunde zugleich mit jener dort in Thracien." — „So trage das Geräth nur fort! Ich werde hineingehen, selbst eine neue anzufertigen."

Trygäos jauchzt vor Freude: „Jetzt, ihr Männer von Hellas, benutzt die schöne Zeit, euch frei zu machen von Schlachten und von Plackereien! Die Allen theure Friedensgöttin zieht heraus, eh' eine andre Mörserkeule es wieder hindert!" — Und er ruft allerlei Volk herbei: Landleute, Händler, Bauleute, Handarbeiter, Metöken, Fremde, so wie Inselbewohner, schnell mit Spaten, Hebestangen, und Stricken herbeizukommen: „Denn der guten Göttin können jetzt wir wieder habhaft werden." — Und seinem Ruf gehorsam naht der Chor mit Jubel. — „Wollt ihr still sein, daß ihr nicht durch euer Freudengeschrei den Krieg von Neuem wecket!" — Umsonst. — „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht den Kerberos dort unten, den Kleon, wieder aufschreit!" — Aber sie können ihre Freude nicht mäßigen: sie tanzen, sie singen, sie lachen:

„Lustig bin ich,
Mehr als legt' ich ab das Alter, jetzt da ich entrann dem Schild!"

Tryg. „Noch nicht, bis wir Jen' erst haben, ja dann möget ihr euch freun,
Ja dann jauchzet, ja dann lachet;
Denn erlaubt ist dann euch Alles:
Schifft und rastet, herzt und schlafet,
Schaut der großen Spiele Feier,
Schmaust und zechet
Kottabitisch, Sybaritisch,
Ruft juchhe, juchhe mit Lust!"

Jetzt wollen sie das Werk beginnen. Da tritt Hermes dazwischen: „Den Tod hat Zeus dem angedroht, der aus dem Grabe die Friedensgöttin holt!" — Trygäos fleht, er mög' ein Auge zudrücken, sie nicht verrathen, sondern ihnen helfend beistehen; dafür auch sollen Opfer ihm und Feste werden. — Vergebens. — Da reicht der Mann ihm eine goldne Schale, und dem Golde widersteht selbst ein Gott nicht. — Den Göttern spendend und unter guten Wünschen beginnen sie das Werk. Sie ziehen; doch nicht Alle gleich. Die Böoter und Argiver zeigen sich lässig, die Lakonen jedoch mannhaft und brav; die Megarer, vor Hunger ganz entkräftet, leisten wenig; das Beste thun die Landleute. — Endlich ist sie oben, die Friedensgöttin, und mit ihr kommen zu Tage Opora, die Fruchtspenderin, und Theoria, die die Festesfreude bringt. — Und freudig empfängt sie der Chor:

„Sei gegrüßt uns, Liebste, die du uns ersehnt gekommen bist!
Nach dir trugen wir Verlangen, daß du nahtest unsrer Flur;
Denn du brachtest, o Erwünschte, stets uns reichlichen Gewinn.
Du allein meinst gut es mit den armen Landbebauenden.
Hast du einst doch viel gebracht uns, was uns süß und theuer war;
Uns, dem Landvolk, fülltest du die Scheuern, schufest Glück und Heil!
Sieh, wie dir die junge Rebe,
Wie die Feige dir im Garten,
Alle Frucht, so viel da reifet,
Wieder dir entgegenlacht frohen Gruß!
Aber, Hermes, sag', warum so lang' von Hellas fern sie war."

Sie belehret der Gott:

„Pheidias begann den Frevel, als es übel ihm erging.
Perikles, der gleiches Schicksal ahnte, steckt' in Brand die Stadt.
Eh' er selbst was Böses litte, warf er durch den Megarischen
Volksbeschluß den kleinen Funken hin, der angefacht des Kriegs

Flamme hat, daß bald vom Rauche übergingen fern und nah
Thränend allen Hellenen die Augen, und die Friedensgöttin wich.
Oft zwar wollte sie wiederkehren, sehnend sich nach diesem Land,
Doch des Volkes Führer scheuchten immer sie von Neuem fort;
Denn sie füllten ihre Beutel, während das Land verödete."

Die Göttin läßt sich hierauf durch Hermes nach dem Neuesten in Athen erkundigen: wer ihr dort freundlich gesinnt sei und entschieden sich den Kämpfen widersetzt habe? — „Kleonymos, ein tapferer Mann, nur daß er stets im Felde die Waffen wegwirft." — Wer den größten Einfluß jetzt auf das Volk übe? — „Hyperbolos, der Lampenfabrikant." — Unwillig schüttelt sie das Haupt. — „O schüttle nicht! Im Dunkeln tappten früher wir; jetzt werden wir bei Licht berathen." — Was Sophokles, der Dichter, mache? — „Aus Sophokles ist ein Simonides geworden. Wie der, würd' er des Geldes wegen als Greis noch selbst auf einem Strohhalm über das Meer sich wagen." — Was Meister Kratinos? — „Der starb aus Herzeleid, als bei einem Tumult der Feind ein Faß mit Wein zerschmettert hatte." — „Wohlan, Trygäos, befiehlt der Gott, nimm Opora hier zur Braut und zeuge mit ihr im Weinberg viele Traubenzucht, und ohne Verzug nimm auch Theoria und führe sie zum Rathe, dessen einst sie war." — Und froh will jetzt Trygäos wieder in die Heimath und sucht den Käfer. Doch dieser hat sich unterdessen zu Zeus begeben, um, an seinen Wagen angespannt, des Gottes Blitz zu tragen, und mästet sich an Ganymed's Ambrosia.

So bringt denn die Friedensgöttin den Mann zur Erde nieder. Er kommt heim, vom weiten Wege lendenlahm, und übergiebt Opora einem Diener, sie als seine Braut ins Haus zu führen: „Denn solches Glück hab' ich mir durch den Käferritt um Hellas' Rettung wohl verdient." — Theoria überbringt er dem Rathe: „Mit ihr kehrt wieder ein die Freude; Kampfspiele werdet wieder froh ihr feiern." — Und gern empfängt sie der Prytane, und der Chor preiset den Mann, der allen Menschen ein Retter geworden; ihn wollen sie stets als Ersten nach den Göttern ehren.

Das Friedensopfer wird bereitet. Trygäos fleht:

„O selige Göttin, o Königin du,
Die den Frieden du schaffst,
Du Herrin der Ehen, du Herrin des Chors,
Nimm gnädig jetzt an unser Opfer!"

Der Diener fügt hinzu:

„Mach's nicht wie ein kokettirendes Weib,
Die, öffnend die Thür, am Eingang steht,
Und gucket hervor.

Wenn Jemand auf sie dann richtet den Blick,
Gleich flieht sie zurück;
Doch geht er hinweg, guckt wieder sie vor.
O thu' an uns nicht dergleichen!"
Trygäos. „Nein, zeige vielmehr dich in voller Gestalt,
Als edles Gebild, uns Liebenden nun,
Die dreizehn Jahr schon schmachten nach dir.
O löse die Kämpf' und den wilden Tumult;
Kampflöserin sei du genannt uns!
Heiß' schweigen, die uns mit schimmerndem Witz
Und schönem Gerede beschwatzen, und fest
Mit der Freundschaft Kitt
Wie im Anfang wieder vereine das Volk
Der Hellenen, und sanft eindringend wie Thau
Ström' über das Herz jetzt mildes Verzeih'n,
Und auf unseren Markt schütt' allerlei Gut
Uns reichlich herab, als Knoblauch zumeist,
Dann Aepfel, Granaten, frühzeitige Feigen,
Aus Böotien fettes Geflügel und Fisch
Und Körbe Kopaischer Aale.
Glorreiche Göttin, dies verleih' uns Flehenden!"

Der Opferduft hat den hungrigen Seher Hierokles herbeigelockt. Er kommt, sich seinen Theil zu holen; doch wie er hört, daß es ein Friedensopfer sei, verkündet er den Willen der zürnenden Götter:

„Nicht eh'r endet der Streit, bis der Wolf dem Schaf sich vermählet!"

Doch läßt sich Trygäos hierdurch nicht irre machen. Er bleibt dem Frieden treu und als der Seher trotz seines entgegengesetzten Standpunktes seinen Antheil am Schmause verlangt, so erwidert ihm Trygäos parodirend:

„Nicht eh'r kriegst du vom Mahl, bis der Wolf dem Schaf sich vermählet!"

und wie Jener mit Gewalt seinen Theil sich nehmen will, treiben sie den lästigen Gesellen mit Schlägen fort. — Indem kommt ein Sensenschmied und dankt Trygäos, daß ihm durch ihn wieder Arbeit und Verdienst geworden, und bringt ihm eine Hochzeitsgabe. Dafür wird er zum Hochzeitsschmaus geladen. — Nach ihm erscheinen Helmbuschmacher, Panzerhändler, Trompetenverfertiger, Helmschmiede, Lanzenschäfter, klagend, daß es um sie geschehen sei: „Was fangen wir nunmehr mit unsern Waaren an?" — In nützliches Geräth für Haus und Feld heißt sie Trygäos dieselben umwandeln. — Lamachos' Sohn kommt als Hochzeits-

gast, Kriegsverse aus Homeros declamirend. Ihm entgegnet Trygäos mit homerischen Versen von Schmaus und Mahl. — Auch des Kleonymos Sohn kommt und recitirt aus Archilochos, wie einst mit dem Schild der Saier Einer sich schmückte, den im Gesträuche zurück, selber nicht wollend, er ließ. — „Sag mir, mein Schwänzchen, singst du dies vom eigenen Vater?“ — „Doch mein Leben erhielt ich.“ — „Und nanntest die Schande der Eltern. Nun laß uns nur hineingehen. Was du vom Schilde sangst, vergißt du niemals, eines solchen Vaters Sohn.“ — Er wendet sich an den Chor:

„Auf! die vordem ihr hungrig wart, greift muthig an die Hasen!
Haut tapfer mit den Zähnen drein; dazu sind sie geschaffen!
Bedenkt, man stößt nicht jeden Tag
Auf leck're Kuchen, welche frank und frei wie heut herumgehn.“

Da wird die Braut gebracht. Der Chor wendet sich im Gebet zu den Göttern:

Reichthum zu verleihn dem Hellenischen Volk,
Und die Gerste zu segnen auf jeglichem Feld,
Und den Wein zum Gelag' und die Feigen zum Schmaus,
Und die Weiber mit fröhlicher Kinderschaar,
Zu ersetzen das Gut, das genommen der Krieg,
Daß es wieder sich sammle wie früher zu Hauf',
Und das blitzende Eisen zu hemmen.

Jetzt beginnt der Hochzeitszug, an der Spitze der glückselige Trygäos mit seiner Braut. Es folgt der Chor, der einen kecken Hymenäos anstimmt und zum Schluß die Anwesenden auffordert, zum Schmaus des Hochzeitskuchens sich anzuschließen.

Aus den Didaskalien, welche den Alexandrinischen Grammatikern vorlagen, ergab sich, daß Aristophanes zweimal eine *Εἰρήνη* betitelte Komödie zur Aufführung gebracht hatte. Da es aber Eratosthenes als unbekannt erklärte, ob es sich um eine zweimalige Aufführung desselben Stückes, oder um die Aufführung eines Stückes handle, das nicht mehr erhalten sei, so geht daraus hervor, daß ihm selbst das Drama nur in einer und zwar seiner gegenwärtigen Gestalt vorgelegen hat. Der Pergamenische Grammatiker Krates hatte dagegen bestimmt von einer *ἑτέρα Εἰρήνη* gesprochen, woraus freilich nicht folgt, daß er auch wirklich beide Stücke habe vergleichen können. Thatsache ist, daß sich mehrere Citate aus dem Frieden erhalten haben, die sich in unserem Stücke nicht finden. Auch hat man angenommen, daß dasselbe eine Ueberarbeitung eines bereits im Jahre 422 unter dem Titel *Γεωργοί* zur Aufführung gebrachten Stückes sei.

6) Die Vögel.

Die Vögel (Ὄρνιθες) sind an den Dionysien (Ol. 91, 2 = März 414) durch Kallistratos auf die Bühne gebracht worden und erhielten den zweiten Preis, die *Κωμασταί* des Ameipsias den ersten, der *Μονότροπος* des Phrynichos den dritten. — Durch Alkibiades' Einfluß war in demselben Jahre der Zug nach Sicilien unternommen worden. Schon hatte er Katana eingenommen, und auch Messana hätte sich ihm ergeben müssen, wenn er nicht durch das Salaminische Schiff nach Athen gerufen worden wäre, sich wegen der Mysterienverletzung in seinem eigenen Hause zu vertheidigen. Er entfloh nach Thurii, von da nach Elis und dann nach Sparta. Alkibiades hatte den leichtsinnigen Athenern die Eroberung Siciliens als den Anfang einer Weltherrschaft auszumalen gewußt. Von Sicilien aus sollte Italien und Karthago unterworfen werden, und mit so verstärkter Macht mußte ihnen ganz Griechenland als unbeschränkten Gebietern gehorchen; das Volk würde im Ueberflusse ohne Mühen und Arbeit, in großen Ideen schwelgend, von dem Tribute der unterworfenen Völker leben. Diesem phantastischen Traumgebilde des Demos hielt Aristophanes spottend sein noch viel phantastischeres Luftgebilde eines mächtigen Vogelstaates entgegen, dem Götter und Menschen huldigen, und dessen windiger Gründer sich in der Person der Basileia mit der unumschränkten Herrschermacht vermählt. Unstreitig ist dies die geistreichste Komödie, worin des Dichters Laune in treffender Persiflage und witziger Ironie wie in keiner anderen überströmt. Auch übertrifft sie die übrigen an sorgfältiger Behandlung der dramatischen Oekonomie. Ueber ihre eigentliche Tendenz gehen aber die Ansichten der Erklärer merkwürdig weit auseinander.

Zwei Athenische Spießbürger, Euelpides und Peisthetäros,[1]) verlassen ihr Vaterland mit Korb und Topf und anderem Kochgeräth, um einen Ort zu suchen, wo es keine Processe giebt und man in Ruhe leben kann. Zu Tereus, dem Wiedehopf, einst der Thraker König, dann wegen seiner Frevelthat in einen Vogel umgewandelt, geht ihre Reise, um ihn zu fragen, ob er irgendwo auf seinen Flügen eine solche Stadt gesehen. Geführt von Dohle und Krähe kommen sie endlich nach vielen Mühen an. — Strandläufer, Wiedehopfs Bedienter, empfängt sie. — „Hurtig, deinen Herrn ruf' her zu uns!" — „Er schläft jetzt gerade, nachdem er sein Mahl von Myrtenbeeren und einigen Mücken verzehrt hat." — „Gleichwohl mußt du ihn aus dem

---

[1]) Der Name *Πεισθέταιρος* ist höchst merkwürdig und eigentlich gegen die Analogie gebildet. Man hat *Πειθέταιρος* oder *Πεισέταιρος* vermuthet.

Schlummer wecken." — „Zwar weiß ich, daß es ihn verdrießlich macht; doch euch zu Gefallen wecke ich ihn." — Wiedehopf erscheint und hört ihr Begehren: „Auch du warst einstens ja ein Mensch wie wir; auch du ja hattest Schulden einst wie wir, und zahltest sie gewiß nicht gern zurück wie wir; drum sage uns: hast du auf deinen Reisen eine Stadt erschaut, wo man recht warm in der Wolle sitzen kann; wo schon am frühen Morgen der Nachbar an die Thür pocht und zum Schmause ladet; wo der Vater mit einem Processe droht, wenn man sein schönes Kind nicht geküßt hat?" — Wiedehopf schlägt ihnen einige Städte vor; doch sie finden keine so ganz nach ihrem Geschmacke. — „Wie ist denn das Leben unter den Vögeln?" fragt endlich Euelpides. — „Passabel, meint Wiedehopf, man braucht da nie bei Geld zu sein und pflückt doch aus den Gärten sich die schönsten Früchte." — Da kommt dem Peisthetäros plötzlich ein großer Gedanke in den Kopf: „Es ließe sich wohl gar ein mächtiges Reich aus euch, den Vögeln, machen. Nur müßtet ihr das flatterhafte Wesen lassen und eine Stadt in hohen Lüften gründen. Dann seid ihr der Menschen Herren, und die Götter zwinget ihr durch Hunger. Denn zwischen Erde und Himmel ist die Luft; wenn nun die Sterblichen den Göttern opfern, und die Götter nicht den Durchgangszoll den Vögeln zahlen, so lasset ihr der Schenkel Opferduft nicht durch." — Dem Wiedehopf gefällt des Fremden Plan ausnehmend, und auf Peisthetäros' Rath lockt er das ganze Volk der Vögel zusammen: „Jo, jo, heran, heran, ihr, meine Mitbefiederten! die im reichbehalmten Saatgefild ihr weidet, und die ihr Samen pickt, ihr schnellen Schaaren anmuthvoller Sänger! Kommt, so viel ihr in den Gärten durch des Epheu Gerank naschet und im Gebirg umher in Busch und Wald! Die ihr im Sumpf tiefer Bergesschluchten nach Stechfliegen schnappet, liebend der Niederung feuchten Grund, und was auf wogendem Schwalle des Meeres schwärmet, eilet heran, zu vernehmen das Neue, das hier ein Greis, seltsam an Rath, uns vorschlägt. Her denn, eilet, ihr Alle, eilet, torotoro, torotorotix, kikkabau, torotorolililix!"

Wie mit Piepen und Geschnatter Alles durch einander rennt! Und sie schauen voll Erstaunen die beiden Menschen unter sich. Scharfe Blicke auf sie gerichtet, sperren sie die Schnäbel auf. — „Zwei geehrte Greise kamen her, zu gründen der Vögel Glück," belehrt sie Wiedehopf. — Doch sie schreien: „Verrath! Verrath! Durch Betrug gelockt, sind wir jenem heillosesten Geschlechte, uns immer feindlich gesinnt, überliefert. Aber zerfleischt von Kralle und Schnabel sollen sie büßen ihre Schuld. Auf! rüstet euch jetzt zum vertilgenden Kampf! Auf sie losgestürmt! Nicht entgehen sie dem Loos, unseren Schnabel zu mästen. Denn nicht Waldesdunkel wird sie bergen, noch Gewölk der Luft, nicht des

grauen Meeres Tiefe; nimmer können sie uns entfliehen!" — Die Armen sind in größter Angst; als Waffe haben sie nur Topf und Bratspieß. — Und schon ertönt der Ruf:

„Frisch drauf los, ihr Vögel, zupfet, rupfet, kratzet, picket sie;
Nicht verschont sie, die uns mehr anfeinden als der Wölfe Brut!"

Doch Wiedehopf ermahnt sie:

„Höret erst die Fremden; Gutes lernt man von den Feinden auch;
Feinde lehrten Städt' ummauern, lange Kriegsfahrzeuge bau'n,
Und so Kindern, Haus und Habe schaffen einen sichern Schutz."

Der Chor giebt endlich nach und heißt die Fremden sagen, was sie im Sinn haben; ist's was Gutes, sollen sie das Glück mit ihnen theilen. Waffenstillstand wird gewährt. Und einen Kranz verlangt Peisthetäros; denn ein wichtiges Wort habe er zu künden:

„Mich schmerzt der Geflügelten jetziges Loos, da einst ihr die Herrscher gewesen
Von Allem, was ist, von uns Beiden zuerst und dann vom mächtigen Zeus selbst.
Denn älter noch seid ihr, als Kronos und Erd' und das graue Geschlecht der Titanen.
Schopflerche, versichert der Fabler Aesop, sei das älteste Wesen gewesen.
Als nämlich ihr Vater verschied, da war noch nicht die Erde vorhanden;
Sie begrub ihn daher in den eigenen Schopf, woraus denn deutlich zu schließen,
Daß älter als Erd' und Göttergeschlecht ihr seid; und ist dies der Fall nun,
So gebühret mit Recht den Vögeln allein, zu sein die Gebieter des Weltalls.
Von euerer Macht ist Zeuge der Hahn, der einst die Perser beherrschte;
Und seinem Befehle gehorchen anjetzt noch die Menschen in jeglichem Lande.
Denn kräht er am dämmernden Morgen sein Lied, so springen sogleich aus den Betten
Die Schmiede, die Töpfer, die Schuster, und wer von seinen zwei Händen sich nähret.
Und der Kuckuck herrscht im Aegypterland und bei dem Phönizier-volke;
Denn schreit er kuckuck, so gehen auf's Feld sie und schneiden die Gerst' und den Weizen.
Auf der Könige Scepter befindet sich stets ein Vogel als Zeichen der Herrschaft,

Und ein Adler ziert Zeus' Haupt und Apoll's der Habicht,
Athenens die Eule.
So wurden vor Alters die Vögel geehrt; doch in Netzen fängt
man die Armen
Anjetzt und in Schlingen, in Sprenkeln, im Garn, mit Fallen
und Dohnen und Ruthen,
Und sie werden verkauft und gebraten und dann mit Sauce
verspeiset und Zuthat."

Es jammert der Chor, daß der Väter Feigheit solche Würde verscherzt habe, und begrüßt den Retter, der von Neuem ihr Glück zu gründen gekommen:

„Auf, lehre du selbst, was müssen wir thun, um die frühere
Macht zu erlangen?"

Und Peisthetäros erwidert:

„Erst gründet ihr eine gemeinsame Stadt, und aus großen,
gewaltigen Ziegeln
Zieht dann ihr ein Bollwerk rings um die Luft ganz wie babylonische Mauern.
Und stehet das Werk, so sollet ihr gleich von Zeus die Herrschaft verlangen,
Und giebt er sie nicht, dann ohne Verzug den heiligen Krieg
ihm verkünden
Und den Durchgang wehren, wenn etwa der Gott bei Alkmenen
und anderen Damen
Visite zu machen geneigt sich fühlt; und wagt er es dennoch,
so werdet
Ihr Mittel gebrauchen, die künftigenfalls ihm den Kitzel der
Liebe vertreiben.
Zu den Sterblichen werden Herolde gesandt, die ihnen befehlen,
von nun an
Nicht mehr den Unsterblichen Opfer zu weih'n, vielmehr dem
Geschlechte der Vögel,
Da Götter sie sind, wie Hermes es zeigt, der ja auch befiedert
umherfliegt,
Und Nike nebst Eros und Iris, die selbst Homer mit der Taube
vergleichet.
Und fürchten nicht dürfet ihr Zeus' Blitzstrahl; weit mächtiger
seid ihr, als Götter;
Denn fressen die Spatzen die Saaten, wie kann Demeter die
Hungernden speisen?
Und zerhacket die Krähe das Auge dem Schaf, kann wohl
Apollon es heilen?

Doch achten als Götter die Sterblichen euch, sei ihnen viel Gutes
beschieden:
Zuerst wird die knospenden Blüthen des Weins kein Schwarm
Heuschrecken zerfressen;
Denn ein einziger Trupp Thurmfalken und Käuz' ist genug zu
deren Vertilgung;
Dann wird nicht Flieg' und Wespe hinfort naschhaft um die
Feigen sich sammeln;
Bald reinigen wird von allem Geschmeiß ein Zug Kramtsvögel
sie völlig.
Und Reichthum, der Sterblichen heißesten Wunsch, wohl wißt
ihr auch ihn zu schaffen:
Wahrsager ja seid ihr; ihr zeiget den Ort, wo Metall' in der
Erde sich finden,
Und ihr meldet den Sehern, wo Handel gelingt, wann die
Schifffahrt ohne Gefahr ist.
Und verborgene Schätz' auch zeiget ihr an, die einstens die
Alten verscharrten,
Schwer Silber und Gold; denn das Sprichwort sagt: der Kuckuck
weiß, wo das Geld ist.
Und Gesundheit besitzet ihr auch; denn ist nicht das Wohl-
befinden Gesundheit?
Und an Lebensdauer erreichet gewiß kein anderes Wesen die
Vögel;
Denn ihr wißt: fünf Menschengeschlechter hindurch bleibt leben
die krächzende Krähe.
Auch weniger fordert der Vogeldienst, als der Dienst der Götter
gekostet:
Ihr braucht nicht Tempel aus Steinen gebaut, mit goldenen
Pforten geschmücket;
Ein Hain, ein Strauch, ein Baum schon genügt, und als Opfer
ein Häufchen von Körnern."

Der Chor bestürmt die Fremden, gleich die Sache in's Werk zu setzen; doch zuvor soll sie Wiedehopf durch eine Wurzel, die er kennt, in Flügelwesen verwandeln. Er nimmt sie mit nach Haus, daß sie sich vorerst an einem guten Frühstück laben. Dort bekommen sie auch Frau Prokne zu sehen.

In der nun folgenden Parabase wendet sich der Vögelchor an die Zuschauer und setzt ihnen vermittelst einer mit launigem Pathos vorgetragenen ganz absonderlich tiefsinnigen Kosmogonie die Ansprüche auseinander, die er auf die Verehrung der Menschen hat, und zählt nochmals die Wohlthaten und Segnungen auf, die er ihnen bis jetzt erwiesen hat und noch in Zukunft wird zu Theil werden lassen. Zuletzt ladet er die Zuschauer freundlichst ein, mit ihm gemeinsame Sache zu machen:

Auf denn! wem es nicht im Leben mehr gefällt, der lasse sich
Jetzt ins Vogelreich aufnehmen. Hier herrscht Freiheit vom Gesetz;
Hier auch ist der Flüchtling sicher; frei ist jeder Sklave hier.
Keine größ're Lust ja giebt es, als geflügelt ein Vogel sein.
Langweilt uns ein Stück im Theater, fliegen wir rasch zum Mahl nach Haus;
Ist in eines Andern Weibchen irgend wer verliebt und schaut
Sitzen ihren Mann im Rathe, fliegt er schnell zum Liebchen hin,
Expedirt sich und sitzt im Nu schon wieder bei dem Betrogenen.
Kurz, der größte Schatz auf Erden ist ein gutes Flügelpaar."

Wiedehopf bringt die beiden Freunde in Vögel verwandelt wieder. Sie berathen über den Namen der Stadt und beschließen: Wolkenkuckucksheim soll sie heißen, und ein Kampfhahn sei die Schutzgottheit. Unter Euelpides' Aufsicht wird die Luft ummauert. — Man holt den Priester, und die Weihungen der neuen Stadt werden durch Opfer und Gebet verrichtet. Bald auch kommt ein Dichter, ein hurtiger Diener der Musen, mit hochtönenden Worten die Stadt zu besingen. Dem schlecht gekleideten Musenmann schenkt Peisthetäros Rock und Mantel und heißt ihn gehen. — Ein Wahrsager kommt, uralte Sprüche des Bakis zu verkünden von der Gründung der Stadt und dem Willen der Götter:

„Wer zuerst meine Worte als Seher zu melden erscheinet,
Dem soll werden ein reines Gewand und neue Beschuhung;
Wein auch werd' ihm gereicht und mit Braten die Hand ihm erfüllet."

Ihm führt Peisthetäros dagegen einen anderen Ausspruch Apollon's an:

„Wenn ungerufen ein Großmaul kommt zum Mahle des Opfers,
Schlag' ihm die Rippen entzwei, und wär' er selber ein Adler."

Und mit Schlägen jagt er ihn fort. — Nicht besser ergeht es anderen Abenteuerern, die ihre Dienste der jungen Stadt anbieten, Meton dem Geometer, einem Aufseher und einem Volksbeschlußhändler. — Und immer stolzer wird von seiner Macht der Chor der Vögel. Er kündigt Krieg an und Verderben dem zahllosen Geschlechte der Thiere, die der Bäume Früchte verzehren und die duftenden Gärten verwüsten, und großen Lohn verspricht er, wer Tyrannen und Vogelsteller fängt oder tödtet:

„Glücklich ist das Volk der Vögel: unter kühlem Laube wohnt
Es in schwüler Sommerhitze, und im Winter weilen sie
Mit den schönen Oreaden in der Grotten Höhlungen.

Unsern schönsten Lohn empfangt ihr Richter, wenn ihr den Sieg verleiht:
Nicht an Eulen wird's euch fehlen, nistend in euern Seckeln stets,
Wo sie brüten Silbermünzen, mit der Eule Bild beprägt;
Eurer Häuser Giebel ziert der Adler, wie der Götter Haus.
Wird ein Ehrenamt zu Theil euch, das Profit euch bringen soll,
Flugs ein Habichtlein, ein rasches, geben wir euch in die Hand,
Und wenn ihr zum Schmause gehet, Vogelkröpfe leih'n wir euch.
Schenkt ihr aber eure Gunst uns nicht, dann nehmet euch wohl in Acht:
Eure schönen Kleider büßen's; jeder Vogel kleckst darauf."

Ein Bote kommt und meldet: „Aufgerichtet steht die Mauer durch der Vögel raschen Eifer und verständige Kunst." — Aber ein anderer Bote meldet eine Schreckensnachricht: „Eben ist durch's Thor hindurchpassirt ein Gott, von Zeus gesendet, ohne daß die Dohlen, die als Wächter standen, es bemerkt. Sogleich ist eine Schaar von dreißigtausend Habichten zu Roß, bewaffnet, ausgezogen, den Gott zu suchen, und schon schallt vom Lärm die Luft." —

„Ach, es erhebt sich ein Krieg, ein unsäglicher Krieg
Gegen die Götter und mich!"

jammert der Chor, und voll Angst will er auseinander stieben. Doch ihn beruhigt Peisthetäros, und alsbald erscheint auch Iris, die Götterbotin. — „Sagen sollst du, warum du dich durch fremdes Gebiet hast eingeschlichen und wohin du dich zu begeben gedenkst." — „Mich schickte Zeus, den Menschen anzusagen, des Olympos Göttern ihre Opfer darzubringen." — „Damit, meint Peisthetäros, hat's ein Ende jetzt. Wir sind jetzt der Menschen Götter, uns haben sie zu opfern, und macht sich Zeus noch ferner lästig, schicken wir ein ganzes Heer Raubvögel, seine Burg in Brand zu stecken; und du, Iris, sollst meine Manneskraft kennen lernen, bin ich gleich kein Jüngling mehr." — Drohend eilt die Göttin fort, und es jubelt der Chor:

„Abgesperrt haben wir jenes Geschlecht des Zeus,
Daß es nicht fürderhin unsere Stadt durchzieh';
Noch soll durch unser Reich fernerhin Opferdampf
Auf zu den Himmlischen senden ein Menschenkind!"

Jetzt kommt ein Herold, von den Menschen abgesandt, und überreicht dem Gründer von Wolkenkuckucksheim, dem Allerdurchlauchtigsten, Mächtigsten, Weisesten, einen goldenen Kranz, womit ihn alle Völker seiner hohen Weisheit wegen ehren: „Denn seit die luftige Stadt gegründet worden, hat alle Menschen, während sie früher von Lakonersucht besessen waren, eine Vogelsucht er-

griffen. Sie flattern den ganzen Tag umher, den Vögeln gleich, und Viele haben Vögelnamen angenommen, und Alle singen wie die Vögel und viele Tausende wollen fort nach dem Vogellande und Vogelbürger werden.“ — Peisthetäros dankt für das Geschenk und heißt für die Kommenden Körbe mit Gefieder füllen.

Bald auch naht ein ungerathner Sohn und verlangt, ein hochfliegender Adler zu werden, daß er fliege über des wüsten Meeres Wogen, dem Vogelgeschlechte einverleibt: „Denn Vögeln ist es ja Gesetz, die Väter zu beißen und zu würgen; drum bin ich hergekommen, daß es mir gestattet sei, durch meines Vaters Tod zum Erben mich zu machen.“ — Doch ihn belehrt Peisthetäros: „Im Archiv der Störche findet sich ein altes Gesetz, das die Jungen heißt die Alten füttern. Dich aber will ich in einen Hahn umwandeln, mit Helm und Sporn, und unter die Soldaten stecken, daß du kämpfend Sold verdienst, dir ohne deines Vaters Mord dein Brot erwerbend.“ —

„Zu dem Olymp schweb' ich empor, froh des behenden Fittigs!“

kommt singend der lustige Dithyrambendichter Kinesias. Er wünscht, eine helltönende Nachtigall zu werden und fliegend neue luftflatternde, schneewirbelnde Dithyrambensätze aus den Wolken zu haschen. — „Willst du Gesanglehrer sein dem leichten Chor der Vögel hier?“ — „Du verhöhnst mich offenbar. Doch werd' ich niemals ruhig sein, bis ich geflügelt die Luft durcheilen kann.“

Ein Sykophant kommt nach Flügeln schreiend, damit er, im Fluge die Städte durchwandernd, überall nach Processen spüre.

Peisth. Ein solch' Geschäft betreibst, so jung noch, wirklich du?
Syk. Was soll ich machen? Graben hab' ich nicht gelernt.
Peisth. Doch giebt es sonst noch ehrlichere Beschäftigung,
Womit ein Jüngling sich in der Welt durchhelfen kann,
Vielmehr mit Rechtthun, als mit Rabulistenkunst.
Syk. Nichts von Moral! Nicht schänden will ich mein Geschlecht;
Ererbt von meinen Vätern hab' ich Angeberkunst;
Drum gieb mir nur Flügel.
Peisth. Ja, die sollst du haben gleich.

Und mit der Peitsche raschem Schwingen jagt er ihn fort.

Jetzt schleicht Prometheus in unkenntlicher Vermummung verstohlen heran. Auch nachdem ihn Peisthetäros erkannt hat, verbirgt er sich doch, um von den Göttern, namentlich vom Zeus nicht erkannt zu werden, unter dem schützenden Dach eines Sonnenschirms. Er erzählt, wie Zeus und die anderen Götter jetzt in der größten Noth seien, seit kein Opferdampf mehr zu ihnen emporsteigt. Auch die Triballer, der Barbaren Götter, hungern und

drohen, Zeus' Burg zu stürmen, wenn er nicht bald Rath schaffe, einen Durchgang für die Opfer zu öffnen. „Gleich werden auch Gesandte erscheinen von Zeus und den Triballern; doch mögest du nicht eher Frieden schließen, als bis euch Zeus das Scepter wieder reicht und dir, dem Gründer des Staates, Basileia zur Gattin giebt, die schönste Jungfrau, welche zu des Gottes Blitz und Weisheit, Rath, Gesetz und Macht und Reichthum die Schlüssel hat. Wer die besitzt, dem fehlet nichts. Deshalb bin ich hieher gekommen, es dir zu sagen; denn von je bin ich den Menschen wohlgesinnt, den Göttern aber feind." — Er macht sich eilig wieder fort. Schon nahen auch die Gesandten, Poseidon, Herakles und Triballos, der Barbaren Gott.

Pos. Schaut da! Die Burg von Wolkenkuckucksheim ist schon
Zu sehen, wohin als Gesandte man geschickt uns hat.
(Dem Triballos die Kleider zurecht rückend.)
Ei, Kerl, was machst du? Links ja hast du den Mantel um!
Ein Mann von Anstand nimmt ihn rechts nur immer um.
O Demokratie, wie weit hast du uns schon gebracht,
Wenn den zum Repräsentanten die Götter sich ausgewählt!
Sei ruhig jetzt! Daß dich der Henker! Hab' ich je
Schon einen solchen Tölpel von einem Gott geseh'n!
Doch, Herakles, sprich, was thun wir jetzt?

Herakl. Ich hab's dir schon
Gesagt: den Hals umdrehen will ich dem Schurken, der,
Sei's wer es wolle, den Göttern die Luft vermauert hat.

Pos. Doch, Freund, nicht dazu, sondern zum Unterhandeln sind
Geschickt wir.

Her. Gut, so dreh' ich den Hals erst recht ihm um.

Peisth. (am Herde mit mehreren Dienern beschäftigt.)
Du holst die Käseschabe mir, du das Gewürz,
Und du den Käse; der da blase die Kohlen an!

Her. Wir Götter bieten, lieber Mann, dir guten Tag.
Wir drei selbander.

Peisth. (ohne auf ihn zu hören.) Das Gewürz reib' ich darauf.

Her. Ei, was für Braten giebt's da?

Peisth. (ohne auf ihn zu sehen.) Einige Vögel sind's,
Die wegen Aufruhrs unsre gesammte Vogelschaft
Zum Tod verdammt hat.

Her. Deshalb balsamirst du sie
Wohl erst noch ein?

Peisth. (aufblickend.) Sieh da! willkommen, Herakles,
Was bringst du?

Her. Als Gesandte schickten die Götter uns
Von wegen des Krieges, den sie gern beendet säh'n.
Diener. Es ist auch nicht ein Tropfen Oel im Kruge noch.
Peisth. Hol' mehr! Die Vögel wollen fett gebraten sein.
Pos. Wir unsrerseits gewinnen, wenn Krieg wir führen, nichts,
Und ihr, wenn ihr uns Götter euch zu Freunden macht,
Sollt immer Regenwasser finden in jedem Pfuhl
Und ein Leben führen Tag für Tag in schönster Ruh'.
Zu diesem Allen sind wir mit Vollmacht hergesandt.
Peisth. Doch haben wir ja nie mit euch zuerst den Krieg
Begonnen, und jetzt auch sind wir, wenn ihr meint, bereit,
Gewährt ihr unsre billigen Forderungen nur,
Mit euch zu unterhandeln. Erstens wollen wir,
Daß uns, den Vögeln, Zeus das Scepter wiederum
Abtret', und haben wir uns darüber verständiget,
Dann nehmt, ihr Herrn Gesandten, ein Frühstück bei mir ein.
Her. Ich habe nichts dagegen; ja, ich stimme zu.
Pos. Zum Henker, Kerl! Dich macht dein Leckermaul verrückt.
Du willst dem Vater nehmen seine Herrschermacht?
Peisth. Ei nicht doch! Würdet ihr Götter nicht weit mächtiger
Dasteh'n, wenn wir, die Vögel, herrschten unterhalb?
Jetzt können die Menschen, weil sie der Wolkenschleier deckt,
Meineide schwören, ohne daß ihr etwas merkt;
Doch wenn zu Bundesgenossen ihr die Vögel habt,
Und Jemand schwöret falsch beim Geier oder Zeus,
So kommt der Geier, ohne daß es der Schuft bemerkt,
Herangeflogen und hackt und kratzt das Aug' ihm aus.
Pos. Nun, beim Poseidon, ja, das ist so übel nicht.
Her. Gewiß, gewiß! (zu Triballos) Was sagst denn du?
Trib. Nalaisatreu!
Peisth. Siehst du? Er stimmet auch bei. Hört ein Andres noch,
Was wir zu euerm Besten zu thun im Stande sind.
Wenn irgend ein Mensch ein Opfer einem der Götter hat
Gelobt und Ausflucht suchend später also spricht:
Die Götter können warten, und giebt aus Geiz euch nichts:
So werden wir euch die Schuld eintreiben.
Pos. Wie denn das?
Peisth. Wenn's mal so trifft, daß solch ein Schuft sein baares Geld
Zählt oder grad' im Bade sitzt, so kommt euch flugs

Ein Lämmergeier herabgeschossen und schleppt ihm fort
Zwei Schöps' und bringt sie zum Ersatz den Göttern hin.

Her. Zum zweiten Male stimm' ich, daß man diesen da
Das Scepter übergebe.

Pos. Frag' Triballos auch.

Her. Triballos, willst du die Knute haben?

Trib. (mit seinem Stocke drohend) Sauferl da,
Pack dich mit Knuta.

Her. Hörst du? Geben will er ihn.

Pos. Seid ihr's zufrieden, will auch ich nicht dagegen sein.

Her. Nun, Freund, von wegen des Scepters sind wir einig jetzt.

Peisth. Wahrhaftig, hätt' ich das Zweite doch vergessen bald.
Die Here überlass' ich gern dem Zeus, jedoch
Die schöne Jungfer Basileia bitt' ich mir
Zum Bräutchen aus.

Pos. Du willst den Frieden nicht; nun gut.
Laßt uns nach Hause wieder gehn.

Peisth. Mir einerlei!
He, Koch, den Zucker spar' mir ja an der Sauce nicht!

Her. Wohin? Poseidon! Menschenkind, bist du verrückt?
Um eines Weibes willen Krieg? Das wäre was!

Pos. Was sollen wir also denn thun?

Her. Was? uns einigen!

Pos. O Thor, du merkst nicht, wie es auf dich ist abgeseh'n.
Du schadest selbst dir; denn wenn Zeus mit Tod' abgeht,
Nachdem er an sie hat abgetreten seine Macht,
Wirst du nur ein armer Schlucker sein, da du allein
Der Erbe bist von Allem, was Zeus hinterläßt.

Peisth. O weh, du Aermster! Wie haut dich der da über's Ohr!
Tritt her zu mir und höre, wie sich das Ding verhält.
Dich führt dein Oheim, armer Schelm, jetzt hinter's Licht;
Denn nach dem Gesetz erbst nie du einen Heller nur
Vom Vater, da du ein Bastard bist, kein eh'lich Kind.

Her. Was sagst du? ich ein Bastard?

Peisth. Nun, was sonst, beim Zeus,
Als eines fremden Weibes Sohn? Wie, meinst du wohl,
Wär' erbberechtigt sonst Athene, die ja nur
Die Tochter Zeus' ist, gäb' es echte Söhne noch?

Her. Doch wenn auf seinem Sterbebett der Vater mir
Sein Gut vermachte?

Peisth. Das erlaubt nicht das Gesetz.
Vor Allen würde dir alsbald Poseidon selbst,
Der jetzt dich aufreizt, streitig machen des Vaters Gut
Als dessen leiblicher Bruder nach Solon'schem Recht. —
Was schaust du so mit grimmigem Blick zum Himmel auf?

Versuch's bei uns doch; sieh, ich stell' als König dich
Da, wo gebraten die Tauben in's Maul uns fliegen, an.
Her. Ja, billig scheint mir, was vorhin du fordertest,
In Betreff der Jungfrau. Meinetwegen nimm sie hin!
Peisth. (zu Pos.) Und was ist deine Meinung? Sprich!
Pos. Ich sage nein!
Peisth. Triballos' Stimme giebt den Ausschlag. Sprich dich aus!
Trib. Die schmucke Mamsell, die große Basil, lass' ich auch
Den Vögeln über.
Peisth. Hörst du? überlass' ich auch.
Pos. Nun, mögt ihr Zwei abschließen nur den Friedenspakt,
Wie's euch gefällt; ich habe keine Stimme mehr.
Her. Wir Zwei bewilligen Alles, was du gefordert hast.
Auf! komme selbst mit uns hinauf in's Himmelreich,
Basileia dort und Alles sonst noch zu empfahn.
Peisth. Fürwahr, zur rechten Stunde ließ ich schlachten heut
Zu meiner Hochzeit.
Her. Ist's euch recht, so bleib' ich hier
Und mache den Braten fertig. Geht nur ohne mich!
Pos. Den Braten fertig? Schäm' dich deiner Lüsternheit!
So gehst du nicht mit?
Her. Das wäre für mich ein schlechter Tausch.
Peisth. He! bringe mir Einer schnell den Hochzeitsrock heraus!

Bald kommt ein Bote und meldet dem glücklich zu preisenden Geschlecht der Vögel, daß der Bräutigam, so glänzend, wie ein Stern nicht ist, noch auch der Sonne Strahlenschimmer, eben heimkehrt mit der Braut von unaussprechlicher Schönheit, in der Hand den Blitzstrahl schwingend, Zeus' geflügeltes Geschoß. Drum geöffnet sei der Muse heiliger Mund zum Segensruf. — Und fliegend umher um den Seligen, seligen Glückes froh, preist der Chor sein und des Bräutigams Loos im fröhlichen Hymenäos. Und Peisthetäros ladet Alle zum Hochzeitsfest, zur Flur des Zeus, und unter dem lustigen Juchhei des Chores begiebt er sich tanzend mit der holden Braut hinein.

7. Lysistrate.

Die Lysistrate wurde Ol. 92, 1 = 411, wahrscheinlich an den Dionysien, aufgeführt. Die Expedition nach Sicilien war schmählich verunglückt; Agis von Sparta hatte auf des Alkibiades Rath die Grenzfestung Dekeleia besetzt; fast alle Bundesgenossen waren wegen der drückenden Taxe, die ihnen statt des bisherigen Tributs aufgelegt worden war, von Athen abgefallen, und von Kleinasien aus drohten die Perser. Im Innern herrschte Gährung, indem durch Alkibiades' Intriguen Peisandros und

seine Genossen die Demokratie zu stürzen suchten. Kein bedeutender Mann war da, den Staat aus diesen Wirren zu erlösen, und mit bitterer Ironie läßt der Dichter in dieser Komödie die Weiber das Vaterland erretten, das die Untüchtigkeit der Männer an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Friede um jeden Preis ist die Losung.

Lysistrate hat Frauen aus Athen, Böotien, Korinth und Sparta um sich versammelt. Sie verschwören sich, gemeinschaftlich das Vaterland zu retten; denn alle sehnen sich nach den Vätern ihrer Kinder, die im Kriege fern sind; ja nicht einmal ein Galan, des Mannes Stelle einzunehmen, blieb zurück. So geht's nicht länger; ein Ende muß dem Krieg werden, und dazu, meint Lysistrate, giebt es ein Mittel nur: die Frauen dürfen ihrer Männer Zärtlichkeit nicht eher erwiedern, als bis sie unter einander Frieden geschlossen. — Ein allgemeines Entsetzen erfaßt die Hörenden. Sie wenden sich ab, schütteln, erblassen, weinen; sie wollen nicht, mag immerhin der Krieg sich länger fortziehen. Endlich zeigt Lampito, eine kräftige Spartanerin, sich zu solchem Opfer bereit, und zögernd folgen ihr die Andern. Lysistrate ist ihrer Sache gewiß: „Wenn ihr mit allen euern Reizen eurer Männer Lust geweckt und ungestillt sie lasset, machen sie sicherlich, so schnell sie können, Frieden; nur müsset standhaft ihr Gewalt und Schlägen widerstehen, durch nichts zur Lieb' euch zwingen lassen. Noch ist es nöthig, die Burg Athens zu überrumpeln, und dazu hab' ich schon den Aeltesten der Frauen den Befehl gegeben. Jetzt laßt uns bei einem Becher Wein den Bund beschwören:

Ich bleib' ohn' allen Mannesumgang jetzt daheim,
Und wenn der Mann auflodert ganz in Gluth für mich,
Werd' ich ihm dennoch nimmermehr willfährig sein.
Halt' ich den Schwur, sei mir der Trunk hieraus vergönnt;
Brech' ich ihn aber, voll von Wasser sei der Kelch!"

Da erschallt Kriegslärm. Schon haben die Weiber die Burg genommen, und Lysistrate eilt mit ihrer Schaar, sich mit jenen zu vereinen und die Pforten fest zu verschließen. — Der Chor der Greise kommt mit Fackeln vor die Burg. Sie drohen die Thore zu verbrennen, werden aber von den Weibern mit einer Fluth aus ihren Wasserkrügen arg empfangen. Triefend wollen sie die Pforten sprengen: da tritt Lysistrate freiwillig vor, die Sache friedlich beizulegen. — Ein Rathsobmann (*πρόβουλος*) heißt sie greifen, binden; aber die Rathsdiener wollen nicht heran. Da will er selbst es wagen, aber der Versuch bekommt ihm schlecht. — Sie setzt hierauf ihm und den Bürgern auseinander, weshalb die Frauen die Burg genommen:

„Den Staatsschatz wollen wir selber nunmehr in Verwahrung
nehmend verwalten;
Denn wegen des Geldes nur führet ihr Krieg; daher kam alle
Verwirrung.
So lange zu mausen es giebt, regt auf Peisandros mit seinen
Genossen
Den Kriegstumult; doch länger nicht soll der Staatsschatz werden
vergeudet.
Drum nehmen wir Weiber das Geld in Beschlag; wir werden
es jetzo verwalten.
Denn auf Wirthschaft verstehen als Hausfrau'n wir uns besser
gewiß, als die Männer.
Vor Allem wird euch zum Krieg auch nicht ein Heller von nun
an gewähret.
So seid ihr gezwungen, zu lassen vom Krieg und Frieden dem
Lande zu geben.
Wir Frauen wir haben schon lange genug zu der Tollheit der
Männer geschwiegen;
Nun machen wir gut, was schlecht ihr gemacht und bringen euch
Alles in Ordnung,
Da ihr selbst ja gesteht auf den Gassen, es sein kein Mann in
unserem Land mehr.
Wie, wenn das Gespinnst bei der Arbeit uns in Verwirrung
geräth, wir es nehmen,
Und dann zurecht an der Spindel es zieh'n, eins hieher, anderes
dorthin:
So werden wir jetzt auch lösen den Krieg, wenn uns nur solches
vergönnt ist,
Da Alles zurecht ausgleichend wir zieh'n, eins hieher, anderes
dorthin.
Wir waschen die Woll' und reinigen sie mit der Gerte von Staub
und von Disteln:
So säubern wir auch die Leiter der Stadt von den Auf-
dringlingen und Schuften;
Dann mengen wir unter einander im Korb, wie gekrempelte
Wolle, die Guten,
So Bürger wie Schutzgenossen und auch wer von Fremden sich
immer geneigt zeigt,
Und wir spinnen aus solchem ein haltbares Garn und weben
dem Volk ein Gewand d'raus.
Was geht euch Weiber der Krieg denn an? so sagen die Männer.
Mit Unrecht!
Wir leiden von ihm zwiefältig und mehr: wir senden die Söhn'
in die Schlachten,

Die mit Schmerz wir geboren, wir sitzen allein und vertrauern
die fröhliche Jugend,
Und die Jungfrau'n werden uns alt und grau, und Niemand
mag sie dann nehmen."

Als der Rathsobmann sich hierauf einen Scherz erlaubt, wird er von den Frauen mit Hohn und Spott überschüttet, und muß seiner Wege gehen. Auch Lysistrate zieht sich zu den Ihren zurück, und die Greise theilen sich die Besorgniß mit, es sei Verrath im Spiele; auf Tyrannenmacht sei es abgesehen und dahinter stecken die Lakonier: „Doch wir wollen den Tyrannen schon begegnen und wie Aristogeiton tragend das Schwert im Myrtenzweige[1]) züchtigen der Weiber Frechheit." — Doch ihre Drohung verlacht der Weiber Schaar. Aber bestürzt naht Lysistrate: „Ich kann die Frauen nicht länger mehr halten; der Liebe Macht zieht sie zu den Männern hin. Die Eine traf ich, wie sie durch einen versteckten Ausgang durchschlüpfen wollte; die Zweite ließ sich an einem Seile nieder; eine Dritte wollte überlaufen; eine Vierte gar auf einem Sperling entfliegen. Jeder Vorwand heimzugehen wird ausgedacht." — Und schon kommen schaarenweise die Frauen herbei und bitten sie um Urlaub: der Einen verdirbt die Wolle, der Anderen der Flachs, die Dritte will zur Hebamme gehen, die Vierte kann des Nachts der Eulen wegen kein Auge schließen. Lysistrate beschwichtigt sie: „Ihr sehnt nach euern Männern euch; aber auch sie verlangen nach euch und verbringen kummervoll ihre Nächte. Doch geduldet euch nur noch kurze Zeit; wenn wir einig bleiben, ist der Sieg unser. Dies verkündet uns ein Orakelspruch:

Wenn sich in einem Bezirk einst niederducken die Schwalben,
Und vor dem Wiedehopf fliehn, und sich standhaft des Phallus
enthalten,
Dann hat das Uebel ein Ende, was unten liegt, bringt dann
zu oberst,
Zeus, der hochdonnernde Gott; doch wenn sich die Schwalben
entzweien
Und aus dem heiligen Tempel im Fluge enteilen, dann zeigt
sich's,
Daß kein anderer Vogel fortan für verbuhlter zu halten.

So lassen sich denn die Frauen nochmals zum bleiben bereden, und von Neuem beginnen die Neckereien zwischen dem Chore der Greise und ihnen.

Jetzt kommt Kinesias, der seine Frau nicht länger missen kann. Er beschwört sie, mit ihm nach Hause zu kommen. — Doch sie darf nicht, denn sie hat geschworen. — So möge sie ihm hier

---

[1]) Anspielung auf das oben S. 104 erwähnte Skolion des Kallistratos.

seine Zärtlichkeit zu äußern gestatten. — Aber arg foppt die Schlaue ihren verliebten Ehemann.

Da kommt ein Herold von Sparta, den Frieden anzubieten. Denn in Sparta herrscht die größte Noth, da auch dort die Frauen ihre Männer schmachten lassen. Man läßt ihn umkehren und zum Abschluß des Friedens Gesandte mit unbeschränkter Vollmacht herbeischaffen. Bald erscheinen auch die Gesandten aus Lakonien, von ihrer unfreiwilligen Enthaltsamkeit übel mitgenommen. Auch ein Athener kommt und klagt über gleiche Noth. Jetzt verlangen alle nach Lysistrate: sie komme und schließe den Frieden. — Und schon erscheint sie, einigt mit sanfter Frauenhand die Feinde, die stammverwandt ja gleiche Götter ehren, gleiche Feste feiern. Gedenken mögen die Lakonier an Kimons Hülfe, wie der Boden Sparta's wankte und schwer auf ihnen der Krieg mit den Messeniern lastete; und wiederum die Athener, wie der Lakoner einst den Hippias vertrieben hat und der Thessaler Schaaren. Sie schlichtet klug und billig jeden streitigen Punkt und heißt auch der Bundesfreunde nicht vergessen, und ladet sie in aller Frauen Namen zum fröhlichen Friedensschmause, und haben sie dort den Bund beschworen, dann nehme Jeder seine Frau und gehe heim. — Sie folgen ihrem Rathe, und bald kommen trunken und froh vom Mahle brüderlich vereint Lakonier und Athener zurück. Sie Alle entläßt Lysistrate:

„Wohlan, nachdem uns Alles fein ward abgemacht,
Führt, Sparter und Athener, eure Frauen heim!
Von nun an weile Mann bei Frau und Frau bei Mann,
Und für des guten Glücks Erfolg weih'n froh wir jetzt
Den Göttern heitern Festestanz und hüten uns,
Für alle Zukunft nimmermehr zu sündigen."

Mit Reigentanz und frohem Gesang der Athener und Lakonier endet das Stück, in welchem allerdings für unsern Geschmack der Zote ein etwas zu breiter Spielraum verstattet ist.

8. Die Thesmophoriazusen.

Nach dem Jahre 411 v. Chr. scheint ein Wendepunkt in der Gestaltung der Komödie eingetreten zu sein, vielleicht in Folge der durch Peisandros eingeführten antidemokratischen Verfassung, die freilich nicht lange Bestand hatte; doch war einmal durch die oligarchischen Umtriebe die Volksmacht und mit ihr die wahre Volksfreiheit gebrochen. Von dieser Zeit an bieten Aristophanes nicht mehr allgemeine Staatsverhältnisse die Stoffe zu seinen Komödien, sondern er richtet seinen Spott theils auf sittliche Gebrechen der damaligen Gesellschaft, theils auf den gesunkenen Geschmack der Dichter und den Unsinn theoretisirender Philosophen und Staats-

männer, die er in witzigen Parodien ihrer Werke und Lehren dem allgemeinen Gelächter Preis giebt, und so bilden die vier späteren Stücke unseres Dichters einen unverkennbaren Uebergang zu der nachmaligen sogenannten mittleren Komödie.

Die Aufführung der Thesmophoriazusen (*Θεσμοφοριάζουσαι*), eines Stückes, das ebenso gegen den übertriebenen Weiberhaß des Euripides, als gegen die Entartung des weiblichen Geschlechtes, die mit der Entsittlichung der Männerwelt gleichen Schritt hielt, gerichtet ist, fällt wahrscheinlich in die Lenäen Ol. 92, 2 = 410.

Der Dichter Euripides führt seinen Schwiegervater Mnesilochos in größter Angst mit vor das Haus des Agathon, des hochberühmten Tragödiendichters. — Eben tritt ein Diener heraus und heißt das Volk in Andacht schweigen: „Es weilt der Musen Chor bei meinem Herrn, ihm im Dichten zu helfen. Einhalte die Luft des Windes Hauch, und es höre das Meer zu brausen auf, und ruhen sollen der Vögel Geschlechter, und das Wild im Walde hemme den eilenden Fuß; denn der süße Sänger will mit Aufbietung aller seiner Kunst jetzt dichten!" — Euripides verlangt, er solle ihn herausrufen. — „Bald wird er selbst erscheinen, erwiedert ihm der Knecht; denn zur Winterszeit muß er am Sonnenstrahle seine Lieder zeitigen." — Indeß eröffnet Euripides seinem Schwiegervater, was ihn hieher geführt: „Heut soll entschieden werden, ob Euripides noch ferner lebe, oder schmählich sterbe. Denn beschlossen haben die Frauen, heut, am Fest der Thesmophorien, für meinen Tod zu stimmen, da ich in meinen Tragödien so schlecht auf sie zu sprechen sei. Drum bin ich hier, den Agathon zu bitten, als Weib verkleidet sich in der Frauen Schaar zu mischen und für mich das Wort zu führen." — Und eben tritt Agathon heraus, halb Mann, halb Weib, von der Musen Chor begleitet, und heißt sie Phöbos singen und Artemis, die Jungfrau, und Leto auch, die Mutter. — Und gehorsam stimmen sie den heiligen Lobgesang an. — Das süße, liebliche Gezwitscher gefällt Mnesilochos, und er fragt den Dichter mit des Aeschylos Worten aus der Lykurgie: „Woher der Weichling? wo ist seine Heimath? warum solche Tracht?" — Und Agathon belehrt ihn, wie ein Dichter ganz in den Charakter der Dramen, die er dichte, sich versetzen müsse. Er schreibe grade jetzt ein weiblich zartes Stück, und sei daher jetzt Weib mit Leib und Seele. — Ihm trägt hierauf Euripides seine Bitte vor. „Ich selber bin nur zu bekannt dem Weibervolk und kann auch nicht mehr eine Weiberrolle spielen von wegen meines grauen Haars und meines Bartes; du aber, Agathon, bist ganz dazu geschaffen. Du hast ein schönes, weißes Lärvchen, ein glattes Kinn, ein zartes Weiberstimmchen und einen feinen Anstand." — Doch Agathon

will sich nicht in fremde Händel mischen. „Auch könnte es, meint er, mir an meinem guten Rufe schaden.“ — „O dreimal weh! verloren ist Euripides!“ ruft der Dichter aus. — „Noch nicht, mein Schwiegersohn, tröstet ihn Mnesilochos; thut's Jener nicht: ich rette dich!“ — Euripides nimmt den Dienst dankbar an, und Mnesilochos muß sogleich den Rock ausziehen, sich niedersetzen, barbieren und sonst fein säubern lassen und Weibertracht anlegen, die ihm Agathon gefällig leiht, und so als Weib verwandelt, läßt er Euripides nicht mit der Zunge, sondern mit dem Herzen schwören,[1]) ihm rettend beizustehen, wenn die Sache für ihn übel ablaufen sollte.

Die Scene verwandelt sich in den Thesmophorientempel. Der Chor der Weiber erscheint. Ein Weib, als Herold gekleidet, gebietet Schweigen und fordert zum Gebet auf. Und den Göttern ertönet der Frauen Gesang, und die Sitzung eröffnet hierauf der Herold: „Höret, All' und Jede! Timokleia war Präsidentin, Lysilla Schriftführerin, Sostrate Sprecherin, als im Rathe der Frauen beschlossen wurde, zu halten Weiberversammlung am mittleren Feiertage der Thesmophorien, wann die Frauen die beste Zeit haben, um über Euripides zu verhandeln, was ihm geschehen solle, dieweil er sich gegen die Frauen sammt und sonders arg vergangen hat. Wer demnach das Wort verlangt, die trete vor.“ — Ein Weib meldet sich und spricht: „Nicht Ehrgeiz treibet mich zum Reden, sondern das bittere Gefühl der Schmach, mit der Euripides, der Sohn der Hökerin, die Weiber lange Zeit schon überschüttet. Theaterpublicum, Schauspieler und Personal des Chores wissen, daß er uns nicht anders nennt, als verbuhlte Frauenzimmer, Mannstolle, Säuferinnen, Verrätherinnen, Schwätzerinnen, der Männer größtes Kreuz, an denen auch nicht ein gutes Haar sei. Darum, sobald vom Schauspiel heim die Männer kommen, suchen sie in allen Winkeln nach, ob ein Galan nicht irgendwo verborgen sei. Das Unschuldigste wird übel jetzt gedeutet. Flicht einen Kranz ein Mädchen, heißt es gleich: sie ist verliebt; zerbricht zufällig einen Topf die Frau, so ist's ein Zeichen, das sie dem Geliebten giebt; erkrankt ein Jüngferchen, gleich sagt der Bruder: ihre Farbe will mir gar nicht recht gefallen. Ein Kindchen unterschieben kann jetzt keine Frau mehr; denn nicht von ihrer Seite weicht der Mann. Und einen verliebten Alten bringt jetzt kein Weib mehr in ihr Netz, seitdem der Spruch bekannt geworden: Ein alter Freier führt die Herrin sich in's Haus. Schloß und Riegel schließen jetzt das Frauengemach, und die Liebhaber verscheucht ein böser Kettenhund. Das möchte wohl noch

---

[1]) Parodie des berüchtigten Verses aus Eur. Hipp. 613: *ἡ γλῶσσ' ὀμώμοχ' ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος.*

hingehen; aber was weit schlimmer ist: wenn früher wir konnten frei schalten über Brod und Oel und Wein, so hat der Mann zu Allem jetzt nicht nur die Schlüssel — das nützte wenig; denn wir verstehen die Kunst, die Schlösser auch zu öffnen — sondern eigene Siegelchen, die nicht so leicht nachzuahmen sind. Und solches rieth Euripides, der Hausverderber. Drum stimme ich für seinen Tod: mit Gift vergeben wollen wir oder sonst durch eine List ums Leben bringen diesen Bösewicht." — Der Chor zollt solcher Rede Beifall. — Und klagend tritt ein zweites Weib jetzt auf: „Ich habe Weniges nur zu sagen: eine arme Wittwe bin ich, deren Mann in Kypros starb. Ich nähre mich und fünf noch unerwachsene Kinderchen nur kümmerlich vom Kränzeflechten. Nun aber lehrt der Schuft von Dichter in seinen Tragödien, daß es keine Götter gebe; drum setze ich auch jetzt kaum die Hälfte mehr von Kränzen ab, und dafür sollte er billig büßen. Doch zum Markte gehe ich! denn ich muß noch zwanzig Kränze flechten, die man heute bei mir bestellt hat." — „Ja, meint der Chor, für solche Frechheit soll dem Schurken exemplarische Strafe werden!" — Und jetzt erhebt sich Mnesilochos: „Kein Wunder, daß ihr Frauen so dem Dichter zürnet, daß eure Galle kocht, wenn ihr von ihm so viel Böses hören müßt. Ich selber hasse den Mann; doch muß ich euch gestehen, da wir ja unter uns allein jetzt sind, daß, wenn er von uns zwei oder drei Schelmenstücke, die ihm bekannt sind, zum besten giebt, wir deren Tausende begangen haben. Ich selber weiß von mir gar saubere Geschichtchen zu erzählen. Ich war drei Tage Frau erst und ruhte an meines Mannes Seite, da hörte ich meinen früheren Anbeter an die Thüre klopfen. Heimlich schleiche ich mich fort. Der Mann erwacht und fragt: wohin? — Ein heftiger Leibschmerz zwingt mich hinauszugehen! — Und während drinnen mein besorgter Mann mir einen Thee bereitet, amüsire ich draußen mich mit meinem Buhlen. Hat solches je Euripides gedichtet? Er hat auch nicht gesagt, wie wir, wenn gerad' ein Besserer nicht zu bekommen ist, mit Sklaven und mit Eselstreibern uns begnügen, noch wie ein Weibchen den Geliebten aus dem Zimmer ließ, während sie ein neues Kleid dem Manne zeigend vor die Augen hielt. Auch kenne ich eine Frau, die angeblich zehn Tage lang in Geburtswehen lag, bis sie ein Knäblein sich gekauft hatte, und während der Mann umherlief nach dem Mittel, das die Niederkunft befördern sollte, brachte ein altes Weib das Kind in einem Topf getragen, und wie der Mann kommt, läuft die Alte froh zu ihm und gratulirt zu einem Jungen, wie ein Leu, Papa's leibhaftem Ebenbilde. Und während wir solches thun, wollen wir Weiber noch dem Euripides zürnen?" — Empört ist der Frauen Schaar wegen solcher Frechheit: „Wohl ist es wahr, nichts Unverschämteres giebt es, als die Weiber, wenn

eine es wagen konnte, so schandbare Dinge offen einzugestehen. Doch büßen soll das Lästermaul, das noch den Mann vertheidigt, der Menalippen und Phädren dichten konnte, aber keine Penelope." — „Natürlich, meint Mnesilochos; denn Phädren sind wir alle; doch eine Penelope die giebt es nirgends mehr." — Und immer mehr erregt er der Weiber Zorn: „Noch hab' ich nicht das Tausendste gesagt: wie wir durch den hohlen Stiel des Striegels den Wein aus dem Fasse schlürfen; wie wir das Fleisch der Kupplerin geben und sagen, die Katze habe es gefressen; wie Eine ihren Gatten mit dem Beil erschlug, die Andere den ihrigen mit Gift vergab, und ein Dritte, ein Acharnerweib, den eigenen Vater unter dem Waschtrog begrub, und endlich eine Vierte ihrer Sklavin neugebornen Knaben umtauschte für das Mädchen, von dem sie eben selber war entbunden worden." — Nicht länger zügeln können die Weiber ihre Wuth. Sie fallen über die Arme her und wollen ihr das Gewand vom Leibe reißen: da erscheint Klisthenes, und er, als halbes Weib der Weiber Freund, erzählt, wie er eben auf dem Markte vernommen, daß Euripides seinen Schwiegervater hieher als Weib verkleidet gesendet habe. — Vergebens sucht Mnesilochos den Frauen dieses auszureden. — Man untersucht die Frauen einzeln. Mnesilochos will sich fortschleichen; Klisthenes bemerkt es; man fragt den Flüchtling aus; er widerspricht sich, wird entdeckt, und Klisthenes heißt ihn bewachen, bis er den Prytanen dies gemeldet. — Der Chor untersucht, ob nicht noch andere Männer unter ihnen weilen, und droht den Frevlern die härtesten Strafen zum schreckenden Beispiele, daß die frechen Gottesleugner lernen Götter glauben und fürchten. — Kein Mann wird mehr gefunden. Jetzt wollen sie zu des Verbrechers Strafe schreiten; doch Mnesilochos entreißt einer Frau zum Pfande seiner Sicherheit ihr Kind vom Busen weg. Die Mutter jammert; doch der Chor heißt ihn nimmer schonen: „Holz und Reisig bringet her zum Scheiterhaufen, daß wir den Frevler verbrennen!" — Der Arme enthüllt das Kind aus seinen Windeln und siehe da — ein Lederschlauch ist's voll Wein, den jene Trunkenboldin als Kind geherzt hat. Sein Blut wird nun vergossen; doch der Mutter, trotz ihrem Schreien, auch nicht ein Tropfen dargereicht; nur den leeren Schlauch giebt er ihr zurück. — Noch immer naht dem armen Mann keine Hülfe. Nachahmend Oeax' List im Trauerspiele Palamedes, wie er des Bruders Tod auf Ruder schrieb, die er in's Meer warf, daß es sie in die Heimath tragen sollte, reißt er von der Wand Votivtafeln ab und schreibt auf sie dem Euripides seine Noth.

In einer Parabase rechtfertigt darauf der Chor der Frauen sein Geschlecht:

Ist wirklich die Art der Weiber so schlimm: wozu denn freien die Männer?
Warum denn bewachen so arg sie die Frau und wüthen, wenn nicht sie zu Haus' ist?
Sie sollten vielmehr Gott danken, wenn leer vom Uebel das Zimmer sie finden.
Schaut Eine verstohlen zum Fenster heraus, so beäugelt sie gierig ein Jeder,
Und begiebt sie sich sittsam in's Zimmer zurück, um so mehr noch zieht ihn das Herz hin.
Wir dürfen demnach viel besser zu sein, als ihr, uns rühmen, o Männer!
Auch haben wir lang' es so weit nicht gebracht, wie die Männer, in Laster und Frechheit.
Der Mann, der funfzig Talente sich stahl, fährt stolz umher auf den Straßen;
Die Frau stiehlt, wenn's hoch kommt, ein Viertelchen Mehl, das desselbigen Tags sie zurückgiebt.
Mehr Schlemmer und Schurken und schuftiges Pack ist unter den Männern zu finden.
Die Weibergeräthe, von Eltern ererbt, bewahren die Frauen sich besser,
Als die Männer die Kriegesgeräthe, die oft sie zu Haus und im Felde verlieren.

Also hat die Frau die Männer anzuklagen bessern Grund.
Billig wär' es, daß den Müttern wackrer Männer würd' ertheilt
Ehr' und Achtung, daß sie bei Festen säßen auf dem ersten Platz;
Doch ein Weib, das einen Feigling, einen schlechten Mann gebar,
Hintenan es sollte sitzen mit ganz kahl geschornem Kopf.
Aber oben sitzt des Hyperbolos Mutter jetzt im größten Staat,
Mit dem lang gelockten Haupthaar, neben der des Lamachos,
Sie, die Geld auf Wucher leihet; sie verdient, daß ihr den Zins
Keiner zahlt und noch dazu das Geld gewaltsam nimmt und sagt:
Wuchern willst du? wuchert doch üppig dir dein Unkräutlein von Sohn!

Inzwischen hat der arme Mnesilochos vergeblich gewartet. Das Mittel aus dem Palamedes hat nichts gefruchtet; noch immer erscheint sein Retter nicht. Gewiß, meint Mnesilochos, der Dichter schämt sich selbst des frostigen Palamedes. So muß er es denn jetzt mit einer anderen Rolle versuchen. Als neue Helena lockt

er Euripides herbei, und dieser kommt denn auch als Menelaos und spielt die rührende Erkennungsscene. Der bedrängten Helena spricht der Gatte Muth zu: „Bleib ruhig hier; denn dich verrath' ich nimmer, so lang ich lebe, es müßte denn mich meine Tausendkünstelei verlassen." — Der Prytane tritt auf mit einem Skythischen Stadtsoldaten: „Ist das der Schelm, von dem uns Klisthenes gemeldet hat? Bind' ihn fest, Trabant, und steck' ihn in dies Halsbrett! Laß Keinen ihm sich nahen, und wer es thut, den jage mit der Peitsche fort!" — Mnesilochos fleht: „Bei deiner Rechten, die sich höhlend immer krümmt, sobald dir Jemand Geld zusteckt, beschwör' ich dich, Prytane, nackt mich in das Brett zu schließen, daß nicht die Raben, die mich verspeisen werden, den Greis in Weibertracht verlachen." — „In diesem Anzug hieß der Rath dich binden, daß, wer herkommt, dich als Schalk erkenne." — Er geht wieder fort, und während Mnesilochos vom Stadtsoldaten geknebelt wird, führt der Frauen Chor einen Reigen auf zum Preise der Götter.

Jetzt erscheint Euripides als Perseus; Mnesilochos ist seine Andromeda, an einen Fels geschmiedet. — „O Jungfrau, lieb und werth! wie gehe ich doch hinzu? wie täusche ich jenen Skythen? Gestatte, daß ich der Braut nahen mag!" singt der tapfere Held. Und Mnesilochos-Andromeda stimmt ihre Klagelieder an: wie sie, Klägliche, Klägliches litt und von Verwandten gar, die ihr zuerst den Bart so schmählich abgeschoren, sie dann in ein Weiberjäckchen gesteckt und in den Tempel unter die Weiber geschickt haben. „Nicht mehr zu schauen das unsterbliche Licht ist mir erwünscht, da ich durch die Fügung der Götter mit eingeschnürter Kehle hier hänge, um den dunkeln Pfad zu den Todten zu wandeln!" Euripides giebt als Echo in rührender Weise ihre Klagen ihr zurück, freilich eben so rührend auch die etwas groben Worte des Stadtsoldaten. Bald aber ist er Perseus wieder und kommt, die Jungfrau zu befreien: „Gestatte, o Skythe, daß ich dem Mädchen mich nahen darf. Anhaftend sind ja den Sterblichen Schwachheiten immer; auch mir hat Liebessehnen nach dieser Jungfrau das Herz durchdrungen!" — „Um solche Liebschaft, meint der Skythe, neide ich dich durchaus nicht; doch muß ich dir bemerken: wer der Jungfrau nahen will, dem muß vorher ich mit dem Schwert den Kopf abschneiden." — Da zieht sich Perseus klug zurück; denn nicht zu spaßen ist mit einer solchen Barbarennatur. Doch zur Rettung des unglücklichen Mnesilochos ersinnt der Schlaue sofort eine andere List. Er kommt als Kupplerin verkleidet mit einer schönen Dirne und einem Flötenbläser zurück. Der muthige Stadtsoldat ist inzwischen von den Anstrengungen seines Wachtdienstes eingeschlafen. Da giebt sich denn Euripides zunächst in wahrer Gestalt den Frauen zu erkennen. „Ich biete euch Frieden

an; nicht will ich mehr in meinen Stücken auf euch schimpfen, laßt ihr mich nur den Schwiegervater befreien; thut ihr's nicht, dann sollen die Männer, die vom Heer zurückgekehrt sind, von euch noch schöne Geschichten hören." — Die Frauen gehen auf den Vorschlag ein, vorausgesetzt, daß der Dichter mit dem Stadtsoldaten fertig wird. Auf den gerade war ja aber seine Verkleidung berechnet. Und so läßt er denn zunächst den Skythen durch ein lustiges Stückchen aus dem Schlaf aufwecken. Dann fragt er ihn, ob ihm wohl die Dirne was vortanzen dürfe. — Der ist es wohl zufrieden, und die Kleine macht ihre Sache so gut, daß sie das harte Soldatenherz ganz entzückt. — Sie wollen wieder gehen. — Noch um ein Küßchen bittet der Soldat. Es wird gewährt. — „Ei, wie so süß, ganz wie Attischer Honigseim! Darf ich die Kleine nach Haus geleiten?" — „Das würde sich schicken! Komm, mein Kind!" — „Gutes Mütterchen, thu' mir doch den Gefallen!" — „Nicht anders, als für eine Drachme." — „Die habe ich nicht, doch diesen Jagdspieß hier, den nimm und stehe ein Weilchen unterdeß bei dem Alten hier Wache." — Kaum ist der Krieger mit der Dirne fort, so löst der schlaue Dichter seinen Schwiegervater und heißt ihn schnell nach Hause laufen, und dieser läßt es sich nicht zum zweiten Male sagen, und eilig folgt ihm auch Euripides. — Bald kommt der Krieger wieder, sieht sich geprellt und wird von den Frauen obendrein auf falsche Spur geleitet. — Und heim zieht auch der Chor:

„Gespielet ward heute so ziemlich von uns;
Drum Zeit ist's, daß wir entwandern von hier,
Jedwed' in ihr Haus.
Von den zwei Göttinnen des Festes gewährt
Sei dafür uns gute Vergeltung!"

Unter allen Stücken des Aristophanes befriedigen die Thesmophoriazusen hinsichtlich der dramatischen Oekonomie nächst den Vögeln den modernen Leser am meisten. Denn sie geben nicht eine Reihe locker aneinandergereihter komischer Scenen, sondern eine geschickt angelegte und gut durchgeführte einheitliche Handlung, welche die Spannung der Zuschauer bis zum Schlusse lebendig erhält. Uebrigens hatte das Alterthum auch *Θεσμοφοριάζουσαι δεύτεραι*, aber dies war keine Ueberarbeitung, sondern gewissermaßen eine Fortsetzung des uns erhaltenen Stückes. Sie führten den letzten Tag der Thesmophorienfeier vor und geißelten besonders die Putzsucht und Naschhaftigkeit der Athenischen Frauen. Ob auch in ihnen dem Euripides eine besondere Rolle zuertheilt war, läßt sich nicht ermitteln.

9. Die Frösche.

Die Frösche (*Βάτραχοι*) sind an den Lenäen Ol. 93, 3 = 405 im Monat Januar durch Philonides aufgeführt worden und erhielten den ersten Preis, vor den Musen des Phrynichos und dem Kleophon des Platon. — Dieses Stück, unstreitig eins der geistvollsten des Dichters, ist lediglich literarischen Inhalts. Auf die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, den glänzenden Seesieg der Athener bei den Arginusen, der freilich durch das von den Oligarchen angezettelte grausame Verfahren gegen die siegreichen Feldherrn beeinträchtigt wurde, auf das ränkevolle Treiben des Theramenes und der kläglichen Demagogen jener Zeit, wie Kleophon, Archedemos u. A., auf den zum zweitenmale in der Verbannung lebenden Alkibiades finden sich nur vereinzelte, unbedeutende Anspielungen. Den Dichter beschäftigt diesmal allein der Verfall der tragischen Kunst seiner Vaterstadt. Denn Euripides war kurz zuvor in Macedonien gestorben, bald nach ihm Sophokles, Agathon hatte Athen verlassen und so war die verwaiste tragische Bühne nur noch ein Tummelplatz für Geister zweiten oder dritten Ranges, von denen die meisten der Manier des Euripides huldigten, ohne auch nur entfernt an Geist und dichterischer Begabung ihm gleich zu kommen. Nur eine Rückkehr zur alten, herben, etwas schwülstigen, aber erhabenen und kerngesunden Richtung des Aeschylos, zugleich eine Wiedergeburt des bereits tief gesunkenen Kunstgeschmacks seiner Zeitgenossen konnte nach der Meinung des Dichters hier Abhülfe schaffen, und diesen Gedanken den Athenern nahe zu legen, war der Zweck seines neuen Stückes.

Dionysos, der Repräsentant des Athenischen Publicums selbst, in eine Löwenhaut gehüllt und eine Keule tragend, begiebt sich mit seinem Diener Xanthias, der, als Silen verkleidet, schwer bepackt, auf einem Esel reitet, zum Herakles. Diesem klagt der Gott, wie ihn die Sehnsucht nach dem todten Dichter Euripides fast verzehre, und keine Seele soll ihn hindern, in den Tartaros zu steigen und Pluton zu bitten, ihn wieder mit herauf zu senden: „Wo giebt es einen so genialen Dichter noch, der in dem edeln Stil den Aether Gottes Stübchen nennt und vom Fuß der Zeiten spricht und mit der Zunge sonder Herz schwört?[1]) Drum habe ich, o Freund Herakles, mir dein Kostüm jetzt angelegt und erbitte mir von dir Empfehlungen an gute Freunde im Hades und ersuche dich um Auskunft über Wege, Stationen, Städte, Lebensart und Mädchen und Hotels, wo man am wenigsten von Wanzen leidet; denn du machtest ja selbst einmal die Reise hin, als du den Ker-

[1]) S. die Anmerkung auf S. 411.

beros geholt. Nenne mir zuvörderst, wo ich am raschesten hinab gelange auf einem Pfade, der nicht zu heiß und nicht zu kalt ist.“ — „Der kürzeste Weg, belehrt ihn Herakles, der geht vom Strick und Schemmel aus, wenn du dich selbst aufhängst.“ — „Ach, der ist stickendheiß.“ — „Ein andrer geht durch einen Mörser, eng und still und wohl gestampft und mit Schierlingssaft begossen.“ — „Hu, der ist mir zu winterlich; starr und kalt macht der den Leib.“ — „So wandle denn den dritten; steig auf jenen Thurm hinauf und stürze dich herunter.“ — „Nein, auch dieser Weg gefällt mir nicht; er würde mir meine Hirnpastete kosten.“ — „Nun, so bleibt dir nur die weite Fahrt, die ich einmal gemacht. Erst kommst du da zu einem großen, tiefen See, wo Charon dich für zwei Obolen übersetzen wird; dann wirst du Schlangen schauen und schreckliches Gethier zu Tausenden. Hierauf gelangst du zu einer Grube voller Koth, der ewig fließt, dem Aufenthalt von falschen Freunden, Dieben, Mördern, Meineidigen und solchen, die eine Stelle aus einer Tragödie des Morsimos abgeschrieben haben. Zuletzt wird süßer Flötenhauch dein Ohr berühren; dein Auge erblickt ein helles Licht und einen Myrtenhain und Reigentänze von seligen Männern und Frauen. Die Eingeweihten sind es, die dicht an Pluton's Hause wohnen, die werden dir alles weitere mittheilen. Nun, glückliche Reise, Bruder!“ — „Danke schön; auch du leb' wohl!“

Dionysos heißt nun den Diener das Gepäck nehmen und ihm folgen. — Dem armen Knecht wird der Reisesack zu schwer, und er bittet seinen Herrn, einem Todten, den man gerade heraus-trägt, ein Trinkgeld zu geben, wofür er die Last trüge. — Der todte Mann verlangt zwei Drachmen. — „Neun Obolen will ich dir geben.“ — „Ehe ich diese nehme, will ich lieber noch einmal lebendig werden,“ meint der Todte und läßt sich weiter tragen. — So muß denn Xanthias sich noch ferner mit der Last mühen. — Bald kommen sie an den See, wo Charon mit dem Kahne hält und ausruft: „Wer will zur Ruhe von Uebeln und Plackereien? wer in Lethe's Ebene? wer, wo die Esel werden geschoren? wer zu den Höllenhündlern oder zum Geier, oder nach Tänaron?“ — Sie melden sich, und der Fährmann nimmt den Gott auf, aber Xanthias, weil er die Seeschlacht bei den Arginusen nicht mitgemacht hat, muß um den See zu Fuß laufen und am Anhaltspunkt den Herrn erwarten. — Sie stoßen ab, und Charon zwingt den Gott, wie ungeschickt er sich auch stellt, mit Hand ans Ruder zu legen. — Jetzt ertönt der wunderbare Gesang der Frösche. Brekekekex, koax, koax singen die Kinder der Seen und Quellen das wohltönende, harmonische Lied, das sie um den Nyseischen Dionysos im Stadtsumpf anstimmen, wenn das weinberauschte Volk am Feste der heiligen Töpfe in ihr Heiligthum wallfahrtet:

„Die der Lyra kundigen Musen lieben uns, uns liebt der bocksfüßige Pan, der die Schalmei zu blasen versteht, und der Citherspieler Apollon wegen des zarten Rohres, das wir in unseren Teichen wachsen lassen.“ — Ihr Gequak verursacht dem Gott Ohrenschmerz, und er heißt sie schweigen. Sie aber quaken nur um so mehr, bis der Gott sie überschreit und sie verstummen.

Der Kahn landet, und Xanthias findet sich wieder ein. Die Reisenden durchwandern jetzt die dunkle Kothregion, wo sie die Bösewichter schauen. Dann kommen sie an den schrecklichen Ort, wo die Ungeheuer hausen, und sehnlichst wünscht der muthbeseelte Gott, bald einem solchen zu begegnen. — Xanthias giebt vor, er schaue ein großes Unthier. — „Wo denn?“ — „Hinten“ — „Geh nur hinterdrein!“ — „Nein, vorn!“ — „So folge ich dir!“ — „Ach, welch ein großes Thier! und wie sich's wandelt! jetzt Stier, jetzt Maulesel, und jetzt ein junges, schönes Mädchen gar!“ — „Wo denn? gleich laß mich zu ihr hin!“ — „Nein, jetzt hat es sich schon wieder in einen Hund verwandelt.“ — „Empusa ist es.“ — „Ganz recht; es glänzt wie Feuer das Angesicht.“ — „Hat's auch ein Bein von Erz?“ — „Ja wohl, und von Eselsmist das andre.“ — Voll Furcht entlaufen Beide, bis Xanthias den Gott beruhigt und ihm mit dreifachem Eide versichert, daß die Empusa verschwunden sei.

Jetzt hören sie Flötentöne. Es naht der Chor der Eingeweihten, Jakchos rufend, in ihre Mitte zu kommen, um auf der Wiese den Reigen anzuführen, den Myrtenkranz auf dem Haupte und in den Händen schwingend die Fackel, ein leuchtendes Gestirn des nächtlichen Weihefestes:

Und von Licht erglänzt die Aue,
Und der Greise Füße hüpfen,
Und sie schütteln ab die Leiden
Und der Jahre lange Reihen
Bei der heiligen Feier.
Seliger, mit deiner Fackel
Schreite leuchtend uns voran und
Führ' auf blumenreiche Wiesenflur
Die zum Tanz sich rüstende Jugend!

Schweig' andachtsvoll und tret' abwärts vor dem heiligen Tanze der Chöre,
Wer solcherlei Wort unkundig vernimmt; wem nicht von Frevel das Herz frei;
Wer heiliger Weihe der Musen entbehrt; wer nicht der Begeisterung Rausch kennt;
Wer gern anhört frech spaßende Worte, obgleich sie ertönen zur Unzeit;

Wer Haß und Empörung nicht dämpfet sogleich und den Bürgern nicht freundlich sich zeiget,
Vielmehr sie hetzt und die Gluth anschürt, um selber im Trüben zu fischen;
Und wer, wenn der Staat Noth leidet im Sturm, trotzdem sich lässet bestechen;
Wer Festung und Schiff' an die Feinde verräth, wer Verbotenes liefert den Gegnern;
Auch wer je Geld für die Flotte dem Feind zu bewilligen Jemanden antreibt;
Wer endlich dem Dichter den Ehrensold zu benagen als Redner versuchet,
Weil einmal am heimischen Bakchosfest er im Lustspiel wurde verspottet.

Jetzt, ihr Geweihten, ziehet froh
Hin auf die blumenreiche Au;
Dort tanzet, scherzet, spottet, preist
Mit Sang des Heiles Göttin,
Daß hold sie stets dem Lande sei,
Wenn's auch Thorykion nicht will.

Mit dem Preise der Demeter und des Jakchos, mit der Bitte um ihre Huld, und einer Verspottung des Demagogen Archedemos beschließt der Chor seinen Gesang. Darauf fragt Dionysos: „Könnt ihr uns sagen, wo Pluton hier wohnt? Wir sind zwei Fremde, eben erst hier angelangt." — „Nicht weiter darfst du gehen; denn gerade an jener Thüre bist du recht." — „Nimm das Gepäck, o Bursch, und komm hinein!" — Und auch der Chor zieht fröhlich fort zum Rosenhain der schön beblumten Auen, in fröhlichem Tanz von huldreichen Moiren geführt:

„Denn uns allein ist Sonnenglanz
Und holden Lichtes Klarheit,
Uns, den Geweihten, Freud' allein,
Da gegen Fremd' und Heimische
Wir fromme That stets übten."

Der Gott klopft an die Thür, und Aeakos, der den Thürhüterdienst bei Pluton versieht, erscheint. Wie dieser aber den vermeinten Herakles erblickt, überhäuft er ihn, in Erinnerung an den von ihm verübten Raub des Kerberos mit einer Fluth von Verwünschungen und will zu seiner Bestrafung die schlimmsten Höllengeister herbeiholen. — Dem Dionysos fällt bei diesen Drohungen vor Schreck das Herz in den Unterleib. Er verlangt, daß Xanthias mit ihm die Rolle tauschen soll: „Nimm du die Löwenhaut und Keule, und ich will das Gepäck tragen." — Der

Tausch geschieht. — Jetzt tritt aber eine Zofe der Persephone heraus: „O liebster Herakles, willkommen! Folge mir schnell zur Gebieterin; denn sobald sie deine Ankunft vernommen hat, ließ sie Koch und Kellner deinethalben sich in Bewegung setzen. Auch eine hübsche Flötenspielerin ist da und schmucke Tänzerinnen, zwei oder drei." — „Tänzerinnen? ruft begeistert Xanthias; gleich folg' ich dir! Komm, Bursch, und trage mir mein Gepäck nach!" — „Halt! schreit der Gott; nicht länger dieses Possenspiel, o Xanthias! Im Scherz nur hab' ich dich als Herakles verkleidet. Nimm gleich den Ranzen wieder auf und trag' ihn fort!" — „Nun, meinethalben; bald vielleicht bedarfst du meiner wieder." — „Bravo! singt der Chor, so ziemt es dem Mann von Geist und Verstand, der weit die Welt durchsegelte, sich immer nach dem Wind zu drehen, nicht ewig dazustehen in einer Stellung. Sich zu wenden dahin, wo's bequemer ist, das ist die Art des wackeren Mannes von Theramenes' Natur!" — Da stürzen aber zwei Gastwirthinnen in aller Eile herbei und fassen den vermeinten Herakles: „Hier ist der Wicht, der einst in unser Wirthshaus eingekehrt, und nachdem er da sich voll gegessen und die Zeche zahlen sollte, uns erst verwundert ansah, dann aufbrüllend wie ein Rasender das Schwert zog, und als wir zwei aus Furcht davonflohen, weglief und noch die Bettmatratzen mitnahm. Flugs rufen wir den Kleon und Hyperbolos her; die werden dich vor Gericht schon rupfen." — Voll Furcht wendet sich Dionysos wieder an Xanthias: „Hol' mich der Henker, wenn mir nicht mein Xanthias lieb ist." — „Laß nur gut sein, ich weiß schon, was du willst, doch diesmal werd' ich schwerlich wieder Herakles." — „Nicht so böse, mein liebster Xanthias! Nimm nur die Löwenhaut jetzt wieder, und wenn ich je zurück sie fordere, mög' ich selbst und Weib und Kind und der triefäugige Archedemos gleich verderben!" — Solchem Eide trauend, übernimmt der Knecht die Rolle des Helden wieder. — Bald kommt auch Aeakos mit seinen Schergen zurück und heißt den Hundedieb zusammenschnüren, daß er seine Strafe leide. — Sie gehen auf Xanthias los; doch dieser versichert, daß er früher nie hierher gekommen, nie auch nur ein Haar werth gestohlen: „Ergreift und fraget meinen Burschen peinlich aus: der wird die Unschuld seines Herrn gewiß bezeugen." — Aeakos befiehlt dem Knecht, den Reiseranzen abzulegen; dieser aber giebt sich als Gott Dionysos zu erkennen. — „So peitscht ihn um so mehr, schreit Xanthias, da er als Gott nichts fühlen wird." — „Warum, meint Dionysos, da du selbst dich rühmest, ein Gott zu sein, empfängst du nicht gleiche Schläge so wie ich?" — „Das Wort ist billig, sagt der Knecht; so schlag' uns Beide; wer zuerst heulen wird, der ist kein Gott." — Aeakos befolgt den Rath. Ein Jeder heult, doch, wie er versichert, nicht der Schläge wegen. Und der

Höllenrichter kann nichts entscheiden: „So geht denn hinein! Unser Herr und seine Frau Persephone werden euch besser kennen, da sie ja selbst Götter sind." — „Ganz recht! nur wünscht' ich, daß du das eher gethan, bevor ich solche Schläge bekommen hätte," sagt der Gott und geht mit Xanthias hinein.

Der Chor wendet sich nun in einer Parabase an die Muse, daß sie komme, sich an seinem Gesang zu erfreuen und das zahlreich versammelte Publicum anzuschauen, das in unendlicher Weisheit dasitzt, ehrgeiziger noch als der barbarische Demagog Kleophon, der nächstens zu Grunde gehen wird.

Wohl geziemt dem frommen Chore, was gedeihlich ist, der Stadt
Anzurathen und zu lehren. Und zuerst denn dünkt mir's gut,
Daß ihr herstellt Bürgergleichheit und verbannt die Schreckenszeit.
Hat, verführt von Phrynichos' Ränken, wer gefehlt, so werde gern
Ihm verziehen; ehrlos darf hier Keiner sein in unsrer Stadt.
Habt aus Knechten edle Herren ihr gemacht, weil einmal sie
Mitgekämpft im Seegefechte — was auch recht und billig war —
Ziemt es euch nun aber, denen, die mit euch so oft zur See
Schon gekämpft, sie und die Väter, und verwandt sind durch Geburt,
Einen Fehl, den sie begangen, zu erlassen auf ihr Fleh'n.
Auf! demnach des Zorns vergessend, o ihr Hochverständigen,
Laßt uns willig alle Menschen als verbrüdert an uns zieh'n
Und als ehrsam und als Bürger, wer nur half im Seegefecht.
Wenn wir hier hochmüthig handeln und als Vornehmthuende:
Dann gewiß einmal in Zukunft scheinen nicht verständig wir.

Oft, ja oft hat uns geschienen, unsrer Stadt ergeh' es ganz
Ebenso mit ihren Bürgern, welche gut und bieder sind,
Wie's ihr mit der alten Münze bei dem neuen Geld ergeht.
Nicht cursiret jen', und sei sie noch so gut an Schrot und Korn,
Sei sie noch so schön an Prägung und bewährt durch hellen Klang,
Sei sie gangbar bei Hellenen, bei Barbaren überall;
Nein, dafür bedienen wir uns lieber schlechten Kupfergelds,
Gestern oder ehegestern mit dem ärgsten Schlag geprägt.
So die Bürger, die als edel an Geburt und Sinne wir,
Als gerechte Männer kennen und als fein' und wackere,
Aufgenährt in Ringerübung, Chorgesang und Musenkunst,
Die verschmähn wir; doch wer kupfern, Fremdling ist und Dienender,
Jeden fremden Abenteurer, den zu Allem brauchen wir.
Auf! noch jetzo kehrt von eurer blinden Unbesonnenheit:
Braucht die Guten, euch zum Besten; geht's euch gut, so ist's kein Wunder;

Schlägt euch Unfall, werdet doch ihr nicht geschlagen von schlechtem Holz.

Aeakos und Xanthias treten aus Pluton's Hause. Dionysos hat sich drinnen als Gott ausgewiesen. „Fürwahr, sagt Aeakos, ein wahrer Bedientenstreich war das, wie du den Herrn gespielt hast. Um den beneid' ich dich." — „Du bist ein Freund von solchen Streichen?" — „Ob ich's bin! Es schwillt mein Herz vor Lust, so oft ich heimlich auf meinen Herrn fluchen kann." — „Doch wie? wenn nach empfangner Züchtigung du brummend hinter dir die Thür zuschlägst?" — „Auch das hat eigne Lust." — „Und in Händel stöbern?" — „Nichts geht darüber!" — „Oder gar ablauschen des Herrn Geheimnisse?" — „Das macht mich rasendfroh!" — „Und dann sie gar ausplaudern?" — „Wahre Götterseligkeit!" — „Topp schlag' in meine Hand; laß uns umarmen! Wir müssen Freunde sein! Doch sprich, was ist da drinnen für ein Lärm und lautes Schimpfen?" — „Ein Zank ist's zwischen Aeschylos und Euripides, ein gewaltiges Ereigniß für uns hier in der Unterwelt; denn wisse, es ist ein Gesetz im Hades, daß, wer sich in einer Kunst ausgezeichnet hat, freie Kost im Prytaneion habe nebst einem Thron zunächst dem Pluton, bis ein Besserer kommt, dem Jener weichen muß. Bisher hat Aeschylos den tragischen Thron besessen; nun kommt Euripides und mit seiner Clique von Schuften, Lumpen, Vatermördern und Betrügern, die er mit seinem Truggeschwätz für sich gewonnen hat, macht er jetzt dem Dichter, dem nur das kleine Häuflein der Guten zur Seite steht, den Thron streitig. Darum hat des Hades König angeordnet, da Sophokles freiwillig auf den Thron zu Gunsten Aeschylos' verzichtet, daß ein Wettkampf zwischen Aeschylos und Euripides entscheide. Doch hat es bis jetzt an einem Schiedsrichter gefehlt; nun aber haben sie deinem Herrn als einem Kunsterfahrenen dieses Amt übertragen. Doch laß uns selbst hineingehen."

In heftigem Streit sind beide Dichter begriffen. Dionysos sucht ihren Zorn zu mäßigen: „So zu schimpfen wie des Brotmarkts Weiber ziemet Dichtern nicht." — Euripides ist bereit zum Wettkampf und unverzagt, indeß der edle Aeschylos sich nur ungern zum Wettkampfe stellt; denn ungleich sind die Kräfte: „Meine Poesie ist mit mir nicht gestorben, sie ist noch auf der Oberwelt; seine Poesie aber ist todt, wie er selbst, so daß sie ihm hier zur Verfügung steht. Nur weil's der Gott will, trete ich in die Schranken." — Zuvörderst wird, wie sich's gebührt, den Musen geopfert, und der Chor ruft ihre Schaar herbei, zu schauen die Macht des gewaltigen Mundpaars. Aeschylos fleht darauf Demeter um ihre Huld an, Euripides seine eignen neuen Götter,

den Aether, seine Weide, der Zunge Wirbelband, die Einsicht und die Riechwerkzeuge und beginnt den Kampf:

Zuerst enthüll' ich diesen da als Prahler und Betrüger:
Die Hörer täuscht' er, die Achill und Niobe sitzen sahen
Mit tief verhülltem Angesicht, Prunkbilder der Tragödie;
Der Chor arbeitet unverrückt; kein Laut ertönt von jenen.
Das Volk saß voll Erwartung da, und so verging das Schauspiel.

Dion. Und doch gefiel das Schweigen mir weit besser als jetzt das Schwatzen.

Eur. Und öffneten endlich sie den Mund, so waren's stolze Worte,
Wildfremd, pomphaft, auf hohem Pferd, voll Wust und Schwulst und Bombast.
Das hab' ich glücklich denn verscheucht mit allerlei Essenzen,
Mit Sprüchen und süßem Phrasensaft, aus Büchern abgezogen.
Bei mir hört man den Herrn, die Frau, den Knecht, das Mädchen sprechen,
Wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; echt demokratisch dicht' ich
Von Dingen, die ein Kind versteht, und meine Personen wissen,
Ganz nach des Kleitophon Manier und Theramenes', des Schlaukopfs,
Die meine gelehrigen Schüler sind, Bescheid in allen Sachen.
Ja, solche Allerweltsweisheit
Hab' ich zuerst hier eingeführt:
Alles kennen, Alles wissen,
Alles, auch das eigne Haus
Besser leiten, als zuvor,
Die Nas' in Alles stecken.

Der Chor fordert jetzt Aeschylos auf, der zuerst aufthürmte erhabene Worte und mit Prunk die Tragödie schmückte, dem Gegner zu erwidern. Und Aeschylos beginnt:

Zwar Unmuth regt mir ein solcher Gesell, und es kocht mein Herz in Erbittrung;
Doch gieb mir Bescheid: weshalb wohl ist ein dichtender Mann zu bewundern?

Eur. Weil ein Künstler er ist und sittliche Zucht und bessere Bildung er lehret.

Aesch. Das hab' ich gethan, nicht Gaffer am Markt, Spaßvögel und Schuft' und Betrüger
Vorführend, vielmehr Kriegsleute mit Wehr und mit Muth im Herzen gerüstet,

Anfeuernd die Hörer zu Kampf und Schlacht im Streit
der Sieben vor Theben
Und preisend den Sieg und die herrlichste That in unseren
Persern verkündend.
So thaten die früheren Sänger ja auch, das Gut' und
Nützliche lehrend.
Drum hat mein Geist, nachbildend Homer, viel Tugenden
edel geschildert.
Den Bürger erheb' ich zum Helden empor, wenn einst die
Trompet' er vernähme.
Nie hab' ich von Metzen, wie Phädra es war, und ver-
buhleten Weibern gedichtet.
Eur. Hab' ich denn nicht nach der wirklichen Sage mein Stück
von der Phädra geschrieben?
Aesch. Nach der wirklichen wohl; doch dem Dichter geziemt, das
Böse wo möglich zu bergen,
Nicht hervor es zu zieh'n, noch zu zeigen dem Volk. Denn
sieh', unmündigen Knäblein
Sind Lehrer bestellt, zu zeigen, was gut; für Erwachsene
sind es die Dichter.
Und die edle Gesinnung erfordert dann auch die gewähl-
teren, edleren Worte;
Es sprechen Heroen erhabener stets, wie sie selber erhabner
erscheinen.
Sie treten ja auch ehrwürdiger auf als wir, in ihrer Be-
kleidung.
Du hülltest in Lumpen die Herrscher zuerst, daß erbärm-
lich den Menschen sie schienen,
Und schwatzen die Jugend hast du gelehrt und schwadro-
niren, statt fleißig
Ringschulen besuchen und üben die Kraft, so daß Pöbel
und Kinder gewaltig
Ihr Mundwerk jetzt zu gebrauchen versteh'n und halten
politische Reden.

Und von jeglichem Bösen der Grund bist du:
Als Muster hast du vor Augen gestellt
Blutschänder und Kuppler und Dirnen, die frech
Das Heilige schänden; du bist es, der auch
Mit Actenschmierern und schuftigem Pack,
Volksaffen, die schlau nur betrügen den Staat,
Die Stadt der Athener bevölkert.

Im besten Gang ist jetzt der Streit. „Frisch daran, mahnt der Chor, nur immer tüchtig aneinander! Es bleibt noch viel

zu sagen; vor den Zuschauern braucht ihr euch nicht zu geniren, das sind lauter gebildete Leute!" — Euripides geht jetzt zu dem Einzelnen über und kritisirt zuerst des Aeschylos Prologe als undeutlich. Den unbilligen Tadel vergilt Aeschylos mit gerechtem Spott über die trivialen, langweiligen und einförmigen Prologe des Euripides. Hierauf werden die Chorpartien durchgenommen, und auch hier tragen die hochtönenden Gesänge des Aeschylos über die aus Liederchen und Skolien und Klagelegien zusammengeflickten Dudeleien von Chören und Monodien des Euripides den Sieg davon. Endlich wird eine Wage gebracht, und einzelne Verse werden gewogen. Des Euripides leichte Waare wird von der vollwichtigen des Aeschylos emporgeschnellt. „Und läge, meint Aeschylos, in einer Schale Euripides mit Frau und Kind und Kephisophon und seiner ganzen Bibliothek: ich brauchte nur zwei meiner Verse hineinzuwerfen in die zweite, und sie würde sinken!" — Dionysos will nichts entscheiden; denn keinen von beiden möchte er sich zum Feinde machen: „Den Einen achte ich wegen seiner Kunst, den Andern liebe ich." — Doch ihn drängt Pluton zur Entscheidung: „Den Sieger darfst du mit dir in die Oberwelt nehmen."

Dion. Nun gut! Wer von euch Beiden rathen wird der Stadt,
Was ihr zum Heil und Nutzen ist, den nehm' ich mit.
Zuerst nun frag' ich, was wohl von Alkibiades
Ein Jeder denkt, da selbst die Stadt nicht Rath sich weiß.
Sie sehnt sich nach ihm, haßt ihn, möcht' ihn gerne doch.

Eur. Den Bürger hass' ich, welcher seinem Vaterland
Zu nützen zaudert, zu schaden schnell entschlossen ist;
Der immer sich, doch nie der Stadt zu rathen weiß.

Aesch. Vor Allem nähre keinen Löwen in der Stadt;
Doch nährst du ihn, so füge seinen Launen dich.

Dion. Beim Retter Zeus, ich finde die Entscheidung schwer:
Es sprach von euch der Eine wahr, der Andre klar;
Drum sage Jeder erst mir seine Meinung noch,
Wodurch der Staat wohl könnte Rettung finden jetzt.

Eur. Wenn wir den Bürgern, denen jetzo wir vertrau'n,
Nicht länger trauen, und deren Dienst verschmäh'n, die jetzt
Dem Staate dienen, möchten wir gerettet sein.

Aesch. Wenn sie das Land der Feinde für das ihrige
Betrachten, ihres aber als der Feinde Land,
Die Schiff' als Heil, doch als ein unheilvolles Heil.

Dion. Mir auserwählen werd' ich, wen die Seele will.

Eur. Des Eides bei den Göttern denkend, wähle mich!

Dion. Die Zunge schwur es; doch den Aeschylos wähl' ich mir!

Und es jammert Euripides; doch der Chor frohlockt: „Selig der Mann mit erprobtem Sinn! Kehre wieder nach Hause zurück, um dort die Bürger, die Freunde und dein Geschlecht zu beglücken!" — Auch Pluton heißt ihn froh heimziehen:

„Durch sinniges Wort lenk' unsere Stadt
Und die Thorheit weise zurecht, die dort
In Fülle gedeiht.
Dies Schwert hier gieb an Kleophon ab,
Die Stricke den Steuererhebern.
Sag' ihnen dabei, daß in Eile sie doch
Herkommen zu mir und ohne Verzug;
Wenn sie zaudern, so werd' ich sorgen dafür,
Daß gebrandmarkt sie und in Ketten herab
Zu mir in die Hölle gelangen.

Aeschylos verspricht, den Auftrag auszurichten; dafür aber möge er ihm auch seinen Wunsch erfüllen:

„Den Thron laß, bitt' ich, den Sophokles nur
Einnehmen indeß, bis ich wieder einmal
Herkomme zu euch. Denn diesen erkenn'
An Gesinnung und Kunst als den Zweiten ich an;
Drum sorge, daß nie der betriebsame Mann
Voll Lug und Betrug
Auf den Thron sich zu setzen erfreche."

Pluton fordert den Chor auf:

„Wohlan, hebt hoch nun die Fackeln empor,
Und mit heiligem Licht gebt Diesem Geleit,
In eigenen Liedern ihn feiernd!"

Der Chor aber fleht die Götter der Unterwelt an, dem Dichter für seine Rückkehr zum Licht gutes Geleit zu gewähren, der Stadt aber heilvolle Beschlüsse zu heilvollen Maßregeln zu verleihen, damit sie endlich von der schrecklichen Drangsal des Krieges genesen könne.

Das Stück gefiel so, daß der Dichter mit einem Zweige vom heiligen Oelbaum geschmückt wurde, eine Ehre welche der Ertheilung eines goldenen Kranzes gleichkam, und wegen der vortrefflichen Parabase wurde eine nochmalige Aufführung des Stückes verlangt. Diese fand natürlich nicht, wie man fälschlich geglaubt hat, am folgenden Tage, wohl aber am zweiten oder dritten Tage der Dionysien desselben Jahres statt. An dieses überlieferte Factum anknüpfend hat man es wahrscheinlich gemacht, daß uns die Frösche nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in einer von dem Dichter für die zweite Aufführung veranstalteten Ueberarbeitung erhalten sind, bei welcher er wahrscheinlich diejenigen Partien bei-

behielt und erweiterte, welche bei der ersten Aufführung besonders gefallen hatten, andere dagegen, bei denen dies weniger der Fall gewesen, kürzte oder ganz beseitigte. Daraus mag es sich denn erklären, daß die Verbindung zwischen der ersten Abtheilung des Stückes, der *κάϑοδος* des Dionysos, und der zweiten Abtheilung, welche den Dichterstreit enthält, eine so lockere ist, indem wir über die Zwischenvorfälle, die Aufnahme des Dionysos durch die Unterweltsgötter und die Vorbereitung zur Abhaltung des Dichterkampfes nur durch die Mittheilungen des Aeakos an Xanthias oberflächlich belehrt werden, statt dieselben als integrirenden Theil der Handlung selbst vorgeführt zu bekommen. Hier ist wohl die betreffende Mittelscene, um für anderweitiges Raum zu gewinnen, vom Dichter gestrichen worden, wodurch freilich die Oekonomie des Ganzen einen beträchtlichen Stoß erhalten hat. Denn daß Dionysos, der Anfangs auf Euripides erpicht war und an Aeschylos gar nicht gedacht hat, sich durch den ihm octroyirten Wettkampf beider Dichter zu einem Aufgeben seiner ursprünglichen Absicht bewegen läßt, ist nicht motivirt; und daß Euripides dem Dionysos gegenüber sich auf eine eidliche Zusage desselben beruft (v. 1469), die dieser doch im ganzen Stücke nicht geleistet hat, ist auffallend. Ebenso auffallend ist es, daß Pluto fast das ganze Stück hindurch als stumme Person agirt, und ihm, der Hauptperson in der Unterwelt, gar keine eigentliche Rolle zuertheit ist.[1]) (J. Stanger).

10. Die Ekklesiazusen.

Die Ekklesiazusen (*Ἐκκλησιάζουσαι*) oder die Volksversammlung der Frauen sind wahrscheinlich an den Dionysien Ol. 96, 4 = 392 aufgeführt worden. Die unglückliche Schlacht von Aegospotamos (405 v. Chr.) hatte Athens letzte Stütze, die Flotte, vernichtet, und die Uebergabe der Stadt an Lysandros (404 v. Chr.) war die Folge dieses Unglücks. Die Demokratie wurde fast ohne Widerstand abgeschafft, und die höchste Gewalt rissen dreißig Männer, größtentheils aus der Partei der Oligarchen, an sich. Ihrer tyrannischen Herrschaft trat Thrasybulos entgegen. Die Macht der dreißig Tyrannen wurde gestürzt, eine allgemeine Amnestie verkündet, und mit dem Archontat des Eukleides (403 v. Chr.) die Solonische Verfassung wieder eingeführt und eine Commission ernannt, etwaige zeitgemäße Modificationen zu beantragen, deren Bestätigung dem Areopagos übertragen wurde. Doch waren Volk und Führer schon allzu entartet, als daß eine wahre Verjüngung des Staates möglich gewesen wäre. Man suchte

---

[1]) Dazu kommt noch der Umstand, daß sich Schol. Plat. Apol. p. 330 ein Citat aus den Fröschen erhalten hat, welches sich in unserem jetzigen Stücke nicht findet.

in der Unvollkommenheit der Gesetze den Grund des unbehaglichen Zustandes, der nur allein in der Gesunkenheit des Volkes und der Verderbtheit der Machthaber lag; daher überboten sich Redner in immer neuen Gesetzesvorschlägen, die das Volk heute annahm, um sie morgen wieder zu verwerfen (Eccl. 800), und Staatsmänner und Philosophen entwarfen Ideale von Verfassungen, von denen der Staat des Platon als die geistreichste Schöpfung dieser Art noch vorhanden ist. Aehnlich wie in unseren Tagen spielten communistische Grundsätze und Emancipationsideen eine Hauptrolle in solchen Verfassungsträumen; denn Allen sollte geholfen werden, besonders aber den früher durch die Gesetze Zurückgesetzten, den Besitzlosen und den Frauen. Manche communistische Einrichtung, wie die gleiche Vertheilung der Aecker, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, empfahlen sich außerdem noch durch ihre Aehnlichkeit mit den Spartanischen Einrichtungen, da gerade damals in Athen der Dorismus Mode war, eine Folge der Uebermacht, die Sparta zu dieser Zeit über Hellas ausübte. Die Ekklesiazusen sind eine geistreiche Carrikatur eines solchen communistischen Staates. Nur wenn man die ganze bisherige Ordnung der Dinge geradezu auf den Kopf stellt, also den Frauen das Regiment im Staate überträgt, kann man nach der Ansicht des Dichters überhaupt daran denken, solche utopische Träumereien praktisch zu verwirklichen, aber auch dann würde ihre Durchführung an ihrer eigenen Unmöglichkeit scheitern, wie an drastischen Beispielen im letzten Drittel des Stückes gezeigt wird, und man würde im Staate nur einen wahren Hexensabbath von Lüderlichkeit und Tollheit in Scene setzen. Davon, daß Aristophanes speciell das fünfte Buch der Platonischen Republik persiflirt habe, wie man angenommen hat, kann nicht gut die Rede sein, da die Abfassung des Platonischen Staates unzweifelhaft später fällt. Ebenso wenig ist anzunehmen, daß aus den mündlichen Vorträgen des Philosophen etwas zur Kunde des Dichters gekommen sei. Derartige Ideen mögen eben damals unter dem drückenden Gefühl der Verarmung und politischen Ohnmacht in der Luft gelegen haben und vielfach von Rednern, Sophisten und Staatsmännern in Erwägung gezogen sein.

Noch dämmert der Morgen nicht, und Praxagora erscheint mit ihrer Laterne, ihrer Geheimnisse verschwiegenen Vertrauten und jetzt Mitwisserin der Pläne, die sie mit ihren Genossinnen schmieden will. Noch zögern sie zu kommen, obgleich der Morgen nicht mehr fern ist und die Volksversammlung bald beginnen wird. Vielleicht, daß sie mit den Bärten nicht zu Stande kommen konnten, die, wie es bestimmt war, sie mit sich bringen sollten, oder daß sie der Kleider ihrer Männer nicht habhaft wurden. — Endlich kommt die Eine und die Andere. Manches Hinderniß hat ihre Ankunft so verzögert; doch bringen sie die Bärte mit

nebst dem Lakonerstock und ihrer Männer Mäntel. Nochmals setzt Praxagora ihren Plan der Schaar der Weiber auseinander: „Als Männer verkleidet wollen wir in die Sitzung, die heute bei früher Morgenzeit stattfinden soll. Ein großes Wagstück wollen wir wagen, uns des Staates Leitung zum Heile der Stadt aneignen; nur müssen wir uns hüten, daß wir uns nicht verrathen. Drum will ich euch jetzt noch einmal die Rollen erst probiren lassen." — Ein Weib tritt auf als Redner, um das Kinn den Bart gebunden und auf dem Haupte den Kranz. Doch ohne zu trinken vermag sie nicht ein Wort zu sprechen. — Sie wird von einer Zweiten abgelöst. Die kann sich nicht in die ungewohnte Männersprache schicken! statt bei den Göttern schwört sie bei den Göttinnen und statt „ihr Männer" redet sie die Anwesenden „ihr versammelten Frauen" an, freilich, wie sie zu ihrer Entschuldigung sagt, nur durch den Anblick des Weiberhelden Epigonos unter den Zuschauern dazu verführt. — So muß Praxagora schon selber den Redner machen, und was sie sprechen wird, das sollen sie jetzt hören: „Von schlechten Führern ward der Staat bisher regiert, drum geht auch Alles schief. Nur eine Rettung giebt es noch, wenn man den Frauen der Stadt Verwaltung überläßt, wie sie daheim ja auch die Hauswirthschaft zu führen haben. Unstreitig besser als die Männer sind die Frauen: sie bewahren treu die alten Sitten und lieben Neuerungen nicht: sie färben ihre Wolle heut noch, wie vor Alters; sie tragen, backen, braten heut noch, wie vor Alters; sie plagen ihre Männer heut noch, wie vor Alters; verstecken ihre Buhlen heut noch, wie vor Alters; sie naschen die besten Bissen heut noch, wie vor Alters; sie lieben einen kräftigen Wein noch heute, wie vor Alters, und lassen heut noch ebenso gern sich küssen, wie vor Alters. Drum, Männer, debattirt und streitet erst nicht lange, sondern überlasset kurz und gut das Regiment den Frauen. Sie werden als Mütter besser für das Kriegsvolk sorgen, werden richtigere Rationen reichen, werden besser uns Geld verschaffen, werden nicht so leicht sich betrügen lassen, da sie selbst in Lug und Trug erfahren sind. Kurz, folget mir, und ihr werdet fortan glücklich leben." — Lauten Beifall zollen ihr die Weiber; siegt sie, so wollen sie dieselbe zum Oberhaupte wählen. — Jetzt heißt sie die Gefährtinnen die Männerkleider anziehen, die Bärte sich umbinden und, auf den Stock gestützt, nach Männer Art einhergehen, ein bekanntes Liedchen singend, als kämen sie vom Lande. — Der Frauen Chor gehorcht, und sie ziehen hin zur Sitzung, daß sie ja nur recht früh erscheinen und die drei Obolen Sitzungsgeld einstreichen. Ganz anders war es freilich zu Myronides des Edeln Zeiten. Wer hätte da sich nicht geschämt, für Geld den Staat zu verwalten?

Jetzt wird für Geld des Staates Wohl besorgt, wie man für Geld den Mist austrägt.

Nach ihrem Weggange tritt Blepyros, der Mann Praxagora's, aus dem Hause in großer Noth. Ein Bedürfniß trieb ihn so früh aus dem Bette. Vergebens suchte er Rock und Schuhe, und auch die Gattin war verschwunden; drum mußte er sich den Weiberrock umwerfen und in die Pantoffeln der Frau schlüpfen. „So muß es kommen, klagt er, weil ich im Alter noch gefreit; ja, Schläge verdiene ich meiner Thorheit wegen. Gewiß hat sie Arges im Sinn, daß sie so früh schon weggegangen.“ — Ein Nachbar kommt und sieht mit Erstaunen Blepyros in Weiberkleidern. Er hört des Armen Noth. „Just ein Gleiches ist auch mir passirt; auch meine Frau ist fort mit meinen Kleidern. Vielleicht, daß eine Freundin sie zum Frühstück eingeladen.“ — Der Nachbar eilt zur Volksversammlung, und auch Blepyros hält seine Sitzung, mit schweren Seufzern die Göttin der Geburt zum Beistand rufend. — Ihn überrascht der Bürger Chremes, der vom Volksrath kommt und die Wunder meldet, die dort eben vorgegangen: „So voll wie heut ist die Pnyx noch nie gewesen; denn wie der Stadt zu helfen sei, lag zur Berathung vor. Da trat zuerst das Triefauge Neokleides auf; doch schrie das Volk ihn weg: Nicht heilen kannst du deine eignen Augen, wie willst du denn der Stadt die Heilung bringen? Nach ihm erschien Euäon, fast ganz nackt; denn keinen Mantel, sagte er, habe er seine Blöße zu bedecken, und habe ich auch, fuhr er fort, das Glück nicht, einen Viertel Stater zu besitzen, so weiß ich doch des Staates und der Bürger Glück zu gründen. Wer keinen Wintermantel hat, dem muß der Walker einen geben, und wer kein Bett hat, den muß der Kürschner auf seinen Pelzen schlafen lassen, und will er nicht, so zahlt er gleich drei Pelze Strafe.“ — „Das ist ja herrlich! meint Blepyros; auch würde Niemand was dagegen haben, wenn man die Mehlhändler zwänge, jedem Dürftigen ein Mäßchen Mehl zu jeder Mahlzeit zu liefern.“ — „Nach diesem, fährt Chremes fort, sprang auf die Rednerbühne ein wohlgestalteter, zarter Jüngling, dem Nikias vergleichbar, und schlug den Bürgern vor, das Regiment der Stadt den Frauen zu übergeben. Darob erhebt sich ein großer Lärm dagegen und dafür; doch endlich siegt der Redner, zeigend, wie die Männer Schufte, Diebe, Sykophanten seien, die Frauen aber verständig, auf Gelderwerb bedacht, verschwiegen, ehrlich, friedliebend, nicht auf Umsturz der Verfassung sinnend. So ging der Beschluß denn durch; den Frauen der Stadt Verwaltung zu vertrauen, denn das sei noch nicht dagewesen. Sie sitzen jetzo zu Gericht, sie sind die Hausernährerinnen und können jetzt die Männer zwingen, sie zu küssen, und ihnen, wenn sie es nicht wollen, das Frühstück weigern.

Schlimm ist's; doch muß, wenn's des Staates Wohl gilt, ein jeglicher Mann auch dieses thun. Ein altes Sprichwort sagt, daß alles verrückte und dumme, was wir beschließen, uns doch zum Guten ausschlägt. So möge es auch hier der Fall sein."

Die Greise gehen ab, und der Chor der Frauen erscheint mit vieler Vorsicht, daß die Männer ihren Trug nicht merken. Praxagora erwartet sie im Schatten der Mauer und heißt sie ihre Männertracht ablegen und wieder Weiber werden: „Doch wartet noch, daß ihr, die ihr mich zur Oberin erwählt habt, mir mit Rath beistehet, so wie ihr euch mannhaft im Tumult der Sitzung gezeigt habt." — Auch sie will jetzt ins Haus, sich umzukleiden, da tritt ihr Mann Blepyros heraus und fragt, wo sie gewesen. — „Eine liebe Freundin in Kindesnöthen hat mich holen lassen. In voller Eile und Besorgniß habe ich dich nicht aufgeweckt, und weil es kühl war, habe ich deinen Mantel umgeworfen, deine Schuhe angezogen und deinen Stock mir mitgenommen, daß ich gänzlich einem Manne gliche." — „Du hast mich, klagt der Mann, so um mein Deputat gebracht, das ich für die heutige Sitzung zu erhalten hatte." — „Daß heute Sitzung sei, das habe ich ganz vergessen." — „So weißt du auch nicht, was dort man beschlossen hat?" — „Nein, wie sollt' ich auch." — „Den Weibern soll von nun an das Regiment der Stadt überlassen werden." — „O welch ein Glück für unsere Stadt! Freche Männer werden ferner nicht mehr übel an ihr thun, nicht falsch zeugen, nicht verleumden, nicht betrügen, nicht beneiden; Niemand wird mehr nackt und bloß gehen, Niemand zum Gespötte dienen, Niemand ausgeplündert werden." — „Weh, du willst mir alle Mittel meines Unterhaltes rauben!" klagt Blepyros. — „Schweig! gebietet ihm der Chor, laß sie wecken ihren Philosophengeist, Neues uns zur gemeinsamen Beglückung, was noch nie gethan, was noch nie geredet worden, vorzubringen. Man haßt ja hier, das Alte immer wieder zu schauen." — Praxagora beginnt:

So will ich denn jetzt, was heilsam ist, das sämmtliche Publicum lehren;
Nur möget ihr nicht, noch klebend am Alten und Anstoß nehmend am Fortschritt,
Mich unterbrechen, bevor ihr gehört und ihr Alles gehörig verstanden.
Von nun an sei den Bürgern gemein ihr Hab und Gut und Vermögen;
Reichthum und Armuth geb' es nicht mehr; wenn jetzt noch tausende Morgen
Der Eine bebaut und der Andre kaum hat ein Plätzchen, um sich zu begraben;

Wenn den Einen ein Schwarm von Sclaven bedient und den Andern nicht einmal ein Bursche:
Werd' Allen nunmehr ein gemeinsames Loos und ein gleiches Leben geschaffen;
Denn Güter und Geld und Eigenthum wird Allen gemeinsam gehören.
Vom Gesammtvermögen dann werden ernährt ganz gleich von den Frauen die Männer;
Drum muß ein Jeder, was er nur besitzt, ausliefern gemeinsamer Kasse.
So höret die Qual der Armuth auf; denn ein Jegliches hat nun ein Jeder;
Und Niemand ist auf Gewinn mehr erpicht, und der Diebstahl schwindet für immer.
Und wie das Vermögen gemeinschaftlich ist, so sind auch die Weiber Gemeingut.
Doch daß nicht die Schönsten von Allen begehrt und die Häßlichen werden verschmähet,
Wird Schön und Häßlich zusammengepaart, und wer die Schöne will küssen,
Der muß vorher der Häßlichen sich mit Liebe gefällig erweisen.
Ganz ebenso geht ein häßlicher Mann dem schönen beständig zur Seite,
Und die Frau, die diesen zu lieben begehrt, muß erst sich jenem ergeben,
Und die Kinder gehören dann Allen zugleich; sie verehren die Alten als Väter.
Es müssen die Sclaven bestellen das Feld und die Sclavinnen weben die Kleider;
Der Herr braucht nur nach dem Schatten [1]) zu seh'n, ob es Zeit sei, zu Tische zu gehen.
Kein Streit mehr giebt's, kein Proceß wird geführt: wer den Anderen schlägt und beleidigt,
Dem entzieht man das Mahl, und der Hunger wird bald ihn lehren, den Frieden zu halten,
Und da Niemandem fehlt, was er irgend bedarf, wird Keiner den Andern bestehlen.
So bildet die Stadt ein einziges Haus und eine Familie die Bürger.
In Speisesäle verwandeln sich jetzt die Hallen und Höfe der Richter;
Auf den Rednerbühnen sind aufgestellt die Wein- und die Wassergeräthe.

---

[1]) Nach der Länge des Schattens am Sonnenzeiger, der die Stunden angiebt.

Die Jugend wird nach Rhapsoden Art die Thaten der
Tapfern besingen,
Und die Feigen als solche bezeichnen, daß sie vor Scham
vom Mahle fern bleiben.
So schwelget das Volk, und trunken begiebt mit dem
Kranz sich ein Jeder nach Hause.
Schon erwarten auf Straßen und Wegen die Frau'n die vom
Mahl heimkehrenden Männer
Und laden sie ein zum Liebesgenuß, den Häßliche theilen
mit Schönen.
Nun sage mir, gefällt dir solches wohl?
Blep. Gar sehr!
Prax. So will ich denn zum Markt hineilen, Jegliches
Dort einzurichten, anzunehmen der Bürger Gut,
Daß ihr noch Festschmaus haltet heut zum ersten Mal.

Und Blepyros folgt ihr auf dem Fuße, stolz auf seinen Ruhm, wenn auf ihn die Leute mit Fingern zeigen werden, sprechend:

Staunt an den Mann, des Frau die Stadt so gut regiert!

Ein Bürger kommt mit seinem ganzen Hausrath, ihn auf den Markt zu schaffen. Noch einmal mustert er sein altes Hausgerümpel: da kommt ein zweiter Bürger und lacht den Thoren aus: „Was? meinen Schweiß und, was mit Müh' ich mir erspart, soll ich um nichts wegschleudern, eh' ich Alles ausgeforscht, wie sich's verhält? Geben, meinst du, wird ein Mensch, der noch bei Sinnen ist? Nicht Geben, sondern Nehmen ist Athenersitte; nehmen doch bei uns die Götter selbst. O der Dummheit! nicht erst einmal zu warten, was die Andern thun, und thun sie's, dann erst recht zu warten und wieder noch zu warten. Freund, ich kenne meine Leute: heut wird beschlossen, morgen verwirft man's wiederum." — Ein Herold tritt auf, der Regentin Willen zu verkünden: „Ein Jeder soll zum Mahle kommen; Alles ist bereit schon: Polster, Kränze, Speise und Trank; ihr brauchet nur den Mund zu öffnen!" — Der zweite Bürger ist gleich zu folgen Willens. — „Und doch hast du dein Gut nicht dargebracht?" — „Wird schon geschehen; es hat nicht solche Eile." — „Und willst zum Schmause?" — „Was soll ich thun? Als Patriot muß ich nach Möglichkeit der Stadt ja helfen." — „Und wenn sie dich abweisen?" — „Dann bleibe ich an der Thür stehen und nehme dem, der die Speisen aufträgt, die Schüssel weg." — „Kommt, Burschen, tragt nun meine Habe fort!" — „Ich will dir tragen helfen." — „Nicht wahr, daß du bei der Stadt-Verwalterin alsdann mein Gut als deines ausgebest? Daraus wird nichts!" — „Beim Zeus, nun gilt es, eine List erdenken, wie ich das Meinige

erhalte und doch von dem, was jetzt man zum Gemeinbrei rühret, meinen Theil bekomme. Vor Allem nicht gesäumt, den Schmaus mir zu erkämpfen!"

Ein altes Weib, jugendlich geputzt, tritt auf, die Männer, wenn sie vom Mahle kommen, zu erwarten. Ein junges Mädchen sucht ihr die Beute streitig zu machen. Die Junge trotzt auf ihre Schönheit, die Alte auf das Gesetz. Da naht ein Jüngling, will in der Jungen Arme fliegen; doch die Alte nimmt ihn in Beschlag. Die Junge entreißt ihn, als ein zweites, noch älteres Weib erscheint und ihn dem Mädchen streitig macht. Schon ist er bereit, in den sauern Apfel zu beißen, da kommt ein drittes Weib, ein wahres Scheusal, und verlangt den jungen Mann für sich. Ein heftiger Kampf entsteht; sie reißen sich um den Armen, und sein bitteres Loos verwünschend, wird er von einer Vierten, der Aeltesten und Häßlichsten, ins Haus geschleppt.

Zum Schluß tritt eine betrunkene Magd auf und sucht im Auftrag ihrer Gebieterin den Herrn zum Abendschmaus. Sie trifft den Chor der Frauen, und preisend des Volkes und ihr und ihrer Herrschaft Glück, erwartet sie ihren Gebieter, der sich etwas verspätet hat. — Endlich kommt er. — „Du kommst von Allen doch zuletzt. Gleichwohl befahl mir meine Frau, dich heimzuführen mit sammt den hübschen Dirnen da. Noch fehlt es nicht an Chierwein und anderem Guten. Und wenn von den Zuschauern einer uns gewogen ist, und wenn von den Richtern einer nicht zur Seite blickt, der darf auch mitgehen; Alles bieten wir ja gern." — Auch der Chor bricht auf zum Schmause, indem er sich zuvor von den weisen Richtern und Allen, denen dieser Scherz gefallen, einen günstigen Urtheilsspruch erbittet.

„Sieh, heran schon fliegt
austerig=bökelig=butten=lampretiges=
schädelzerstückelungs=herbegebrühetes=
silphionwürziges=honigbeträufeltes=
amselig=schnepfiges=tauben=fasaniges=
hähneleinhirniges=drosselgebratenes=
emmerling=hasiges=mostiges=graupiges Flügelgericht. [1])
Nimm davon ein Schüsselchen dir voll.
Wir auch halten Schmaus.
Juchhe! juchhei! juchheisasa!"

---

[1]) Aristophanes verarbeitet hier einen ganzen Küchenzettel zu einem einzigen Compositum von 73 Silben, wohl das kolossalste *δυσπρόφορον* der alten Komödie.

11. Der Plutos.

Das schwächste unter den auf uns gekommenen Stücken des Aristophanes ist unstreitig der **Plutos** oder der **Reichthum**, welcher in der Gestalt, in der wir ihn haben, Ol. 97, 4 = 388 auf die Bühne gebracht ist. Die eigentliche Grundlage dieses Stückes ist rein allegorischer Art. Die Komödie hat scheinbar ihren politischen Charakter völlig abgestreift. Personen des alltäglichen Lebens, unter ihnen vor allen der Athenische Spießbürger Chremylos, und sein verschmitzter, vorlauter Sclave Karion, werden in behaglicher Breite uns vorgeführt. Der Chor, aus harmlosen Athenern ohne irgend welche charakteristische Maske bestehend, ist in seiner Thätigkeit auf ein Minimum beschränkt. Nur eine Parodie auf den Kyklops des Dithyrambendichters Philoxenos erinnert noch einigermaßen an seine frühere melische Bestimmung. Im Uebrigen hat er die Rolle eines Schauspielers, und die Stellen, an denen man melische Gesänge und so etwas wie eine Parabase erwarten könnte, sind im Texte nur durch das Stichwort *ΧΟΡΟΥ* bezeichnet (s. oben S. 350). Der Witz des Dichters ist zahm und möglichst anständig geworden, von der kecken, muthwilligen Laune der früheren Stücke ist nichts mehr zu finden. Man betrachtet daher gewöhnlich den Plutos als schon zur mittleren Komödie gehörig und erblickt wohl gerade darin seine literargeschichtliche Bedeutung, daß er uns diese neue Dichtungsgattung veranschaulicht. Aber wir wissen, daß er zum ersten Male bereits Ol. 92, 4 = 408 zur Aufführung gekommen ist, und zwar sind wir, soweit unsere Nachrichten reichen, durch nichts berechtigt, einen tiefer gehenden Unterschied zwischen beiden Bearbeitungen anzunehmen. Nur mögen in der ersten Bearbeitung die Chorpartien ausführlicher gewesen sein, auch sind bei der zweiten Bearbeitung einzelne Anspielungen auf jüngere Zeitereignisse dazu gekommen, oder an die Stelle früherer, bereits veralteter, getreten: der Uebergang von der alten zur mittleren Komödie vollzog sich nicht mit einemmale, sondern allmählich. Den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend suchte Aristophanes in späteren Jahren nach einer neuen Form für seine Dichtungen, ohne daß er schon ein deutliches Bewußtsein von den neu einzuschlagenden Bahnen gehabt hätte. Da waren Mißgriffe in der Wahl und Behandlung des Stoffes schwer zu vermeiden. Hieraus erklärt sich denn wohl der unfertige, wenig befriedigende Eindruck, den der Plutos auf uns macht und die Unklarheit seines leitenden Grundgedankens zur Genüge. Der Plutos will nicht, wie man gemeint hat, die Inconsequenzen schildern, die aus der blinden Vertheilung der Glücksgüter folgen, diese bilden nur die Voraussetzung des Stücks. Auch das ist nicht die Hauptsache,

daß der biedere Chremylos, indem er den Reichthumsgott wieder sehend macht, dadurch viele wackeren Leute glücklich und viele schlechte brodlos macht. Vielmehr liegt der Schwerpunkt des Stückes offenbar darin, daß der sehend gewordene und für immer aus den egoistischen Händen Einzelner befreite Gott zuletzt durch rechtschaffene Bürger im festlichen Zuge auf die Akropolis getragen wird, um hier im Opisthodomos des Parthenons wie früher seinen bleibenden Aufenthalt zu finden. Je mehr der Staat verarmte, desto rücksichtsloser und habsüchtiger jagten die Einzelnen ohne sich um das Gemeinwohl und die Gebote der Sittlichkeit zu kümmern, auf erlaubten und unerlaubten Wegen dem Reichthum nach, und betrachteten die noch vorhandenen Einkünfte des Staates nur als willkommene Beute für ihre eigennützigen Pläne. Dies, meint der Dichter, wird erst dann wieder besser werden, wenn der blinde Gott das Licht der Augen zurück bekommt, den Schlechten seine Gaben entzieht, und seinen bleibenden Aufenthalt da erhält, wohin er eigentlich gehört, im Athenischen Staatsschatz, statt in den Händen Unwürdiger sich verzetteln zu lassen. So kommt denn im Plutos, so gut wie in den Fröschen und Ekklesiazusen, der politische Charakter der alten Komödie doch wieder zum Vorschein und zur Geltung. Zugleich sieht man, daß die Vorführung eines derartigen Sujets im Jahre 408, als die ersten Siege des heimgekehrten Alkibiades dem Staatsschatz neue Zuflüsse verschafft hatten, eben so passend war als im Jahre 388 zu Ende des Korinthischen Kriegs. „Athen hat sich von den Schlägen des Schicksals erkräftigt und eine neue Seemacht geschaffen, die seinen Handel schützt und seine Einnahmen sichert, gleichzeitig aber beginnt auch die alte Verschleuderung der öffentlichen Gelder durch Ekklesiastensold und Theorikon fast noch in stärkerem Maße als früher, und wer in dieses Unwesen Ordnung bringen will, wird als Feind der Demokratie verdächtigt.“ (K. Fr. Hermann.) Dem in Athen herkömmlichen Mißbrauch des Reichthums setzt der Dichter in komischen Bildern den richtigen Gebrauch gegenüber, den man von ihm machen könnte, doch kommt er nicht dazu, seine Gedanken deutlich auszusprechen.

Chremylos, ein biederer und gerechter, aber armer und nicht gerade geistvoller Ackerbürger in Athen, hatte sich zum Orakel des Apollon begeben, um den Gott seines Sohnes wegen zu befragen. Er habe gesehen, erklärt er diesem, wie Tempelschänder, Redner, Sykophanten und anderes schlechtes Volk sich immer mehr bereichern; darum wolle er wissen, da er selbst des Lebens Ziel bald erreicht habe, ob er etwa die Lebensweise seines Sohnes ändern solle, daß er aus einem braven Jungen auch ein Schurke würde, um so sein Glück zu machen. Ihm ward des Gottes Ausspruch: „Wem du zuerst, des Tempels Raum verlassend, be-

gegnen wirst, den sollst du ja nicht von dir lassen, sondern ihn bewegen, mit dir heim zu gehen." — Wie er heraustrat, traf er einen Blinden. Diesem folgt er gehorsam und mit ihm sein Knecht Karion, der des Herrn spottet, daß die Sehenden sich von einem Blinden leiten lassen: „Es will gewiß der Gott damit nichts Anderes angedeutet haben, als daß der Sohn auf gleiche Weise wie alle Anderen dem schlimmen Zeitgeist folge." — Das scheint dem Chremylos nicht des Orakels Sinn zu sein. „Am besten, meint er, wäre es, jenen Blinden selbst zu fragen, wer er sei." — Der Blinde antwortet auf ihre Fragen nur mit Ach und Weh, und als sie endlich drohen, ihn an den Rand eines Abgrundes zu führen und dort allein zu lassen, damit er sich den Hals breche, wenn er nicht gleich seinen Namen nenne, gesteht er, daß er Plutos sei. — Kaum glaublich scheint es ihnen, daß ein solch unsauberer Lumpenkerl der leibhaftige Reichthum sein soll, bis sie hören, daß er geraden Weges von Patrokles komme, dem schmutzigen Geizhals, der sich in seinem Leben noch nicht gewaschen. „Meine Blindheit ist die Strafe Zeus', weil ich als Kind gedroht, ich wolle nur zu Guten, Weisen und Verständigen gehen. Drum hat mich Zeus geblendet, daß ich Niemand kenne; denn so verhaßt sind ihm die Frommen stets." — „Und doch, meint Chremylos, sind die es gerade, die ihn ehren. Sag, Plutos, wenn du wieder sehen könntest, würdest du die Bösen fliehen und zu den Guten, wie vorher, dich wieder wenden?" — „Gar gern! denn, ach! nach ihrem Anblick sehne ich mich schon lange Zeit." — „Kein Wunder ist's; geht mir's doch ebenso, obgleich ich sehend bin." — Plutos will fort; doch Chremylos erklärt ihm, daß er ihn nicht lassen werde: „Zu einem braven Mann bist du gekommen." — „Das sagen Alle, denen ich mich bis jetzt genaht; sowie sie aber reich sind, führt sie der Uebermuth zu allem Bösen." — „Recht gut sollst du es bei mir haben; vor Allem hoffe ich dich von deiner Blindheit zu befreien." — „Das thue ja nicht, dann würde mich Zeus vollends ins Verderben stürzen." — Ihn belehrt Chremylos:

„Zeus' Macht und Donnerkeil ist keinen Heller werth,
Wenn du nur wieder sehend erst geworden bist.
Das Geld allein, das du verschaffst, giebt Zeus die Macht.
Des Geldes wegen bringt man den Göttern Opfer dar;
Um Geld vor Allem flehen die Menschen die Götter an.
Wer wird an diese ferner wohl sich wenden noch,
Wer ihnen Opfer aller Art noch bringen, wenn
Allein nur Plutos Geld verleih'n und weigern kann?
Vom Gelde kommt dem Menschen alles Herrliche;
Dem Geld ist Alles unterthan; ein Jeder dient

Dem Geld; für Geld giebt hin man Freiheit, Liebesgunst,
Und wer, sich besser dünkend, Geld zu nehmen schämt,
Nimmt andre Dinge, die für Geld man kaufen kann.
Es dankt den Ursprung jede Kunst und Industrie
Dem Geld allein: man schustert, schmiedet, zimmert nur
Für Geld; man stiehlt und raubet, schachert und betrügt
Des Geldes wegen; hast du Geld, kannst buhlen du
Mit fremden Weibern, während ein Andrer wird bestraft.
Des großen Königs stolzen Schmuck schafft nur das Geld;
Und Geld ist's, was die Bürger hin zur Sitzung treibt.
Geld bauet Flotten; Söldner wirbt und nährt das Geld;
Geld heißet Kassendefecte machen den Pamphilos,
Und Geld bereitet den Sturz ihm selbst und seinem Freund.
Agyrrhios macht für Geld uns ekle Dünste vor,
Philepsios bindet ums Geld dem Volke Märchen auf;
Hülfstruppen schickt für Geld Athen den Aegyptiern,
Und Lais liebt für Geld den Esel Philonides.
Für Geld auch baut sich eine Burg Timotheos.
Kurz, Alles nur geschieht durch Geld und wieder Geld,
Und einzig und allein ist Geld der wahre Grund
Von Allem, was gut und schlecht, gerecht und ungerecht.
In allen andern Dingen kommt leicht Ueberdruß,[1])
Nur nicht im Gelde; dies bekommet Niemand satt;
Denn hat er noch so viel auch, wünscht er immer mehr."

Plutos zweifelt, ob er je in den wirklichen Besitz seiner Macht gelangen werde. — „Darüber mache dir keinen Kummer. Erst will ich dich von deiner Blindheit heilen, daß du schärfer noch als Lynkeus sehen sollst; dann werden alle Guten, die bis jetzt des lieben Brotes ermangelten, gern dir allen Beistand leisten. Geh, Karion, hole gleich die Nachbarn her, die du bei ihrer schweren Arbeit auf dem Felde finden wirst, damit auch sie ihren Theil von Plutos nehmen. Doch du, o Plutos, Mächtigster der Himmlischen, komm, kehre bei mir ein und fülle heut noch mir mein Haus mit reichem Gut." — Nicht gern geht Plutos: „Noch nie ward Gutes mir in einem Haus erwiesen. Kam ich zu einem sparsamen Mann, grub man mich tief in die Erde, und nahte ein guter Freund und wollte ein kleines Sümmchen leihen, hieß es immer, daß man den Reichthum nie gesehen. Ward ich von Jemand aufgenommen, der über die Stränge schlug, gab man mich hin für Dirnen und für Würfel und warf gar bald mich nackt zur Thür hinaus." — „Das hast du nicht bei mir zu fürchten, versichert ihm Chremylos. Ich bin ein guter Wirth zwar;

---

[1]) Periodischer Anklang an Homer Il. N. 635 ff.

doch laß ich auch was draufgehen, wenn es sein muß. Drum komm nur, daß ich dir meine Frau und meinen Sohn vorstelle, den ich nach dir am meisten liebe."

Karion kommt zu den alten Nachbarn: „Laßt nur eure Arbeit stehen und liegen und kommt geschwind zu meinem Herrn! Er hat sich einen Gast mit heim gebracht, ein altes, schmutziges, krummes, grämliches, runzliges, kahles, zahnloses Männchen, wie es scheint, ein Jude." — „Mit einem großen Geldsack?" fragt der Chor. — „Mit einem Sack voll Mucken alter Männer." — Der Chor glaubt sich verhöhnt und droht ihm mit dem Stocke; doch Karion meldet: „Plutos ist in meines Herrn Haus gekommen, und auch ihr sollt jetzt reich werden, wahre Midas, selbst bis auf die Eselsohren." — Da jauchzen die Greise vor Freuden auf und fangen an zu tanzen. Karion will den Kyklopen spielen, und sie sollen die blökenden Schäfchen und duftenden Geislein sein. — „Nein, meint der Chor, lieber die, welche mit dem Pfahl dem Kyklopen das Auge ausgraben." — „So will ich Kirke's Rolle spielen, die mit ihrem Gift des Philonides Freunde in Schweine verwandelt." — „Und wir Laertes' Sohn, der den Ziegenhirten an kitzeliger Stelle aufhängt." — „Doch genug des Scherzes; schon sind wir bei Chremylos." — Dieser empfängt die Nachbarn mit frohem Gruße und fordert sie zum Beistand auf, den Gott von seinem Unglück zu befreien. Und gern versprechen sie ihm ihre Hülfe: „Für drei Obolen lassen wir uns in der Volksversammlung drücken und stoßen; so soll uns Niemand ungestraft den Plutos rauben."

Ein armer Bürger, Blepsidemos, kommt eilend herbei: „Ich habe vernommen, daß du plötzlich reich geworden. So sprach man allgemein in den Barbierstuben, und dazu hieß es noch, du wollest dein Glück mit deinen Freunden theilen, ein Wunder, das bis jetzt in Athen noch nicht dagewesen." — „Ach ja, ich muß gestehen, daß es heut mit mir besser steht als gestern. Auch du als Freund sollst Theil an meinem Glücke nehmen, wenn nur der eine Berg noch überstanden ist. Kein Unrecht ist's, nein, fürchte nicht, kein Raub noch Diebstahl ist es, der mir Reichthum schaffen soll. Den blinden Plutos habe ich drinnen; den muß ich sehend machen; doch in Athen fehlt's an geschickten Aerzten; denn wie ihr Lohn, so ihre Kunst. Drum will ich ihn gleich in Asklepios' Tempel schaffen, wo der Gott ihn heilen soll." — „Bei allen Göttern, spute dich, dies auszuführen!" — Und wie sie eben gehen wollen, erscheint die Armuth, abgemagert und blassen Angesichts, und droht mit allen Uebeln, wenn sie ferner noch auf dem Beschluß bestehen, sie gänzlich aus dem Land zu bannen. — Sie fragen sie, wer sie sei, und als sie ihren Namen hören, will Blepsidemos Reißaus nehmen. Nur schwer beruhigt ihn Chre-

mylos: „Kein Unrecht ist es ja, wenn, allen Menschen Reichthum bringend, wir Gutes thun." — „Nicht Gutes, sondern Schlimmes, lehrt sie die Armuth; denn alles Gute kommt nur von mir. Das will ich euch beweisen, und könnt ihr mich widerlegen, will ich gern das Aergste dulden." — Der Kampf beginnt:

Chrem. Es ist billig und recht, daß es Redlichen gut und schlecht Gottlosen ergehe.
Wenn Plutos wieder zu sehen vermag, wird nur zu den Guten er wandern,
Doch kehren den Rücken den Bösen und so durch Reichthum fördern die Tugend;
Wie aber im Leben es jetzt zugeht, da ist der Böse der Reiche,
Weil durch Unrecht er sich Schätze verschafft, und der Gute verkümmert in Elend.

Arm. Ihr Thoren, geschäh' euch, wie ihr es begehrt, nicht, mein' ich, frommt' es euch etwas.
Sind Sämmtliche reich, dann ist es geschehen für immer um Glück und Vergnügen.
Kein Mensch giebt mehr mit den Künsten sich ab, kein Mensch strebt ferner nach Weisheit.
Wer wird wohl schmieden und zimmern und bau'n? wer schustern und gerben und waschen?
Wer die Saat umpflügen und ernten die Frucht, wenn Alle nur schwelgen im Reichthum?

Chrem. Wie thöricht du sprichst! Da hat es nicht Noth; wir kaufen uns Sclaven zur Arbeit.

Arm. Wo wollt ihr die Sclaven euch kaufen, wenn sie kein Seelenverkäufer zu holen
Sein eigenes Leben gefährden mehr will, da auch er ja zu leben vollauf hat?
So wird dann jeder genöthiget sein zu ackern, zu graben und selber
Die beschwerlichsten Werke zu thun und so noch kläglicher leben als früher.
Den Müden empfängt kein schwellendes Bett: wer soll die Decken ihm weben?
Und die Braut entbehrt beim Hochzeitsfest der Salben und reichen Gewänder.
Ein eiteler Name ist Reichthum dann, wenn dem Menschen das Nöthigste mangelt.
Nur Armuth schaffet in Fülle herbei, was zum Lebensgenusse gereichet.

Chrem. Frostbeulen und hungernder Kinder Geschrei und Läus' und Wanzen und Flöhe,

Die den Schlafenden wecken zu Hunger und Qual, und Lumpen und Binsen zum Lager
Kohlstrünke statt Brot, erbärmlichen Lauch und wacklige Schemmel und Tische:
Das sind die Güter, die Armuth reicht den Sterblichen, die sie begünstigt.

Arm. Nicht Armuth, sondern der Bettel ist das; der Bettler entbehret der Nothdurft;
Dem Armen genüget das Wenige, das er mit Schweiß und Fleiß sich erworben.
Er lebt zwar nicht in Ueberfluß, doch leidet er darum nicht Mangel;
Nicht quält ihn die Gicht, nicht fällt ihm zur Last der wohl gepflegete Schmeerbauch;
Von Gesundheit strotzet der kräftige Leib, sein Muth wird den Feinden gefährlich;
Ein bescheidnes Benehmen empfiehlt ihn, indeß durch Stolz der Reiche verletzet.
Den Armen nur liegt des Volks Wohlfahrt und des Staates Gedeihen am Herzen;
Doch werden sie reich vom gemeinsamen Gut, dann üben sie Werke des Unrechts,
Und mit Arglist stellen der Menge sie nach und der Volksmacht drohen sie Umsturz.

Chrem. Nie geb' ich dir Recht, und hättest du Recht; drum trolle dich eilig zum Henker!

Arm. Man fliehet die Armuth, schmähet auf sie, wie ungerathene Knaben
Mit den Vätern es thun, die streng und ernst sie leiten und mahnen zum Guten.
So treibt man auch jetzo mich fort und wird mich dereinstens noch schmerzlich vermissen.

Die Armuth geht, und Chremylos geleitet Plutos zum Tempel des Asklepios.

Der Gott ist geheilt. Dies Glück verkündet Karion dem Chor der Greise. Sie preisen der Menschen großes Heil. Des Chremylos Frau tritt aus dem Hause und hört die frohe Kunde. Karion erzählt, wie es bei der Heilung zugegangen: „Durch Waschungen und Opfer vorbereitet, traten wir in den Tempel und schlugen da Plutos sein Lager auf. Auch Andere waren dort, so Neokleides, welcher blind im Stehlen die Sehenden übertrifft. Die Lichter wurden ausgelöscht, und Stille und Schlaf gebot des Tempels Diener. Ich konnte nicht schlafen; denn ein Topf mit Grütze, der nicht fern vom Haupte eines alten Weibes stand, ließ mir nicht Ruhe. Da sah ich einen Priester

sich still hereinschleichen und von den heiligen Tischen und Altären wegräumen Kuchen, Feigen und dergleichen Opfergaben und sie weihend in seinen Quersack stecken. Den heiligen Act nachahmend, wollte ich jene Grütze mir auf gleiche Weise aneignen. Jedoch die Alte merkt's und faßt mit ihrer Hand den Topf; ich aber, zischend wie die heiligen Schlangen, greife danach mit meinen Zähnen, und sie voll Furcht zieht weg die Hand und hüllt sich tief in ihre Decke. So aß ich mich von diesem Brei so voll, daß, als Asklepios, begleitet von seinen Töchtern Jaso und Panakeia, kam, ich mit Donnergepolter sie empfing, worüber die Mädchen errötheten und sich die Nasen hielten, während der Gott weiter keine Notiz davon nahm. Drauf hüllte ich, mich fürchtend in meinen Mantel ein, durch dessen Löcher ich jedoch deutlich Alles, was vorging, sehen konnte. Asklepios bereitet eine Salbe aus allerlei scharfem Zeug und schmiert sie Neokleides um die Augen, daß er laut aufschrie und jammerte. Der Gott jedoch sprach lachend: „„So bleib nun hier bepflastert sitzen, da hast du wenigstens einen triftigen Grund, um von der Volksversammlung dich fern zu halten."" Hierauf ward die Cur mit Plutos vorgenommen. Der Gott pfiff, und zwei heilige Schlangen kamen und leckten seine Augen, und fast so schnell, als du zehn Becher Wein hinuntergießest, stand dir Plutos sehend da. Verschwunden aber war der Gott mit seinen Schlangen. Ich weckte meinen Herrn, und Alle standen auf und wünschten herzlich Plutos Glück und wachten die ganze Nacht, bis daß es Tag wurde. Ich aber dankte dem Gotte aus Herzensgrunde, daß er Plutos sehend, Neokleides aber blinder noch gemacht, als er früher gewesen. Seht, schon naht Plutos, von einer Menge Volks umgeben, die Armen fröhlich, die Reichen aber, die ihr Geld sich durch Unrecht erworben haben, schauen finster und betrübt." — Plutos kommt mit Chremylos. Er grüßt die Sonne nebst Pallas' heiligem Boden und Kekrops' Land, das gastlich ihn empfangen, und schämt der Schufte sich, mit denen er bisher unwissentlich gelebt, und bedauert, die Guten so von sich gescheucht zu haben; doch Alles will er jetzt wieder gut machen und aller Welt zeigen, daß er sich nur wider Willen den Schlechten hingegeben habe. — Chremylos hat seine Noth, sich des Schwarmes der neuen Freunde, die schmeichelnd sich um ihn drängen, zu erwehren. — Mit süßen Näschereien empfängt die Frau den Gast; dieser aber weist die Gaben ab: „Zu geben, nicht zu nehmen bin ich hier; doch drinnen will ich deine Güte nicht verschmähen." — Sie gehen alle ins Haus.

Bald tritt Karion heraus. „Wie süß, ihr Männer, ist es doch, so ohne Sorg' und Mühe zum Glücke kommen! Haufenweis stürmt uns das Gute ins Haus, obgleich wir niemals Unrecht thaten. Wahr ist's: der Reichthum ist doch ein schönes Ding.

Kisten und Kasten, Fässer und Krüge sind des besten Vorraths voll, und eben schlachtet mein Herr Schwein und Bock und Widder, mich aber treibt der Küchenrauch, der mich in die Augen beißt, heraus." [1]) — Ein Biedermann, der, früher arm, jetzt reich ist, kommt mit seinem Burschen, dem Gott zu danken. Chremylos, der aus dem Hause tritt, empfängt ihn und vernimmt: „Mir hat der Vater einst ein schönes Erbtheil hinterlassen; damit half ich meinen Freunden auf die Beine, bis ich selbst nichts mehr gehabt; nun wandt' ich an die Freunde mich; doch diese drehten mir den Rücken und wollten mich nicht kennen. Jetzt ist mir wieder ohne sie geholfen, und mein zerlumptes Mäntelchen, worin ich dreizehn Jahr gefroren habe, das mein Bursche hier im Päckchen trägt, will dankbar ich als Weihgeschenk dem Gotte reichen." — „Fürwahr, ein niedliches Geschenk," meint Chremylos. — Ein Sykophant erscheint, wehklagend: „Hin ist mit einem Mal mein ganzer Reichthum, den ich mir so ehrlich durch die edle Sykophantenkunst erworben; drum will ich euch, die ihr dem Plutos wieder zum Augenlicht verholfen habt, vor Gericht verklagen und foltern lassen, bis ihr euere Bosheit eingesteht." — Sie lachen ihn aus: „Mit deinem Angeberhandwerk hat es ein Ende jetzt!" — Der Arme riecht die Braten in dem Hause und jammert, daß er jetzt hungern soll, er, der brave Patriot, die Stütze der Gesetze, der Schrecken aller Bösewichter. — „Nicht hungern blos, sagt Karion, auch deine guten Kleider mußt du uns hier lassen und dafür die schlechten, die der Biedermann abgelegt hat, anziehen, und das Schuhwerk will ich dir als ein Angedenken an die Stirne nageln." — Der Sykophant geht drohend ab.

Ein altes Weib erscheint und fragt nach Plutos: „Schreckliches und Unerhörtes ist mir passirt! Seitdem der Gott die Augen wieder hat, verwünsch' ich mir das Leben. Ich hatte ein junges, hübsches Bürschchen zum Geliebten, zwar arm, doch schön und wohlgebildet und auch brav. Um was ich ihn nur bat, das that er mir auf schmucke Weise zu Gefallen; dafür verlangt' er weiter nichts, als einmal zwanzig Drachmen zu einem Mantel, ein anderes Mal acht zu Schuhen, ein Kleid für seine Schwestern und ein Röckchen für die Mutter, zuweilen auch vier Metzen Weizenmehl. Das Alles nahm er blos aus Liebe zu mir, daß er nur recht oft an mich denken könne. Jetzt ist er mit einem Male wie umgewandelt; denn als ich heute ihm diese Schüssel mit Kuchen und anderen Näschereien schickte und ihm sagen ließ: ich würde ihn Abends noch besuchen, schickte er mir das Backwerk zurück mit der höhnenden Erwiederung: die schönen Tage von Milet sind jetzt vorüber. Und

[1]) „Wie empfindlich gegen jedes kleine Ungemach sind in dem mit Reichthum überfüllten Hause selbst die Sclaven geworden!" (H. Müller.)

doch kam er früher tagtäglich an meine Thür, nur meine Stimme zu hören, und war ich verstimmt, so nannte er schmeichelnd mich sein Puttchen und sein Täubchen. Und wenn ich an den großen Mysterien im Wagen ausfuhr, so durfte mich ein Mannsbild blos anblicken, und ich bekam dafür den ganzen Tag Schläge, so rasend war des Burschen Eifersucht. Drum helfen muß sogleich der Gott mir, denn vor Gram und Harm bin ich schon so mager geworden, daß ich durch einen Ring zu ziehen wäre." — Und eben kommt mit Kranz und Fackel, wie zu einem Festschmaus gehend, ihr Geliebter. Er grüßt die alte Freundin, wundert sich, wie sie in kurzer Zeit so grau geworden, und beleuchtet mit der Fackel ihre Runzeln. — „Nicht zu nahe das Licht! warnt Chremylos; ein einziger Funken, und sie flackert wie ein alter Kienstock auf." — Der Jüngling bietet ihr ein Spielchen mit Nüssen an: wie viel Zähne sie im Munde habe. — Chremylos räth: „Zwei oder drei." — „Verloren! nur einen einzigen Backzahn hat sie noch!" — Das Weib vergeht vor Aerger; Chremylos nimmt sich ihrer im Scherze an: „Nicht leiden werd' ich, daß du das arme Kind verschmähst. Hast du den Wein getrunken, mußt du auch die Hefe leeren." — „Doch ist die Hefe gar zu alt und zu moderig. Ich gehe hinein, zum Dank dem Gotte den Kranz zu weihen; denn lange genug schon hab' ich an diesem Pech geklebt." — Das Weib aber folgt ihm, angeschmiegt dem Burschen, wie dem Felsen die Auster.

Hermes kommt und klopft an die Thür. Karion erscheint, und der Gott heißt ihn Herrn und Frau und Kind und Rind und Knecht und Magd herrufen; denn Zeus will sie alle zusammen in Brei zermalmen und in die Hölle schicken, weil, seitdem Plutos wieder sehend ward, kein Mensch mehr den Göttern opfern will. „Daß die andern Götter darben, kümmert mich weniger, riebe nicht mich selbst der Hunger auf. Sonst setzte es manchen guten Bissen ab; jetzt muß ich höflichst dich, Freund Karion, ersuchen, mir nur ein Stückchen Brot oder Fleisch von dem, was drin geopfert wird, zu reichen." — „Verschleppen darf ich nichts!" — „O denke daran, wie ich als der Diebe Gott bei manchen Mausereien dich geschützt habe!" — „Dafür hab' ich immer dir einen Kuchen angeboten." — „Und dann ihn selbst verzehrt." — „Die Schläge hab' ich nie mit dir getheilt." — „Vergiß das Alte, da du jetzt im Glücke sitzest.[1]) Vielleicht kannst du mir hier eine Stelle verschaffen; ich gebe gern den Himmel auf und bleibe lieber hier; denn wo's uns wohlgeht, da ist unser Vaterland. Zu Mancherlei bin ich zu brauchen: als Portier, Makler, weiser Rath, Reiseführer, Cere-

---

[1]) v. 1146: μὴ μνησικακήσῃς, εἰ σὺ Φυλὴν κατέλαβες. Anspielung auf den Amnestieantrag des Thrasybulos.

monienmeister[1]) bei den Festen, die ihr Plutos zu Ehren geben werdet." — „Ein gutes Ding, wenn einer Vieles kann; dadurch erwirbt er sich sein Bißchen Brot. So komm! Zum Antritt deines Dienstes wasche hier am Brunnen die Gedärme rein."

Ein Priester des Zeus tritt auf und fragt nach Chremylos. Dem klagt er, daß er Hungers sterbe, weil, seit Plutos sehe, Niemand mehr Zeus ein Opfer bringe. So will er denn seinem Gott Valet sagen und hier bleiben. „Das machst du recht" meint Chremylos, „denn Zeus hat sich schon selber bei uns eingestellt". Des freut sich der Priester, und so soll er den Festzug eröffnen, in welchem sie den Plutos dorthin geleiten wollen, wo er schon früher sich befand, um die Schatzkammer im Tempel der Athener zu bewachen. — Der Zug beginnt. Der Priester geht, die Fackel tragend, voran, die Alte trägt die Töpfe mit den Weihegaben; dafür soll sie auch der Jüngling Abends besuchen, und Chremylos und die Seinigen folgen. Sie schreiten vor dem Chor vorbei, und dieser schließt sich ihnen an, mit einem Loblied zu Ehren des Gottes.

Die übrigen Dichter der alten Komödie.

Mit Kratinos, Eupolis und Aristophanes wetteiferten noch viele andere Dichter, ohne sie jedoch in allen Stücken zu erreichen. Unter den älteren ist der bedeutendste Pherekrates, berühmt durch den Reichthum seiner Erfindung. Wir kennen gegen funfzehn Titel seiner Komödien; darunter *Ἄγριοι*, die Wilden, aufgeführt Ol. 89, 4 = 421, *Κραπάταλοι*, so benannt nach einer kleinen Münze, die nach der Fiction des Dichters in der Unterwelt Curs hatte, *Κοριαννώ*, welche das Treiben der Hetären schilderte, nebst einigen anderen, bei denen jedoch die Autorschaft des Pherekrates nicht ganz fest stand, wie *Χείρων*, ein Stück, welches die ausschweifenden Neuerungen der damaligen Musik behandelte, aus dem sich ein längeres Fragment bei Plutarch de mus. c. 30 erhalten hat, *Ἀγαθοὶ ἢ ἀργυρίου ἀφανισμός*, die Beseitigung des Geldes als der eigentlichen Quelle aller Sittenverderbniß bringt ein neues goldnes Zeitalter zu Wege, *Πέρσαι* u. A. Wegen seiner reinen Attischen Sprache wird Pherekrates von Athenäos VI p. 268 E und anderen Grammatikern *ὁ Ἀττικώτατος* genannt. Bekannt ist das nach ihm benannte metrum Pherecrateum, der um eine Silbe verkürzte Glykoneus. — Ausgezeichnet durch die geistreiche Gewandtheit seiner Diction war auch Hermippos, ein eifriger Gegner des Perikles, wie er denn auch gegen Aspasia eine *γραφὴ ἀσεβείας* einreichte. Gegen Perikles

[1]) Hermes bietet seine Dienste in seiner Eigenschaft als *στροφαῖος, ἐμπολαῖος, δόλιος, ἡγεμόνιος, ἐναγώνιος* an.

waren besonders seine *Μοῖραι* (= *μόραι*, die Abtheilungen des Spartanischen Fußvolkes) aus den Anfängen des Peloponnesischen Krieges gerichtet. Den Hyperbolos und dessen niedrige Herkunft verspotteten die *Ἀρτοπώλιδες*. Man hatte von Hermippos auch eine Sammlung jambischer Schmähgedichte in der Weise des Archilochos, aus denen sich einige wenige, unbedeutende Verse erhalten haben. — Einen weiteren Gegner seiner Politik hatte Perikles an Telekleides (*Τηλεκλείδης*). Unter den Fragmenten seiner Stücke, deren Zahl nicht groß war, finden sich auch einige Anspielungen auf Sokrates und Euripides. Auch dieser Dichter war ein eifriger laudator temporis acti, wie unter anderem ein Fragment aus den *Ἀμφικτύονες* bei Athen. VI p. 265 A beweist. Weniger bedeutend war Phrynichos, der mit seinen Musen hinter den Fröschen des Aristophanes den zweiten Preis erhielt, und Ameipsias, der sogar zweimal über Aristophanes den Sieg davontrug, Ol. 89, 1 = 424 mit dem *Κόννος*, betitelt nach einem Musiker dieses Namens, bei dem auch Sokrates Unterricht nahm, an zweiter Stelle über die Wolken, und Ol. 91, 2 = 415 mit den *Κωμασταί*, den Zechbrüdern, an erster Stelle über die Vögel.

Unter den jüngeren Dichtern, welche die Zeiten des Peloponnesischen Krieges überlebten, und mit ihren Stücken mehr oder weniger einen Uebergang zur mittleren Komödie anbahnten, sind die bedeutendsten Plato, Theopompos, Strattis. Von Plato kannte man gegen dreißig Stücke, alle durch Reinheit der Sprache und vis comica ausgezeichnet. Den jüngeren Demagogen wie Hyperbolos, Kleophon, Peisandros, ging er mit seinem Spotte scharf zu Leibe. Mehrere Titel lassen Parodirung mythischer Stoffe vermuthen. — Theopompos dichtete noch um Ol. 102 = 370. Man hatte von ihm gegen zwanzig Stücke. In seinem *Ἡδυχάρης* befand sich eine Anspielung auf den Platonischen Phädon (Diog. Laert. III, 26). — Strattis parodirte überwiegend Mythen, so wie einzelne Stücke des Euripides.

b) Die mittlere Komödie.

Antiphanes. Alexis.

Die unbeschränkte Freiheit der komischen Dichter, die Gebrechen des Staates und seiner Leiter rücksichtslos zu rügen, die eigentliche Grundvoraussetzung der alten Komödie, konnte nur so lange bestehen, als das Athenische Volk das freie Wort zu vertragen vermochte, und wurde als ein Vorrecht der Demokratie vom Volke immer gegen die Eingriffe Einzelner vertheidigt, so lange das Volk frei war. Mit dem Untergang der Demokratie und dem allmählichen Aufhören der choragischen Leistungen mußte

die frühere Keckheit, womit sich die Komiker über Staatsverhältnisse und Staatsmänner geäußert hatten, von selbst aufhören. Wenn nun auch bald darauf die Demokratie in ihrer äußeren Gestalt wiederhergestellt wurde, so war doch die einstige politische Machtstellung Athens unwiederbringlich verloren, und damit auch der alte Geist der Demokratie mit all seinen Fehlern und Tugenden. Und mit dem Geiste der Demokratie war auch der Geist der alten Komödie für immer dahin. Doch blieb sie selbst am Leben, nur daß sie nach Ablegung ihres wesentlich politischen Charakters jetzt dasjenige als ihre Hauptaufgabe betrachtete, was sie auch früher schon in vereinzelten Fällen gethan hatte, die Ausübung einer ästhetischen und moralischen Censur. In der sogenannten **mittleren** Komödie haben wir daher eigentlich keine neue Literaturgattung vor uns, sondern nur die alte Komödie nach dem veränderten Zeitgeiste und den veränderten Zeitumständen modificirt. Freilich können wir, da kein einziges Stück der mittleren Komödie auf uns gekommen ist, über die eingetretenen Modificationen nur nach allgemeinen, im einzelnen nicht immer sicheren Vermuthungen urtheilen, soweit uns die erhaltenen Fragmente zu solchen berechtigen.

Die mittlere Komödie reicht im allgemeinen von Ol. 96 = 395 bis Ol. 110, 3 = 338 d. h. bis zur Schlacht bei Chäronea. Sie entwickelte noch eine ungemeine Fruchtbarkeit, wie denn Athenäus VIII, p. 336 D angiebt, er habe mehr als 800 Stücke der mittleren Komödie gelesen und excerpirt, ohne daß damit ihr wirklicher Vorrath an Stücken schon völlig erschöpft gewesen wäre. Statt also von concreten Erscheinungen des politischen Lebens auszugehen, hielt sich die mittlere Komödie, wie bereits erwähnt, mehr an allgemeine Fehler und Schwächen. Sie vermeidet persönliche Angriffe und ergeht sich mehr in versteckten Anspielungen, sie hat also einen *χαρακτὴρ αἰνιγματώδης*, und wo sie das persönliche Gebiet betritt, auch in der mittleren Komödie kamen manche Staatsmänner, Redner und öffentliche Charaktere auf die Bühne, aber theils Ausländer, theils bereits Verstorbene, so handelt es sich mehr um harmlosen Scherz. Ein beliebter Stoff war das Treiben der Hetären. Verspottet wurden ferner die absonderlichen Liebhabereien und Leidenschaften mancher Personen, wie z. B. für Räthsel und Sprichwörter. Ganz besonders war die Parodie ganzer Stücke der Tragiker, aber auch epischer Stoffe beliebt, überhaupt die parodische Darstellung der gesammten Mythologie, der Geburt, der Schicksale und Liebeshändel der Götter und Heroen, so daß es fast keinen Gott oder Heros giebt, dessen Name sich nicht als Titel eines Stückes der mittleren Komödie nachweisen ließe. Noch immer mußte namentlich Euripides herhalten. Einen weiteren ergiebigen Stoff lieferten ferner die Philosophen,

die weichliche Eleganz der Akademiker, Plato selbst, die verkommene Bettelhaftigkeit der späteren Pythagoreer. Ferner wurden bereits typische Charaktere dargestellt, dumme Bauern, trunksüchtige alte Weiber, Renommisten aller Art, Parasiten, Kuppler, Aerzte und dergleichen. Die Sprache der mittleren Komödie war die der gewöhnlichen Conversation und zeigte manche Spuren des damals bereits veränderten Atticismus. Der Chor fehlte meist ganz, oder war doch auf ein Minimum beschränkt. Auffallend ist der häufige Gebrauch von anapästischen Dimetern in langen ununterbrochenen Reihen bei Beschreibungen und Schilderungen. Siebzig derartige Verse hintereinander aus dem Protesilaos des Anaxandrides bei Athen. IV, p. 131 beschreiben das Hochzeitsmahl des Iphikrates bei seiner Vermählung mit der Tochter des Thrakerkönigs Kotys. Ueberhaupt halten die einzelnen auftretenden Personen oft ziemlich lange Reden, was mehr an die Art des Epicharmos als der alten Komödie erinnert.

Wir kennen die Namen von 39 Dichtern der mittleren Komödie. Als die berühmtesten derselben gelten Antiphanes und Alexis.

Antiphanes, geb. Ol. 93 = 408, gestorben frühestens um Ol. 112 = 332, war aus Athen, sein Geschlecht aber war aus dem Thessalischen Larissa eingewandert. Die Zahl seiner Stücke soll 260 betragen haben. Wir selbst können noch Fragmente und Titel von über 200 Stücken nachweisen. Von diesen Stücken sind natürlich manche gar nicht zur Aufführung gekommen. Den ersten Preis trug Antiphanes nur dreizehnmal davon. Eins seiner Stücke führte den Namen Timon, behandelte aber nicht den alten Misanthropen, sondern einen beliebigen Menschenfeind, der durch eine Heirath von seinen Schrullen curirt wurde. Es hat also dem Lucianischen Timon nicht zum Vorbild gedient.

Alexis war aus Thurii, geboren wahrscheinlich Ol. 97 = 392, frühestens gestorben Ol. 123, 1 = 287. Nach Plutarch an seni p. 785 B starb er ebenso wie Philemon auf der Bühne bekränzt. Er war der Oheim des Menander und hatte einen Sohn Stephanos, der sich gleichfalls als Komödiendichter einen Namen machte. Die Zahl seiner Stücke wird von Suidas auf 245 angegeben. Ihre Fragmente zeigen einen nicht geringen Witz. Die Sprache ist elegant und gewählt.

Von sonstigen Dichtern der mittleren Komödie sind zu nennen: Eubulos (unerschöpflich in der Parodie des Euripides), der schon erwähnte Anaxandrides aus Rhodus um Ol. 100 = 380, der erste Dichter, der Liebesabenteuer zum Gegenstand seiner Lustspiele machte (Suid. *πρῶτος οὗτος ἔρωτας καὶ παρθένων φθορὰς εἰσήγαγεν*), Amphis, Anaxilas, Ephippos, ein jüngerer

Kratinos, Epikrates aus Ambracia, Mnesimachos, Timokles, Xenarchos. Die letzten der genannten greifen bereits in die neuere Komödie hinüber.

c) Die neuere Attische Komödie.

Diphilos. Philemon. Menander. Apollodor.

Die neuere Attische Komödie beginnt bald nach der Schlacht bei Chäronea. Man zählte 64 Dichter derselben, von denen die Mehrzahl noch in die folgende Alexandrinische Periode hineinreicht, wie Philippides und Antigonus von Karystos, die nächst Philemon, Menander und Diphilos zu den besten Dichtern dieser Gattung gezählt wurden. Die neuere Komödie ist in der That als eine neue Dichtungsart, als ein Fortschritt in der Entwicklung der Griechischen Literatur zu betrachten, und man kann die Vielseitigkeit und unverwüstliche Lebensfrische des Attischen Geistes nicht genug bewundern, der in der Macedonischen Zeit, als sich der Uebergang des antik-nationalen Lebens in die Periode des kosmopolitischen Hellenismus unaufhaltsam vollzog, noch eine Nachblüthe der dramatischen Poesie hervor zu bringen vermochte, der man das Prädicat der Classicität nicht absprechen kann. Die neuere Komödie ist mehr bürgerliches Schauspiel, wie wir sagen würden, als Lustspiel im engeren Sinne. Sie tritt das Erbe der voraufliegenden dramatischen Gesammtentwicklung in Tragödie und Komödie an und ist der Anfang der eigentlich modernen Poesie. Was dem Euripides dunkel vorgeschwebt hatte, nicht ohne für ihn zu einer Quelle von Fehlern und Verirrungen zu werden, das gewinnt in den Schöpfungen des Menander und seiner Kunstgenossen plastische Gestalt. Nicht mehr der Mythus der Vorzeit, sondern das frische, wirkliche Leben der Gegenwart mit Hunger und Liebe als seinen Hauptfactoren, mit der Fülle seiner verschiedenartigen Charaktere, seinem unerschöpflichen Reichthum an guten und verwerflichen Motiven der verschiedensten Art und der hieraus entspringenden Mannichfaltigkeit an Intriguen und fesselnden Situationen ist der eigentliche Gegenstand der neueren Komödie. Dieses Leben, das in dem glückseligen Griechenland auch in den Zeiten nationaler Ohnmacht und Erniedrigung, und eigentlich in ihnen noch mehr als in den voraufliegenden Zeiten aufreibender Kämpfe und Leidenschaften, einen sorglos heiteren Charakter annahm, wird nun vom Dichter in seinen einzelnen Momenten der gemeinen Zufälligkeit entkleidet, in seiner typischen Bedeutsamkeit gleichsam fixirt und so nachträglich in die ideale Region des Mythus emporgehoben, und durch zahlreiche Reflexionen einer etwas elegisch angehauchten, aber milden, menschenfreundlichen und menschenkundigen Weltanschauung dem Verständ-

niß der Zuschauer näher gebracht. Mit demselben Eifer, aber mit größerer Verständlichkeit als die doch immer etwas pedantische Popularphilosophie jener Zeit, wollte die Poesie der neueren Komödie zur milden Trösterin über die Verkehrtheit und Nichtigkeit des Lebens werden. Sie schmeichelt mit ihren scherzhaften Phantasiegebilden die Zeitgenossen gleichsam über die kummervolle Misere des Lebens hinweg und ist daher von eminent culturhistorischer Bedeutung.

Es kann darum nicht genug beklagt werden, daß kein einziges der einst so zahlreich vorhandenen Lustspiele des Menander oder Philemon auf unsre Zeit gekommen ist. Wie gern würde man dafür die erhaltenen Lehrgedichte aus Alexandrinischer und Römischer Periode in den Kauf geben. Noch um die Mitte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hatte der Bischof Sidonius Apollinaris ein Exemplar der Ἐπιτρέποντες des Menander in seiner Bibliothek (ep. IV, 12), ja es fehlt nicht an Spuren des Vorhandenseins Menandrischer Stücke bis in das tiefere Mittelalter hinein. Immerhin ist es als ein großer Gewinn zu betrachten, daß uns die Ueberarbeitungen Griechischer Stücke durch Plautus und Terenz wenigstens eine Anschauung der äußeren Form der neueren Komödie gewähren. Den Geist des Menander, die ungemeine Grazie seines Ausdrucks, seinen Reichthum an Sentenzen lehren uns freilich die Werke der Römischen Komiker nicht kennen.[1]) In dieser Hinsicht sind wir auf seine ziemlich beträchtlichen Fragmente angewiesen. Denn außer Homer und Euripides wurde von den Späteren kein Dichter so fleißig gelesen als Menander. Daher fehlt es uns keineswegs an zahlreichen Anführungen aus seinen Stücken. Ja man verstieg sich in der einseitigen Bewunderung dieses Dichters bis zur Ungerechtigkeit gegen Aristophanes, dessen Verständniß freilich den Späteren in einer Zeit ohne alle politische Leidenschaft große Schwierigkeiten bereiten mußte. Dies sehen wir in recht merkwürdiger Weise aus dem noch vorhandenen Auszug aus einer Vergleichung des Aristophanes und Menander von Plutarch. Dieser sonst so feingebildete und geschmackvolle Philosoph gab dem Menander unbedingt vor Aristophanes den Vorzug, ja er tadelte sogar des Aristophanes Stil und Darstellung. Sie sei

[1]) Gell. N. A. II, 23: comœdias lectitamus nostrorum poetarum sumptas ac versas de Græcis, Menandro aut Posidippo aut Apollodoro aut Alexide et quibusdam item aliis comicis. neque, cum legimus eas, nimium sane displicent, quin lepide quoque et venuste scriptæ videantur, prorsus ut melius posse fieri nihil censeas. Sed enim si conferas et componas Græca ipsa, unde illa venerunt, ac singula considerate atque apte iunctis et alternis lectionibus committas, oppido quam iacere atque sordere incipiunt, quæ Latina sunt: ita Græcarum, quas æmulari nequiverunt, facetiis atque luminibus obsolescunt.

plump, possenhaft, unedel und errege das Mißfallen der Gebildeten. Seine Witze und Wortspiele seien viel zu häufig, oft zur unpassenden Zeit und frostig angewandt. Nie richte sich bei ihm die Sprache nach den darzustellenden Personen, sondern ohne Individualisirung rede der Vater wie der Sohn, der Bauer wie der Gott in einer Sprache, in der tragisches mit komischem, erhabenes mit alltäglichem bunt gemischt sei. Gerade darin aber sei Menander bewundernswürdig, daß er jeder Person die ihr zukommende Ausdrucksweise und zwar stets in einer reinen, gebildeten Form zu geben verstanden habe. So sei denn auch Menander der allgemeine Liebling aller Griechen geworden, seine Stücke sind es, welche die Gebildeten ins Theater ziehen, und bei Tische dienen seine Verse regelmäßig zur Würze des Mahles. An seinen Dichtungen erholt sich der Philosoph und der Gelehrte von seinen anstrengenden Beschäftigungen, wie der Maler seine angegriffenen Augen an frischen, grünen Farben sich erholen läßt. In ihm ist wirklicher Witz zu finden, jenes heilige Salz, das gleichsam demselben Meere entnommen ist, aus welchem Aphrodite hervorstieg. Die Witze des Aristophanes dagegen sind bitter und herbe, sie haben eine verletzende und beißende Schärfe. Alle seine Schilderungen haben etwas carikirtes und verzerrtes und es fehlt ihnen an treffender Naturwahrheit. Schlauheit wird bei ihm zur boshaften Malice, bäuerisches Wesen zur einfältigen Dummheit, das Lächerliche zum Abgeschmackten, Liebesverhältnisse zu zügellosen Gemeinheiten. Der gebildete Mann, meint Plutarch, dem alles übertriebene zuwider ist, wird von der Poesie des Aristophanes nicht befriedigt.

Wir kennen die Namen von 51 Dichtern der neueren Komödie. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß auch der neueren Komödie das Berühren von Ereignissen der Politik und des öffentlichen Lebens nicht ganz fremd war, aber doch nur in ganz beiläufigen Rügen und Anspielungen in ihr zur Geltung kam. Wir wissen ferner, daß einzelne Philosophen, wie Epikur, Zeno, Kleanthes, die Cyniker Monimos und Krates gelegentlich verspottet wurden. Außer bei Diphilos, der der mittleren Komödie noch ziemlich nahe stand, sind die mythologischen Themen seltener. Die Sprache der neueren Komödie setzte sich vor allem Deutlichkeit und Gemeinverständlichkeit zur Aufgabe. Selten trägt der Ausdruck eine höhere poetische Färbung. Die kühnen Wortbildungen der alten Komödie, von denen in der mittleren wenigstens hier und da noch Spuren anzutreffen waren, sind gänzlich verschwunden. In Einzelheiten des Wortschatzes und der Wortformen verräth sich schon der Einfluß einer späteren Zeit. Außer dem jambischen Trimeter kommen nur ganz vereinzelt andre Metra zur Anwendung. Menander wandte bisweilen auch trochäische Tetrameter an. Selten

sind die in der mittleren Komödie so häufigen anapästischen Dimeter. Eigenthümlich ist das metrum Diphilium, auch Choerilium genannt, ein daktylischer Pentameter, dessen erste Hälfte statt mit einer, mit zwei langen Silben schließt. Vom Chor ist keine Rede mehr. Die Masken der neueren Komödie waren stehende Charaktermasken. Ueber sie ein Abschnitt bei Pollux IV, 143—154.

Diphilos, aus Sinope gebürtig, aber in Athen ansässig, war ein Zeitgenosse des Menander. Die Hetäre Gnathäna war seine Geliebte, mit Anspielung auf welches Verhältniß sich der Dichter Machon in einem seiner Stücke den Scherz erlaubte:

Als bei Gnathäna Diphilos einst zu Gaste war,
Sprach er zu ihr: „recht kalt, Gnathäna, ist dein Gefäß."
„Das wundert mich, Diphilos, nicht" sprach sie, „da oftmals ja
Von deinen Dramen manches wir haben hineingethan."

Und als Gnathäna einst von einem andern Liebhaber Geschenke bekommen hatte, verheimlichte sie dieselben vor Diphilos aus Furcht, er möchte sich sonst in einer seiner Komödien an ihr rächen (Athen. XIII, p. 579 E. 583 F). Diphilos schrieb 100 Stücke und trat in einigen derselben selbst als Schauspieler auf. Dem Inhalte nach standen diese Stücke, wie bereits angedeutet, noch größtentheils auf dem Standpunkte der mittleren Komödie, daher Diphilos bei Besprechung der einschlägigen Dichter der neueren Komödie an erster Stelle zu nennen ist. In seiner Sappho brachte er, unbekümmert um Chronologie, Archilochos und Hipponax als Verehrer dieser Dichterin auf die Bühne. Seine *Συναποθνήσκοντες*, ein Freundespaar, das sich zur selben Stunde den Tod wünscht, übersetzte Plautus als Commorientes (Ter. prol. Adelph. 10). Auch der Rudens des Plautus ist aus Diphilos übersetzt, doch ist uns der Griechische Titel des Stückes unbekannt. Desgleichen die Casina.

Philemon, der Sohn des Damon, stammte aus Syrakus, nach anderen jedoch aus Soli in Cilicien. In Athen trat er schon Ol. 112 mit dem *Ὑποβολιμαῖος* auf, einer Ueberarbeitung oder Nachahmung des von Araros zur Aufführung gebrachten *Κώκαλος* des Aristophanes (Clem. Alex. Strom. VI, p. 628 D). Mit seinen ferneren Stücken erlangte er großen Beifall und trug er wiederholt über Menander den Sieg davon, ein Umstand, in welchem sich die späteren Griechen nur schwer zurecht finden konnten; daher Gellius N. A. XVII, 4 ohne weiteres schreibt: Menander a Philemone nequaquam pari scriptore in certaminibus comœdiarum ambitu gratiaque et factionibus sæpenumero vincebatur. In der That aber scheint Philemon dem Menander in der urwüchsigen Derbheit seiner Komik, wohl auch in der reicher angelegten Handlung seiner Stücke überlegen gewesen zu sein, während er ihn in

der Feinheit der Charakteristik, in der durchsichtigen Eleganz der dramatischen Oekonomie, in dem geistreichen Ton der gebildeten Conversation, an welche Vorzüge Menanders das Publicum sich aber erst allmählich gewöhnen mußte, nicht erreichte. Nach einem kurzen Aufenthalt bei Ptolemäus Philadelphus kehrte er nach Athen zurück, wo er in hohem Alter, aber bei ungeschwächter Geistesfrische Ol. 129, 3 = 362 starb. Von den 97 Stücken, die ihm zugeschrieben wurden, sind uns noch 57 Titel bekannt.[1]) Nachbildungen zweier Stücke, des Ἔμπορος und des Θησαυρός, besitzen wir in dem Mercator und zum Theil wenigstens im Trinummus des Plautus.

Menander, der Sohn des Diopeithes, wurde Ol. 109, 3 = 342 zu Athen geboren, in gleichem Jahre wie der ihm seit der Jugendzeit und noch späterhin befreundete Epikur. Er stammte aus einer angesehenen und begüterten Familie, genoß eine gute, sorgfältige Erziehung und gefiel sich in späteren Jahren auch in seinem äußeren Auftreten in der Rolle eines feinen, mit den Formen der guten Gesellschaft wohl vertrauten Mannes. Auf seine künstlerische Ausbildung war wohl sein Oheim Alexis nicht ohne Einfluß geblieben. Außer mit Epikur stand er auch mit Theophrast und Demetrius dem Phalereer in freundschaftlichem Verkehr. Seine philosophische Weltanschauung stimmte, wenn nicht in den Principien, doch in den praktischen Consequenzen und in ihrer Anwendung auf das Leben mit der seiner gelehrten Freunde überein. Auch Menander war in seiner Art ein praktischer Lebenskünstler, der es trefflich verstand im Leben das Unbequeme abzulehnen und alles Lästige von sich fortzuschieben. Eine Einladung des ersten Ptolemäus, nach Alexandria zu kommen, lehnte er deshalb ab. Von allem Politischen hielt er sich grundsätzlich fern nach seiner Maxime:

Gesetze fürchte, damit du Ruhe vor ihnen hast.[2]) (p. 263.)

---

[1]) Apulejus giebt Florid. c. 16 in seiner wortreichen, schwülstigen Manier folgende Charakteristik des Dichters, den er irrigerweise zur mittleren Komödie rechnet: Philemon mediæ comœdiæ scriptor, fabulas cum Menandro in scænam ductavit certavitque cum eo fortasse impar, certe æmulus. namque eum etiam vicit sæpenumero; pudet dicere. reperias tamen apud ipsum multos sales, argumenta lepide inflexa, agnatos lucide exploratos, personas rebus competentes, sententias vitæ congruentes, ioca non infra soccum, seria non usque ad cothurnum. raræ apud illum corruptelæ et uti errores concessi amores, nec eo minus et leno periurus et amator fervidus et servulus callidus et amica illudens et uxor inhibens et mater indulgens et patruus obiurgator et sodalis opitulator et miles prœliator. sed et parasiti edaces et parentes tenaces et meretrices procaces.

[2]) Die Uebersetzung Menandrischer Verse ist aus J. Horkel, die Lebensweisheit des Komiker Menander, Red. u. Abhandl. S. 323 ff., entlehnt.

Und so lebte er unverheirathet, aber in längerem, innigem Verkehr mit der Hetäre Glycera, eifrig auf die Pflege seiner etwas zarten Gesundheit bedacht, in stiller Muße, theils in Athen, theils auf einer Besitzung im Piräus. Hier im Piräus ertrank er, viel zu früh für die Kunst, im Alter von 52 Jahren beim Baden, *ἐν ἀκμῇ τοῦ ποιεῖν καὶ διδάσκειν*, wie Plutarch sagt. Noch im Ephebenalter, trat er bereits Ol. 114, 3 = 322, im Todesjahre des Demosthenes und Aristoteles, mit seiner ersten Komödie *Ὀργή* auf. Er dichtete seitdem über hundert Stücke und arbeitete mit der größten Leichtigkeit. Als man ihn einst erinnerte, der Tag der Aufführung sei nahe, er habe aber seine Komödie noch nicht gemacht, gab er zur Antwort: „O doch, das Stück ist fertig; den Gang habe ich im Kopfe, jetzt brauche ich nur noch die Verschen dazu zu machen" (*νὴ τοὺς θεοὺς ἔγωγε πεποίηκα τὴν κωμῳδίαν, ᾠκονόμηται γὰρ ἡ διάθεσις, δεῖ δὲ αὐτῇ τὰ στιχίδια ἐπᾷσαι* Plut. de glor. Ath. 4). Wie Anfangs dem Euripides, an dessen Poesie Menander sich vorzugsweise anlehnte, so wurde auch ihm der Beifall seiner Zeitgenossen nur sehr spärlich zu Theil. Blos acht seiner Komödien erhielten den ersten Preis. Sonst schlug ihn Philemon aus dem Felde. Aber Menander ließ sich dadurch nicht irre machen. Eines Tages redete er seinen Nebenbuhler bei einem zufälligen Zusammentreffen an: „Nimm mir die Frage nicht übel, mein lieber Philemon, wirst du nicht schamroth, so oft du mich besiegst?" [1]) Desto größer war die Bewunderung, die er bei der Nachwelt erfuhr. Man nannte ihn den Stern der neueren Komödie. Der Grammatiker Aristophanes von Byzanz erklärte ihn für den ersten Dichter nach Homer. Von ihm soll auch die Frage herrühren, ob Menander das Leben, oder umgekehrt dieses den Menander copiert habe.[2]) Der Römische Dichter Manilius (V, 469) sagt von ihm, er habe erst dem Leben das Leben gezeigt und sei gebildeter gewesen als ganz Athen. Ja in einem Gedicht der Anthologie heißt es, Athen habe erst durch Menander die wahre Höhe seines Ruhmes erreicht. Quintilian empfiehlt das Studium des Menander den angehenden Rednern aufs angelegentlichste. Er liefere ein allgemeines Bild des Lebens, sei immer neu in Erfindung, der Sprache vollkommen Meister und stets wahr bei aller Mannichfaltigkeit der Handlungen, Personen und Affecte; immer treffe er das Richtige und Passende, wie verschieden auch die Charaktere seien, die er in seinen Stücken schildere:

Die den einzelnen Stellen beigefügten Zahlen beziehen sich auf die Seiten der Fragmentsammlung von A. Meineke, Berlin 1823.

[1]) Gell. l. l. »quæso, Philemo, bona venia dic mihi, cum me vincis, non erubescis?«

[2]) Rhet. Gr. IV, p. 101: *ὦ Μένανδρε καὶ βίε, πότερος ἄρ' ὑμῶν πότερον ἐμιμήσατο;*

Väter, Söhne, Ehemänner, Soldaten, Bauern, Reiche und Arme, Zornige und Bittende, Sanfte und Rauhe. Er habe alle Mitbewerber in der gleichen Gattung um den Namen gebracht und durch den Glanz seiner Berühmtheit verdunkelt. Plutarchs Urtheil über Menander wurde bereits erwähnt. Von seinen Stücken sind uns *Ἀδελφοί*, *Ἀνδρία*, *Ἑαυτὸν τιμωρούμενος*, *Εὐνοῦχος* durch die Bearbeitungen des Terenz bekannt, der freilich in Adelphi, Andria und dem Eunuchen der leidigen Sitte der Contamination, d. h. der Einverleibung ganzer Scenen aus anderen Stücken, gefolgt ist. So ist denn in die Adelphi eine Scene aus den *Συναποθνήσκοντες* des Diphilus, in die Andria einiges aus der dem Inhalte nach verwandten *Περινθία* des Menander, in den Eunuchen aber mehreres aus dem *Κόλαξ* desselben Dichters hineingekommen. Von Charakterstücken werden unter anderen genannt: *Ἄπιστος*, *Ἑαυτὸν πενθῶν*, *Δεισιδαίμων*, *Δύσκολος*, *Γεωργός*, *Μισογύνης*, *Πλόκιον*, das Halsband, mit dem Charakter einer reichen, aber häßlichen, bösen und eifersüchtigen Frau (Gell. II, 23), die Hetärenstücke *Θαΐς* und *Φάνιον*, welche die rücksichtslose Begehrlichkeit derartiger Personen schilderten, während die *Συνερῶσα*, in welcher vermuthlich Glycera die Hauptrolle hatte, das Anmuthige vorführte, welches in solchen Verhältnissen liegen konnte, verschiedene Stücke in denen ein bramarbasirender Soldat als Hauptperson auftrat, wie *Θρασυλέων*, *Μισούμενος*, *Ἀσπίς*, auch die *Περικειρομένη*, ferner der *Ψοφοδεής*, der Hasenfuß, *Κόλαξ*, *Δὶς ἐξαπατῶν* mit dem Musterbild eines recht verschmitzten, ränkevollen Sclaven. Besonders berühmt waren die *Ἐπιτρέποντες*, die Verklagten vor dem Schiedsrichter, in denen ein witziger Koch und ein schmutziger Geizhals die Hauptrollen spielten. Ueber den Inhalt des *Φάσμα*, das Gespenst, betitelten Stückes belehrt uns Donat zu Ter. Eun. prol. v. 9. Eine Stiefmutter läßt ein junges Mädchen, das sie in außerehelichem Umgang geboren hatte, im Nachbarhause heimlich erziehen. Um unbemerkte Zusammenkünfte mit der Tochter zu ermöglichen, wird die Wand, welche die beiden Nachbarhäuser verbindet, an einer Stelle durchbrochen, und hier eine Hauskapelle errichtet, in welcher die Stiefmutter, unter dem Scheine ihre Andacht zu verrichten, mit der Tochter zusammentrifft. Bei einer dieser Zusammenkünfte wird die Stiefmutter von ihrem Stiefsohne belauscht. Beim ersten Anblick der schönen Jungfrau glaubt der Jüngling eine überirdische Erscheinung, ein Gespenst, vor sich zu sehen. Allmählich aber kommt er hinter den wahren Sachverhalt und entbrennt in heißer Liebe zu der Schönen. Er findet Gegenliebe und seine Hochzeit mit der Jungfrau, in welche alle Betheiligten gern einwilligen, bringt ihn an das Ziel seiner Wünsche.

Werfen wir noch einen Blick auf die Lebensweisheit des Menander, wie sie in den zahlreich erhaltenen Fragmenten sich uns kund giebt. Da treffen wir zunächst eine ziemlich trübe, oder wenigstens resignirte Auffassung vom menschlichen Leben, allerdings ohne jeden Zusatz subjectiver Bitterkeit und keineswegs in der Absicht geäußert, den Menschen das Leben zu verleiden, sondern es nur in seinem wirklichen Werthe erkennen zu lassen:

Verlangst du klar zu wissen, was du selber bist,
Beschau' die Gräber, führt die Straße dich vorbei.
In ihnen liegt Gebein und leichter Aschenstaub
Von Königen und Tyrannen und manchem weisen Mann,
Und manchem auch, der stolz war auf Geschlecht und Geld,
Auf eigne Ehre, auf des Leibes Wohlgestalt.
Und nichts von alle diesem hat die Zeit geschont,
Hinab zum Hades zog die Menschheit einen Pfad:
Das fass' ins Auge, und du weißt es, wer du bist." (p. 196.)

Das menschliche Leben ist eben an sich nichts Begehrenswerthes:

Käm' einer der Götter jetzt gegangen und sagte mir:
Sobald du todt bist, fängst du neu zu leben an,
Den Stand erwähl' dir, werd' ein Hund, ein Schaf, ein Bock,
Ein Mensch, ein Pferd — denn zweimal lebst du unbedingt,
So will's das Schicksal, doch den Stand erwähle dir;
Schon hör' ich mich flugs antworten: Mach zu Allem mich,
Nur nicht zum Menschen! Dieses Wesen trifft allein
So Glück als Unglück ohne Verdienst und Würdigkeit.
Der Rosse bestes pflegt der Herr weit herzlicher
Als andre Pferde. Bist du vielleicht ein tücht'ger Hund,
Weit höher ehrt dich jeder als den schlechteren.
Ein edler Hahn hat bessres Futter, und zugleich
Erfüllt er mit Furcht gemeiner Hähne Pöbelherz.
Ob aber der Mensch ein braver, ob er von edlem Stamm
Und hochgesinnt — wer fragt danach zu dieser Zeit?
Am besten geht's dem Schmeichler, die zweite Rolle spielt
Der Sykophant, die dritte der Lump in genere.
Weit lieber, mein' ich, ein Esel sein, als anzusehn,
Wie's schlechteren Leuten, als du selbst bist, besser geht. (p. 78.)

Leiden ist mit dem menschlichen Leben durch unvermeidliche Naturnothwendigkeit verknüpft:

Ein schweres Leid und Elend — so gebot's Natur —
Ist unser Leben, von vielen Sorgen stets erfüllt. (p. 233.)

Gerade deshalb aber ist es sehr thöricht, das unvermeidliche Leiden noch durch selbstgeschaffenes zu vermehren, vielmehr gilt für alle Menschen der Spruch:

Halt fern von deinem Leben stets, was Trauer bringt,
Kurz ist und knapp gemessen diese Spanne Zeit! (p. 148.)

Die wirkliche Ungleichheit und somit Ungerechtigkeit des Lebens wird durch die Einbildung, vor allem durch Sorge und Leidenschaft noch vielfach vergrößert.

O wie so selig sind die Thiere allzumal
Und wie so weise, zehnmal weiser als der Mensch!
Sieh nur zuerst bedächtig diesen Esel an,
Das Kind des Unglücks, also nennt ihn alle Welt.
Doch nimmer trifft ihn Mißgeschick durch eigne Schuld;
Er trägt nicht mehr, als Mutter Natur ihm auferlegt.
Wir aber fügen zur unvermeidlichen Lebensnoth
Aus eignen Mitteln immer neue Noth hinzu.
Wir sorgen bang, niest Einer; zieht uns Einer durch,
Gleich braust der Zorn auf; wenn ein Traumbild uns erscheint,
Wir zagen ängstlich; schreit eine Eule, zittern wir.
Ruhlose Sorge, Wahn und Ehrgeiz und Gesetz —
Zugaben sind es zum natürlichen Leidensmaß. (p. 192.)

Eine richtige Betrachtung der Dinge zeigt dagegen im Lichte der auf allem Lebenden lastenden Naturnothwendigkeit deren wesentliche Gleichheit:

Von außen glänzen wohl die scheinbar Glücklichen,
Im Innern, wahrlich, sind sie allen Menschen gleich. (p. 233.)

Auf diesem Wege kann der Arme zu der Einsicht kommen, daß es mit dem vermeintlichen Glück des Reichen gar nicht so viel auf sich hat, daß auch dessen Leben von Kummer und Leid so wenig verschont ist, wie das eigene.

Ich meinte stets, die reichen Leute, Phanias,
Die nicht zu borgen brauchten, seufzten nimmermehr
Die ganzen Nächte, wälzten nicht sich hin und her
In schwerer Sorge; sanft und lieblich nahte sich
Der Schlaf zu solchen, jenes ziemte dem Armen nur.
Jetzt aber seh' ich's, Ihr, die scheinbar Glücklichen,
Ihr macht's nicht anders, als wir auch. Ist immer denn
Des Menschenlebens Zwillingsschwester Traurigkeit?[1]
Kein üppiges Leben, kein gepriesenes läßt sie je;
Des Armen Leben — bis zum Grab geleitet sie's. (p. 96.)

Sich auf seinen Reichthum etwas einzubilden und darüber die Armen zu verachten, ist die größte Thorheit, denn der Tod setzt ja allem Reichthum ein Ziel.

---

[1]) ἀρ' ἐστὶ συγγενές τι λύπη καὶ βίος;

Das Silber scheint dir, junger Herr, geschickt zu sein,
Nicht nur den täglich nöthigen Lebensunterhalt
Damit zu zahlen, etwa Brod und Weizenmehl,
Auch Oel und Essig, auch so manches Bessere.
Unsterblichkeit — die kaufst du nimmer, und brächtest du's
Zu Tantalos Talenten, wie man zu sagen pflegt.
Nein, sterben mußt du, und irgend einer erbt das Geld.
Was soll ich sagen? Bist du noch so reich, vertrau'
Dem Gelde nicht, und Keinen verachte, der, wie ich,
Sein Brod erbettelt. Zeig' in deinem Glück dich stets
Des Glückes würdig jedem, der dein Thun bemerkt. (p. 103.)

Ist nun gar Reichthum mit unedler Gesinnung gepaart, so macht er seinen Besitzer nicht nur nicht glücklich, sondern sogar verächtlich:

Reich sei die Seele: Geld ist nichts als Augenlust,
Ein bunter Teppich über das Leben hingedeckt. (p. 246.)

Durch die Energie einer tüchtigen Gesinnung läßt sich mit Erfolg dem Ungemach des Lebens die Spitze bieten:

An keinem Ding,
Muß der verzweifeln, der so recht arbeiten kann;
Dem ernsten Streben und treuer Arbeit ist zuletzt
Doch jedes Ziel erreichbar. (p. 52.)

Einsicht und Verstand wiegen alle Glücksgüter des Lebens auf:

Nichts Größeres als vernünftiges Denken gab Natur
Dem Menschen. Wer sich Alles zurechtzulegen weiß,
Und Alles wohl zu erwägen nach Gebühr und Recht,
Der wird Archont und Feldherr, Demagog, vielleicht
Senator: Alles fällt dem rechten Denker zu. (p. 88.)

Des Lebens Traurigkeit freilich kann keiner auch damit nicht völlig entgehen.

Sobald der Mensch sich jeder Arbeit unterzieht,
So oder so, unfehlbar wird ein jeder reich.
Philosoph wird jeder, wenn er treu der Lehre folgt;
Gesund, sobald er nach Diät und Regel lebt.
Nur eine Kunst ward also bisher umsonst gesucht,
Die große Kunst, im Leben nie betrübt zu sein.
Denn nicht allein wenn's nicht nach unserm Wunsche geht,
Entsteht Betrübniß; Sorgen bringet auch das Glück. (p. 197.)

Doch ist es ganz verkehrt, an den Dingen blos ihre Schattenseiten ins Auge zu fassen:

„Mit dem Dinge geht's
Mir nicht nach Wunsch." — Begreiflich, denn du faßt es schief,
Das Unbequeme, welches dich oft bekümmert hat,
Dafür nur hast du ein Auge, für das Gute nicht.
Du findest aber sicherlich auf der ganzen Welt
Kein einz'ges Gutes, dem kein Uebel beigemischt.
Die Frau ist lästig, braucht sie viel, und läßt den Mann
Nicht ganz so leben, wie er es möchte. Doch du dankst
Ihr Kindersegen; wirst du krank, sie wartet dich
Und pflegt dich treulich, unermüdet Tag und Nacht;
Sie harrt mit dir im Kummer aus; und bist du todt,
Sorgt sie, daß dein Begräbniß würdig sei. — O schau'
Auf solche Dienste, blickt der Tag dich finster an,
So wirst du Alles tragen! Aber sammelst du
Nur stets das Lästige, wägst du nie dagegen ab
Das Gute der Zukunft — Trauer wird dein Leben sein. (p. 112.)

Ja, das Leben ist bei alledem ein interessantes Schauspiel, dem eine Zeit lang beizuwohnen, sich wohl der Mühe verlohnt:

Ich nenne den den Glücklichsten,
Der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geschaut,
Und eilig dann zurückgekehrt, von wo er kam:
Die Sonne, die Allen leuchtet, Sterne, Feuer, Meer,
Der Wolken Zug — und wenn du hundert Jahre lebst,
Nichts Andres siehst du, als in wenigen Jahren auch,
Erhabneres aber schaut des Menschen Auge nie. (p. 166.)

Ein langes Leben ist darum an sich durchaus nichts wünschenswerthes. Der Dichter fährt im Anschluß an das eben angeführte fort:

Dem großen Jahrmarkt gleichet, glaub' es mir, die Zeit,
Die uns zur Lebensreise zugemessen ward:
Gedräng' und Handel, Diebe, Würfel, Zeitvertreib.
Wer früh, als Erster, kam zurück ins Nachtquartier,
Blieb ungeschlagen und rettete seine Börse noch.
Wer länger säumet, dessen harrt Verlust und Noth,
Und irgend ein Mangel drückt gewiß den armen Greis.
Auf Feinde stieß er unversehns, ward arg geprellt,
Kurz — glücklich scheidet nimmer, wer zu lange lebt. (ib.)

Und viel citirt ist des Dichters Spruch:

Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt.[1])

Wer nun aber einmal im Leben steht, der muß sich in das unvermeidliche Mißgeschick desselben mit weiser Ergebung finden:

---

[1]) Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος. p. 48.

Du bist ein Mensch; drum fordre nicht Schmerzlosigkeit
In deinem Gebete, sondern ein still ergebnes Herz.
Denn willst du frei von Schmerzen immer und ewig sein,
Mußt du ein Gott sein, oder still im Grabe ruhn.
Durch andere Leiden lindre deine Leiden dir. (p. 203.)

Und edle Menschen wird diese Ergebung selbst dann nicht verlassen, wenn sie Unrecht leiden müssen:

Der beste Mensch ist der gewiß, der, still gefaßt,
Mit Selbstbeherrschung großes Unrecht leiden kann. (p. 35.)

Unentwegt werden die Edlen für Recht und Tugend einstehen, und solchem Streben wird auch der Erfolg nicht fehlen:

Erstrebst du Edles, dann erleuchte deinen Pfad
Mit freudiger Hoffnung; denn es ist gewißlich wahr:
Gerechtem Wagen bietet auch der Gott die Hand. (p. 214.)

Zum mindesten wird die tröstende Hoffnung auf den Sieg des Guten sie freundlich durch das Leben geleiten:

Gleich bei der Geburt gesellt zu jedem Menschen sich
Ein Dämon, der ihn an der Hand durch's Leben führt,
Ein guter Dämon: denn daß böse Dämonen sind,
Die auch Gerechten Schaden thun, das wähne nicht.
Halt fest am Glauben: gut in Allem ist der Gott. (p. 203.)

Viele dieser Sprüche erinnern in ihrer milden Weisheit an die Philosophie des Horaz. Wissen wir doch, daß auch Menander nächst anderen Lieblingsschriftstellern den Dichter begleitete, wenn er sich aus dem Geräusch der Hauptstadt in die Stille seines Landsitzes zurückzog (Sat. II, 3, 11). Daß manche der unter Theophrasts Namen auf uns gekommenen geistvollen Charakterschilderungen nach Menandrischen Vorlagen gearbeitet sind, ist kaum zu bezweifeln. Auch Plutarch hat in seinen moralischen Abhandlungen, wie bei seiner Zeichnung des Schmeichlers im Gegensatz zum wahren Freunde, des Neugierigen, des Abergläubischen, wohl vielfach Menander benutzt. Nicht minder Lucian in seinen Hetärengesprächen und Alkiphron in seinen erotischen Schilderungen. Hat doch auch der Apostel Paulus (1. Kor. 15, 33: *φϑείρουσιν ἤϑη χρήσϑ ὁμιλίαι κακαί*) den Dichter eines Citates gewürdigt.

Zu den vorzüglichsten Dichtern der neueren Komödie wurde auch P o s i d i p p o s aus Kasandrea, der Sohn des Kyniskos, gerechnet. Er trat zuerst Ol. 123, 3 = 285, drei Jahre nach Menanders Tode auf. Er schrieb gegen 40 Stücke, von denen uns noch 18 Titel bekannt sind. Nach seinen *Δίδυμοι* scheinen die Menaechmi des Plautus gearbeitet zu sein. — P h i l i p p i d e s, der Sohn des Philokles, um Ol. 118—122, schrieb 44 Stücke,

von denen uns noch 15 Titel bekannt sind. Er war ein Freund des Königs Lysimachos. Als dieser ihn einst fragte, was er ihm aus seinem Besitz zum Geschenk machen sollte, gab er zur Antwort „nur nichts von deinen Geheimnissen" (Plut. Demetr. c. 12). Auch er soll, wie Philemon und Alexis, aus Freude über einen unverhofften Sieg gestorben sein (Gell. III, 15). — Apollodoros von Karystos, in Athen ansässig (nicht zu verwechseln mit dem älteren Apollodoros von Gela, einem Zeitgenossen des Menander) um Ol. 120—130 = 300—260. Er schrieb 47 Stücke und siegte fünfmal. Nach ihm arbeitete Terenz die Hecyra und den Phormio (*Ἐπιδικαζόμενος*). — Machon aus Korinth oder Sikyon, ein Zeitgenosse des Apollodoros von Karystos, brachte seine Stücke nicht in Athen, sondern in Alexandria zur Aufführung. Er war der Lehrer des Aristophanes von Byzanz und in Alexandria als Dichter hochberühmt. Es sind uns nur die Titel von zwei seiner Stücke bekannt. Außerdem gab es von ihm eine ziemlich umfangreiche Sammlung witziger Aussprüche und Anekdoten berühmter Männer in jambischen Trimetern, unter dem Titel *Χρεῖαι*, aus der Athenäus eine Anzahl Fragmente aufbewahrt hat.

6. Die Italische Komödie. Die Hilarotragödie oder Phlyakographie. Rhinthon.

Wie die Betrachtung des Entwicklungsganges der komischen Poesie der Griechen von der Dorischen Volkskomödie und deren literarischen Ausbildung durch Epicharmos ihren Ausgang nahm, so kehrt sie auch zum Schluß zu den Doriern zurück. Wie in Syrakus, so herrschte auch in den reichen Griechischen Städten Unteritaliens, vor allem in Tarent, ein üppiges Leben mit zahlreichen, rauschenden Festlichkeiten. An ihnen fanden Gaukler und Spaßmacher aller Art, Declamatoren und possenhafte Darsteller kecker Scenen des unmittelbaren Volkslebens, eine Art commedia dell' arte im niedrigsten Genre mit Parodie und Travestie bekannter poetischer, namentlich tragischer Stoffe, ein dankbares Publicum. Dieses lustige Treiben diente nur der Ergötzung des Augenblicks und war für die Literatur ohne Bedeutung, bis am Schluß der Attischen Periode der Tarentinische Dichter Rhinthon auf den Gedanken kam, den einheimischen Possen (*φλύακες*) eine etwas kunstgerechtere Form zu geben. So entstand die eigenthümliche Form der Hilarotragödie (*ἱλαροτραγῳδία*), von deren eigentlichem Wesen und deren Verhältniß zur Komödie des Epicharmos wir uns jedoch keine rechte Vorstellung mehr bilden können. Wir wissen nur, daß tragische Mythen und zwar bestimmte Stücke durch Einmischung komischer Scenen travestirt wurden. Eine der-

artige Vermischung getrennter Gattungen zeigt, wie alles Possenhafte in der Literatur, selbst wenn es geistreich gehandhabt wird, den entschiedenen Verfall der Kunst, wenigstens das Aufhören selbständiger, dichterischer Production. Diese dramatische Posse — Rhinthon fand Nachahmer, wie den Campanischen Dichter Bläsos, den Tarentiner Skiras, während der mehrfach von Athenäus citirte Phlyakograph Sopatros aus Paphos zwar auch tragische Stoffe parodirte, aber sonst wohl mit Rhinthon, dessen Zeitgenosse er war, nichts zu thun hatte — blieb nicht ohne Einfluß auf die entstehende komische Bühne der Römer, wenngleich die Annahme, daß der Plautinische Amphitryo nach einer gleichnamigen Vorlage des Rhinthon gearbeitet sei, sich nicht erweisen läßt. Rhinthon selbst, von niederer Herkunft, er war der Sohn eines Töpfers, lebte in der Zeit des ersten Ptolemäos und schrieb 38 Stücke, darunter außer dem eben erwähnten *Ἀμφιτρύων* — *Ἡρακλῆς*, *Δουλομελέαγρος*, *Ὀρέστης*, *Τήλεφος* und zwei Iphigenien. In der Form bediente er sich des jambischen Trimeter, bisweilen des Choliambus. Der Dialekt war der Attische, in den komischen Rollen wohl auch der einheimische Tarentinische. Einen unbedeutenden Vers aus ihm, der vielleicht als geflügeltes Wort sich erhalten hatte *(οἱ μὲν παῤ οὐδέν εἰσι, τοῖς δ᾽οὐδὲν μέλει)* citirt Cicero ad Att. I, 20.

B. Die übrigen Gattungen.

1. Epos und Elegie.

Der außerordentlichen Pflege der dramatischen Poesie gegenüber, deren Blüthe der Attischen Periode der Literatur ein so bestimmtes Gepräge giebt, treten die übrigen Gattungen der Dichtkunst fast vollständig zurück. Auch war in der That die Zeit für Epos und Lyrik abgelaufen, und diese Gattungen hatten sich nach den Gesetzen naturgemäßer Entwicklung in ihrem Inhalte erschöpft. Nur persönliche Neigung einzelner Dichter, die dabei außerhalb der lebendigen Strömung der eigentlichen Literatur standen, konnte daher auf diese thatsächlich überwundenen Gattungen zurückgreifen, und was sie schufen, konnte im günstigsten Falle den Zeitgenossen nur ein augenblickliches Interesse abgewinnen. Dazu kam, daß eine Zeit, welche durch die aufreibenden Interessen der Gegenwart so gänzlich in Anspruch genommen wurde, wie dies thatsächlich seit dem Beginn der Perserkriege in Griechenland der Fall war, dem Epos wenigstens eigentlich gar keinen Boden gewährte. Denn eine solche Zeit läßt ein behagliches Versenken in die sagenhafte Tradition der Vergangenheit nicht aufkommen; auch war ja der epische Volksgesang, die eigentliche Quelle aller

wahren Epik, in Griechenland wohl schon seit Jahrhunderten verstummt, und daß ereignißvolle Zeiten an sich mit gewaltigen Kämpfen und glänzenden Siegen nicht genügen, um das Epos erblühen zu lassen, wenn nicht Zeiten behaglicher Ruhe und Erholung darauf folgen, ist aus der Geschichte der verschiedensten Literaturperioden hinlänglich bekannt.

Ein Versuch übrigens, die epische Poesie zu erneuern, wurde um die Zeiten der Perserkriege auf Jonischem Boden, in der ursprünglichen Heimath des Heldengedichts, dennoch gemacht. Panyasis nämlich aus Halikarnas, nach andern jedoch aus Samos, der Oheim des Herodot, schrieb um Ol. 72, 4 = 489 eine *Ἡράκλεια* in 14 Büchern. Wir haben aus derselben bei Athenäus einige recht anmuthige Fragmente in gewandter Diction, in denen der Centaur Pholus den Herakles zum Trinken auffordert und ihm die vorzüglichen Eigenschaften des Weins auseinandersetzt. Nach einer Angabe des Clemens von Alexandrien hatte Panyasis einiges aus der *Οἰχαλίας ἅλωσις* des Kreophylos (S. 52) entlehnt. Ein umfangreiches Gedicht in elegischen Distichen, *Ἰωνικά*, welches die Sagen von Kadmos und Neleus und die Gründung der Jonischen Kolonien behandelte, erwähnt Suidas. Fragmente haben sich daraus nicht erhalten.

Die siegreichen Kämpfe der Athener gegen die Perser fanden ihren Dichter an Chörilos von Samos, einem jüngeren Zeitgenossen des Panyasis, der mit Herodot eng befreundet war, sich wohl längere Zeit in Athen aufhielt, und sein Leben in behaglicher Muße am Hofe des Königs Archelaos von Macedonien beschloß. Ueber den eigentlichen Inhalt und dichterischen Werth seines Gedichtes, welches den Titel *Περσηΐς* oder *Περσικά* führte, geben die ganz dürftigen Fragmente keinen rechten Aufschluß. Die Athener nahmen es günstig auf. Sie beschlossen, wie Suidas berichtet, daß es zugleich mit Homer gelesen werden sollte, eine Angabe, die wohl nicht von einer öffentlichen Recitation des Chörilos durch Rhapsoden an den Panathenäen, als vielmehr von einer Lectüre in den Schulen beim Jugendunterricht zu verstehen ist. Trotzdem gerieth das Gedicht frühzeitig in Vergessenheit. Vom Samier Chörilos zu unterscheiden ist ein jüngerer Chörilos aus Jasos, welcher den Alexander als künftiger Sänger seiner Thaten auf seinen Feldzügen begleitete. Sein poetisches Talent war sehr gering. Gewöhnlich wird er für den Verfasser eines siebenzeiligen Epigramms auf Sardanapal gehalten. Von ihm mag auch der Spruch herrühren

πέτρην κοιλαίνει ῥανὶς ὕδατος ἐνδελεχείῃ.

Größere Beachtung, wenn nicht bei seinen Zeitgenossen, so doch bei der Nachwelt fand der dritte epische Dichter dieses Zeit-

raums, **Antimachos** von Kolophon, der als Schüler des Panyasis bezeichnet wird, aber noch am Ausgang des Peloponnesischen Krieges lebte. Auch dieser Dichter hielt sich eine Zeit lang in Athen auf. Als ein Gedicht eines gewissen Nikeratos aus Heraklea auf den siegreichen Lysander einem denselben Stoff behandelnden Gedichte des Antimachos vorgezogen wurde, tröstete der damals noch junge und für die poetischen Leistungen des Antimachos eingenommene Plato den unwilligen Dichter (Plut. Lys. c. 18). Dieser Vorfall mag wohl Veranlassung zu der Anekdote gegeben haben, welche uns Cicero (Brut. 51, 191) erzählt. Als Antimachos einst sein großes bekanntes Gedicht (Cicero meint offenbar die Thebais) vorgelesen habe, seien alle Zuhörer bis auf den einen Plato davongegangen, der Dichter habe aber trotzdem seine Vorlesung fortgesetzt, da der eine Plato ihm für viele Tausende gelte.[1]) Uebrigens war Plato's Vorliebe für Antimachos auch nach diesem zeitweiligen Aufenthalt des Dichters in Athen nicht erkaltet, wie eine Aeußerung des Herakleides Ponticus (Procl. in Plat. Tim. p. 28) beweist, der von Plato selbst den Auftrag erhalten haben wollte, nach Kolophon zu gehen und daselbst die Poesien des Antimachos zu sammeln. Der Ruhm des Dichters gründete sich vorzugsweise auf zwei Werke, ein umfangreiches Epos von angeblich 24 Büchern, die **Thebais**, und ein elegisches Gedicht von geringerem Umfange, aber auch in mehreren Büchern, die **Lyde**. Die Thebais war sehr weitschichtig angelegt. In den ersten vier Büchern wurde mit breitester Exposition lediglich die Vorgeschichte des Kampfes der Sieben und die erste Ankunft des Polyneikes und Tydeus bei Adrastos geschildert, und erst vom fünften ab die Vorbereitungen zum Zuge gegen Theben berichtet. Ob und wie weit der Römische Dichter **Statius** in seinem gleichnamigen Gedicht den Antimachos benutzt hat, ist uns unbekannt. Die Lyde verfaßte Antimachos nach dem Tode seiner diesen Namen führenden Gattin oder Geliebten, um sich durch die Aufzählung von ähnlichen Unglücksfällen aus dem heroischen Zeitalter über seinen Verlust zu trösten. In diesem Gedichte fanden vielfache Erzählungen aus der Argonautensage ihren Platz, daher es in den Scholien zum Apollonius Rhodius vielfach unter den Quellen dieses Dichters genannt wird. Nach dem Urtheil des Alterthums[2]) war es nicht eigentlich der dichterische Werth, der an Antimachos geschätzt wurde, wohl aber verschaffte ihm die gelehrte, künstliche Färbung einer im Ganzen

---

[1]) legam nihilo minus: Plato enim mihi unus instar est omnium.

[2]) Quintil. X, 1, 53: in Antimacho vis et gravitas et minime vulgare eloquendi genus habet laudem. Sed quamvis ei secundas fere grammaticorum consensus deferat, et affectibus et iucunditate et dispositione et omnino arte deficitur, ut plane manifesto appareat, quanto sit aliud proximum esse, aliud secundum.

ernsten und würdevollen Diction eine solche Anerkennung, daß manche glaubten, ihm unter den Epikern den zweiten Rang nach Homer einräumen zu müssen. Andre freilich tadelten ihn als schwülstig und machten ihm die lästige Ausführlichkeit seiner Darstellung zum Vorwurf. Wenn es nun dem Panyasis noch gelungen war, mit Phantasie und in einer angenehmen Form das alte Epos wieder aufzufrischen, so ist dagegen Antimachos der Begründer der gelehrten Richtung der epischen Poesie, die durch umfassende Behandlung des Stoffes, bei der es besonders auf mythographische Vollständigkeit abgesehen war, durch sorgfältige Bearbeitung des Details bei mangelnder Großartigkeit der Composition, sowie durch gelehrte Handhabung eines künstlichen Sprachschatzes und durch correcten Versbau sich eine gewisse Anerkennung zu verschaffen wußte. In dieser Hinsicht übertraf Antimachos nach dem Zeugniß des Alterthums (Epigramm des Krates Anth. Pal. XI, 218) den Chörilos; kein Wunder also, daß seine Arbeiten den gleichartigen Bestrebungen der Alexandrinischen Kunstdichter als mustergültig erschienen, die Thebais für das gelehrte Epos, die Lyde für die so zu sagen romantische Elegie. Und hierin liegt die literargeschichtliche Bedeutung des Antimachos. Merkwürdig genug fand der Dichter noch im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung am phantastischen und dabei geschmacklosen Kaiser Hadrian einen Bewunderer und Nachahmer. Seine auf uns gekommenen Fragmente sind unbedeutend.

Andere Epiker jener Zeit, wie der bereits erwähnte Nikeratos, ferner Epilykos, der Bruder des Komödiendichters Krates, auch eine Dichterin Anyte aus Tegea (*θῆλυς Ὅμηρος* nannte sie der Epigrammendichter Antipater aus Thessalonich) vor Ol. 120, sind uns nur dem Namen nach bekannt. Auch der Dithyrambiker Melanippides, der Sohn des Krito, um Ol. 85, und der Sophist Antiphon werden als epische Dichter genannt.

Noch weniger als das Epos gelangte die Elegie in der Attischen Periode zu selbständiger Bedeutung. Doch versuchten sich manche uns anderweitig bekannte Dichter auch in dieser Gattung. Es war nur eine scherzhafte Spielerei, wenn der als muthmaßlicher Verfasser der Batrachomyomachie genannte Pigres (S. 42) die Ilias Vers um Vers mit Pentametern versah, von welcher Arbeit sich aber nur das Anfangsdistichon erhalten hat:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληιάδεω Ἀχιλῆος
Μοῦσα, σὺ γὰρ πάσης πείρατ᾽ ἔχεις σοφίης.

Auch ist kaum anzunehmen, daß sich diese unnütze Thätigkeit über die ganze Ilias erstreckt hat. Aeschylos verfaßte außer mehreren Epigrammen eine Elegie auf die gefallenen Marathonskämpfer. Auch von Sophokles hatte man, wie bereits erwähnt, Elegien.

Einige nicht unbedeutende und recht anmuthige Fragmente haben sich von den Elegien des Jon von Chios (S. 331) erhalten. Trostelegien an Cimon beim Tode seiner Gemahlin Isodike verfaßten Melanthios und Archelaos. Dionysios Chalkus aus den Anfängen des Peloponnesischen Krieges (er hatte seinen Beinamen davon, daß er den Athenern die Einführung eherner Münzen angerathen hatte) ist dadurch merkwürdig, daß er in mehreren Elegien den Pentameter vor den Hexameter gesetzt hatte (Athen. XIII, p. 602 C). Zur Zeit des Sokrates versuchte sich auch der Sophist Euenos aus Paros in Elegien, desgleichen der Tyrann Kritias. Aber alle diese Dichtungen geriethen frühzeitig in Vergessenheit.

2. Das philosophische Lehrgedicht.

Xenophanes. Parmenides. Empedokles.

Wichtiger und selbst zum Theil poetisch werthvoller als die im vorigen Abschnitt besprochenen Leistungen auf den Gebieten des Epos und der Elegie, wenn auch der Natur der Sache nach auf ein vielleicht noch kleineres Publicum beschränkt, waren die Versuche, welche in den Anfängen der Attischen Periode, aber außerhalb Athens, mehrere Philosophen machten, sich behufs allgemeinerer Verbreitung ihrer Ansichten der epischen, auch wohl elegischen Form zur Darstellung derselben im Lehrgedicht zu bedienen.

Der älteste und zugleich poetisch bedeutendste unter ihnen war Xenophanes aus Kolophon, geb. Ol. 52, 3 = 570. Nach der Unterwerfung seiner Vaterstadt durch die Perser unter Harpagos wurde er fünfundzwanzig Jahre alt aus seiner Heimath verbannt und führte seitdem ein unstetes Wanderleben, auf welchem er seine eignen Gedichte als Rhapsod zum Vortrag brachte. Längere Zeit hielt er sich auf Sicilien in Zankle und Katana auf. Wir treffen ihn auch in Syrakus am Hofe des Königs Hiero, desgleichen in Athen bei den Pisistratiden. Den Abend seines Lebens brachte er wohl in Elea (Velia) in Unteritalien, der bekannten Pflanzstadt der Phokäer zu. In Athen traf er mit Lasos von Hermione (S. 148) zusammen. Als dieser ihn einst zum Würfeln aufforderte, weigerte er sich dieser Aufforderung Folge zu leisten, und als Lasos ihn deshalb der Feigheit beschuldigte, gab er zur Antwort, daß er allerdings zu allem Unsittlichen feig und muthlos sei (Plut. de vit. pud. c. 5). Er erreichte ein hohes Alter. In einem Fragment bezeichnet er sich selbst als zweiundneunzigjährigen Greis, und nach Censorinus de die nat. 15, 3 wurde er über hundert Jahr alt. Xenophanes, der Begründer der sogenannten Eleatischen Philosophie und der Vater des

Pantheismus, denn in der That bezeichnete er das allen Dingen der Welt zu Grunde liegende und als identisch erkannte Ewige, Eine als Gott, war ein kühner Denker, der den religiösen und sittlichen Irrthümern seiner Zeitgenossen muthig die Stirn bot. Nur das Gedachte war ihm wahr, das durch die Sinne Empfundene trügerisch: „der Schein ist auf Allem gebreitet" *(δόκος δ'ἐπὶ πᾶσι τέτυκται)*. Dem Schein als dem Nichtsein steht das Sein entgegen als das Eine und das All *(ἓν καὶ πᾶν)*, das Ewige, das ganz Auge, ganz Ohr, ganz Verstand ist, unbewegt, ungetheilt, mühelos durch sein Denken Alles beherrschend, dem Menschen weder an Verstand, noch Gestalt ähnlich. So erklärte er sich denn aufs schärfste gegen die anthropomorphische und anthropopathische Auffassung der Götter, wie sie durch die Gedichte Homers und Hesiods allgemein verbreitet war, und griff diese Dichter selbst deswegen mit bitteren Worten an:

Jegliches schrieben den Göttern zu Hesiod und Homeros,
Was bei dem Menschengeschlecht als schmachvoll gilt und verächtlich,
Und erzählen von ihnen unsittliche Thaten in Fülle,
Stehlen und Unzucht treiben, einander belügen und trügen.[1])

In einem andern Fragmente heißt es:

— — Sterbliche wähnen, es würden die Götter geboren,
Hätten Empfindung wie sie und Gestalt und menschliche Sprache.
Und doch, wären verliehn nur Hände den Löwen und Rindern,
Könnten sie reden wie Menschen und Werke bilden wie diese,
Wahrlich das Göttergebild, wie es Rinder und Löwen erschufen,
Hier wär's Löwengestalt und dort wär's ähnlich den Rindern,
Wie denn jedes den Gott sich träumt nach eigenem Bilde.

„Die Angriffe des Xenophanes", sagt Zeller, „haben dem Griechischen Polytheismus eine Wunde geschlagen, von welcher er sich nicht wieder erholt hat; und steht auch dieser Philosoph mit seinen kühnen Zweifeln an dem bestehenden Religionswesen eine Zeit lang ziemlich vereinzelt, so fehlt es ihm doch, theils schon in den nächsten fünfzig Jahren, nicht ganz an Nachfolgern, theils sind jene Zweifel in der Folge zu einer Macht herangewachsen, welcher die Volksreligion außer der Gewohnheit der Masse und einzelnen, für das Ganze vollkommen wirkungslosen Maßregeln der Staatsgewalt kein Vertheidigungsmittel entgegenzustellen hatte." Wer es aber wagt, den Vorurtheilen seiner Zeit entgegenzutreten und gleichsam gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, der hat bei derselben auf wenig Anerkennung und

---

[1]) Die Uebersetzung der Xenophaneischen Fragmente ist nach Fr. Kern (Ueber Xenophanes von Kolophon, Stettin 1874) gegeben.

geringen Dank zu rechnen. So verhielt sich denn auch Hiero, der doch sonst gegen Dichter so freigebig war, gegen Xenophanes ziemlich spröde. Als dieser ihm einst klagte, daß er nur zwei Sclaven ernähren könne, gab ihm der König mit einem Hinweis auf die zahlreichen Rhapsoden jener Zeit einfach zur Antwort: „und doch ernährt der von dir so bitter getadelte Homeros so viele.“ Mit Herrschern, meinte Xenophanes (andre legen freilich die Aeußerung dem Aristoteles bei), müsse man so wenig als möglich, oder so freundlich als möglich verkehren (Diog. Laert. IX, 2, 19). Wahrscheinlich that er selbst das erstere, seitdem er erkannt hatte, „daß es ihnen um die Wahrheit sehr wenig oder gar nicht zu thun sei“ (Suid. v. ἥκιστα).

Xenophanes verfaßte Epen, Elegien, Sillen (*σίλλοι*) d. h. Gedichte mit polemischen Invectiven gegen Dichter und Philosophen, und ein philosophisches Lehrgedicht, welches wahrscheinlich den Titel *περὶ φύσεως* führte. Die Epen behandelten die Gründung Kolophons und die Ansiedlung der Phokäer in Elea (Diog. Laert. *ἐποίησε Κολοφῶνος κτίσιν καὶ τὸν εἰς Ἐλεὰν τῆς Ἰταλίας ἀποικισμὸν ἔπη δισχίλια*). Von ihnen hat sich nichts erhalten. Ein Paar längere Bruchstücke haben wir aus seinen Elegien. In dem einen tadelt er es, daß seine Zeitgenossen auf körperliche Geschicklichkeit und Stärke größeren Werth als auf Vorzüge des Geistes legen:

Freilich wenn einer den Sieg im Wettlauf oder im Fünfkampf
  Dort in dem heiligen Hain, welcher geweihet dem Zeus,
Neben dem Pises gewinnt bei Olympia, oder durch Ringen,
  Auch in dem Kampf mit der Faust, welcher an Schmerzen so reich,
Oder in jenem gewaltigen Kampf, den sie nennen den Allkampf;
  Ruhm hat solcher erlangt bei den Bewohnern der Stadt,
Vorsitz wird ihm gewährt bei den Festen, daß jeder ihn schaue,
  Und auf Kosten der Stadt steht ihm die Mahlzeit bereit;
Auch ein prächtig Geschenk wird ihm von den Bürgern gespendet.
  Trüg' er auch siegend zu Roß alle die Ehren davon,
Dennoch verdient er es nicht so wie ich, denn über die Stärke,
  Sei es der Rosse, des Manns, geht was ich sinnend erdacht.
Sehr verkehrt ist jener Gebrauch, unschicklich fürwahr ist's,
  Vorzuziehen dem Geist Körpers Gewalt und Geschick.
Denn Faustkämpfer und Ringer und wären's die besten von allen
  Und wer im Fünfkampf groß, auch wer im Lauf nach dem Ziel
Andre besiegt durch seine Gewandheit, welche am höchsten
  Gilt in dem Wettkampfspiel, wären sie Bürger bei uns,
Deshalb würde die Stadt niemals gesitteter werden.
  Klein fürwahr der Gewinn, welcher erwüchse der Stadt,

Wenn im Wettkampf einer gesiegt am Ufer des Pises,
Denn nicht größer dadurch würden die Güter der Stadt.

In einem andern, welches das oben angeführte an Gewandheit der Diction übertrifft, schildert uns der Dichter die zu einem Gastmahl getroffenen Vorbereitungen, und fordert die Gäste auf, in würdiger, verständiger Weise dasselbe zu begehen.

Nun da der Estrich rein und rein sind Hände und Becher,
Uns zu umkränzen das Haupt, sehn wir den Diener bereit;
Köstliche Salben uns reicht in Schalen geschäftig ein andrer,
Dort auch der Mischkrug winkt, heiterster Freude ein Born.
Wein vollauf steht dort in den Krügen, duftend wie Blumen,
Wein vollauf, daß die Lust eher versagt als der Wein.
Mitten im Saal erhebt sich des Weihrauchs liebliche Wolke,
Wasser so eisig und rein steht zu der Mischung bereit.
Weißbrod auch liegt dort, dort steht der zierliche Tisch mit
Süßem Honig bereit, fettester Käse dabei;
Und mit Blumen geschmückt der Altar in der Mitte des Saales.
Lieblich schallt in dem Haus Singen und Saitengetön.
Jetzt vor allem geziemt's anständigen Männern, zu ehren
Lauteren Sinnes den Gott, ehren mit frommem Gebet.
Laßt uns ihm spenden und beten, er möge die Kraft uns verleihen,
Wackere Männer zu sein. Weg mit der frevelnden Lust!
Trinken nur laßt uns so viel, daß wir nach Hause gelangen,
Nicht auf den Diener gestützt, wer nicht gebrechlich und alt.
Den aber lob' ich vor allen, der trinkend Verständiges mittheilt,
Was er gesehn und erlebt, was von der Tugend er denkt,
Keine Geschichten vom Kampf der Titanen oder Giganten,
Nicht des Kentaurengeschlechts alte erdichtete Mähr.
Fern sei unnütz Tagesgeschwätz und alberne Possen;
Ernsten verständigen Sinns lasset uns ehren den Gott.

Aus den Sillen sind wohl die bereits angeführten Bruchstücke gegen Homer und Hesiod und über die Verkehrtheit anthropomorphischer Göttervorstellungen entlehnt. In einem andern verspottet der Dichter die Metempsychosenlehre des Pythagoras:

Einst, da er sah, wie ein Hund auf der Straße gezüchtiget wurde,
Sagte er mitleidsvoll, wie man erzählt, zu dem Herrn:
Laß doch, schlage ihn nicht, denn die Seele befreundeten Mannes
Habe ich deutlich gehört aus des Geschlagnen Geheul.

Gerade aus dem philosophischen Lehrgedichte des Xenophanes ist uns das Wenigste erhalten und wir würden über die Hauptresultate seiner philosophischen Speculation fast ganz im Unklaren sein, wenn uns nicht Simplicius in seinem Commentar zur

Physik des Aristoteles im Auszug aus der Physik des Theophrast eine Darstellung seiner Lehre erhalten hätte, die im wesentlichen mit dem übereinstimmt, was uns im dritten Capitel der angeblich Aristotelischen, wahrscheinlich aber von Theophrast herrührenden Schrift de Xenophane, Zenone, Gorgia berichtet wird. Interessant ist es, daß Xenophanes bereits auf das Vorkommen maritimer Versteinerungen als Muscheln, Fischabdrücke und dergleichen auf Bergen und im Innern der Erde geachtet hat, mit welcher Thatsache er seine Annahme eines Wechsels von Mischung und Sonderung von Erde und Wasser in periodischen Zwischenräumen begründete.

Sein großer Schüler war Parmenides, ein Mann, von dem Plato den Sokrates sagen läßt, daß er eine besondere Scheu und Ehrfurcht vor ihm hege, da sich in ihm eine ganz seltene, herrliche Tiefe des Geistes offenbart habe (Theaet. p. 183), und dessen Wandel so musterhaft war, daß Parmenideisches Leben unter den Griechen sprichwörtlich geworden ist. Er war in Elea um 511 geboren, und hat seine Vaterstadt, die ihm eine vortreffliche Gesetzgebung verdankte, wohl nur auf kurze Zeit verlassen. Daß er sich in bereits vorgerückterem Alter vorübergehend mit seinem Schüler Zeno in Athen aufgehalten hat, bei welcher Gelegenheit der junge Sokrates ihn kennen lernte, erfahren wir aus Plato. Nach dem Beispiele seines Lehrers legte auch er seine philosophischen Ansichten in einem Lehrgedichte nieder, dessen poetischer Werth aber gering war und dessen Darstellung sich eben nur durch die gebundene Form von der prosaischen unterschied.[1] Nur der allegorische Anfang des Gedichts war etwas schwunghaft:

Rosse brachten mich hin, wohin mein Geist mir verlangte,
Die auf der Gottheit Straße, der vielberühmten, mich führten,
Welche den kundigen Mann zu allem Verborgenen leitet.
Auf ihr bin ich gewandelt, so wie die verständigen Rosse
Ziehend den Wagen mich führten. Und Nymphen zeigten den Weg uns,
Auf zum Licht, nachdem sie das nächtliche Dunkel verlassen,
Und sich vom Haupt den Schleier genommen, des Helios Töchter.
Laut ertönte die glühende Ax' in den Büchsen der Räder,
Deren doppelte Scheiben auf beiden Seiten den Wagen
Rasch von der Stelle bewegten, sobald anzogen die Rosse.
Dort sind die Thore der Nacht und des Tages am Ende der Straße,

---

[1]) Procl. in Parm. T. IV p. 62 ed. Cousin: *ὁ Παρμενίδης ἐν τῇ ποιήσει, καίτοι δι' αὐτὸ δήπου τὸ ποιητικὸν εἶδος χρῆσθαι μεταφοραῖς ὀνομάτων καὶ σχήμασι καὶ τρόποις ὀφείλων ὅμως τὸ ἀκαλλώπιστον καὶ ἰσχνὸν καὶ καθαρὸν εἶδος τῆς ἀπαγγελίας ἠσπάσατο —, ὥστε μᾶλλον πεζὸν εἶναι δοκεῖν ἢ ποιητικὸν λόγον.*

Fest auf steinerner Schwelle mit Balken gekrönt sich erhebend,
Und in luftiger Höh' durch gewaltige Flügel verschlossen.
Ihre doppelten Schlüssel verwahrt die vielstrafende Dike.
Sie nun beredeten kundig mit schmeichelnden Worten die Nymphen,
Daß sie alsbald von den Thoren den eichenen Riegel zurückschob.
Da that sich auf des Thorwegs gewaltige Oeffnung. Die Flügel
Ließen die ehernen Zapfen sich in den Angeln bewegen,
Fest mit Klammern und Nägeln gefügt und mitten hindurch fuhr
Kundig gelenkt von der Nymphen Hand das Gespann mit dem Wagen.
Freundlich nahm die Göttin mich auf und reichte zum Willkomm
Mir die Rechte und ließ mich folgende Worte vernehmen:
„Sei mir gegrüßt, mein Sohn, von unsterblichen Nymphen geleitet,
Den ein flinkes Gespann zu meiner Behausung gebracht hat.
Denn kein schlechtes Geschick hat auf diesem Weg dich geführet,
Liegt er doch weit abseits von der Menschen betretenem Pfade,
Sondern was heilig und recht ist. Drum sollst du auch alles vernehmen;
Erst den untrüglichen Sinn der leicht überzeugenden Wahrheit,
Dann der Sterblichen Meinung, die ohne der Wahrheit Gewähr ist,
Trug und Täuschung enthält; doch sollst du auch dieses erfahren,
Wie ein richtiges Meinen des Weltalls Bedeutung uns kundgiebt."

Wie dieses Proömium uns andeutet, bestand das Gedicht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine von der Wahrheit, die andere von der Welt des Scheins, d. h. von der Sinnenwelt handelte. Im letzteren Theile fanden sich auch physikalische Deutungen der Göttermythen, und diese sind unter den *ὕμνοι φυσιολογικοί* gemeint, welche der Rhetor Menander (Rh. Gr. III, p. 337 Sp.) dem Parmenides beilegt. Die Angabe des Suidas dagegen, Parmenides habe auch einiges in Prosa geschrieben, beruht auf dem Mißverständniß einer Platonischen Stelle (Soph. p. 217. C.). Den philosophischen Sätzen seines Lehrers gab er eine wissenschaftlich strengere Form und suchte sie gegen inzwischen laut gewordene Einwürfe zu vertheidigen. Das Sein des Gedachten steht als das für uns Unveränderliche (Parmenides prädicirte es nicht als Gott) dem Mannichfaltigen und Veränderlichen, dem Werden, als dem Nichtseienden und Undenkbaren gegenüber. Das reine Sein ist ungeworden und unvergänglich, unbegrenzt und untheilbar, überall gegenwärtig und unwandelbar. Außer diesen negativen Bestimmungen kommt ihm als die einzige positive das Denken zu. Sein und Denken sind identisch:

Ein und dasselb' ist das Denken und das, weshalb der Gedank' ist;
Denn nicht wirst du ohne das Sein, worin es sich ausspricht,

finden das Denken, da weder es Anderes giebt noch auch geben kann, als eben das Sein.

Erkenntniß ist das auf das reine Sein gerichtete Denken; über die Erscheinungswelt giebt es nur Meinungen, die der Wahrheit entbehren. Dennoch versuchte Parmenides, wie gesagt, auch die materielle Welt in dem zweiten Theile seiner Schrift zu erklären. Sie ist ihm entstanden aus der Mischung zweier unveränderlicher Elemente, die als Warmes und Kaltes, als Licht und Nacht, als Feuer und Erde einander ebenso entgegengesetzt sind, wie Seiendes und Nichtseiendes. Der Kampf der Vernunftwelt des Seienden mit der Scheinwelt des Nichtseienden hat die Dialektik hervorgerufen, die Kunst, durch Gegensätze Erkenntniß zu construiren, als deren Schöpfer Parmenides zu betrachten ist.

Je mehr die philosophischen Sätze der Eleaten zu wissenschaftlicher Schärfe und Bestimmtheit herausgearbeitet wurden, desto mehr mußte sich die metrische Form bei ihrer Darstellung als eine lästige Fessel erweisen. Kein Wunder daher, daß bereits Zeno, der Lieblingsschüler des Parmenides, geb. um 486, dieselbe gänzlich verschmähte und sich der prosaischen Form bediente. Plato (Parm. p. 127) legt ihm *γράμματα* bei, welche in *λόγοι*, und diese wieder in *ὑποθέσεις*, also einzelne nach den Inhalt gesonderte Abschnitte zerfielen. Directe Fragmente dieser Schriften sind nicht auf uns gekommen, doch wird uns sonst manches von Zenos Ansichten berichtet, was uns diesen Mann als einen höchst scharfsinnigen Denker erscheinen läßt. Wenn Diogenes Laertius IX, 26 sagt: *φέρεται αὐτοῦ βιβλία πολλῆς συνέσεως γέμοντα*, so beweist das nicht, daß sie ihm noch selbst zu Gesicht gekommen waren. Zeno war aber nicht blos ein scharfsinniger Philosoph, sondern auch ein freiheitsliebender Patriot. So betheiligte er sich an einer Unternehmung, welche zum Zweck hatte, den Tyrannen Nearchos (andere nannten ihn Diomedon oder Demylos) zu stürzen. Er wurde ergriffen, und als ihn der Tyrann nach seinen Mitschuldigen fragte, so nannte er ihm, um ihn in Angst zu versetzen, dessen sämmtliche Freunde. Dann aber warf er den Umstehenden ihre Feigheit vor, wenn sie aus Furcht vor dem, was er jetzt erdulde, Tyrannenknechte blieben. Seine Worte waren nicht vergebens, denn die Bürger erhoben sich und tödteten den Tyrannen. Andere erzählten, Zeno habe sich zuletzt, um Niemand zu verrathen, die Zunge abgebissen, sie dem Tyrannen ins Gesicht gespieen und sei von diesem aufs grausamste hingerichtet worden. Hatte Parmenides behauptet, daß das Seiende nur Eines sei, so zeigte Zeno nach der angeführten Platonischen Stelle, daß das Seiende nicht Vieles sein könne, denn wenn das Seiende Vieles wäre, so müßte dieses Viele unter einander zugleich ähnlich und

unähnlich sein; dies aber ist unmöglich; denn weder kann das Unähnliche ähnlich, noch das Aehnliche unähnlich sein; also kann unmöglich Vieles sein; denn wenn Vieles wäre, würde ihm jenes Unmögliche begegnen. Es haben sich auch noch andere Beweise Zenos gegen die Vielheit der Dinge, sowie einer gegen die Existenz des Raumes erhalten. Jedes Ding ist in einem andern, ist also der Raum wirklich, so ist auch er in einem andern Dinge und müßte dann doch wohl in einem andern Raume sein; von diesem gilt nun dasselbe wie von dem ersten, es ist also kein letzter Raum denkbar, mithin auch kein erster und überhaupt kein Raum. Am berühmtesten sind die von Aristoteles (Phys. p. 239 B) aufbewahrten vier Paralogismen gegen das wirkliche Vorhandensein der Bewegung, darunter der Achilles und der fliegende Pfeil. Ein sich langsam bewegender Körper, beispielsweise eine Schildkröte, wird von dem allerschnellsten, dem Achilles, nie eingeholt, denn der nachsetzende muß immer erst dahin gelangen, von wo der verfolgte fortging, so daß letzterer, der langsamere, nothwendig immer einen Vorsprung behält. Der fliegende Pfeil aber ruht, weil er in einem jeden Augenblicke in einer bestimmten, immer gleichen Lage ist, was aber in der gleichen Lage sich befindet, das ruht. Diese Paralogismen sind nicht blos an sich selbst höchst merkwürdig, sondern auch deshalb, weil, wie im Alterthum Aristoteles, so bis in die neueste Zeit namhafte Philosophen sich vergebens an ihrer Widerlegung versucht haben [1]).

Wie Zeno, so verfaßte auch Melissos aus Samos, ein Schüler des Parmenides und als Feldherr der Samischen Flotte Sieger des Perikles Ol. 84, 3 = 441, eine prosaische Schrift *περὶ τοῦ ὄντος* oder *περὶ φύσεως*, aus welcher sich einige Bruchstücke erhalten haben, welche scharfsinnige Begründungen einzelner Eleatischer Lehren geben, die von Xenophanes und Parmenides wenigstens nicht auf uns gekommen sind (Fr. Kern).

Dagegen kehrte Empedokles, der als Philosoph in vielen Stücken eine Mittelstellung zwischen den Joniern, den Eleaten und Pythagoras einnimmt, nochmals zur poetischen Form zurück. Empedokles, der Sohn des Meton, war Ol. 72 = 492 in Agrigent aus einer reichen und vornehmen Familie geboren. Seine Jugendzeit fiel unter die milde Tyrannis des Theron. Dessen Sohn Thrasydäos wurde vertrieben und es wurde auch in Agrigent eine demokratische Verfassung eingerichtet. Es geschah dies hauptsächlich mit auf Betrieb des Empedokles, der die ihm selbst angetragene Königsherrschaft ausgeschlagen hatte, und sich

---

[1]) Den Beleg dafür giebt die interessante Abhandlung von Ed. Wellmann, Zenos Beweise gegen die Bewegung und ihre Widerlegung, Frankfurt 1870.

mit der Rolle eines durch seinen Reichthum und das Uebergewicht seiner geistigen Persönlichkeit einflußreichen Privatmannes begnügte. Empedokles wurde später für den Erfinder der Rhetorik gehalten. Durch einen gemeinnützigen Gebrauch seiner naturwissenschaftlichen und ärztlichen Kenntnisse machte er sich um seine Mitbürger vielfach verdient. Dadurch wuchs sein Ansehn, so daß er wie ein Heros verehrt wurde, und es scheint, als habe Empedokles sich in der Rolle eines Wunderthäters und Propheten gefallen und ihr durch sein pomphaftes Auftreten in einem glänzenden, priesterlichen Costüm mit möglichst zahlreichem Gefolge seiner Anhänger geflissentlich Vorschub geleistet. Sagt er doch in den Einleitungsversen seiner *καθαρμοί* von sich selbst:

Seid mir gegrüßt, als unsterblicher Gott will ich unter euch wandeln,
Nicht als Mensch.

Später verließ Empedokles seine Vaterstadt, wir wissen nicht weshalb, und begab sich auf längere Zeit in den Peloponnes. In Olympia, woselbst er seine *καθαρμοί* durch einen Rhapsoden, Namens Kleomenes, zum Vortrag bringen ließ, erregte seine persönliche Erscheinung gewaltiges Aufsehen. Nach der Angabe des Glaukos von Rhegium, des ältesten Schriftstellers über Dichter, begab er sich in die kürzlich gegründete Kolonie Thurii. Er starb, wie Aristoteles berichtet, in einem Alter von sechzig Jahren. In der Sicilischen Stadt Megara zeigte man sein Grabmal, doch war dies vielleicht ein erst später errichtetes Kenotaph, da der Geschichtschreiber Timäus von dem wirklichen Grabmal des Empedokles nichts gewußt hat. Ueber seinen Tod kamen bald die abenteuerlichsten Fabeln in Umlauf. Am bekanntesten ist die Sage, daß er menschliche Ehre verschmähend, nach göttlicher gestrebt und sich in den Aetna gestürzt habe, wie Horaz sagt (Ep. II, 3, 464):

Empedokles sprang kaltblütig hinab in des Aetna's
Glühenden Schlund, um ein Gott, ein unsterbliches Wesen zu heißen;

bald jedoch sollen die eisernen Schuhe, die der Berg ausspie, das räthselhafte Verschwinden des angeblichen Gottes erklärt haben.

Von den bereits genannten *καθαρμοί* oder Sühnegesängen in 3000 Versen größtentheils diätetischen und paränetischen Inhalts, im orakelhaften Ton eines Hierophanten vorgetragen, sind nur ganz unbedeutende Bruchstücke auf uns gekommen. Der von Diogenes erwähnte *ἰατρικὸς λόγος* in 600 Versen bildete vielleicht nur einen Theil derselben. Beträchtlich dagegen sind die Fragmente seines Hauptwerks, *φυσικά* oder *περὶ φύσεως*, in drei Büchern von 2000 Versen, aus denen bisweilen unter besonderen Titeln der

einzelnen Abschnitte citirt wird. Dieses Gedicht war im Alterthum sowohl seines Inhalts als auch seiner dichterischen Form wegen sehr geschätzt. An ein Lob der Insel Sicilien fügt der Römische Dichter Lucrez (I, 726 ff.) folgende Verse zu Ehren des Empedokles:

Aber wie weit ihr Gebiet, wie sehr sie der Völker Bewundrung
Regt durch mancherlei Reiz, und wie sie den Wanderer anlockt,
Prangend in Fülle des Guts und stark durch Kraft der Bewohner:
Nichts doch, eracht' ich, hegte sie je, dem Manne vergleichbar,
Heiliger nichts und theurer und nie ein größeres Wunder.
Seine Gesänge zumal aus göttlicher Fülle des Herzens
Schallen sie laut und legen uns dar so herrliche Lehren,
Daß von menschlichem Stamm er kaum entsprossen erscheinet.

Aristoteles aber rühmt ihn in einem Fragment seiner Schrift über die Dichter bei Diogenes VIII, 57 als einen Nachahmer des Homer von gewaltiger Wirkung im Ausdruck bei geschickter Anwendung der Metaphern und der übrigen Kunstmittel poetischer Darstellung.[1]) Eine gewisse Erhabenheit des Ausdrucks ist in der That dem Dichter nicht abzusprechen, seine Philosophie aber überrascht trotz ihrer bisweilen phantastischen Form durch die Tiefe mancher Gedanken. In weit stärkeren Tönen als bei Hesiod vernehmen wir Klagen über die Hinfälligkeit und Freudlosigkeit des menschlichen Lebens. Die Menschen selbst sind zwar göttlichen Ursprungs, aber aus ihrer himmlischen Heimath zur Strafe für früher begangene Sünden hierher wie in eine Höhle verbannt. Durch Reinheit des Lebens und Enthaltsamkeit, durch Gebet, Fasten und Sühnungen können sie jedoch sich läutern, so daß sie beim Tode in die Gemeinschaft der Götter zurückkehren. Hier unten wandeln sie auf der Wiese der Verblendung und im Dunkel *(ἄτης ἄν λειμῶνά τε καὶ σκότος ἠλάσκουσι)* und schwer ist es für sie, die Wahrheit zu erkennen, da sie vielfach der Täuschung der Sinne unterworfen sind, ihr Leben nur kurz, ihr Wissen Stückwerk ist.

Enge Erkenntnißpfade sind über die Glieder verbreitet;
Mancherlei Unglücksfälle vereiteln die Arbeit des Denkens.
Haben wir mühsam ein Stückchen des dürftigen Lebens errungen,
Müssen wir raschen Geschicks, wie Rauch zerfließend, von dannen;
Haben so viel nur erkannt, als eigne Erfahrung uns lehrte,
Hier im Wechsel der Dinge. Vergebens wünscht man das Ganze
Aufzufinden. Nicht können's die Menschen durch Sehen und Hören

[1]) *ὅτι καὶ Ὁμηρικὸς ὁ Ἐμπεδοκλῆς καὶ δεινὸς περὶ τὴν φράσιν γέγονε, μεταφορικός τε ὢν καὶ τοῖς ἄλλοις τοῖς περὶ ποιητικὴν ἐπιτεύγμασι χρώμενος.*

Noch mit dem Geiste erfassen. Drum wirst, auf die Erde verschlagen,
Du nichts weiter erfahren, als was dem Menschen vergönnt ist.

Den eigentlichen Inhalt des ersten Buchs bildete die Lehre von den Elementen und der Entstehung der Welt. Bekanntlich nahm Empedokles vier Elemente an, die er als *τέσσαρα τῶν πάντων ῥιζώματα* bezeichnet: Feuer, Luft, Erde, Wasser, oder wie er sich mythisch ausdrückte:

Zeus, der leuchtende Gott und die lebenbringende Here,
Aidoneus und Nestis, die Thränen vergießende Göttin.

Jedem dieser Elemente gab er ein unverändertes Sein, so daß sie weder auseinander entstehen, noch in einander übergehen. Das Werden der Dinge beruht nur auf Mischung und Entmischung *(μῖξις, διάλλαξις)* dieser vier Grundstoffe, bewirkt durch zwei entgegengesetzte Kräfte, eine trennende und abstoßende, die er Streit oder Haß *(νεῖκος)*, und eine anziehende und einigende, die er Freundschaft oder Liebe *(φιλία)* nennt:

Bald stürzt Alles in Liebe als Eins sich zusammen, und bald auch
Trennt von einander das Einzelne sich in feindlichem Hasse.

Ursprünglich fanden sich die vier Elemente, von der Liebe zusammengehalten, in dem göttlichen *σφαῖρος* vereint, bis der Streit von der Oberfläche in das Innere des *σφαῖρος* drang und die Verbindung löste, womit die Gestaltung der Welt begann, indem die Liebe die getrennten Elemente wieder verband. Die Entstehung der einzelnen Arten von lebenden Wesen, insbesondere die Entstehung und die Natur des Menschen behandelte das zweite Buch. Die verschiedenen Geschöpfe sind durch die verschiedenartigsten Mischungen und Verbindungen der Elemente entstanden, wobei denn nur solche Verbindungen sich erhielten, die wirklich zweckmäßig eingerichtet waren und sich als lebensfähig erwiesen, während die übrigen zu Grunde gingen. Eine der vollkommensten Verbindungen ist der Mensch, da Feuer und Liebe in ihm vorwalten, denn die Seele ist ätherischer Natur und hat ihren Sitz im Blute des Herzens:

Denn in dem Herzen das Blut, das ist die Vernunft in dem Menschen,

und je nachdem das Blut wärmer oder kälter fließt, entstehen die verschiedenen Neigungen und Eigenschaften der Seele. Unsere Wahrnehmungen werden durch die Annahme von Ausflüssen *(ἀποῤῥοαί)* erklärt, welche allen Dingen entströmen und durch besondere zu ihrer Aufnahme vorhandene Gänge oder Poren *(πόροι)* auf andere Dinge einwirken. Da wir die sämmtlichen

Grundstoffe der Welt in uns selbst haben, so können wir mit ihnen auch das Gleichartige außer uns erkennen. Daß die Vorstellungsgebilde, die wir haben, durch eine Verbindung der auf uns eindringenden und von uns ausgehenden Ausflüsse zu Stande kommen, daß also ein objectiver und subjectiver Factor in ihnen zu unterscheiden sei, war dem Empedokles ganz geläufig. Das dritte Buch handelte von den Göttern und wohl auch von der Metempsychose und der eventuellen Rückkehr der Seelen zu dem Sitze der Götter, in deren Auffassung er, wie die Eleaten, allen Anthropomorphismus verwarf. Wie in der Annahme der Seelenwanderung, so stimmte er auch in den sich daran anschließenden ethischen und ascetischen Lehren vielfach mit Pythagoras überein. Beiden war der Genuß animalischer Nahrung, dem Empedokles außerdem auch der Genuß von Bohnen ein Greuel (Gell. N. A. IV, 11). Sein Gedicht selbst hatte er einem Freund und Mitbürger, dem Arzt Pausanias, gewidmet.

3. Die lyrische Poesie. Der Dithyrambus.

Melanippides. Philoxenos. Timotheos.

Das erdrückende Uebergewicht, welches in der Attischen Literaturperiode die dramatische Poesie über die übrigen Arten der Dichtkunst ausübte, läßt es, zumal dieselbe in den Chorliedern melische Bestandtheile in sich aufgenommen hatte, begreiflich erscheinen, daß auch die lyrische Poesie als solche, wenn auch in minderem Grade als Epos und Elegie, in den Hintergrund trat. Wirklich lebendig erhielt sich nur eine melische Gattung während dieses Zeitraums, der Dithyrambus, der sich ebenso wie die dramatische Poesie auf das staatliche Institut der Choragie stützte. Die übrigen Gattungen kamen nur gelegentlich zur Geltung, ohne Belang für die eigentliche Literatur, zur Befriedigung individueller Stimmung und Neigung, oder als Gelegenheitsgedichte, in welcher Form sich die lyrische Poesie natürlich in vereinzelten Erscheinungen während der ganzen Dauer der Griechischen Literatur erhalten hat.

Der Dithyrambus der Attischen Zeit, vorgebildet durch Lasos und Lamprokles (S. 148), denen sich alsbald Phrynis und Melanippides anschlossen, unterschied sich von den früheren wesentlich durch zwei Punkte. Einmal durch das Vorhandensein der *ἀναβολαί* d. h. Einsätze, unter denen wir uns wohl ausgedehnte Monodien, ähnlich den *ἀπὸ σκηνῆς* in späteren Dramen, zu denken haben, welche von einzelnen kunstmäßig geschulten Sängern vorgetragen, in die Chorgesänge eingefügt waren. Zweitens dadurch, daß der Dithyrambus selber aufhörte diegematisch zu sein und zu einem Melodram, einer Art Oper umgewandelt wurde, in welcher die Musik das Uebergewicht über den Text erhielt, ohne diesen jedoch, wie dies wohl hin und wieder in den neueren

Opern der Fall ist, zur gänzlichen Unbedeutendheit herabzudrücken. Wir hören nun bei Aristophanes und in sonstigen Fragmenten der Komiker nichts als Klagen über die Kühnheit der Sprache des Dithyrambus, über den willkürlichen Wechsel und eine beliebige Vermischung von Rhythmen, Harmonien und Melodien, überhaupt über den gänzlichen Verfall und eine arge Entartung der Kunst, und diese Klagen wiederholen sich bei Plato, so wie in der aus Schriften des Aristoxenos compilirten Abhandlung des Plutarch über die Musik. Da uns nun die wirkliche Anschauung über die Musik des Dithyrambus vollständig fehlt, auch die Textesfragmente desselben sehr spärlich sind, so können wir über die Berechtigung dieser Klagen nicht urtheilen. Doch ist es eine zu allen Zeiten wiederkehrende Erscheinung, daß auf keinem Gebiete der Kunst so leicht Klagen über Verfall und Entartung erhoben werden, als auf dem der Musik, und daß jede neue Richtung in dieser Kunst sofort auf erbitterten Widerspruch stößt, bis sich das Ohr an das Anfangs befremdliche Neue erst einigermaßen gewöhnt hat. Anders mag es wohl dazumal auch in Athen nicht gewesen sein. Sahen wir doch bereits oben (S. 173), wie Pratinas sich über die musikalischen Neuerungen seiner Zeit und den Versuch, der Flötenmusik gegenüber dem Texte eine etwas selbständigere Rolle zuzutheilen, in ganz ähnlicher Weise geäußert hat. Natürlich hatte die neue Richtung auch ihre enthusiastischen Freunde und Verehrer, geradeso wie dies heutzutage bei uns etwa mit Wagner'scher Musik der Fall ist. Wo die Einen nichts als ein völliges Verkennen des eigentlichen Wesens der Tonkunst erblicken, von einem wüst verschwommenen sinnlichen Kitzel für das Ohr reden, da begrüßen Andere den eigentlichen Anfang einer neuen, alles bisherige an tiefsinniger Genialität übertreffenden Richtung und sprechen mit Andacht von einer Musik der Zukunft.

Phrynis, ein Kitharöde aus Mytilene, lebte in Athen nach den Perserkriegen und trug Ol. 83, 3 = 446 in dem musikalischen Agon der Panathenäen einen Sieg davon. Er erneuerte die damals bereits veraltete Kunstform des Nomos, behielt aber deren hexametrische Composition nur in der Einleitung bei, um dann zu freieren Rhythmen überzugehen. — Melanippides war aus Melos, der Sohn des Krito und Enkel eines Melanippides, der bereits um Ol. 65 als lyrischer Dichter aufgetreten war. Der jüngere Melanippides lebte in Athen zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs und ging Ol. 91, 2 = 415 zum König Perdikkas von Macedonien. Ein gewisser Aristodemus bewundert in einer Unterredung mit Sokrates bei Xenophon (Mem. I, 4, 3) den Melanippides in seiner Kunst ebenso wie Homer im Epos, Sophokles in der Tragödie, Polyklet als Bildhauer, Zeuxis als Maler. Als Titel seiner Dithyramben werden uns Marsyas, Persephone,

die Danaiden genannt. — Ihn übertraf sein Schüler **Philoxenos** aus Kythera um Ol. 95. Von Athen begab er sich eine Zeit lang nach Syrakus an den Hof des Tyrannen Dionysius und war hier muthig genug, dem Tyrannen, der sich auf seine schlechten Gedichte nicht wenig einbildete, bei Gelegenheit freimüthig die Wahrheit zu sagen. Zur Strafe dafür wurde er in die Latomien geworfen. Am folgenden Tage aber versöhnte sich Dionysius wieder mit ihm auf das Zureden seiner Freunde und zog ihn aufs neue zur Tafel. Als er jedoch abermals in selbstgefälliger Weise einige Verse aus seinen Gedichten recitirte und den Dichter um sein Urtheil über dieselben befragte, gab dieser keine Antwort, sondern rief den Dienern zu, sie sollten ihn nur wieder in die Latomien zurückführen. Darüber mußte denn der Tyrann selbst lachen, und Philoxenos kam straflos davon (Diod. XV, 6). Aber er verließ bald danach Syrakus und begab sich nach Tarent, dann nach Korinth. In Ephesus soll er um 380 gestorben sein. Berühmt war sein **Kyklops**, ein komischer Dithyrambus, welcher eine Verspottung des Tyrannen Dionysius enthielt. Andere Titel sind *Μυσοί*, *Σύρος*, *Κωμαστής* und *Φαέθων*. Nicht unbedeutende, aber schwer verständliche Fragmente aus einem melischen Gedichte, Namens *Δεῖπνον*, das aber vielleicht einen anderen Philoxenos zum Verfasser hatte, giebt Athenäus. Ein sehr anerkennendes Urtheil über ihn fällt der Komödiendichter Antiphanes bei demselben Athenäus (XIV p. 643 D.):

Vor allen Dichtern zeichnet sich bei weitem aus
Philoxenos. Denn erstens ist er überall
In seinem Ausdruck treffend, sachgemäß und neu.
Dann ist so schön der reiche Wechsel der Melodie
In seinen Liedern. Er war ein Gott in Menschengestalt,
Der wirklich sich auf das Wesen der Musik verstand. [1])

Ein jüngerer Zeitgenosse des Philoxenos war **Timotheos** aus Milet. Auch von ihm gab es einen berühmten Kyklops, sowie einen Dithyrambus, welcher die Geburt des Dionysos durch Semele zum Gegenstand hatte *(Σεμέλης ὠδίς)*. Er verfaßte auch Hymnen, hexametrische Nomen (selbstverständlich in der Weise des Phrynis) und andere melische Gedichte. Ferner **Telestes** aus Selinus (Titel seiner Dithyramben sind Argo, Asklepios, Hymenäos) und **Polyidos**. Aus unbekannter Zeit, aber jedenfalls auch aus der

---

[1]) *πολύ γ' ἐστὶ πάντων τῶν ποιητῶν διάφορος*
ὁ Φιλόξενος. πρώτιστα μὲν γὰρ ὀνόμασιν
ἰδίοισι καὶ καινοῖσι χρῆται πανταχοῦ.
ἔπειτα τὰ μέλη μεταβολαῖς καὶ χρώμασιν
ὡς εὖ κέκραται. θεὸς ἐν ἀνθρώποισιν ἦν
ἐκεῖνος, εἰδὼς τὴν ἀληθῶς μουσικήν.

Attischen Periode, Licymnios von Chios. Die Fragmente aller dieser Dichter sind aber höchst unbedeutend und von ihrer Musik, in welcher ja doch ihre Kunst gipfelte, können wir uns keine Vorstellung machen.

In einem Fragment des Licymnios bei Sext. Empir. XI, 49 finden wir die Benutzung eines Päans auf Hygieia, die Göttin der Gesundheit, welcher bei Athenäos (XV p. 702 A.) einem sonst unbekannten Dichter Ariphron aus Sicyon beigelegt wird: „Hygieia, ehrwürdigste der Göttinnen, mit dir möcht' ich verbringen die übrige Zeit meines Lebens, möchtest du freundlich gesinnt mir zur Seite bleiben! Denn wenn es eine Huld des Reichthums giebt, oder der Kinder, oder der königlichen Macht, welche die Menschen zu den Göttern erhebt, oder der Sehnsucht, die wir im verstohlenen Netz der Aphrodite erjagen, oder wenn sonst von der Gottheit den Menschen irgend etwas erfreuliches, oder ein Ausruhen von ihrer Mühsal zu Theil wird: mit dir, selige Hygieia, steht alles in freudiger Pracht und glänzt im Frühling der Chariten, ohne dich ist Niemand glücklich". — Von sonstigen lyrischen Gedichten dieses Zeitraums ist nicht viel zu berichten. Von den Päanen des Sophokles war bereits die Rede (S. 236). Der S. 102 als Skoliendichter erwähnte Timokreon von Rhodus war auch Meliker. In einem Gedichte, in welchem er den Aristides als den besten der Athener pries, griff er mit harten Worten den Themistokles wegen seiner Bestechlichkeit an (Plut. v. Them. 21). Päane und Enkomien, und zwar durchaus religiös gehalten, hatte man von dem als Atheist berüchtigten Diagoras von Melos, der sogar als Dithyrambendichter bezeichnet wird. Als letzter Meliker dürfte Kerkidas aus Megalopolis zu betrachten sein um Ol. 110 = 340, der Verfasser von *Μελίαμβοι*, Spottgedichten in mannichfachen Rhythmen. Ob Herodes oder Herondas, der Verfasser von *Μιμίαμβοι* in choliambischem Versmaß, und *Ἡμιάμβοι*, wie Bergk will, der Attischen Periode angehört, gewöhnlich hält man ihn für einen Alexandriner, ist zweifelhaft. Choliamben dichtete auch Aeschrion von Samos, welcher zu den Begleitern Alexanders gehörte und außerdem ein episches Gedicht *Ἐφημερίδες*, wahrscheinlich ein poetisches Tagebuch über die Feldzüge des Königs, verfaßte.

Einen traurigen Beweis aber von dem Verfall des Geschmacks und von der tiefen Gesunkenheit der religiösen und politischen Gesinnung giebt uns der von Athenäos (VI p. 253 C.) aufbewahrte Ithyphallos, der bei der Feier der Mysterien der Demeter Ol. 118, 2 = 306, zugleich zu Ehren des Demetrius Poliorcetes, als er nach Vertreibung des Demetrius Phalereus seinen Einzug in Athen hielt, von den Athenern gesungen wurde. Wenn früher

der Dichter in dem Lobe hochgestellter Menschen auf die Götter wies, von denen den Sterblichen Sieg und Glück kommen, und die man dafür durch Demuth und Mäßigung ehren müsse: so scheute man sich jetzt nicht, selbst in Gesängen an die Götter die Götter wegzuleugnen, und an ihre Stelle in kriechender Schmeichelei den Menschen selbst zu setzen.

So sind die größten und die liebsten Götter denn
　　Dieser Stadt genahet.
Zusammen bringt Demeter und Demetrios
　　Her dieselbe Festzeit.
Denn jene kommt, die heiligen Mysterien
　　Kora's zu begehen;
Und dieser ist in heit'rer, lachender Schönheit da,
　　Wie es einem Gott ziemt.
Ein hehrer Anblick, ihn in seiner Freunde Kreis
　　Mitten drin zu schauen,
Ganz so, als wären seine Freunde Sterne nur,
　　Er jedoch die Sonne.
Des Meeresgottes und der Liebesgöttin Sohn,
　　Sei uns denn willkommen!
Die andern Götter sind entweder weit entfernt,
　　Oder ohne Ohren;
Sie sind entweder gar nicht, oder kümmern sich
　　Nicht um uns, indeß wir
Dich sehn mit Augen leibhaft, nicht von Stein und Holz;
　　Hör' denn unsre Bitte:
Zuerst, o Liebster, magst du Frieden uns verleihn;
　　Denn du bist's im Stande;
Sodann bestrafe den Aetoler, jene Sphinx,
　　Sitzend auf dem Felsen,
Die nicht blos Theben, sondern Hellas überhaupt
　　Hart bedrängt, indem sie
Ganz wie die alte schleppet unsre Leiber fort;
　　Ach, ich kann's nicht wehren!
Das Nahe rauben ist schon längst Aetoler Art,
　　Aber jetzt das Fern' auch.
Am liebsten straf' ihn selber; doch vermagst du's nicht,
　　Find' uns einen Oedip,
Der jene Sphinx vom Felsen stürze, oder sie
　　Wandl' in einen Zeisig.

II. Die Prosa.

A. Die Prosa der Jonier.

1. Philosophische Prosa.

Heraklit. Anaxagoras. Demokrit.

Langsamer als man es nach den am Schluß der vorigen Periode (S. 150 ff.) besprochenen Anfängen hätte erwarten sollen, entwickelte sich in diesem Zeitraume die Prosa, um freilich dann wie mit einem Schlage mit Schöpfungen von hoher Vollendung der Poesie ebenbürtig zur Seite zu treten. Und doch war auch diese langsame Entwicklung eine völlig naturgemäße. Die ältesten Philosophen und Logographen hatten sich des Jonischen Dialektes von Milet bedient. Je mehr aber Athen, das bereits im Besitz einer selbständigen hochgebildeten Dichtersprache war, in den Vordergrund des geistigen und politischen Lebens von ganz Griechenland trat, desto weniger konnte man verlangen, daß seine talentvollen Köpfe sich einer fremden Mundart zur Aufzeichnung dessen bedienen sollten, was das wirkliche Leben der Gegenwart anging. Andrerseits erhielt die Menge der Gebildeten alles, was sie an höheren sittlichen und politischen Ideen zur Befruchtung und Regelung des eigenen Lebens brauchte, von den Dichtern, die als die eigentlichen Lehrer der Erwachsenen betrachtet wurden, und ein Bedürfniß nach Erweiterung des so gewonnenen idealen Horizontes mit seiner tiefsittlichen Bedeutsamkeit durch praktische Kenntnisse, ein Bedürfniß nach wissenschaftlichem Unterricht, ja ein Bewußtsein dessen, was eigentlich Wissenschaft sei, machte sich damals selbst in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft noch nicht fühlbar, und doch ist das Vorhandensein dieses Bedürfnisses die eigentliche Bedingung für das nachdrückliche Hervortreten und die weitere Entwicklung der Prosa zu künstlerischen Leistungen. Auch in dieser Hinsicht leitete das Perikleische Zeitalter mit seinem Fortschritt zur unbeschränkten Demokratie eine neue Epoche ein. Je größer die Freiheit ist, deren sich ein politisches Gemeinwesen erfreut, in desto weiteren Kreisen der Bürgerschaft wird das Bedürfniß nach einer gewissen universellen, praktischen Bildung sowie der Fähigkeit mit freier Gewandtheit über die Kunst der Rede zu verfügen lebendig, denn nur sie können jetzt dem Einzelnen das erforderliche Uebergewicht über seine Mitbürger verschaffen, welches früher an Geburt und Reichthum geknüpft war, einem praktischen Bildungsbedürfniß aber in einer politisch hochbewegten Zeit, für welche nicht die Forderungen der Phantasie, sondern des Verstandes maßgebend sind, entspricht nur die prosaische Form der Darstellung. Immerhin aber ist, wie Bernhardy sagt, die Entstehung des

Atticismus oder der schriftmäßigen Ἀτϑίς nicht das kleinste Geheimniß der Griechischen Literatur, welches den Alten ebenso verborgen geblieben, als ehemals, oder richtiger noch gegenwärtig, uns selbst.

Zunächst aber entwickelte sich auf der gegebenen Grundlage die Jonische Prosa zu weiterer Vollendung, und so sind es denn in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor allem drei bedeutende Philosophen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der älteste von ihnen ist Heraklit (Ἡράκλειτος) aus Ephesus, der Sohn des Blyson, geboren um 535, gestorben um 475 [1]). Er war von vornehmer Abkunft, einer der letzten aus den Nachkommen des Kodriden Androkles, der Ephesus colonisirt hatte. Seine Familie hatte das Vorrecht, im Purpurgewande und mit einem Scepter einherzugehen, außerdem den Vorsitz bei den Agonen und den Cult der Eleusinischen Demeter in Ephesus zu besorgen. Auf die Ausübung dieser Vorrechte verzichtete Heraklit zu Gunsten seines Bruders. Als vornehmer Mann scheint Heraklit Anfangs den politischen Verhältnissen seiner Vaterstadt nicht fern gestanden zu haben. Sein Leben fällt zusammen mit der Dauer der ersten Persischen Herrschaft über Ephesus (546—479). Er bewog nach einer Notiz bei Clemens von Alexandrien (Strom. I, 14, p. 354) den Tyrannen Melankomas abzudanken, wahrscheinlich um sich nicht zum willenlosen Werkzeug der Persischen Oberherrschaft hergeben zu müssen, und lehnte für seine Person eine Einladung des Königs Darius, an seinen Hof zu kommen, ab. Er selbst aber war durch und durch Aristokrat und somit im Grunde ein Freund der Perser, und als nach der Niederlage derselben bei Mykale in Ephesus die Demokratie ans Ruder kam und sein Freund Hermodorus verbannt wurde, der sich bald darauf an der Decemviralgesetzgebung in Rom betheiligte, und den er als den Besten unter seinen Mitbürgern bezeichnet hat, zog er sich mißmuthig in menschenfeindlicher Stimmung von dem politischen Leben in die Einsamkeit eines Landgutes und seiner Studien zurück und ließ es auch in seiner erst damals im späteren Alter verfaßten Schrift an verschiedenen Ausfällen gegen die Pöbelherrschaft nicht fehlen. Diese Schrift, heißt es ferner, legte er im Tempel der Artemis nieder mit der Bestimmung, daß sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollte. Er wurde auf dem Marktplatz in Ephesus begraben und noch in späteren Jahrhunderten setzten die Ephesier das Bild des Heraklit auf ihre Münzen.

---

[1]) Für die folgende Darstellung der Heraklitischen Lehre ist die treffliche Abhandlung von P. Schuster, Heraklit von Ephesus, ein Versuch, dessen Fragmente in ihrer ursprünglichen Ordnung wieder herzustellen (Acta soc. philol. Lips. ed. Fr. Ritschl. T. III, p. 1—394), zu Grunde gelegt.

Das Werk des Heraklit, dessen Umfang wir uns nicht zu klein vorstellen dürfen, das älteste Denkmal der Jonischen Prosa, welches in größeren Bruchstücken auf uns gekommen ist, deren kühner, bilderreicher, oft barocker Sprache man es noch anmerkt, wie die Prosa sich ganz allmählich den Mutterarmen der Poesie entwunden hat, führte den Titel *περὶ φύσεως* und zerfiel nach Diogenes IX, 5 in drei *λόγοι* oder Bücher, einen *λόγος περὶ τοῦ παντός*, einen *λόγος πολιτικός* und einen *λόγος θεολογικός*, welche späterhin, wie es scheint, aber schon zu Plato's Zeiten (Soph. p. 242 E), die Namen der drei Musen — entweder der Helikonischen: Melete, Mneme und Aoide, oder der Delphischen: Nete, Mese und Hypate — führten. Das Werk wurde eröffnet mit einem Tadel der Zeitgenossen, daß sie die Erkenntniß des in ihrer Nähe liegenden Sichtbaren verschmähen, welches doch eine dem Menschen verständliche Rede spricht, der zu Folge alles wird, und dafür wie Träumende ihren eigenen Gedanken nachgehen, während doch das allen Gemeinsame in der sichtbaren Welt, dasjenige, was Gegenstand des Gesichts und Gehörs und der auf sie gegründeten Wahrnehmung *(μάθησις)* ist, die richtige Erkenntnißquelle giebt. Dabei sind die Augen noch genauere Zeugen als die Ohren *(ὀφθαλμοὶ τῶν ὤτων ἀκριβέστεροι μάρτυρες)*, vorausgesetzt, daß man ihre Sprache versteht. So betont also Heraklit den sinnlichen Augenschein und die thatsächliche Wahrnehmung als Princip der Erkenntniß, — er rühmt sich, der Natur eintheilend nachzugehen *(ἐγὼ διηγεῦμαι διαιρέων κατὰ φύσιν καὶ φράζων ὅκως ἔχει)* — keineswegs aber verwirft er, wie man in neuerer Zeit vielfach behauptet hat, die Aussagen der Sinne, noch weniger geht er vom reinen Gedanken als solchem aus. Er ist vielmehr in gewisser Hinsicht der eigentliche Vater der inductiven Methode. Völlige Erkenntniß ist allerdings den Menschen nicht beschieden. Eine solche besitzen allein die Götter, und der weiseste Mensch wird im Vergleich zu Gott sich immer wie ein Affe an Weisheit ausnehmen (*ἀνθρώπων ὁ σοφώτατος πρὸς θεὸν πίθηκος φανεῖται σοφίᾳ* Plat. Hipp. mai. p. 289 B). Deshalb aber darf er die Hoffnung auf eine Möglichkeit fortschreitender Erkenntniß nicht aufgeben, noch weniger darf er die Erkenntniß, die sich gewinnen läßt, um ihrer Beschränktheit willen verachten. Auch die Goldgräber graben viele Erde durch und finden nur wenig (*χρυσὸν οἱ διζήμενοι γῆν πολλὴν ὀρύσσουσι καὶ εὑρίσκουσι ὀλίγον* Clem. Alex. Strom. IV, 2 p. 565) — dafür ist das Wenige, was sie finden, aber auch gediegenes Gold. So ist auch Heraklit selbst im langen Verlauf seines Lebens zuletzt zur Erkenntniß gekommen, indem er bei sich selbst in die Schule ging und alles von ihm selbst erlernte (*ἑωυτὸν ἔφη διζήσασθαι καὶ μαθεῖν πάντα παρ' ἑωυτοῦ* Diog. Laert. IX, 5). Dabei sprach

Heraklit das berühmte Wort aus, daß die Gelehrsamkeit an sich noch keinen Verstand schafft (*πουλυμαθίη νόον οὐ διδάσκει*), denn sonst müßte sie dem Hesiod dazu verholfen haben, ferner dem Pythagoras, dem Xenophanes und Hekatäos, die also der Ephesische Denker sämmtlich als eigentliche Weisheitslehrer nicht gelten ließ. Denn darin besteht nach ihm die Weisheit, „zu verstehen, welche Intelligenz im Stande ist, das All vermittelst des Alls zu lenken" (*εἶναι ἓν τὸ σοφόν, ἐπίστασθαι γνώμην, ἥτε οἴη τε κυβερνῆσαι πάντα διὰ πάντων*), das heißt also die intelligente Kraft ausfindig zu machen, die in der Welt wirkt, welche das All ohne irgend ein anderes Mittel als die im All selbst gegebenen zu lenken versteht.

Im weiteren Verlaufe enthielt das Werk einige wenige Hauptsätze und deren sehr ausführliche Exemplificirung aus dem Gebiete der Natur, des socialen und staatlichen Lebens, endlich der Götternamen, vielleicht auch der Göttermythen. Zunächst stellte nun Heraklit den Satz auf, daß Alles in ewiger Bewegung sei, „Alles geht von der Stelle und nichts beharrt (*πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει* Plat. Crat. p. 402 A, gewöhnlich in der Form *πάντα ῥεῖ* citirt), kein Ding in der Welt also, ja die Welt selbst nicht in ihrer gegenwärtigen Form, kann dem schließlichen Untergange entgehen. Hier kam das berühmte Beispiel vom Flusse. „In denselben Fluß kann man nicht zweimal hineinsteigen. Denn immer anderes Wasser fließt zu, während wir hineinsteigen, so daß wir hineinsteigen und auch schon nicht mehr hineinsteigen, drinnen sind und auch schon nicht mehr drinnen sind (*δὶς ἐς τὸν αὐτὸν ποταμὸν οὐκ ἂν ἐμβαίης. ἕτερα γὰρ καὶ ἕτερα ὕδατα ἐπιρρεῖ ἐμβαίνουσιν, ἐμβαίνομέν τε καὶ οὐκ ἐμβαίνομεν, εἰμέν τε καὶ οὐκ εἰμέν*). Denn es ist nicht möglich, Sterbliches zweimal zu berühren, sondern rasch wechselnd verstreut es und sammelt es wieder, kommt es und geht es." Das wäre denn die älteste Spur der Lehre vom Stoffwechsel. „Des Feuers Sterben dient der Luft zur Geburt und das Sterben der Luft zur Geburt dem Wasser." Das ist der Fall bei den sterblichen Wesen, wie nicht minder bei den göttlichen Wesen des Himmels, die demselben Processe unterworfen sind, denn wir selbst sind ja im Grunde nur eine Nachahmung jener und der ganzen Welt (Idee des Makrokosmos und Mikrokosmos), wie es also bei jenen hergeht, so muß es auch bei uns hergehen, und umgekehrt läßt sich von uns auf jene zurückschließen. Auch „die Sonne ist jeden Tag neu" — die ganze Welt aber kehrt in abwechselnden Perioden zum Feuerzustand zurück, und bildet sich aus diesem von neuem. „Die Welt, die alles in sich befaßt, hat weder einer der Götter, noch einer der Menschen geschaffen, sondern sie war immer, ist und wird sein ewig lebendiges Feuer, das eine bestimmte Zeit auf-

lodert und eine bestimmte Zeit wieder verlöscht" (*κόσμον τὸν αὐτὸν ἁπάντων οὔτε τις θεῶν οὔτε ἀνθρώπων ἐποίησεν, ἀλλ' ἦν ἀεὶ καὶ ἔστιν καὶ ἔσται πῦρ ἀείζωον, ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα* Clem. Alex. Strom. V, 14 p. 711). Aus dem ursprünglichen Weltfeuer, meint Heraklit, bildete sich zunächst eine Wassermasse und aus diesem Meere entwickelte sich theils das Festland, theils die Gestirne. Das Meer ist also „der Samen", aus welchem das Mannichfaltige in der Welt sich scheidet. Zuletzt geht alles wieder in Wasser und daraus in Feuer auf (*ἐκπύρωσις*) und der Kreislauf beginnt von vorn. Und so ist denn „die Ewigkeit ein spielender Knabe, der die Steine auf dem Spielbret setzt und wieder durcheinander wirft", die Thätigkeit der Natur aber wird einem Töpfer verglichen, der aus dem Thon Figuren und Geschöpfe bildet und sie darauf wieder einknetet. Unsere Seele aber ist ein Funke von dem Lebensstoff der Gestirne, den wir einathmen. So ist auch in der ganzen Welt alles voll von Göttern und Seelen. Je mehr daher die Seele aus trocknem feurigen Lebensstoff besteht, desto weiser ist sie. Daher der Ausspruch *αὐγὴ ξηρή, ψυχὴ σοφωτάτη*. Aber auch die Seele ist einer steten Veränderung, einem fortwährenden Wechsel wie zwischen Wachen und Schlaf, so zwischen Leben und Tod unterworfen.

Der Proceß, durch den eine Weltordnung aus dem Feuer entsteht, heißt bei Heraklit der Weg nach unten (*ἡ κάτω ὁδός*). Der Weg aber, der zur Geburt und zur Entstehung der Welt führt, das Auseinandertreten der Einheit zu Gegensätzen, ist Krieg und Streit. Und so ist denn der Krieg aller Dinge Vater und ebenso aller Dinge König, der einestheils Götter, anderntheils Menschen hervorgebracht und einestheils Sclaven, anderntheils Freie geschaffen hat (*πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι, πάντων δὲ βασιλεύς, καὶ τοὺς μὲν θεοὺς ἔδειξε, τοὺς δὲ ἀνθρώπους, τοὺς μὲν δούλους ἐποίησε, τοὺς δὲ ἐλευθέρους* Hippol. IX, 9 p. 444). Ja, diesen Krieg kann man auch als die Gerechtigkeit (*Δίκη*) bezeichnen, weil er den Dingen ihr Ziel setzt, und indem er sie hinwegrafft, Platz schafft für neues Leben. Das allmähliche Ausgleichen und Rückbilden der Gegensätze in ihre Einheit, das schließlich zum Weltbrand und damit zur Eintracht und zum Frieden führt, ist der Weg nach oben (*ἡ ἄνω ὁδός*). Denn die Natur entzweit und vereint sich fortwährend und die Vielheit der Gegensätze hebt die Einheit des Alls nicht auf. „Das Auseinandergehende bleibt doch mit sich in Uebereinstimmung, eine in sich zurückkehrende Harmonie (Fügung) wie beim Bogen und der Lyra" (*διαφερόμενον ἑωυτῷ ὁμολογέει, παλίντροπος ἁρμονίη, ὅκωσπερ τόξου καὶ λύρης* Hippol. IX, 9 p. 442), und dies ist der zweite Hauptsatz des Heraklit. Wenn wir nun lesen, Heraklit habe das Gute und Böse für eins, oder für immer zu-

sammenseiend erklärt, desgleichen Licht und Finsterniß, Lust und Unlust, Wissen und Unwissenheit, groß und klein u. dgl., so sollte damit nur auf die Relativität der Eigenschaften eines Dinges in seinem Verhältniß zu andern Dingen hingewiesen werden, sowie auf das periodische Umschlagen der Gegensätze in einander. So wurde auch der Weg nach oben und der Weg nach unten für ein und denselben erklärt. Wie nun aber die Einheit der Gegensätze bei Bogen und Lyra uns auf den Begriff des Mechanismus führt, so führt uns die Einheit der Gegensätze in der lebendigen Natur auf den Begriff des Organismus, und eine Erklärung des Organischen zu geben, mag wohl im letzten Grunde die Absicht des Ephesischen Denkers gewesen sein. Dadurch aber erweist sich der philosophische Standpunkt des Heraklit als ein viel höherer und fortgeschrittenerer als der seiner Jonischen Vorgänger, unter denen er sonst manches von Anaximander entnommen hat.

Auch in den staatlichen und socialen Verhältnissen erblickte Heraklit ein Abbild der in der Natur vorgezeichneten, wenigstens stellte er im *πολιτικὸς λόγος* die Forderung auf, daß sie ein solches sein sollten. Instinctiv geht auch alle menschliche Thätigkeit darauf aus, den gegebenen Stoff zu zerstreuen und zu spalten, und verschiedenartige Stoffe zu einem neuen Ganzen zusammenzusetzen. Je mannichfaltiger und abwechselnder dies Verfahren ist, desto mehr macht es Vergnügen. Und so ist denn auch die menschliche Gesellschaft selbst aus den verschiedensten Gegensätzen in geistiger und moralischer Beziehung zu einer Einheit zusammengesetzt. Bei dieser Gelegenheit mochte wohl Heraklit die mancherlei sittlichen Gebrechen seiner Zeitgenossen mit düsteren Farben malen und ihnen die Forderung eines naturgemäßen Lebens und des wirklichen Gebrauchs der Vernunft ans Herz legen. Was für den Einzelnen die Vernunft, das ist für den Staat das Gesetz, ein Abbild des in der Welt herrschenden göttlichen Gesetzes. Darauf also hat man sich bei seinem Handeln zu stützen. „Bescheidene Erkenntniß der eigenen Kräfte ist die höchste Tugend, und die Weisheit besteht darin, die Wahrheit zu reden und mit Bewußtsein naturgemäß zu handeln" (*σωφρονεῖν ἀρετὴ μεγίστη, καὶ σοφίη ἀληθέα λέγειν καὶ ποιέειν κατὰ φύσιν ἐπαΐοντας* Stob. Floril. III, 84).

In dem dritten Theile, dem *λόγος θεολογικός*, scheint Heraklit die Lehre von der natürlichen *ὀρθότης ὀνομάτων* aufgestellt zu haben, die Behauptung also, daß die Dinge ihren richtigen Namen haben, und man deshalb aus dem Namen auf ihre Natur zurückschließen könne, und so wird der Weg durch die Bezeichnungen *(ὀνόματα)* zur Erkenntniß des Wesens *(ὄντα)* ausdrücklich als der Weg des Heraklit bezeichnet (Procl. in Parm. p. 12). Somit hätten wir also bei Heraklit die Anfänge der grammatischen

Speculation in Griechenland zu suchen. So versuchte denn Heraklit seine Lehre von der Einheit in der Vielheit der Gegensätzlichkeit auch durch ein Etymologisiren der Götternamen zu belegen. Dabei konnte es nicht fehlen, daß er auf den großen Widerspruch zwischen dem durch die Etymologie zu erklärenden Wesen der Götter und ihrer thatsächlichen Verehrung bei der unwissenden Menge hinwies. Ebenso schonungslos wie Xenophanes verwarf er alle anthropomorphischen Auffassungen der Götter. Er tadelte es, daß man Bilder der Götter mache und zu ihnen bete „wie wenn einer mit den Wänden seines Hauses plaudern wolle". Und das Darbringen blutiger Opfer, um damit blutigen Frevel zu sühnen, kommt ihm so vor, „wie wenn sich einer den Schmutz mit Schmutz abwaschen wollte". Laut tadelnd äußerte er sich gegen das unzüchtige Treiben der orgiastischen Culte. „Wäre es nicht Dionysos, sagte er, dem sie einen Festzug anstellen und dessen Phallos sie in einem Liede besingen, so wäre es das schamloseste Treiben." „Die Mysterien, welche bei den Menschen in Brauch gekommen sind, werden unheilig begangen." Die Quelle falscher Götterverehrung erblickte er aber in den Lehren der Dichter über die Götter, daher sein harter Ausspruch „Homer hätte verdient, vom Kampfplatz der Sänger hinausgeworfen und mit Ruthen gestrichen zu werden, und ebenso Archilochos" (*τόν θ᾽ Ὅμηρον ἔφασκεν ἄξιον ἐκ τῶν ἀγώνων ἐκβάλλεσθαι καὶ ῥαπίζεσθαι, καὶ Ἀρχίλοχον ὁμοίως* Diog. Laert. IX, 1). Nicht zufällige, willkürliche Laune der Götter ist es, welche dem Menschen sein Schicksal bereitet, sondern „sein eigener Charakter ist für den Menschen sein Dämon" (*ἦθος γὰρ ἀνθρώπῳ δαίμων* Stob. Floril. 104, 123).

Die Alten nannten Heraklit den Dunkeln *(σκοτεινός)* wegen der Schwerverständlichkeit seiner Lehre, da nicht blos die Neuheit und die Tiefe des Inhalts, sondern auch der mehrfach orakelmäßige Ton, die häufigen symbolischen Bezeichnungen und die stilistischen Eigenthümlichkeiten, waren doch selbst die syntaktischen Beziehungen der Worte unter sich nicht immer leicht zu erkennen, das Verständniß seiner Schrift erschwerten, von der schon Sokrates sagte: „was er davon verstanden habe, sei vortrefflich, und von dem, was er nicht verstanden habe, glaube er, daß es ebenso sei; aber die Schrift erfordere einen tüchtigen (Delischen) Schwimmer." Daß er aber absichtlich seine Lehre in ein gewisses Dunkel gehüllt habe, wie Cicero meint (de nat. deor. I, 26), ist wohl nicht anzunehmen, er müßte denn, wenn er von den Göttern sprach, um nicht Anstoß zu erregen, sich etwas zurückhaltend geäußert haben. Aus Lucrez aber spricht wohl die Befangenheit im Epikureismus, wenn er I, 640 von Heraklit sagt, er sei:

Wegen der dunkelen Sprache berühmt mehr bei dem gemeinen
Haufen, als bei den gewichtigen Wahrheitsforschern von Hellas,

Weil zu bewundern und anzustaunen die Thörichten pflegen
Alles, was tief sich verhüllt in den Ausdruck bildlicher Rede.

In der That war Heraklit, wie schon auf Parmenides und Empedokles, so noch mehr auf Plato, vor Allen aber auf die Stoiker von weitreichendem Einfluß.

Der zweite bedeutende Philosoph jener Zeit ist Anaxagoras, der Sohn des Hegesibulus oder Eubulus, gleichfalls aus einem vornehmen Geschlecht zu Klazomenä um Ol. 70 = 500 geboren. Aus Liebe zur Wissenschaft, heißt es, vernachlässigte er sein Vermögen, ließ seine Grundstücke den Schafen zur Weide und trat seinen Besitz schließlich seinen Angehörigen ab. Den Vorwurf aber, daß er sich aus seinem Vaterlande nichts mache, wies er ab, indem er auf den Himmel als sein eigentliches Vaterland zeigte. Im Mannesalter siedelte er nach Athen über, und ihm vor Allen gebührt der Ruhm, die Athener für philosophische Forschung empfänglich gemacht zu haben, und von ihm an blieb Athen ununterbrochen ein Jahrtausend lang, bis 529 n. Chr., die Philosophenstadt. Die Zeit seiner Uebersiedelung nach Athen läßt sich jedoch nicht bestimmt angeben. In ein besonders freundschaftliches Verhältniß trat er zu Perikles, worüber sich Plutarch im Leben dieses Staatsmanns c. 4 folgendermaßen äußert: „Wer mit Perikles am häufigsten verkehrte, und ihm am meisten eine gewisse Erhabenheit und eine höhere Auffassung seiner demagogischen Thätigkeit einflößte, überhaupt seinen Charakter veredelte und ihm eine Richtung auf das Ideale gab, war der Klazomenier Anaxagoras, der bei seinen Zeitgenossen den Beinamen *Νοῦς* führte, sei es, daß sie seine außerordentliche Einsicht auf dem Gebiet der Naturphilosophie bewunderten, oder weil er zuerst nicht den Zufall oder die Nothwendigkeit, sondern eine Intelligenz als Princip der Weltordnung aufstellte, die aus der allgemeinen Mischung der Dinge die gleichartigen Theilchen absonderte. — Durch den Umgang mit ihm wurde Perikles auch frei von Aberglauben, welchen die Verwunderung über die Himmelserscheinungen bei denen erregt, denen die Ursachen derselben verborgen sind, und die aus Unkenntniß der göttlichen Dinge mit Furcht und Unruhe über dieselben erfüllt werden, von der uns die Einsicht in die Gesetze der Natur befreit, die uns statt des beängstigenden Aberglaubens eine feste Frömmigkeit mit guter Hoffnung verleiht." Auch mit Thukydides und Euripides, ja selbst mit Sokrates, heißt es, stand Anaxagoras im Verkehr. Kurz vor dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges erhoben des Perikles politische Gegner gegen den Philosophen eine Anklage wegen Gottlosigkeit, d. h. wegen Leugnung der staatlich anerkannten Götter, und veranlaßten ihn in Folge dessen nach Lampsakus auszuwandern. Hier starb er

bald darauf in einem Alter von 72 Jahren. Die Lampsacener ehrten sein Andenken durch ein öffentliches Begräbniß, errichteten ihm ein Denkmal mit der Inschrift:

Anaxagoras ruht allhier; er ist zu der Wahrheit
Aeußerstem Ziele gelangt, findend die Ordnung der Welt —[1])

ja selbst einen Altar und veranstalteten alljährlich im Monat seines Todes ein fröhliches Kinderfest. Dies hatte er statt aller anderen Ehrenbezeugungen sich selbst gewünscht (Plut. præc. reipubl. 27, 9). Seine Schrift in Jonischem Dialekt, aus welcher namentlich von Simplicius mancherlei Fragmente erhalten sind, führte den Titel *περὶ φύσεως*. Nach Vitruv[2]) soll er auch über die Gesetze der perspectivischen Bühnenmalerei geschrieben haben. Eine von Aelian V. H. IV, 14 citirte Schrift *περὶ βασιλείας* war, wenn hier nicht ein Irrthum des Schriftstellers, oder seines Epitomators vorliegt, jedenfalls apokryph. Wenn es endlich heißt, Anaxagoras sei der erste gewesen, welcher die Homerische Poesie als eine ethische Allegorie deutete, so mag er dies entweder beiläufig in mündlichen Aeußerungen gethan haben, oder es ist bereits auf ihn übertragen, was mehr von seinen Schülern, wie Metrodor von Lampsakus, galt.

Mit Parmenides leugnete auch Anaxagoras die Möglichkeit des Entstehens und Vergehens. „Von dem Entstehen und Vergehen reden die Hellenen nicht richtig. Denn kein Ding entsteht, noch vergeht es, sondern aus vorhandenen Dingen wird es zusammengesetzt und wieder getrennt. Das Richtige wäre vielmehr, das Entstehen als Zusammensetzung und das Vergehen als Trennung zu bezeichnen.“ [3]) Bei der Zusammensetzung und Trennung handelt es sich aber keineswegs um die Elemente, wie sie Empedokles aufgestellt hatte, die Anaxagoras vielmehr richtig als selbst zusammengesetzt erkannte, sondern um wirkliche unvergängliche Urstoffe von qualitativer Bestimmtheit, unendlicher Anzahl und alle von einander an Gestalt, Farbe und Geschmack verschieden. Diese Urstoffe werden mit einem späteren Ausdruck als Homoiomerien (*ὁμοιομέρειαι*) d. h. gleichtheilige Körper bezeichnet; Anaxagoras selbst nannte sie *σπέρματα* oder *χρήματα*. Sie sind von unend-

---

[1]) *Ἐνθάδε πλεῖστον ἀληθείας ἐπὶ τέρμα περήσας*
οὐρανίου κόσμου κεῖται Ἀναξαγόρας.

[2]) VII, præf. 11: namque primum Agatharchus Athenis Aeschylo docente tragœdiam, scænam fecit et de ea commentarium reliquit. ex eo moniti Democritus et Anaxagoras de eadem re scripserunt, quemadmodum oporteat ad aciem oculorum radiorumque extensionem, certo loco centro constituto, lineas ratione naturali respondere, uti de incerta re certæ imagines ædificiorum in scænarum picturis redderent speciem; et quæ in directis planisque frontibus sint figurata, alia abscedentia, alia prominentia esse videantur.

[3]) Vgl. Zeller, die Philos. der Griech. I, S. 669 ff.

licher Kleinheit und Theilbarkeit, demnach von den Atomen verschieden. Ursprünglich waren diese verschiedenen Stoffe oder Körper von unendlicher Zahl und Kleinheit alle untereinander gemischt (*ὁμοῦ πάντα*), so daß es in Folge dieser Kleinheit und Vermischung keine bestimmt erkennbaren Dinge gab, und zwar in ruhendem Zustande. Auch jetzt noch sind in allen Dingen Theile von Allem enthalten, wenn auch nicht in gleicher Zahl. Die Welt entstand nun dadurch, daß der von den Stoffen verschiedene *νοῦς*, d. h. Geist oder Intelligenz, dieses Stoffgemenge von einem Mittelpunkte aus trennte und ordnete. Dieser *νοῦς* ist selbst ungemischt, von Allem getrennt, daher auch überall sich gleich, einfach und unveränderlich, aber in allen Einzeldingen vorhanden. Die Dinge unterscheiden sich also nur durch das mehr oder weniger, nicht aber durch die Beschaffenheit des ihnen innewohnenden Geistes. Er beherrscht den Stoff und giebt ihm, während er selbst unbewegt ist, Bewegung, und diese Bewegung setzt sich von dem Mittelpunkt aus in immer weiterer Ausdehnung noch gegenwärtig fort. Wenn nun Anaxagoras diesen *νοῦς* als *λεπτότατον πάντων χρημάτων*, als das dünnste von allen Dingen bezeichnet, so geht daraus hervor, daß er sich zum Begriff des völlig immateriellen Geistes noch nicht erhoben hat. An dem zeitlichen Anfang der Welt scheint er weiter keinen Anstoß genommen zu haben.

Anaxagoras unterschied also zum erstenmale unter den Griechen ein doppeltes Princip der Dinge, ein geistiges, welches Ursache der Form, der Ordnung und Bewegung ist, und ein materielles, welches Leben und Gestaltung von jenem empfängt. Damit war das Geistige über das Körperliche gesetzt und die spätere Trennung der Metaphysik von der Physik vorbereitet. Daher sagt Aristoteles (Metaph. I, 3 p. 984 b), daß derjenige, der zuerst behauptet habe, die Vernunft sei der Grund der Welt, im Vergleich mit den früheren Philosophen, die nur Eiteles geredet, wie ein Nüchterner erschienen sei, und Anaxagoras habe, so viel er wisse, zuerst solches offen dargelegt,[1] — ein Urtheil, dem freilich diejenigen Philosophen, die überhaupt im Intellect nur etwas Secundäres zu erkennen vermögen, nicht unbedingt beipflichten werden.

Uebrigens hat Anaxagoras die Philosophie des Geistes mehr erst angebahnt als vollendet, und seine Erklärung der Naturvorgänge im Einzelnen, die Erscheinungen des menschlichen Lebens scheint er noch gar nicht in den Kreis seiner Speculation gezogen zu haben,

---

[1]) *νοῦν δή τις εἰπὼν ἐνεῖναι, καθάπερ ἐν τοῖς ζῴοις, καὶ ἐν τῇ φύσει τὸν αἴτιον τοῦ κόσμου καὶ τῆς τάξεως πάσης οἷον νήφων ἐφάνη παρ' εἰκῆ λέγοντας τοὺς πρότερον. φανερῶς μὲν οὖν Ἀναξαγόραν ἴσμεν ἁψάμενον τούτων τῶν λόγων, αἰτίαν δ' ἔχει πρότερον Ἑρμότιμος ὁ Κλαζομένιος εἰπεῖν.* Diesen Hermotimos, einen Wundermann, wie Abaris und Aristeas, machten einige zum Lehrer des Anaxagoras.

war trotz des von ihm angenommenen geistigen Princips eine durchaus mechanische. „Der Mann" klagt Sokrates in Plato's Phädon (p. 98) „weiß eigentlich gar nichts mit der Vernunft anzufangen und führt auch sonst gar nicht Gründe an, die sich auf das Anordnen der Dinge beziehen, dagegen schiebt er allerlei Luft und Wasser und Aether vor und sonst Vieles, zum Theil Wunderliches." Immerhin erwarb sich Anaxagoras ein großes Verdienst dadurch, daß er zunächst in Athen richtigere Begriffe von den Himmelskörpern und Naturerscheinungen verbreitete. Der Himmel war ihm eine feste, steinartige Masse, die durch ihren schnellen Umschwung am Herabfallen gehindert wird; die Sonne hielt er für einen feurigen Steinklumpen (*μύδρος διάπυρος*), weit größer als den Peloponnes; im Monde nahm er Berge und Thäler wahr und hielt ihn für bewohnt, in seinem helleren Schein aber erkannte er den Abglanz der Sonne; von den Meteorsteinen glaubte er, daß sie Massen seien, die vom Himmel oder von der Sonne herabfielen, und er soll sogar den Fall solcher Meteorsteine vorausbestimmt haben, eine Angabe, die nur dann richtig sein könnte, wenn Anaxagoras bereits die Periodicität der Sternschnuppenerscheinungen beobachtet hätte. Von den Kometen, von Sonnen- und Mondfinsternissen, von den Winden, von Blitz und Donner, von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils wußte er natürliche Gründe anzugeben; letztere rührten nach seiner Ansicht vom Schmelzen des Schnees auf den Aethiopischen Gebirgen her. Die Sinneseindrücke hielt er für täuschend, namentlich deshalb, weil sie die kleinen einem Körper beigemischten Stofftheilchen und die allmählichen Uebergänge von einem Zustande in den entgegengesetzten nicht wahrnehmen. Daher stellte er das Paradoxon auf, daß der Schnee schwarz sei, indem er meinte, die Farbe der ursprünglich farblosen Körper sei nur eine Wirkung des Lichtes auf unsere Augen.

Die von Anaxagoras mehr angedeutete als wirklich durchgeführte Anwendung eines geistigen Princips ließ gar manche Bedenken übrig. Kein Wunder daher, daß der dritte große Philosoph dieses Zeitraums Demokrit (*Δημόκριτος*), den das seichte Räsonnement einer späteren Zeit als den lachenden Philosophen dem Heraklit als dem weinenden gegenüberstellte, auf dasselbe wieder verzichtete, und sich mit einer genaueren Bestimmung des Begriffs der Materie begnügte. Er brachte die bereits von Leukipp (*Λεύκιππος*) um 500, einem sonst unbedeutenden Philosophen aufgestellte Atomenlehre zur weiteren Ausbildung und war der erste Philosoph, der ein ausgeprägt materialistisches System aufstellte. Demokrit war in Abdera um 460 geboren, wie er denn in einem Fragment sich selbst für vierzig Jahre jünger als Anaxagoras angiebt. Von seinem Vater, bei welchem, wie es

heißt, König Xerxes auf seinem Zuge nach Griechenland eine Zeit lang in Quartier gelegen hatte, erbte er ein bedeutendes Vermögen, das er zu großen Reisen nach Aegypten und Asien verwandte. So konnte er in einer im Clem. Alex. Strom. I, p. 304 angeführten Stelle von sich selbst sagen: „Ich habe unter meinen Zeitgenossen den größten Theil der Erde bereist, habe nach dem Entlegensten geforscht, die meisten Himmelsstriche und Länder gesehen, die meisten gelehrten Leute gehört, und in der Zusammenstellung von Linien mit den dazugehörigen Beweisen hat mich keiner übertroffen, auch nicht die sogenanten Harpedonapten (Feldmesser) bei den Aegyptern, mit denen ich im Ganzen fünf Jahre lang in der Fremde verkehrt habe“ [1]). Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte blos seinen Studien. Nach einer Sage soll er sich, um besser seinen Betrachtungen über die Gründe der Dinge nachhängen zu können, des Augenlichts beraubt haben, nach dem Dichter Laberius (bei Gell. N. A. X, 17) hat er sich

Die Sehekraft geblendet durch der Sonne Glanz,
Um nicht zu schauen, wie's den Bösen gut ergeht.

Doch erklärt Plutarch (de curios. c. 12) diese Angabe für erdichtet. Demokrit starb in einem Alter von über hundert Jahren und hinterließ zahlreiche Schriften ethischen, physikalischen, astronomischen, mathematischen, ja selbst ästhetischen und literarischen Inhalts, welche späterhin von Thrasyllos ebenso wie die Dialoge Platos in Tetralogien getheilt wurden. Danach hat uns Diogenes Laertius noch einige sechzig Titel überliefert. Mehrfach rühmen die Alten die Anmuth und den Schwung seiner Darstellung. Jedenfalls war Demokrit der gelehrteste und kenntnißreichste Mann unter den Griechen vor Aristoteles, und doch rührt gerade von ihm der Ausspruch her, „man solle nicht nach Fülle des Wissens, sondern nach Fülle des Verstandes streben“.

Von all diesen Schriften haben sich nur dürftige Bruchstücke erhalten, doch reichen diese gerade hin, uns das eigentliche System des Demokrit in seinen allgemeinen Umrissen erkennen zu lassen. F. A. Lange, der berühmte Geschichtschreiber des Materialismus, hat dasselbe in folgenden Sätzen zusammengefaßt: 1) Aus Nichts wird nichts; nichts, was ist, kann vernichtet werden. Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Theilen. 2) Nichts geschieht zufällig, sondern Alles aus einem Grund und mit Nothwendigkeit. 3) Nichts existirt, als die Atome und der

[1]) Die angegebene Zahl beruht allerdings nur auf Vermuthung, denn bei Clemens steht wunderbarerweise: *σὺν τοῖς δ' ἐπὶ πᾶσιν ἐπ' ἔτε' ὀγδώκοντα ἐπὶ ξείνης ἐγενήθην.* Wahrscheinlich ist *π'* mit *Π* = *πέντε* verwechselt.

leere Raum, alles Andere ist Meinung (es besteht blos νόμῳ). 4) Die Atome sind unendlich an Zahl und von unendlicher Verschiedenheit der Form. In ewiger Fallbewegung durch den unendlichen Raum prallen die größeren, welche schneller fallen, auf die kleineren; die dadurch entstehenden Seitenbewegungen und Wirbel sind der Anfang der Weltbildung. Unzählige Welten bilden sich und vergehen wieder nebeneinander wie nacheinander. 5) Die Verschiedenheit aller Dinge rührt her von der Verschiedenheit ihrer Atome an Zahl, Größe, Gestalt und Ordnung; eine qualitative Verschiedenheit der Atome findet nicht statt. Die Atome haben keine „inneren Zustände"; sie wirken auf einander nur durch Druck und Stoß. 6) Die Seele besteht aus feinen, glatten und runden Atomen, gleich denen des Feuers. Diese Atome sind die beweglichsten und durch ihre Bewegung, die den ganzen Körper durchdringt, werden die Lebenserscheinungen hervorgebracht. — Einen Versuch, die offenbare Zweckmäßigkeit der organischen Gebilde aus einem Naturprincip abzuleiten, wodurch die materialistische Erklärung der Welt erst einen gewissen Abschluß erhält, scheint Demokrit nicht gemacht zu haben. Lange macht in dieser Hinsicht auf Empedokles aufmerksam, der, wie bereits bemerkt, den Gedanken aussprach, daß das Zweckmäßige deshalb im Uebergewicht vorhanden sei, weil es in seinem Wesen liegt, sich zu erhalten, während das Unzweckmäßige längst vergangen ist. Die Empfindung der Gegenstände außer uns wird ebenso wie späterhin bei Epikur, der ja überhaupt auf Demokrit fußt, aus der Ablösung feiner Atome von ihrer Oberfläche erklärt, die in unsre Sinne eindringen und auf sie einwirken.

Von den ethischen Ansichten Demokrits ist uns verhältnißmäßig noch mehr bekannt als von seinen physischen, doch stehen sie mit letzteren nur in einem lockeren Zusammenhang. Seine Ethik ist Glückseligkeitslehre. Lust und Unlust (τέρψις καὶ ἀτερπίη) ist ihm der Maßstab des Nützlichen und Schädlichen; das beste für den Menschen ist es, sein Leben hinzubringen möglichst viel sich freuend und möglichst wenig sich betrübend. „Das Lebensglück bedingt die Gemüthsruhe (εὐθυμία), wonach die Seele in unerschütterlicher Heiterkeit dahinlebt, nicht beunruhigt von Furcht oder Götterscheu oder sonst einer unangenehmen Stimmung." Solche Aussprüche waren es wohl, die ihm die Bezeichnung des lachenden Philosophen verschafften. Zur Gemüthsruhe aber kann der Mensch nur durch Herrschaft über seine Begierden gelangen. Mäßigkeit und Reinheit des Herzens verbunden mit Bildung des Geistes und Entwicklung der Intelligenz geben jedem Menschen die Mittel, trotz aller Wechselfälle des Lebens dies Ziel zu erreichen. Die Sinnenlust gewährt nur eine kurze Befriedigung, und nur wer das Gute, ohne durch Furcht und Hoffnung bewegt

zu sein, um seines inneren Werthes willen thut, ist des inneren Lohnes sicher (Lange).

2. Die Medicin.

Hippokrates.

Was sonst noch von Jonischen Philosophen genannt werden könnte, wie Diogenes von Apollonia auf Kreta, ein Zeitgenosse des Anaxagoras, des Anaxagoras Schüler Archelaos von Milet, und Metrodor von Lampsakus (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Schüler und Freund Epikurs), der aus Plato bekannte Herakliteer Kratylos und einige andere, sind für die Geschichte der Literatur ohne Belang. Die Schriften der im vorigen Abschnitt genannten Philosophen waren der Natur der Sache nach nur auf ein kleines, auserlesenes Publicum von Wahrheitsliebenden Denkern berechnet. Diesen aber wurden sie alsbald zugänglich. Denn wir wissen, daß sich die Schrift des Heraklit außerordentlich schnell über Griechenland verbreitete und bald nach ihrem Erscheinen, so zu sagen, zur Kenntniß des Parmenides und Empedokles gelangte. Einen überraschenden Beleg aber für die Einwirkung der philosophischen Forschung auf verwandte Gebiete giebt uns das ungefähr gleichzeitige, plötzliche Aufblühen der medicinischen Wissenschaft durch Hippokrates, die sich zwar an die Naturphilosophie der Jonier aufs engste anlehnt, aber doch selbständige Bahnen einschlägt.

Ueber die Anfänge der Medicin schreibt Cornelius Celsus in der Vorrede zu seinem bekannten Werke folgendes: „Wie der Ackerbau den gesunden Körpern Nahrungsmittel, so verspricht die Medicin den kranken Körpern Gesundheitsmittel. Sie war stets allenthalben vorhanden, denn auch die ungebildetsten Völker kennen Kräuter und Heilmittel gegen Wunden und Krankheiten. Etwas mehr als bei den übrigen Nationen ist sie jedoch bei den Griechen ausgebildet worden, und auch bei diesen nicht von Anfang an, sondern erst wenige Jahrhunderte vor unsrer Zeit. Als ihr ältester Vertreter wird Aesculapius gefeiert. Er wurde, weil er diese noch rohe und ganz naturalistische Wissenschaft etwas feiner ausbildete, unter die Zahl der Götter aufgenommen. Darauf folgten dessen zwei Söhne, Podalirius und Machaon, im Trojanischen Kriege dem Anführer Agamemnon und leisteten ihren Kriegskameraden keine geringe Hülfe. Nach der Darstellung des Homer leisteten sie jedoch keine Hülfe bei der Pest, noch bei den verschiedenen Arten von Krankheiten, sondern sie pflegten blos Wunden zu heilen mit Anwendung des Messers und Anwendung von Heilkräutern. Daraus ergiebt sich, daß allein diese Theile der Medicin von ihnen ausgeübt wurden

und daß diese die ältesten sind.[1]) Aus demselben Schriftsteller läßt sich entnehmen, daß Krankheiten damals auf den Zorn der unsterblichen Götter zurückgeführt wurden, und daß man von ihnen auch Hülfe zu erflehen pflegte. Es ist wahrscheinlich, daß auch ohne Heilmittel gegen Krankheit der Gesundheitszustand doch meistens ein guter war, wegen der guten Sitten, die weder Unthätigkeit noch Schwelgerei verdorben hatten. Denn diese beiden haben die Körper erst in Griechenland, dann bei uns zu Grunde gerichtet. Daher bringt jene vielfache Medicin, die ehemals weder bei den Griechen, noch bei anderen Völkern nothwendig war, kaum bei uns einige bis an die Schwelle des Greisenalters. Daher haben denn auch nach den Genannten keine berühmten Männer weiter die Heilkunst geübt, bis man anfing, sich mit größerem Eifer auf die Wissenschaft zu werfen, was zwar für den Geist sehr nothwendig, aber für den Körper nachtheilig ist. Anfangs wurde die Heilkunde für einen Theil der Philosophie gehalten, so daß die Heilung von Krankheiten und die Betrachtung der Naturerscheinungen von denselben Urhebern herrührt; hatten doch diejenigen das größte Bedürfniß nach ihr, welche die Kraft ihrer Körper durch Denken bei geringer Bewegung und Nachtwachen geschwächt hatten. So ersehen wir denn, daß viele von den Lehrern der Philosophie auch in der Heilkunde bewandert waren, als die berühmtesten darunter Pythagoras, Empedokles, Demokrit. Dessen Schüler war, wie einige geglaubt haben, Hippokrates von Kos, der erste unter allen berühmten Aerzten, der diese Disciplin von dem Studium der Philosophie getrennt hat, ein Mann, ausgezeichnet in seiner Kunst und durch seine Darstellungsgabe." Wenn in diesen Worten der Zusammenhang des Hippokrates mit der Philosophie seiner Zeit deutlich ausgesprochen und dieselbe als die eigentliche Grundlage seines wissenschaftlichen Standpunktes bezeichnet ist, so fehlt doch jegliche Andeutung einer zweiten mindestens ebenso wichtigen Quelle, aus welcher er seine medicinischen Kenntnisse geschöpft hatte. Seit alter Zeit nämlich war die Ausübung der ärztlichen Thätigkeit überwiegend ein esoterisches Privilegium der Priesterschaft in den Tempeln des Asklepios, namentlich zu Epidaurus, Knidus und Kos, welches sich bei den Asklepiaden von Vater auf Sohn vererbte. Ueber die Heilungsgeschichte der Kranken wurden theils in den von diesen selbst in den Tempeln aufgehängten Votivtafeln, theils in fortlaufenden Tempelchroniken Aufzeichnungen gemacht, die allmählich zu einer schätzbaren Sammlung wichtiger Erfahrungssätze heranwuchsen. Einige dieser

[1]) Nämlich das *χειρουργικόν* und *φαρμακευτικὸν μέρος*, während das *διαιτητικόν* erst später durch Herodikos und Hippokrates dazukam. Eust. ad Il. Δ p. 829.

Asklepiaden übten auch fern von ihrem Heiligthume als Periodeuten (περιοδευταί) oder umherziehende Aerzte ihre Kunst, waren aber durch einen Eid zur Geheimhaltung derselben, wie namentlich auch dazu, sie nur anderen Mitgliedern der Asklepiadenfamilien, oder richtiger Asklepiadenzünfte, zu lehren, verpflichtet. Natürlich war es aber neben den Asklepiaden auch anderen, die sich dazu für befähigt hielten, gestattet die Heilkunst zu üben. So werden uns aus der Zeit des Empedokles, der ja selbst Heilkünstler war, die Pythagoreer Demokedes von Kroton und Akron von Agrigent als Aerzte genannt. Auch die Vorsteher und Lehrer der Gymnasien, die sogenannten γυμνασταί, waren nicht leicht ohne chirurgische und diätetische Kenntnisse. Unter ihnen waren Ikkos von Tarent um Ol. 77, Herodikos von Selymbria, der Schöpfer der Iatraliptik. Letzterer hatte durch gymnastische Uebungen seine eigne schwache Gesundheit gekräftigt und wandte dieselbe nun auch bei inneren Fieberkrankheiten an.

Uebrigens hatten die Knidischen und Koischen Asklepiaden verschiedene Ansichten von der Natur der Krankheiten und demgemäß auch ein in manchen Punkten verschiedenes Heilverfahren, und sie können daher mit Recht als die ältesten medicinischen Schulen der Griechen betrachtet werden. Der Schwur, zu welchem sich die Koischen Asklepiaden verpflichteten, ist uns an der Spitze der Schriften des Hippokrates erhalten, und es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß er, wenn auch nicht in seiner gegenwärtigen sprachlichen Gestalt, doch dem Inhalte nach wirklich in die Vor-Hippokratische Zeit zurückreicht. Er lautet: „Ich schwöre bei Apollo, dem Gott der Heilkunde, bei Asklepios, Hygieia und Panakeia und allen sonstigen Göttern und Göttinnen, die ich zu Zeugen anrufe, daß ich nach bestem Vermögen und Wissen folgenden Schwur und folgendes Schriftstück erfüllen werde. Ehrerbietung dem zu erweisen, der mich diese Kunst gelehrt hat, gleich meinen Erzeugern, mit ihm meinen Lebensunterhalt zu theilen und für seine Bedürfnisse Sorge zu tragen, seine Nachkommen wie meine leiblichen Brüder zu erachten, und sie diese Kunst, wenn sie dieselbe zu erlernen wünschen, ohne Entgelt und Schuldverschreibung zu lehren. Meine überkommene Lehre und gesammte übrige Wissenschaft meinen Söhnen und denen meines Lehrers mitzutheilen, sowie den Schülern, welche eingeschrieben und auf den Eid der Aerzte verpflichtet sind, sonst aber Niemandem. Ich werde eine Lebensweise verordnen nach bestem Können und Wissen zum Nutzen der Kranken und sie von allem, was ihnen nachtheilig und schädlich sein könnte, zurückhalten. Ich werde Keinem, wenn ich darum angegangen werde, ein tödtliches Gift, und keinem einen darauf abzielenden Rath ertheilen. Ebenso werde ich keiner Frau ein Abortivmittel (πεσσὸν φθόριον) geben. Rein und ge-

wissenhaft werde ich mein Leben und meine Kunst bewahren.[1]) In alle Häuser, in die ich gerufen werde, will ich zum Nutzen der Kranken hineingehen, frei von aller absichtlichen Ungerechtigkeit und sonstiger Benachtheiligung und unreiner Begierde nach Frauen und Männern, Freien und Sclaven. Was ich bei Ausübung meiner Kunst sehe oder höre, oder auch sonst im gewöhnlichen Verkehr, was nicht nach außen verbreitet werden darf, werde ich verschweigen und es als Geheimniß betrachten. Wenn ich diesen meinen Schwur erfülle und nicht übertrete, so möge mir Heil in meinem Leben und Ruhm durch meine Kunst bei allen Menschen für alle Zeit zu Theil werden. Wenn ich ihn aber übertrete und meineidig werde, möge mir das Gegentheil widerfahren."

Zu den Koischen Asklepiaden gehörte auch **Hippokrates**, der Sohn des Heraklides und Enkel des Hippokrates, über dessen Leben, wenn wir von offenbaren Fabeleien Späterer absehen, nur wenig Thatsächliches bekannt ist. Geboren wurde er etwa um Ol. 79, 4 = 460. Im Mannesalter begab er sich nach Athen und soll hier den Unterricht des Herodikos von Selymbria genossen und Beziehungen mit den Sophisten Gorgias und Prodikos unterhalten haben, wie er andererseits selbst Unterricht in seiner Kunst ertheilte und in großem Ansehen stand (Plat. Phaedr. p. 270 C. Protag. p. 311 B). Daß er aber schon zur Zeit der Pest am Anfange des Peloponnesischen Kriegs in Athen gelebt habe, ist nicht verbürgt. Später lebte er vorzüglich in Thessalien und auf der Insel Thasos. Eine Einladung des Königs Artaxerxes, an den Persischen Hof zu kommen — Griechische Aerzte waren in Persien hochgeschätzt — lehnte er ab. „Lang ist die Kunst und kurz das Leben", war der Grundsatz, der ihn zu rastloser Forschung antrieb, und an ihm wurde sein eigenes Wort erfüllt: „ein philosophischer Arzt gleicht einem Gotte" *(ἰατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος)*. Er unterschied die Erscheinung des Leidens von der Ursache desselben und ward so Begründer der Pathologie und Pathognomie; Beobachtung lehrte ihn die Wirkung der Mittel, deren Anwendung die Erkenntniß des Uebels bestimmte. Er starb in hohem Alter um Ol. 100, 4 = 377 in Larissa, woselbst sein Grabmal noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. zu sehen war. Seine Söhne **Thessalos** und **Drako**, sowie sein Schwiegersohn **Polybos** waren auch namhafte Aerzte, wie denn überhaupt der Name Hippokrates bei den Koischen Asklepiaden bis tief in die Macedonische Zeit hinein noch mehrfach wiederkehrt.

---

[1]) Die hierauf folgenden Worte: „Auch werde ich keine Steinkranken operiren, sondern dies den Männern überlassen, die sich darauf verstehen", — sind wohl als jüngere Interpolation auszuschließen.

Unter des Hippokrates Namen ist uns ein umfangreiches Corpus von 72 Schriften im Jonischen und Altattischen Dialekt in einer unglaublich verwahrlosten Gestalt überliefert worden, von denen jedoch nur der allerkleinste Theil auf den großen Hippokrates zurückgeht. Dasselbe Corpus scheint schon den Alexandrinern vorgelegen zu haben und es läßt sich, von offenbar untergeschobenen Sachen abgesehen, wohl als die Summe dessen betrachten, was sich im Anfang der Alexandrinischen Periode von medicinischen Schriften im Besitz der Koischen Asklepiaden vorfand, darunter neben den ächten Schriften des Hippokrates auch jüngere Ueberarbeitungen derselben mit mannichfaltigen Interpolationen und späteren Zuthaten in großer Zahl. Schon die Alexandrinischen Kritiker unterschieden daher ächtes und unächtes, doch sind uns ihre darauf bezüglichen Ansichten nicht erhalten. Unter Kaiser Hadrian besorgten zwei gelehrte Aerzte, Artemidorus Capito und Dioskorides eine kritische Ausgabe des Hippokrates, gingen aber bei der Constituirung des Textes mit großer Willkür zu Werke. Eine von Galenos in Aussicht genommene besondere Schrift über die ächten Schriften des Hippokrates ist von diesem entweder nicht verfaßt worden, oder wenigstens nicht auf uns gekommen. Palladios aus Alexandria, der am Schluß der gesammten Griechischen Literatur die Schriften des Hippokrates kommentirte, erkannte nur elf derselben als ächt an. Auch in neuerer Zeit ist die Frage nach der Aechtheit dieser Schriften vielfach in Angriff genommen, aber noch nicht zum Abschluß gebracht worden. Nach dem jetzigen Stand der Frage lassen sich nur das erste und dritte Buch über die epidemischen Krankheiten (*ἐπιδημίων ά, γ'*), die Schrift *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*, in deren Mitte sich eine große Lücke befindet, in jeder Beziehung eine der vorzüglichsten und klassischen Schriften des Hippokrates, „das Muster einer medicinischen Topographie", die erste Hälfte der Schrift über die Diät bei acuten Krankheiten (*περὶ διαίτης ὀξέων*), das unvollständig erhaltene Buch über Kopfwunden (*περὶ τῶν ἐν κεφαλῇ τρωμάτων*) und einzelne Theile der *Κωακαὶ προγνώσιες* als ächt betrachten (Ermerins). Alles andere sind Werke seiner Schüler und Erzeugnisse einer wenn auch nicht immer viel späteren Zeit.

Die Schrift *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*, über den Einfluß, welchen Klima, Wasser und Bodenbeschaffenheit eines Landes in physischer und geistiger Hinsicht auf die Bewohner ausüben, nimmt das Interesse auch des Nichtmediciners in hohem Grade in Anspruch, namentlich in seinem zweiten Theile, welcher die Anfänge einer vergleichenden Ethnographie giebt, und ebenso durch die Schärfe und Besonnenheit der Beobachtung bei aller Naivetät der angestellten Reflexionen überrascht, wie durch die

natürliche Schlichtheit und Deutlichkeit der vielfach an Herodot erinnernden Sprache uns anzieht, die das, was ihr an wissenschaftlicher Präcision fehlt, durch eine gewisse Umständlichkeit des Ausdrucks und öftere Wiederholungen zu ersetzen sucht. „Ich behaupte, daß Asien, was die natürliche Beschaffenheit sämmtlicher Produkte und der Bewohner angeht, sich sehr von Europa unterscheidet. In Asien wächst alles viel schöner und größer. Ein Landstrich ist lieblicher als der andere, und die Sitten der Menschen sind freundlicher und sanfter. Die Ursache hiervon liegt in der milden Temperatur der Jahreszeiten, da das Land nach dem Aufgang der Sonne zu liegt, in größerer Entfernung von Kälte und Hitze. Am meisten von allem aber tritt fruchtbares Wachsthum und angenehmes Klima dann ein, wenn nichts einseitig überwiegt, sondern alles gleichmäßig zur Geltung kommt. Uebrigens verhält sich nicht Alles in Asien auf gleiche Weise, sondern was von dem Lande zwischen Hitze und Kälte mitten inne liegt, das ist am fruchtbarsten, baumreichsten, mit einem ganz milden Himmel, trefflichem Regen- wie Quellwasser. Denn es wird weder von der Hitze sehr verbrannt, noch von Dürre und Wasserlosigkeit ausgetrocknet, noch thut ihm die Kälte Gewalt an, noch ist es feucht und trübe von vielem Regen und Schnee; da muß dann vieles zu seiner Zeit wachsen, was die Erde aus Samen und was sie an Pflanzen von selbst hervorbringt. Ihre Früchte machen sich die Menschen zu Nutzen, indem sie die wilden veredeln und zu ihrem Lebensunterhalte verpflanzen. Ebenso müssen die dort vorkommenden Heerden gedeihen, sich reichlich vermehren und die Jungen aufs trefflichste großbekommen. Auch die Menschen müssen wohlgenährt sein, schön von Aussehen und von beträchtlicher Größe und in beider Hinsicht wenig von einander verschieden. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit und der milden Temperatur seiner Jahreszeiten muß dieses Land einen fast ununterbrochenen Frühling haben. Tapferkeit, Ausdauer, Arbeitsamkeit und Muth kann sich freilich unter derartigen Verhältnissen nicht entwickeln." Eine entsprechende Beschreibung von Aegypten und Libyen ist leider verloren gegangen. Darauf schildert Hippokrates die einzelnen Völkerschaften Asiens. Die östlichsten, die sich bis an den Mäotischen Sumpf erstrecken, sind unter sich mehr verschieden, als die vorhergenannten, wegen des Wechsels der Jahreszeiten und der Beschaffenheit ihres Landes. „Denn es verhält sich mit dem Lande ganz ähnlich wie mit den Menschen. Wo die Jahreszeiten einem starken und häufigen Wechsel unterworfen sind, da ist auch das Land sehr wild und ungleichmäßig. Man findet zahlreiche Berge, bewaldete Ebenen und Wiesen. Wo aber die Jahreszeiten sich nicht sehr von einander unterscheiden, da ist das Land sehr gleichmäßig. So verhält es sich auch mit den Menschen, wenn man

darauf achten will. Die einen entsprechen in ihrem Naturell den baum- und wasserreichen Bergen, andere den baum- und wasserarmen Gegenden, wieder andere den gras- und sumpfreichen Gegenden, wieder andere der Ebene, dem kahlen, dürren Lande. Denn die Jahreszeiten, welche die Verschiedenheit in der natürlichen Beschaffenheit der Gestalt hervorbringen, sind verschieden. Sind sie untereinander sehr verschieden, dann treten auch zahlreiche Verschiedenheiten im Aussehen hervor."

Darauf ist die Rede von den Makrocephalen, die sich von allen anderen Völkern durch ihre Köpfe unterscheiden. „Anfangs war die Sitte die Veranlassung zur Länge des Kopfes, jetzt geht auch die Natur mit der Sitte Hand in Hand. Diejenigen, die einen sehr langen Kopf haben, halten sie nämlich für besonders vornehm. Und so ist die folgende Sitte aufgekommen: sobald ein Kind geboren ist, formen sie seinen weichen Kopf, wo noch alles nachgiebig ist, mit den Händen und zwingen ihn in die Länge zu wachsen, indem sie Bänder darumlegen und allerlei Mittel anwenden, durch welche die Kugelgestalt des Kopfes beeinträchtigt und seine Länge vermehrt wird. Diese Sitte hat den Grund gelegt, die Natur hat sich der gegen sie angewandten Gewalt gefügt, und im Laufe der Zeit ist die Sitte selbst zur Natur geworden und wendet gar keinen Zwang mehr an." Durch die Zeugung gehen ebensowohl gesunde als krankhafte Eigenschaften auf die Kinder über. „Wenn also Kahlköpfigkeit, die blaugraue Farbe der Augen und ihr Schielen sich meistentheils vererbt, und es sich ähnlich mit anderen Theilen der Gestalt verhält, warum sollte nicht auch die Langköpfigkeit von den Eltern auf die Kinder übergehen? Uebrigens ist dies schon nicht mehr so der Fall wie früher, denn die Sitte ist durch die Nachlässigkeit der Menschen nicht mehr in voller Kraft." Es folgt eine Beschreibung der Umwohner des Phasisflusses. Dann heißt es c. 23: „Was den Mangel an Muth und Tapferkeit anbetrifft, infolge dessen die Asiaten unkriegerischer und von sanfteren Sitten sind als die Europäer, so liegt der Hauptgrund hiervon in den Jahreszeiten, die keinen großen Wechsel von Hitze und Kälte aufweisen, sondern fast immer gleich sind. So bringt die Natur weder besonders lebhafte Eindrücke auf den Geist hervor, noch veranlaßt sie anhaltende Veränderungen des Körpers, wodurch natürlich das ganze Temperament aufgeregter und leidenschaftlicher wird, als wenn die äußeren Eindrücke stets dieselben bleiben. Denn die Veränderungen der gesammten Natur sind es, welche immer auf den Geist des Menschen einen belebenden Einfluß ausüben und ihn nicht in träger Ruhe verharren lassen. Aus diesen Gründen, glaube ich, ist der Asiatische Menschenschlag kraftlos, außerdem noch in Folge seiner staatlichen Einrichtungen. Asien steht nämlich

größtentheils unter der Herrschaft von Königen. Wenn aber die Menschen nicht frei und selbständig sind, sondern despotisch beherrscht werden, so lassen sie es sich nicht angelegen sein, sich im Kriegshandwerk zu üben, sondern zum Krieg untauglich zu erscheinen. Denn die Gefahren sind nicht gleich. Sie müssen ins Feld ziehen, Strapazen erdulden und für ihre Herren den Tod erleiden, fern von Weib und Kindern und den übrigen Freunden. Was sie Gutes und Tapferes thun, das kömmt allein der Macht ihrer Herren zu Gute, Gefahren und Tod kömmt allein auf ihre Rechnung. Dazu muß das Land solcher Leute auch noch durch die Feinde und ihre eigene Trägheit verödet werden, so daß, wenn auch einer von Natur tapfer und beherzt ist, er durch die staatlichen Einrichtungen davon abkömmt. Einen wichtigen Beweis für das Gesagte liefert der Umstand, daß die Hellenen und Barbaren in Asien, die nicht despotisch beherrscht werden, sondern selbständig und frei für sich eintreten, auch sehr kriegerisch sind. Denn sie bestehen Gefahren in ihrem eigenen Interesse, und tragen selbst den Lohn ihrer Tapferkeit davon, wie Strafe für ihre Feigheit. Uebrigens wird man finden, daß auch die Asiaten von einander verschieden sind, die einen besser, die anderen schlechter. Daran sind die Veränderungen der Jahreszeiten Schuld, wie ich bereits im Obigen gesagt habe."

Es folgt nun eine ausführliche Schilderung der nomadisirenden Europäischen Scythen, zunächst der Sauromaten am Mäotischen Sumpf, dann der übrigen Scythen und ihrer absonderlichen Sitten und Gebräuche, die manches merkwürdige enthält. Darauf weist Hippokrates auf die große individuelle Verschiedenheit bei den übrigen Bewohnern Europas in somatischer und psychischer Beziehung hin und sucht sie aus klimatisch-physiologischen Gründen zu erklären. „Deshalb glaube ich, daß die Bewohner von Europa beherzter sind, als die Bewohner von Asien. Denn das anhaltende Einerlei der natürlichen Umgebung hat Schlaffheit zur Folge, ihre Veränderungen dagegen Anstrengungen für Leib und Seele. Durch Ruhe und Schlaffheit wächst die Feigheit, durch Anstrengungen und Mühen die Tapferkeit. Deshalb sind die Bewohner Europas kriegerischer, auch in Folge ihrer staatlichen Einrichtungen, weil sie nicht wie die Asiaten von Königen beherrscht werden. Denn wo die Leute von Königen beherrscht werden, da müssen sie, wie ich schon vorher gesagt habe, nothwendigerweise ganz feige sein. Ihre Seelen sind knechtisch gesinnt und sie wollen nicht für eine fremde Macht sich freiwillig in Gefahr begeben. Die aber selbständig sind — sie nehmen die Gefahren für sich selbst und nicht für andere auf sich — gehen entschlossen und freiwillig auch schwierigen Lagen entgegen, denn den Preis des Sieges tragen sie für sich selbst davon. So veranlassen die staatlichen Einrich-

tungen nicht zum wenigsten Muth und Entschlossenheit. So verhält es sich im Allgemeinen mit Asien und Europa. Es giebt aber auch in Europa Stämme, die von einander verschieden sind an Größe, Gestalt und Tapferkeit. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt in denselben Ursachen, die ich schon im Bisherigen angegeben habe. Ich will mich noch deutlicher ausdrücken. Alle Diejenigen, die ein bergiges, rauhes, hohes und wasserarmes Land bewohnen mit sehr verschiedenem Wechsel der Jahreszeiten, bei denen muß die Gestalt groß sein, wohl geeignet zu Anstrengungen und Tapferkeit. Derartige Naturen sind größtentheils auch wild und leidenschaftlich. Diejenigen aber, welche Thallandschaften bewohnen mit grasreichen Wiesen und stickiger Luft, bei denen mehr warme als kalte Winde wehen, die warmes Wasser haben, die können nicht groß und schlank gewachsen sein. Sie wachsen vielmehr in die Breite, sind fleischig, schwarzhaarig, auch in der Hautfarbe mehr dunkel als hell, sie sondern weniger Schleim als Galle ab. Auch Tapferkeit und Ertragung von Anstrengungen kommt ihnen von Natur weniger zu, doch können sie in Folge ihrer staatlichen Einrichtungen sich einstellen. Wenn Flüsse in ihrem Lande sind, welche stehendes und Regenwasser aus demselben abführen, dann sind sie gesund und von gutem Aussehen. Wenn aber keine Flüsse vorhanden sind, wenn sie Wasser aus stehenden Quellen und Sümpfen trinken, dann müssen sie in ihrer Körperconstitution eine Neigung zu Hängebäuchen und zur Milzsucht verrathen. Diejenigen, die ein hohes, ebenes, windiges und wasserreiches Land bewohnen, die sind groß von Gestalt, einander ähnlich, in ihrer Gemüthsart aber weniger tapfer und ruhiger. Diejenigen, die ein ebenes Land mit magerem, wasserlosen Boden bewohnen, mit ungünstigen Temperaturverhältnissen beim Wechsel der Jahreszeiten, in einem solchen Lande müssen die Körper hart und sehnig sein, von Farbe mehr blond als schwarz, in ihren Sitten und Leidenschaften rücksichtslos und eigenwillig. Denn wo ein häufiger und von einander sehr verschiedener Wechsel der Jahreszeiten stattfindet, da wird man auch sehr verschiedene Gestalten, Temperamente und natürliche Anlagen finden. Dies ist also der Hauptgrund für die Verschiedenheit in der natürlichen Beschaffenheit der Bewohner. Dann das Land, in welchem man lebt, und das Wasser. Denn man wird finden, daß sich das Aussehen und die Charaktereigenthümlichkeit der Menschen größtentheils nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes richtet. Wo das Land fett, weich und wasserreich ist und viel Wasser aus den Niederschlägen der Luft empfängt, so daß es im Sommer warm und im Winter kalt ist, wo die Jahreszeiten angenehm sind, da sind die Menschen fleischig, mit schlaffem Gliederbau, säftereich, für Anstrengungen wenig tauglich und meistentheils von schlechter

geistiger Beschaffenheit. Man findet sie gleichgiltig und schläfrig, schwerfällig zu den Künsten, ohne Talent und Scharfsinn. Wo aber das Land von dürftigem Boden, wasserlos und rauh ist, unter der Härte des Winters zu leiden hat, von der Sonne verbrannt wird, da sieht man abgehärtete, hagere, wohlgegliederte, sehnige, bärtige Leute, die geschickt und unermüdlich zum Arbeiten sind, in ihren Sitten und Leidenschaften rücksichtslos und eigenwillig, von einer mehr wilden als sanften Gemüthsart, man findet sie weit scharfsinniger und verständiger in den Künsten und tüchtiger zum Kriege. Auch was sonst in dem Lande hervorgebracht wird, entspricht alles seiner Beschaffenheit. Dies sind die hervorragendsten natürlichen Gegensätze. Von ihnen kann man Schlüsse auch auf das Uebrige machen, und man wird nicht fehlgehen."

3. Die Geschichtschreibung.

Herodot.

Von den ersten Versuchen der Jonier auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und Völkerkunde ist bei Behandlung der sogenannten Logographen am Schluß der ersten Periode der Griechischen Literatur (S. 163 ff.) die Rede gewesen. Aus Herodot IV, 44 erfahren wir, daß der Perserkönig Darius zur Erforschung des Indus „des zweiten unter allen Flüssen, welcher Krokodile enthält" und seiner Mündung eine Expedition ausrüstete, zu welcher auch ein Jonischer Mann, Skylax aus Karyanda, einer Insel an der Küste von Karien, gehörte. Die Perser wußten eben die geistige Begabung und Regsamkeit ihrer Griechischen Unterthanen zu schätzen. Diese Expedition ging aus von der Stadt Kaspapyros im Paktyischen Lande, dem heutigen Kabul, (im Sanskrit Kaçyapapura, bei Ptolemäus *Κάβουρα*), fuhr zunächst den Kabulfluß entlang in östlicher Richtung, dann den Indus hinab ins Meer, und kam nach einer Fahrt von dreißig Monaten im Golf von Suez an. Skylax veröffentlichte später einen Bericht über seine Fahrt, den zwar Herodot nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt hat, den aber Aristoteles (Polit. VII, 13, 2) erwähnt. Auch Strabo (XIV, p. 658) nennt Skylax von Karyanda einen *παλαιὸς συγγραφεύς* und Athenäus (II, p. 70 B) citirt ein Paar Sätze aus einem Jonisch geschriebenen Werk des Skylax über Indien, die er aber nicht dem Werke selbst, sondern einem Citat des Alexandrinischen Periegeten Polemo entlehnt hat. Der unter dem Namen des Skylax von Karyanda auf uns gekommene *περίπλους τῆς θαλάσσης τῆς οἰκουμένης Εὐρώπης καὶ Ἀσίας καὶ Λιβύης* in gewöhnlichem Griechisch hat aber mit dem alten Skylax nichts zu thun, sondern ist ein Machwerk etwa aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, ein wohl für praktische Zwecke bestimmtes geographisches Compendium, das in der Hauptsache nach Angaben des Ephorus und

gleichzeitiger Schriftsteller zusammengestellt, aber von späteren Abschreibern vielfach verkürzt und sonst entstellt ist (Bursian). Skylax verfaßte auch eine früh verschollene Geschichte über den König Herakleides von Mylasa in Karien (499—494).

Alle diese Leistungen der Logographen und verwandter Autoren erhoben sich in keiner Hinsicht zum Range von Kunstwerken, kommen also für die eigentliche Literatur im engeren Sinne auch nicht in Betracht. Sie vermochten weder das von ihnen gesammelte Material unter leitenden Gedanken und einheitlichen Gesichtspunkten geschickt zu gruppiren, noch in der Darstellung sich zu einer wirklich schönen, geschmackvollen Prosa zu erheben. Beides gelang erst dem Herodot, in einer Zeit, in welcher die Griechen nach glücklich beendigten Perserkriegen, namentlich in Athen, bereits auf der Höhe ihrer historischen Thätigkeit angelangt waren, und unter dem Einfluß des Perikleischen Zeitalters, ja in unmittelbarer Beziehung mit diesem hervorragenden Staatsmann und seiner geistvollen Umgebung. Man kann wohl sagen, daß, wie der Trojanische Krieg das Epos, so der Perserkrieg, ein Nationalereigniß, das, wie es die Kräfte von ganz Hellas in Anspruch genommen, so auch in den nächsten Decennien das allgemeine Interesse sämmtlicher Hellenen erregen mußte, die Geschichtschreibung geschaffen hat. Die Kämpfe und Schicksale einzelner Städte und Stämme, wie wunderbar spannend sie auch sein mochten, verschwanden gegen diesen großen Wettstreit zweier Erdtheile um die Herrschaft. In diesem Kriege traten die Griechen zuerst auf die Schaubühne des großen Welttheaters. Er war der erste Kampf der materiellen Kraft mit der Macht des Geistes, der asiatischen Despotie mit der europäischen Freiheit, der Willkür des Einzelnen mit dem Willen eines Volkes, der erste Triumph, den die Menschheit über herrschsüchtige Weltunterdrücker feierte. Die großen Eroberer in Aegypten und Asien hatten ihre Thaten selbst auf Denkmälern von Stein und Erz preisen müssen; den Griechen ward ein schöneres Denkmal ihrer Thaten von Einem der Ihrigen in Worten, dauernder als Stein und Erz, gesetzt. — „Herodotos von Halikarnasos hat zuerst der Geschichte einen größeren und glänzenderen Gesichtskreis gegeben," rühmt von seinem großen Landsmanne Dionysios von Halikarnas. Herodot war der Erste, der einen rein geschichtlichen Stoff seiner nächsten Vergangenheit mit historischer Treue behandelte, und der alle Fäden, woraus sich dieses größte Ereigniß seiner Zeit zusammengesponnen, zu entwirren und auseinander zu legen bemüht war. Er verdient daher den Namen eines Vaters der Geschichte mit Recht, indem er den Schritt that, den keiner der Logographen vor ihm gewagt hatte, ein Ereigniß, das, die ganze damalige Welt berührend, ein allgemeines Interesse erregte, zum Gegenstand seiner Darstellung

zu machen und es nicht isolirt und abgesondert hinzustellen, sondern zu zeigen, wie es aus seinen näheren und entfernteren Veranlassungen hervorgegangen. So mußte seine Geschichte der hellenischen Kämpfe mit den Persern sich zu einer alle bekannten Völker umfassenden Weltgeschichte gestalten. Annalen hatten auch früher schon andere Völker; doch beschränkten sie sich blos auf die Heimath und waren meist nur eine trockene Aufzählung von Königsnamen und einzelnen geschichtlichen Thatsachen. Herodot erst giebt dem geschichtlichen Stoffe Form und Leben. Er schildert den Schauplatz der Begebenheiten und liefert uns ein treues Bild der Sitten, Gebräuche, Religion und Gesetze der Völker, Beides, wie er es selber größtentheils aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte; er führt uns endlich in fast dramatischer Weise die Hauptpersonen in ihrem Thun und Reden vorüber und hält uns so einen Zauberspiegel vor, in dem vor des Beschauers Augen die Vergangenheit vorüberzieht, zuerst die sagenreiche, märchenhafte Kindheit der Völker in Asien und Aegypten in halb poetischem, halb historischem Dämmerlichte, dann die Geschichte der Hellenen in ihren inneren und äußeren Kämpfen mit immer wachsender Helle, bis im klarsten Sonnenglanze die Tage der nächsten Vergangenheit noch einmal aufleben, die Großthaten der Eltern zeigend, die Tropäen von Marathon, den Tod der Helden von Thermopylä, den Seekampf von Salamis und die Siege von Platää und Mykale, und mit der errungenen Freiheit vom Barbarenjoche und der Einnahme von Sestos der Vorhang fällt.

Herodot (Ἡρόδοτος) wurde aus angesehener Familie in der Dorischen Kolonie Halikarnas kurz vor dem zweiten Perserkriege geboren, ohne daß sich das Jahr seiner Geburt genauer bestimmen läßt. Der Dichter Panyasis (S. 464) war sein Oheim und seinem Umgang verdankt wohl Herodot die in seinem Werke zu Tage tretende genaue Bekanntschaft mit der epischen Poesie, wie nicht minder mit den speziellen Sagen der Jonier von ihren Wanderungen und Kolonien. Die Tyrannis des Lygdamis, wohl um 455, veranlaßte Panyasis und Herodot nach dem Jonischen Samos auszuwandern. Von Samos aus scheint er seine großen Reisen vollendet zu haben, zu denen er wohl schon in Halikarnas den Grund gelegt hatte. Diese Reisen waren sehr ausgedehnt. Denn Herodot kannte aus Autopsie Milet mit Umgegend, das Vorgebirge Mykale, war in Ephesos, Chios, Phokäa, Sardis gewesen, hatte Karien und Phrygien bis zur Stadt Kelänä durchwandert, er kannte das Mäander- und Kaysterthal, ebenso das Kaikos- und Skamanderthal, sowie Kyme, Lesbos, Tenedos, hatte eine Fahrt durch Hellespont, Bosporus, Pontos Euxeinos bis Kolchis gemacht. Nach Süden zu war er in Knidos, auf Rhodos und Cypern gewesen. Dazu kamen zwei größere Reisen im eigentlichen Asien. Auf der

einen kam er nach Phönikien und dem südlichen Syrien. Er hielt sich einige Zeit in Tyros auf und verfolgte über Gaza (Kadytis) den Landweg bis nach Pelusium. Eine zweite Reise führte ihn nach Babylon, ja vielleicht bis Susa. Eine dritte Reise brachte ihn nach Aegypten, wo er den Nil stromaufwärts bis Elephantine verfolgte. Auch nach Kyrene war er gekommen. Ueber die Zeit, in welche diese Reisen gefallen sind, läßt sich nichts weiter feststellen, als daß seine Aegyptische Reise nach 455, also nach Beendigung des großen Aufstandes gegen die Perser, stattfand. Das eigentliche Griechenland, sowie Unteritalien und Sicilien, lernte er wohl erst später kennen. Panyasis machte von Samos aus einen Versuch zum Sturz des Tyrannen Lygdamis, der ihm das Leben kostete. Ob Herodot schon bei diesem Unternehmen betheiligt war, wissen wir nicht. Nach dem Siege des Cimon aber auf Cypern i. J. 449 gelang es ihm, den Tyrannen zu vertreiben und nach Halikarnas zurückzukehren. Doch heißt es, daß ihn der Neid seiner Mitbürger veranlaßte, sich an der von Athen aus geplanten Kolonisation von Thurii i. J. 445 zu betheiligen. Dazu begab er sich denn zunächst nach Athen und wir wissen, daß er hier i. J. 444 durch eine öffentliche Vorlesung großen Beifall erntete. Was er zum Gegenstand seiner Vorlesung gemacht hat, wissen wir nicht, doch sollte man meinen, daß nichts geeigneter sein konnte, ihm den Beifall seiner Zuhörer zu verschaffen, als die Vorlesung der den eigentlichen zweiten Perserkrieg behandelnden Partien seines Geschichtswerkes, derselbe Stoff also, den Aeschylos dramatisch und Chörilos episch behandelt hatte. Auch an anderen Orten, wie in Olympia, Korinth, Theben soll Herodot einzelne Theile seines Werkes vorgetragen haben, doch sind die darauf bezüglichen Nachrichten schwankend und unzuverlässig. In Athen trat Herodot unzweifelhaft mit Perikles, dem intellectuellen Urheber der Kolonisation von Thurii, in nähere Beziehung (wie hoch er ihn schätzte, ergiebt sich aus VI, 126) und schloß ein inniges Freundschaftsbündniß mit Sophokles, der noch im Jahre 440 ein besonderes Gedicht auf ihn verfaßte (Plut. an seni 3, 5). Hier in Athen faßte er wohl auch erst den Plan, seine geschichtlichen Aufzeichnungen kunstvoll zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. Von Thurii aus kehrte Herodot zeitweilig noch öfter nach Athen zurück. Sein Todesjahr ist unbekannt. Daß er den unglücklichen Ausgang der Sicilischen Expedition nicht mehr erlebt hat, wird daraus wahrscheinlich, daß er VII, 170 die Niederlage der Tarentiner und Rheginer durch die Japyger i. J. 473 als diejenige bezeichnet, die von allen ihm bekannten Niederlagen der Hellenen die blutigste gewesen sei. Wahrscheinlich ist er in Thurii gestorben, woselbst auf dem Marktplatz sein Grabmal sich befand. Nach andern starb er jedoch in Pella.

Daß Herodot sein Werk als ein einheitliches Ganzes, in der Weise, wie es uns jetzt vorliegt, erst spät in Angriff genommen hat, und zu diesem Behufe Theile in einander gearbeitet hat, die von ihm zu verschiedenen Zeiten einzeln und selbständig ausgearbeitet waren, kann nicht bezweifelt werden. In sofern mag Suidas Recht haben mit seiner Angabe, Herodot habe sich auf Samos in der Jonischen Mundart geübt und daselbst seine Geschichte in 9 Büchern ausgearbeitet. In Samos begann nach Vollendung der einzelnen Reisen die Niederschrift und Ausarbeitung einzelner *λόγοι*, wobei man jedoch an die von den Alexandrinern herrührenden, nach ganz äußerlichen Gesichtspunkten von einander getrennten Bücher nicht denken darf. Ebenso richtig aber ist die Angabe des Plinius (XII, 8), Herodots Werk sei erst in Thurii zu Stande gekommen. Hier nämlich führte er seinen in Athen gefaßten Plan aus, seine bisherigen Arbeiten zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden. Uebrigens hat eine völlig abschließende Schlußredaction nicht stattgefunden, wie ja auch ein eigentlicher befriedigender Schluß des Ganzen fehlt, und so sind denn manche Unebenheiten und Widersprüche im Einzelnen stehen geblieben, die das Entstehen der Gesammtarbeit aus ursprünglich selbständigen Partien beweisen. Und so finden wir denn auch in dieser Hinsicht eine überraschende Analogie zwischen dem ersten größeren Prosawerk der Griechen und ihrem ersten größeren Epos. Denn auch die Homerischen Gedichte wird man sich als aus einzelnen ursprünglich selbständig ausgearbeiteten und erst nachträglich vom Dichter zu einheitlichen Ganzen verarbeiteten Theilen entstanden denken müssen, und auch jenen hat es sicherlich an einer abschließenden letzten Redaction gefehlt, bei welcher alle übrig gebliebenen Widersprüche und Unebenheiten im Einzelnen getilgt wären.

Ueber die Entstehungszeit des Herodotischen Geschichtswerkes hat neuerdings A. Kirchhoff eine scharfsinnige Hypothese aufgestellt, die auch in unserer Darstellung nicht übergangen werden darf. Kirchhoff geht davon aus, daß das Geschichtswerk des Herodot, wie es uns gegenwärtig vorliegt, offenbar von vornherein nach einem festen Plan und einer sorgfältigen Disposition ausgearbeitet ist, ohne daß der Verfasser mit seiner Ausarbeitung zu Ende gekommen wäre. Die Eintheilung in neun Bücher hat jedoch mit dem ursprünglichen Plan des Autors nichts zu thun, sondern rührt von späterer Hand her. Merkwürdigerweise verspricht nun Herodot I, 106. 184 eine ausführlichere Darstellung der Ereignisse der Assyrischen Geschichte *(τῶν ἐν τοῖσιν Ἀσσυρίοισι λόγοισι μνήμην ποιήσομαι)*, ohne daß er im weiteren Verlaufe der Darstellung diesem Versprechen nachgekommen wäre, während er doch III, 150 ff. bei Schilderung des Aufstandes der Babylonier eine

passende Gelegenheit dazu gehabt hätte. So gedenkt Herodot auch I, 130 im voraus eines unter Darius vorgefallenen erfolglosen Aufstandes der Meder, ohne daß er da, wo er die ersten Regierungsjahre des Darius im Zusammenhange erzählt, darauf zurückgekommen wäre. Daraus, meint Kirchhoff, läßt sich wohl entnehmen, daß diese Partien des Herodotischen Werkes nicht aus einem Gusse, sondern mit einer längeren Unterbrechung ausgearbeitet sind, so daß Herodot seine ursprüngliche Absicht vergessen hatte. Nun ist es eine völlig glaubwürdige Ueberlieferung, daß Herodot Ol. 83, 3 oder 4 = 444 in Athen einen Theil seines Werkes vorlas und auf den Antrag eines gewissen Anytos ein Ehrengeschenk von 10 Talenten erhielt. Er scheint auch sein Werk, soweit er es damals fertig hatte, veröffentlicht zu haben, daher Sophokles, dessen Antigone 441 aufgeführt wurde, in derselben v. 905 ff. offenbar die Herodotische Erzählung von der Frau des Intaphernes aus III, 118. 119 gekannt und benutzt hat. Die Uebersiedelung des Herodot nach Thurii i. J. 443 brachte in der Ausarbeitung des Werkes wohl eine längere Unterbrechung hervor. Denn von Thurii aus bereiste Herodot zunächst die angrenzenden Gegenden von Groß-Griechenland und Sicilien, wie denn auch thatsächlich erst in den späteren Büchern sich Spuren einer auf Autopsie gegründeten Kenntniß jener Gegenden finden. Da sich nun III, 125 eine detaillirte Beschreibung der Schicksale des Krotoniatischen Arztes Demokedes findet, die aus Krotoniatischer Localtradition geschöpft einen integrirenden Theil der Erzählung von den Unternehmungen des Satrapen Orontes gegen Polykrates bildet, die bei c. 120 beginnt, so meint Kirchhoff, daß zuerst I—III, 119 als zusammenhängendes Ganze veröffentlicht sei. Nach längerer Unterbrechung wurde die Arbeit in Thurii wieder aufgenommen und fortgeführt. Um den Anfang des Peloponnesischen Krieges kehrte Herodot vorübergehend oder auch auf längere Zeit nach Athen zurück. Denn aus V, 77 entnehmen wir, daß er die Propyläen kannte, deren Bau erst 433 beendet wurde. In Athen hat er dann auch die Ausarbeitung seines Werkes bis zu dem Punkte fortgeführt, wo es gegenwärtig schließt. In den letzten Büchern findet sich keine Anspielung auf Zeitereignisse, die uns unter das Jahr 428 herabzugehen nöthigten. Es ist wahrscheinlich, daß die für Athen ungünstigen Ereignisse aus dem Anfange des Krieges, die Pest, der Tod des Perikles, dem Herodot eine Arbeit verleideten, welche die Absicht hatte, den Kampf der Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Cimons fortzuführen, und seine ganze Darstellung wohl mit einer Verherrlichung Athens und seines großen Staatsmannes Perikles zu beschließen.

So richtig auch dasjenige ist, was Kirchhoff über die letzten Bücher des Herodotischen Geschichtswerkes sagt, und so wahrscheinlich die von ihm aufgestellten Gründe sind, welche dem Autor die schließliche Vollendung desselben mögen verleidet haben, wenn er nicht, was ja auch möglich wäre, durch den Tod an ihr verhindert wurde, — so lassen sich doch gegen seine Ansicht betreffs der ersten Bücher nicht unerhebliche Einwendungen geltend machen, so daß es gerathener erscheint, an der Angabe des Plinius festzuhalten, wonach Herodot erst in Thurii an die Ausarbeitung des Werkes in seiner gegenwärtigen Gestalt gegangen ist, eine Angabe, die ja seine Fortsetzung in Athen nicht ausschließt. Denn nicht erst III, 125, sondern schon in den vorderen Büchern finden sich Spuren einer persönlichen Bekanntschaft Herodots mit den Unteritalischen Localitäten (z. B. I, 145. 167). Und wenn Herodot erst nach längerer Unterbrechung in Thurii seine Arbeit wieder aufnahm, so hat er sich doch sicherlich vor allen Dingen das bis dahin Niedergeschriebene wieder durchgelesen. So mußte er denn an sein noch einzulösendes Versprechen hinsichtlich der *Ἀσσύριοι λόγοι* wieder erinnert werden. Wenn er es trotzdem nicht eingelöst hat, so kann auch dies mit auf Rechnung des Umstandes zu setzen sein, daß das Werk überhaupt in unvollendetem Zustande von ihm hinterlassen ist. Man hat auch wohl gesagt, Herodot habe die Absicht gehabt, noch ein besonderes Werk über Assyrien zu schreiben und auf dieses im voraus verwiesen. Aber dies ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn mit einem solchen Werke wäre Herodot von der erst durch ihn erlangten Kunsthöhe der einheitlichen, nationalen Geschichtschreibung wieder auf den von ihm glücklich überwundenen Standpunkt der Logographen zurückgekehrt. Was konnte wohl aber eine Assyrische Geschichte für die Athener und die übrigen Hellenen im Zeitalter des Perikles für Interesse haben? Zu einer öffentlichen Vorlesung in Athen konnte Herodot auch seine bereits vorhandenen Vorarbeiten benutzen, und aus ihnen konnte Sophokles im persönlichen Verkehr mit ihm die Geschichte von der Frau des Intaphernes kennen gelernt haben. Wie hätte aber Herodot auf den verkehrten Gedanken einer theilweisen Veröffentlichung eines Werkes kommen sollen, dessen eigenthümlicher Kunstwerth doch erst in dem einheitlich abgeschlossenen Charakter seines Inhaltes lag?

Der eigenthümliche Reiz, den Herodots Geschichtswerk auf jeden Leser übt, liegt in der entzückenden, hoch poetischen Naivetät, womit er die Weltbegebenheiten erzählt. Sage und Geschichte sind so wunderbar verwebt, daß man es dem Erzähler anhört, wie er nicht aus todten Schriften und Urkunden, sondern aus den lebendigen Ueberlieferungen der Völker selbst geschöpft hat. Dabei läßt er es oft nicht an kritischen Bemerkungen fehlen, die, wenn

auch nicht von einem wissenschaftlichen Denken, doch von einem gesunden praktischen Sinne zeugen. Die Heiligkeit der Sage achtend, hegt er nicht Zweifel gegen das Wunderbare; das Widersprechende und die absichtliche Fälschung ist es, was sein Bedenken erregt. Er hat die Welt bereist, um überall Wunder zu hören und zu sehen, und hört und sieht sie auch wirklich; und wie er die Welt mit gesunden Sinnen in sich aufgenommen, so giebt er sie in seinen Erzählungen auch treu und unverfälscht wieder. Wenn daher schon das Alterthum dem Herodot den Vorwurf macht, daß er ein unglaubwürdiger Geschichtschreiber sei, der die Geschichte durch Märchen und Fabeln entstellt habe, so könnte man gerade im Gegentheil ihn den treuesten und gewissenhaftesten Berichterstatter dessen, was er vernommen und gesehen, nennen. Glänzend haben seine Ehre die neueren Reisenden gerettet, die viele Eigenthümlichkeiten der Natur und der Menschen im fernen Asien und Afrika, von denen uns Herodot berichtet, und die man bisher für Fabeln gehalten, bestätigt haben, und nicht minder haben die Entzifferungen persischer Keilinschriften, die Grotefend, Lassen, Burnouf, H. Rawlinson und andere Forscher in der neuesten Zeit gegeben, Herodots Erzählung auf überraschende Weise als treu erwiesen. Ihm ist die Geschichte mehr noch Kunst, als Wissenschaft. Er giebt sie in epischer Art so wieder, wie sie sich durch Ueberlieferung unter den Völkern selbst gebildet hat, den historischen Kern mit seiner nationalen Hülle von Sagen und Mythen, späteren Forschern es überlassend, die Wahrheit von der Dichtung zu scheiden. Da aber die volksthümliche Anschauung der Geschichte selbst eine historische Thatsache der Völker ist, so müssen wir für eine solche Darstellung vielmehr dem Herodot danken, der uns hierdurch ein treueres und lebendigeres Bild der alten Welt gegeben, als wenn er mit Ausscheidung alles Sagenhaften ein trockenes Gerippe der durch Kritik festgestellten Thatsachen geliefert hätte.

In seiner Ansicht von den weltregierenden Mächten steht Herodot noch auf dem naiven Standpunkte der Griechen vor der Zeit des Anaxagoras. Das verhängte Loos, ἡ πεπρωμένη μοῖρα, bestimmt das Geschick der Welt, und ihm kann auch ein Gott nicht entgehen (I, 91). Der Frevel wird gebüßt, und wenn auch nicht den Thäter die Strafe ereilt, so trifft sie den Sohn oder den Enkel, selbst noch bis in das fünfte Geschlecht, wie ja Krösos büßte, weil sein Ahnherr Gyges seinen Herrn Kandaules getödtet hatte (I, 91). Die menschlichen Dinge sind dem Wechsel unterworfen: was früher groß war, ist jetzt klein, und was jetzt groß ist, war früher klein (I, 5). Nicht ein Tag gleicht dem anderen; darum muß man jedes Dinges Ende erst anschauen, wie es ausfällt; denn Viele, denen der Gott Glück gewährte, hat er dann mit der Wurzel ausgerottet (I, 32). Nur die Götter stehen über

allem Wechsel. Sie können zwar den Willen der Moira nicht ändern, aber als Vermittler vermögen sie das Schicksal um Aufschub oder Milderung des Verhängnisses zu bitten, und als Organ der Moira dürfen sie den Menschen in Orakelsprüchen und Träumen ihr Loos verkünden (I, 91). Die Götter muß daher der Mensch durch Opfer und Gebet verehren und ihnen sich in Demuth fügen; denn eifersüchtig und leicht zu erzürnen ist die Gottheit (I, 32; III, 40). Der Menschen Glück und Reichthum erregt ihren Neid, und wem sie nicht selbst ein Unglück senden, der möge sie durch das Opfer eines theuern Besitzthums versöhnen (III, 40). Jede Ueberhebung ist den Göttern verhaßt. Wer selbst in gerechter Sache allzu hart straft, der ladet ihren Unwillen auf sich (IV, 205). Stolz und Uebermuth bestrafen die Götter mit Schmach und Schande, schlimmer als Tod. Die Niederlage der Perser war eine Folge des Hochmuthes ihrer weltstürmenden Herrscher. „Was brauchtest du, Zeus, sagte ein Mann aus der Gegend des Hellespont, als er das zahllose Heer des Xerxes das Meer überschreiten sah, die Gestalt eines Menschen anzunehmen und dich statt Zeus Xerxes zu nennen, um mit Hülfe der ganzen Menschheit ganz Hellas zu zerstören? War es dir doch gestattet, es auch ohne dies zu thun!" (VII, 56). Solche übermenschliche Größe mußte den Neid der Götter erregen, wie es auch Artabanos dem Xerxes vorausgesagt hatte: „Der Blitz des Gottes trifft die großen Gegenstände, die kleinen verachtet er; denn es liebt der Gott alles Hervorragende zu demüthigen, und an keinem Anderen duldet er ein hohes Selbstgefühl, als an sich selbst. Aus der Mäßigung aber kommt vieles Gute, wenn auch nicht gleich, doch mit der Zeit" (VII, 10). Diese Mäßigung zeigt denn auch Herodot in dem Lobe der Großthaten seines Volkes. Er erzählt mit der größten Einfachheit der Hellenen Siege, sie weder mit Wortprunk schmückend, noch durch Uebertreibung vergrößernd. Durch einzelne treffende Züge weiß er die Stimmung und den Muth der Hellenen besser zu malen, als durch tönende Phrasen, und wenn auch manche Zahlenangaben über die Stärke der Feinde und Schwäche der Griechen übertrieben sein mögen, so folgt er hierin gewiß nur dem allgemeinen Gerücht, und eine absichtliche Fälschung ist ihm durchaus fremd. Besonders aber ehrt den Geschichtschreiber seine Gerechtigkeit gegen den Feind und seine Offenherzigkeit, womit er die Fehler der Griechen, ihre Uneinigkeit und theilweise ihre Feigheit und ihren Verrath rügt. Dareios, Xerxes und ihre Großen werden nicht als entmenschte Barbaren, die nur Knechtschaft und Vernichtung wollen, sondern mit einer gewissen Ehrfurcht vor ihrer Herrscherwürde als in vieler Beziehung edle und wohlwollende Männer geschildert. Von einer echt humanen Gesinnung zeugt die Achtung, die Herodot gegen fremde Sitten und Religionsgebräuche hegt. Er erzählt,

wie Kambyses die Tempel in Aegypten entweiht und die Götterbilder verbrannt und zertrümmert hat, und schließt daraus, daß der König wahnsinnig gewesen sein müsse; sonst würde er nicht gewagt haben, der Heiligthümer und Gebräuche zu spotten. „Denn wenn Jemand allen Menschen befehlen wollte, sich von allen Gebräuchen die besten auszuwählen, würde gewiß Jeder die seinigen wählen, da Jeder glaubt, daß die seinigen die besten seien; daher kann nur ein wahnsinniger Mensch solche lächerlich machen. Ein Beweis davon ist unter anderen folgender. Dareios rief einst einige seiner griechischen Unterthanen und fragte sie, zu welchem Preise sie wohl ihre verstorbenen Väter verzehren wollten. Sie antworteten, daß sie es für keinen Preis thun würden. Hierauf rief er einige Kallatier aus einem indischen Stamme, der seine Eltern verspeist, und fragte sie in Gegenwart der Griechen, denen er das Gesagte verdolmetschen ließ, zu welchem Preise sie wohl ihre todten Väter verbrennen würden. Diese aber schrieen laut auf und hießen ihn solche Lästerungen meiden. So scheint denn mit Recht Pindaros gedichtet zu haben: „Der Gebrauch ist aller Menschen König" (III, 38).

Unter den griechischen Stämmen und Staaten begünstigt Herodot keinen vor dem anderen. Das schönste Lob der Griechen überhaupt und besonders der Spartaner legt er dem vertriebenen König Demaratos in einer Unterredung mit Xerxes in den Mund. „O König, läßt er ihn sagen, Hellas ist mit der Armuth groß gewachsen, und die Tugend ist ihm zugeführt worden, gebildet von der Weisheit und dem mächtigen Gesetz, und durch sie wehrt Hellas die Armuth und die Knechtschaft ab. Dies gilt von allen Griechen; was aber die Lakedämonier besonders betrifft, so werden sie nie deine Anträge, die Hellas Knechtschaft bringen, annehmen. Sie werden dir auch im Kampfe entgegenstehen, wenn selbst die übrigen Hellenen auf deine Seite treten. Ueber ihre Zahl frage nicht, wie viel und wie stark sie sind, dies zu thun. Sind es gerade tausend, die zu Felde gezogen sind, so werden sie mit dir kämpfen; sind es mehr oder weniger, ebenfalls. — Die Lakedämonier stehen, wenn sie einzeln kämpfen, keinem Menschen an Muthe nach; kämpfen sie aber vereint, so sind sie die tapfersten aller Menschen. Denn obgleich sie frei sind, so sind sie doch nicht in allen Stücken frei, sondern über sie gebietet als Herr das Gesetz, das sie noch mehr fürchten, als die Deinigen dich. Sie thun also, was jenes befiehlt. Es befiehlt aber immer dasselbe, nicht zulassend, daß sie vor einer noch so großen Menschenmenge aus dem Kampfe fliehen, sondern in der Schlachtreihe bleibend, müssen sie entweder siegen oder sterben" (VII, 102, 104). — Athen gesteht Herodot den Ruhm zu, Griechenland gerettet zu haben: „Ich muß eine Meinung sagen, die vielleicht den Un-

willen der meisten Menschen erregt, aber dennoch, was mir die Wahrheit scheint, will ich nicht verhehlen. Wenn Jemand behauptet, daß die Athener die Retter Griechenlands geworden, möchte er wohl nicht Unrecht haben; denn sie wollten die Freiheit der Griechen und feuerten das übrige Hellas, so viel noch nicht auf medischer Seite stand, an und vertrieben nächst den Göttern den König" (VII, 139). — Ebenso wenig schreibt er im Sinne einer bestimmten Partei; denn daß er sich mehr der Aristokratie zugeneigt habe, ist aus der Vertheidigung der Alkmäoniden vor dem Vorwurfe verrätherischer Verbindung mit den Persern (VI, 21), und aus dem Lobe des Aristeides, nach seiner Meinung des besten und gerechtesten Mannes in Athen (VIII, 79), und aus der Beschuldigung des Themistokles, daß er große Geldsummen erpreßt und unterschlagen habe (VIII, 112), nicht zu entnehmen. Er verkennt die Vorzüge und die Nachtheile der drei verschiedenen Regierungsformen, der Demokratie, Aristokratie und Monarchie, nicht und charakterisirt sie treffend in der Erzählung, wie die sieben verschworenen Perser nach dem Sturze des falschen Smerdis sich über die künftige Verfassung Persiens beriethen (III, 80—82). „Wie wäre, läßt er den Otanes sagen, die Monarchie eine wohlangemessene Verfassung, da ja durch sie dem unumschränkten Herrscher zu thun erlaubt ist, was er nur immer will? Denn selbst den besten aller Menschen, der zu einer solchen Macht erhoben würde, müßte sie von den gewohnten Grundsätzen abbringen. Aus dem vorhandenen Glücke erzeugt sich ihm Uebermuth, und Neid ist dem Menschen von Anfang an angeboren. Wer aber diese beiden Laster besitzt, besitzt alle; denn viele Frevel verübt er theils aus Uebermuth, theils aus Neid, obgleich kein Herrscher Neid fühlen sollte, da er ja alles Gute besitzt; und doch zeigt er sich gegen die Bürger gerade umgekehrt: er beneidet die Besten, die um ihn leben, begünstigt die schlechtesten der Bürger, ist nur allzu geneigt, Verleumdungen sein Ohr zu schenken, und was das Schlimmste ist: wenn Jemand ihn nur mäßig ehrt, zürnt er, daß er ihm nicht genug huldige; wenn er ihm aber genug huldigt, zürnt er ihm wieder als einem Schmeichler. Das Wichtigste aber ist: er läßt die vaterländischen Gesetze nicht unangetastet, thut den Weibern Gewalt an und tödtet die Männer ohne Urtheil und Recht. Die Volksherrschaft aber führt erstens den schönsten Namen: Gleichheit vor dem Gesetz; zweitens ertheilt sie die Herrschermacht durch das Loos, und die Machtinhaber sind ihr verantwortlich, und alle Beschlüsse beziehen sich auf das gemeinsame Wohl." — Megabyzos rühmt dagegen die Herrschaft der Besten: „Es giebt nichts Unverständigeres und Uebermüthigeres als den gemeinen Haufen. Weit unerträglicher noch als der Stolz des Tyrannen ist der Hochmuth des zügellosen Volkes. Jener, wenn er etwas

thut, thut es doch wissend; dieses aber weiß nie, was es thut; denn wie sollte es wissen, da es ja nichts gelernt hat, noch kennt, was schön und passend ist, sondern in blinder Leidenschaft die Dinge mit fortreißt, einem Bergstrome ähnlich? Der Gesammtheit der Besten gebührt die Macht; denn von den Besten gehen wohl die besten Entschlüsse aus!" — Dareios dagegen empfiehlt die Alleinherrschaft als die beste Verfassung, wenn man die Wahl hat zwischen einer wohl eingerichteten Demokratie, Oligarchie und Monarchie. „Denn nichts Besseres giebt es, als die Herrschaft des einen trefflichen Mannes. Nur seinem besten Wissen und Willen folgend, würde er wohl tadellos das Volk bevormunden und am besten die Pläne gegen feindliche Männer verheimlichen. In der Oligarchie, wo Viele nach dem Vorrang streben, wandeln sich gern mächtige Privatfeindschaften in Staatsparteien um; denn Jeder will selbst das Haupt sein und Alles nach seiner Willkür leiten, und so kommen sie in gewaltigen Feindschaften an einander. Hieraus entsteht Aufruhr, aus dem Aufruhr ein Blutbad, und das Blutbad führt dann zur Alleinherrschaft. Herrscht aber das Volk, so ist es unmöglich, daß nicht sittliches Verderben entstehe. Reißt dieses im Staate ein, so bilden sich nicht Feindschaften unter den Bösen, sondern die mächtigsten Freundschaften, und untereinander zusammenhaltend, vollführen sie das Böse gegen die Gesammtheit und zwar so lange, bis einer aus dem Volke auftritt und ihrem Treiben ein Ende macht, dadurch sich die Bewunderung des Volkes verschafft und bewundert sich dann in einen Selbstherrscher umwandelt. So zeigt ein solcher ebenfalls, wie die Monarchie die beste Verfassung ist."

Die Quellen, woraus Herodot seine Geschichten schöpfte, waren theils frühere Dichter und Logographen, theils mündliche Ueberlieferungen, die er sich von Priestern und Weisen mittheilen ließ, theils Kunstdenkmäler, Inschriften, Orakelsprüche und sonstige schriftliche Urkunden, und in der Erzählung der Perserkriege wahrscheinlich die Berichte vieler Augenzeugen, die er in allen Theilen Griechenlands abgehört haben mochte. — Die Darstellung ist dem Stoffe ganz angemessen. Sie geht bei aller Mannichfaltigkeit und Abwechselung des Inhaltes im sanften, gleichmäßigen Flusse fort. Bald erzählt, bald schildert und beschreibt Herodot, und oft läßt er die handelnden Personen selber sprechen. Die kindliche Einfalt der Sprache, an die der Volksmärchen der Orientalen und der Chroniken des Mittelalters erinnernd, gewährt einen eigenen Reiz. Eine gewisse Breite und Ausführlichkeit steht dem vielgereisten und erfahrenen Manne wohl an, der sich gern selbst erzählen hört und den Zuhörern Alles recht deutlich und lebhaft vergegenwärtigen möchte. Dazu ist der fließende Ionische Dialekt, dessen er sich bedient, wenn auch von der epischen Sprache abweichend, doch ihr nahe verwandt, ganz geeignet und wie für diese Art

von kunstloser und naiver Erzählung geschaffen. Mit vollem Rechte hieß daher Herodot den Alten der Wundervollste und Süßtönende (ὁ θαυμασιώτατος καὶ μελίγηρυς).

Der Anlage nach ist Herodot's Geschichtswerk eine Epopöe in Prosa. Ein Hauptfaden geht durch das Ganze: die Zwiste der Hellenen und Barbaren. Diese verfolgt er von den frühesten Zeiten an bis herab auf die Schlachten von Platää und Mykale, die die Ueberlegenheit der Hellenen über die Barbaren für immer entschieden haben. Daran knüpft er auf natürliche Weise die Schilderungen und Geschichten der Länder und Völker, die den Hauptereignissen näher oder ferner lagen, und giebt uns so ein Gesammtgemälde der ganzen damals bekannten Welt. Erst von den Alexandrinischen Grammatikern rührt die Eintheilung des Werkes in neun Bücher her, deren jedes den Namen einer Muse trägt. Herodot selbst giebt einfach in den einleitenden Worten kurz den Zweck und den Inhalt seines Buches an: „Des Herodotos von Halikarnasos Geschichtsdarstellung ist dies, damit das von Menschen Geschehene nicht mit der Zeit verschwinde, noch die großen und bewunderungswürdigen, theils von Hellenen, theils von Barbaren vollführten Thaten in Vergessenheit gerathen, sowohl die übrigen, als auch aus welchem Grunde sie mit einander kriegten.“ Er führt hierauf die Veranlassungen des Zwistes zwischen Asien und Europa nach den Angaben Persischer Geschichtskundiger an: wie die Phöniker die Io, Tochter des Königs Inachos von Argos, und die Hellenen zur Vergeltung die Europa, Tochter des Königs von Tyros, geraubt haben. Dann wurden die Hellenen die Urheber einer zweiten Unbill, indem sie Medeia, die Königstochter von Kolchis, entführten, und ein Menschenalter später vergalt es ihnen Alexandros, des Priamos Sohn, die Helena raubend. Da nun waren die Hellenen die Ersten, die mit einem Heereszuge nach Asien kamen und die Macht des Priamos zerstörten. Von dieser Zeit an haben die Perser die Hellenen als Feinde betrachtet; denn die Perser sehen Asien und alle daselbst wohnenden barbarischen Völker als ihr Eigenthum an; Europa und die Hellenenwelt bilden ein Reich für sich. Herodot nun, die Untersuchung übergehend, ob es sich wirklich so oder anders verhalte, will mit dem ersten historisch sicheren Angriff gegen die Hellenen beginnen und im Laufe der Erzählung die Geschichte großer und kleiner Staaten durchnehmen. Es theilt sich sein Werk in zwei Haupttheile. Der erste umfaßt die Zeit vor den Perserkriegen, I—V, 27; der zweite die Zeit vom Aufstande der kleinasiatischen Griechen bis zu den Siegen von Platää und Mykale.

Der erste Theil beginnt mit der Geschichte von Lydien (I, 5—94); „denn Krösos war der Erste, welcher die Hellenen theils unterwarf und tributpflichtig machte, theils mit ihnen Bünd-

nisse einging: die Jonier, Aeoler und Dorier in Asien unterwarf er, und mit den Lakedämoniern ging er ein Bündniß ein." Von besonderem Interesse in diesem ersten Abschnitt ist die Erzählung von Kandaules, der seinen Dienstmann Gyges trotz seiner Weigerung zum Zeugen der Reize seines Weibes macht und darüber Reich und Leben verliert (c. 8—12), die Episode von der wunderbaren Rettung des Arion (c. 23. 24), die Erzählung von der Anwesenheit des Solon bei Krösos (c. 29—33) und die tieftragische Geschichte von Krösos und Adrastos, dem unfreiwilligen Mörder seines Sohnes Atys (c. 34—45). Das Lydische Reich wird durch Kyros erobert, und von nun an bildet die Geschichte des Persischen Weltreiches, der die Erzählung von den Medern bis Astyages nebst der Jugendgeschichte des Kyros (I, 95—130) und eine Schilderung der Religion, Sitten und Gesetze der Perser (I, 131—140) vorausgeschickt ist, den Hauptstrom, in den die Geschichten der andern Staaten verlaufen. Die Regierungen der persischen Könige Kyros, Kambyses, Dareios und Xerxes geben die Hauptabschnitte. In die Geschichte des Kyros (I, 140—216), der die Jonier zum zweiten Male knechtete, wird die Geschichte und Beschreibung Babylons (I, 177—200) und der Massageten (I, 201—216) eingewebt. Die Geschichte des Kambyses (II, 1—III, 66) giebt Veranlassung zur Schilderung des Landes, der Sitten, Gesetze, Religion und Geschichte der Aegypter (II, 2—182, König Rhampsinit und sein Schatzhaus c. 121, Polykrates und Amasis III, 39—43). An Dareios' Geschichte (III, 67—VII, 4) knüpft Herodot die Aufzählung der dem Perserreiche einverleibten Völker in Asien (III, 89—96) und die Beschreibung der Grenzvölker: der Aethioper, Kolcher, Araber und Inder und anhangsweise der Völker des unbekannten Nordens und Westens Europa's (III, 97—117), sowie die Eroberung Babylons durch die listige Selbstaufopferung des Zopyros (c. 153—160). Der Skythenzug (IV, 1—144) bietet ihm Gelegenheit, den Ursprung der Skythen zu erzählen und ihr Land zu beschreiben (IV, 5—36). Hieran schließt sich eine übersichtliche Darstellung der drei Erdtheile Asien, Libyen und Europa (IV, 37—45), eine Beschreibung der Ströme des Skythenlandes (IV, 46—58) und eine Schilderung der Religion und der Sitten der Skythen (IV, 59—82). Die Expedition der Perser nach Libyen (IV, 145—205) macht uns mit den Völkerschaften Libyens bekannt (IV, 168—196), sowie die des Megabyzos in Thracien mit den thracischen und macedonischen Ländern und Völkern (V, 1—22). Die Geschichte der Hellenen, ihrer Colonien und einzelner ausgezeichneter Persönlichkeiten wird überall da angeknüpft, wo sich eine passende Veranlassung findet.

Den zweiten Theil, der die Freiheitskämpfe der Griechen schildert, bilden drei Hauptabschnitte: Der Aufstand der Jonier, der mit der dritten Knechtung derselben endet (V, 28—VI, 32). „Die Athener und Eretrier hatten ihnen mit Schiffen beigestanden, und diese Schiffe waren der Uebel Anfang für die Hellenen und Barbaren." — Die beiden Rachezüge des Dareios. Der erste unter Mardonios verunglückte schmählich (VI, 43—45); in dem zweiten unter Datis und Artaphernes waren es die Athener, die bei Marathon, von Miltiades geführt, „unter allen Helenen zuerst im Laufe auf die Feinde losstürmten und den Anblick der medisch gekleideten Männer ertrugen; denn bis jetzt war den Hellenen den Namen der Meder zu hören ein Schrecken gewesen" (VI, 94—119). — Der Kriegszug des Xerxes, der über den bebrückten Hellespont nach Hellas mit zahllosen Schaaren zog, bei Thermopylä zum ersten Male erkannte, daß er viele Menschen, aber wenig Männer habe, und bei Salamis klagte, daß seine Männer ihm Weiber geworden seien. Der Sieg bei Platää vernichtete das Landheer mit seinem Führer Mardonios, und an demselben Tage ward bei Mykale der Rest der Persischen Flotte vernichtet und der Freiheitskampf vollendet. „Die Jonier fielen zum zweiten Male von den Persern ab, und die Hellenen segelten nach Hellas, unter anderen Schätzen auch das Zeug der Brücken mit sich führend, um sie in den Tempeln als Weihgeschenke aufzuhängen" (VII, 1—IX, 122).

Auch nach Herodot bedienten sich noch andere Geschichtschreiber des Jonischen Dialekts. So Antiochos und Ktesias. Antiochos von Syrakus, der Sohn des Xenophanes, ein jüngerer Zeitgenosse Herodots, verfaßte eine Schrift über die Urbewohner Italiens, *Ἰταλίας οἰκισμός*, deren Anfang uns Dionys von Halikarnas Antt. I, 12 aufbewahrt hat, sowie eine Geschichte Siciliens *(Σικελικῶν ἱστορία)* in neun Büchern (Diod. XII, 71) von König Kokalus bis Ol. 89, 1 = 424. Thucydides hat ihn eingehend benutzt. — Ktesias, ein Asklepiade aus Knidos, war Leibarzt des Persischen Königs Artaxerxes Mnemon und wohnte als solcher der Schlacht bei Kunaxa bei, heilte auch den König von seiner in dieser Schlacht empfangenen Wunde, kehrte aber bald darauf um 399 in sein Vaterland zurück. Er schrieb eine umfangreiche Persische Geschichte, *Περσικά* in 23 Büchern, welche in ihren sechs ersten Büchern die Geschichte der großen Assyrischen Monarchie bis zur Gründung der Persischen behandelte. In den letzten Büchern berichtete Ktesias Selbsterlebtes, in den ersteren schöpfte er sein Material aus Persischen Archiven *(διφθέραι βασιλικαί)*, daher sein Bericht in manchen Punkten den Angaben des Herodot widersprach und geflissentlich gegen ihn polemisirte. Sein Werk trug überhaupt mehr

den Charakter einer orientalischen Hof- und Reichsgeschichte, als den eines wirklichen Geschichtswerkes, und stand bei den Griechen in keinem besonderen Ansehen. Der Dialekt war ein gemilderter Jonischer[1]), die Darstellung einfach, doch nicht ohne Anmuth. Ein kleineres Werk *Ἰνδικά* in reinerem Jonisch, gab eine Aufzeichnung alles dessen, was Ktesias in Persien über Geographie und Producte des fernen Wunderlandes erkundet hatte. Im Allgemeinen galten seine Mittheilungen für wenig glaubwürdig.

In den späteren Perioden der Griechischen Literatur wurde der Jonische Dialekt nur noch vereinzelt aus gelehrter Spielerei zu schriftlichen Darstellungen benutzt. So schrieb im Alexandrinischen Zeitalter der als Grammatiker und Dichter bekannte Nikander von Kolophon *Αἰτωλικά* in Jonischer Prosa. In demselben Dialekt sind die noch erhaltenen *Ἰνδικά* des Arrianus (um 180 n. Chr.) geschrieben. Auch unter den Schriften des Lucianus von Samosata aus derselben Zeit finden sich zwei Jonisch geschriebene Abhandlungen *περὶ τῆς Συρίης θεοῦ* und *περὶ τῆς ἀστρολογίης*. Schon früher unter Kaiser Hadrian war ein andrer Sophist auf den Einfall gekommen unter Herodots Namen einen uns erhaltenen *βίος Ὁμήρου* im Jonischen Dialekt zu verfassen (S. 41).

4. Gelehrte Schriftsteller und Sophisten.

Protagoras, Prodikos, Hippias, Gorgias und deren Schüler.

Nach einer verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Reihe von Vorgängern auf dem Gebiete prosaischer Darstellung war Herodot der erste, welcher derselben eine kunstvolle Gestalt verlieh und damit den Beweis lieferte, daß auch die Prosa, trotzdem sie den *λόγος* und nicht den *μῦθος* (S. 164) zu ihrem Inhalt hat, unter Umständen durch geschickte Behandlung in formaler Hinsicht einen der Wirkung der Poesie wenigstens analogen Eindruck auf Hörer oder Leser hervorbringen könne. Wenn aber die Prosa selbst durchaus nicht aus einem künstlerischen Bedürfniß hervorgegangen ist, sondern zunächst zum Zwecke praktischer Mittheilung von allerlei wissenswerthem, zur Fixirung und Verbreitung positiver Kenntnisse in Anwendung gebracht ist, so ist auch die Rücksicht auf schöne Form, welche Deutlichkeit und Gemeinverständlichkeit wohl zur Voraussetzung hat, aber keineswegs mit ihr zusammenfällt, für die Prosa zu allen Zeiten etwas nebensächliches, nur von wenig Schriftstellern erstrebtes und noch wenigern erreichtes

---

[1]) Phot. bibl. p. 45: *Κέχρηται δὲ τῇ Ἰωνικῇ διαλέκτῳ, εἰ καὶ μὴ δι' ὅλου καθάπερ Ἡρόδοτος, ἀλλὰ κατ' ἐνίας τινὰς λέξεις.* Bald darauf: *τὰ Ἰνδικά, ἐν οἷς μᾶλλον ἰωνίζει.*

gewesen. Aber nur solche Prosawerke, welche einen bedeutenden Inhalt mit einer schönen Form zu verbinden wissen, gehören der Geschichte der Literatur im engeren Sinne (S. 10) an, die eben mit der allgemeinen Literaturgeschichte, oder der Geschichte der Gelehrsamkeit nach ihren einzelnen Disciplinen, nicht zu verwechseln ist. So kann es denn kommen, daß eine Periode, welche eine umfangreiche prosaische Schriftstellerei aufzuweisen hat, doch für die eigentliche Literatur nur geringe Ausbeute liefert, ein Umstand, der sich uns bei der Betrachtung der Alexandrinischen Periode, welche nicht blos den gesammten Bestand der früheren Literatur in großen Bibliotheken aufhäufte, sondern auch zu seiner Erläuterung und Erweiterung ganze neue Bibliotheken dazu schrieb, in recht auffälliger Weise fühlbar machen wird. Auch in der Periode, die uns gegenwärtig beschäftigt, von den Perserkriegen bis zum Tode des Perikles, finden wir schon manche Prosawerke erwähnt, die lediglich den Zwecken der Belehrung und Gelehrsamkeit dienten und für die Literatur selbst ohne Bedeutung waren. Daß es aber in dieser Periode dasjenige, was wir als Gelehrsamkeit bezeichnen, bereits gab, das zeigen Männer wie Demokrit und Hippokrates allein schon zur Genüge, auch wenn wir von anderweitigen Bestrebungen ähnlicher Art keine Kunde hätten. Wie man aber ohne eingehende Betrachtung der gelehrten Thätigkeit des Alexandrinischen Zeitalters und seiner allgemeinen Richtung auf Polyhistorie und Polymathie zu einer richtigen Beurtheilung und Würdigung seiner poetischen Leistungen nicht kommen kann, und sie darum auch in einer Geschichte der Literatur im engeren Sinne berücksichtigen muß, so bleibt auch der rasche Aufschwung der Attischen Prosa nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges ohne eine Erwähnung der secundären prosaischen Leistungen in der unmittelbar voraufgehenden Zeit, die in der Thätigkeit der sogenannten Sophisten gipfelte, unverständlich.

Als der älteste theoretische Schriftsteller über Musik ist bereits S. 148 Lasos von Hermione erwähnt worden. Suidas wenigstens berichtet unter anderem über ihn *πρῶτος περὶ μουσικῆς λόγον ἔγραψεν*. Ebenso ist die Abhandlung des Sophokles über den Chor bereits genannt worden. Der in Athen lebende Maler Agatharchos von Samos verfaßte eine Abhandlung über Bühnenmalerei (Vitruv. VII præf. 11: primum Agatharchus Athenis Aeschylo docente tragœdiam scænam fecit et de ea commentarium reliquit). Auch Demokrit und Anaxagoras schrieben nach demselben Gewährsmann über die Anwendung der Perspective zur scenischen Decoration. Als der älteste Schriftsteller über Homer wird Theagenes von Rhegium genannt, der nach Tatian adv. Graec. c. 31 schon in der Zeit

des Kambyses gelebt haben soll. Als Begründer der allegorischen Erklärungsweise des Homer wird Anaxagoras angegeben (Diog. Laert. II, 11), ohne daß eine besondere auf Homer bezügliche Schrift von ihm genannt würde. Wohl aber ist dies der Fall mit seinem Schüler Metrodor von Lampsakus (Tat. adv. Graec. c. 21). Als ungefährer Zeitgenosse des Demokrit wird Glaukos von Rhegium genannt (Diog. Laert. IX, 38), der Verfasser einer Schrift περὶ τῶν ἀρχαίων ποιητῶν τε καὶ μουσικῶν, aus welcher einige wichtige literargeschichtliche Notizen in der Schrift Plutarchs über Musik erhalten sind, der sie seinerseits aus Aristoxenos geschöpft hat. Wohl verschieden von ihm ist der in der Hypothesis zu den Persern des Aeschylos genannte Glaukos περὶ Αἰσχύλου μύθων. Unter Perikles lebte Stesimbrotos von Thasos, der gleichfalls über Homer schrieb und in Athen gegen Bezahlung öffentliche Vorträge über diesen Dichter hielt (Xen. Symp. 3, 6). Derselbe verfaßte ein umfangreiches historisches Werk, richtiger eine politische Flugschrift περὶ Θεμιστοκλέους καὶ Θουκυδίδου καὶ Περικλέους, in welcher er vom einseitigen Parteistandpunkte aus seinem Groll gegen die Vollender der Athenischen Demokratie, welche das Verhältniß Athens zu den Bundesgenossen in ein Abhängigkeitsverhältniß der letzteren verwandelt hatten, durch Mittheilung schmähsüchtiger Anekdoten über die genannten Männer Luft gemacht hat. Immerhin war seine Schrift ein auch von Thucydides mehrfach berücksichtigtes wichtiges Quellenwerk zur Geschichte jener Männer. Einige Fragmente daraus sind uns bei Plutarch erhalten, deren Aechtheit man in neuerer Zeit sehr mit Unrecht beanstandet hat.[1]) Eine andere Schrift desselben Stesimbrotos mit dem Titel περὶ τελετῶν handelte von Geheimculten und Mysterien. Alle diese Schriftsteller bedienten sich selbstverständlich des Jonischen Dialekts, wie dies auch der mit Stesimbrotos gleichzeitige Tragiker Jon von Chios in seinen ἐπιδημίαι (S. 229, 331) gethan hat.

Wenn auch nicht als Schriftsteller, so doch durch ihre Gelehrsamkeit und geistige Bildung hervorragend, waren mehrere Männer, die zu dem engeren Freundeskreise des Perikles gehörten. So der Astronom Meton, berühmt durch die Aufstellung seines neunzehnjährigen Cyklus (Ol. 86, 4 = 432), durch welchen eine Uebereinstimmung des Sonnen- und Mondjahres erzielt werden sollte. Ferner der berühmte Städtebaumeister Hippodamos, der Erbauer der Hafenstadt im Piräeus, der Kolonie von Thurii und der Stadt Rhodus (Ol. 93, 1 = 408), den Aristoteles Polit. II,

---

[1]) S. A. Schmidt, das Perikleische Zeitalter. I, S. 183 ff. II. Einseitig v. Wilamowitz im Hermes, XII, S. 362 f.

5, 2 als *λόγιος καὶ περὶ τὴν ὅλην φύσιν εἶναι βουλόμενος* bezeichnet. Endlich Damon, neben Pythokleides der Lehrer des Perikles in der Musik. Von ihm sagt Plutarch im Leben dieses Staatsmannes c. 4, er sei ein hervorragender Sophist gewesen, welcher der Menge gegenüber seine Redegewandtheit hinter dem Aushängeschild der Musik versteckte, für Perikles aber, den zukünftigen Athleten auf dem Gebiete der Politik, der Lehrer und Leiter seiner Uebungen war. Als man aber merkte, daß Damon den Musikunterricht nur als Deckmantel benutzte, wurde er als ehrgeiziger Kopf und Freund der Tyrannen durch den Ostracismus verbannt.[1]) In der Musik war er conservativ und Neuerungen abhold, da er der Ansicht huldigte, daß mit einer Aenderung in der Musik auch stets eine große Aenderung in politischer Hinsicht verbunden sei.[2])

Es ist nun bereits darauf hingewiesen worden, daß und weshalb im Perikleischen Zeitalter sich vor allem in Athen ein Verlangen nach allgemeiner wissenschaftlicher Bildung geltend machte. Es galt eben in der Demokratie durch ein höheres Maß von Kenntnissen, noch mehr aber durch eine gesteigerte Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, vornehmlich der Redegewandtheit, sich einen Einfluß über die Menge der Bürger zu verschaffen, den vornehme Geburt und Reichthum allein nicht mehr, wie dies wohl früher der Fall gewesen, gewähren konnten. So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn in besagter Zeit verschiedene kenntnißreiche und gelehrte Männer meist aus den Jonischen Städten, aber auch aus Sicilien und anderswoher, als Lehrer der Wissenschaft Griechenland durchzogen, namentlich aber nach Athen kamen und hier besonders unter der reichen, vornehmen Jugend ein lernbegieriges, dankbares Publicum fanden. Unter ihnen traten besonders Protagoras aus Abdera, Prodikos von Keos, Hippias aus Elis und Gorgias aus Leontinoi hervor. Man nannte sie Sophisten, d. h. Männer der Wissenschaft, Lehrer der Weisheit, Leute die durch Kenntnisse hervorragten und sie anderen für Geld durch Unterricht mittheilten. Wie sich nun heutzutage nicht leicht Jemand selbst als einen Gelehrten bezeichnet, so ließen sich auch jene Männer lieber von anderen Sophisten nennen, als daß sie sich selbst so genannt hätten, obgleich dies mehrere von ihnen doch auch thaten. Aber dieser Name war damals ein durchaus

[1]) *ὁ δὲ Δάμων ἔοικεν ἄκρος ὢν σοφιστὴς καταδύεσθαι μὲν εἰς τὸ τῆς μουσικῆς ὄνομα πρὸς τοὺς πολλοὺς ἐπικρυπτόμενος τὴν δεινότητα, τῷ δὲ* **Περικλεῖ** *συνῆν καθάπερ ἀθλητῇ τῶν πολιτικῶν ἀλείπτης καὶ διδάσκαλος. οὐ μὴν ἔλαθεν ὁ Δάμων τῇ λύρᾳ παρακαλύμματι χρώμενος, ἀλλ' ὡς μεγαλοπράγμων καὶ φιλοτύραννος ἐξωστρακίσθη.*

[2]) Plat. de republ. IV, p. 424 C: *οὐδαμοῦ κινοῦνται μουσικῆς τρόποι ἄνευ πολιτικῶν νόμων τῶν μεγίστων, ὥς φησί τε Δάμων καὶ ἐγὼ πείθομαι.*

ehrenvoller, ohne jegliche schlechte Nebenbedeutung, wie er denn eine solche im allgemeinen Bewußtsein der Griechen eigentlich zu keiner Zeit gehabt hat, so daß er in der Römischen Periode der Griechischen Literatur sogar mit ganz besonderem Glanze wieder auftritt. Und wie Plutarch, der an der angeführten Stelle wohl den Stesimbrotos vor Augen hatte, Damon einen hervorragenden Sophisten nennt, so hieß unter anderen auch die feingebildete Aspasia, welche Perikles in der Redekunst unterrichtet haben sollte, in guter, alter Tradition eine Sophistin *(σοφίστρια)*. Erst Plato, der in vielen seiner Dialoge den Sokrates in einen principiellen Gegensatz zu den Sophisten treten läßt, macht diese zu den Vertretern einer oberflächlichen Scheinwisserei, ohne Einsicht in die letzten Gründe dessen, was sie selbst lehrten, vor allem ohne klare Principien der ethischen Fragen, und läßt sie in Folge dessen an manchen Stellen eine ziemlich einfältige Rolle spielen. Ihm schließt sich Aristoteles an, welcher die Sophistik geradezu als scheinbare, aber nicht wirkliche Weisheit, den Sophisten als denjenigen definirt, der mit dieser scheinbaren, aber nicht wirklichen Weisheit Geld verdient (soph. elench. 1, 6), wobei er wohl die unbedeutenden Vertreter einer jüngeren Sophistengeneration vor Augen hatte. Sie erscheinen bei ihm als hinterlistige Schwätzer, die durch allerlei versteckte, oft aber selbst handgreifliche Kniffe und Paralogismen die Wahrheit verdrehen. Ohne nun die polemischen Uebertreibungen in den Schilderungen dieser Philosophen von dem thatsächlich gegebenen zu unterscheiden, haben sich die Neueren zu bereitwillig in der Beurtheilung der Sophisten denselben angeschlossen und es ist ein Verdienst des Englischen Geschichtschreibers G e o r g G r o t e, die Anregung zu einer vorurtheilsfreieren Würdigung dieser Männer gegeben zu haben.

In der That waren es sehr kenntnißreiche, persönlich durchaus achtbare, allerdings etwas von sich eingenommene Leute, welche darauf ausgingen, ihre Kenntnisse anderen mitzutheilen, namentlich aber jungen Leuten durch ihre Unterweisung zu größerer Gewandtheit im Gebrauch der schriftlichen und mündlichen Rede zu verhelfen und sie dadurch geschickter zu machen, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. Es ist völlig verkehrt, die Sophisten als absichtliche, bewußte Volks- oder Jugendverderber zu betrachten. Es ist ja zu allen Zeiten höchst wünschenswerth, daß die wissenschaftliche Bildung nicht im ausschließlichen Besitz einiger weniger bleibe, sondern zum Gemeingut möglichst zahlreicher Kreise werde, und alle diejenigen, die dazu beitragen, die Wissenschaft zu verallgemeinern, erwerben sich dadurch allemal ein gewisses Verdienst. Aber es ist auch unbestreitbar, daß alle Versuche, die Wissenschaft zu popularisiren, mit einer Verflachung derselben für Lehrer und Schüler verbunden sind. Dazu kommt, daß nur wenige Menschen

im Stande sind, wirkliche Bildung von oberflächlicher Halbbildung, wirkliche Gelehrsamkeit von täuschender Vielwisserei zu unterscheiden. Ebenso werden zu allen Zeiten schlechte Charaktere darauf ausgehen, die größere geistige Gewandtheit, zu der ihnen ihre gesteigerte Bildung verhilft, zu verwerflichen, egoistischen Zwecken zu mißbrauchen. Dafür sind jedoch lediglich die betreffenden Charaktere selbst verantwortlich zu machen, nicht aber ihre Lehrer und ebensowenig die Wissenschaft und Bildung, die sie gelernt haben. Derartige Sätze sind heutzutage allen wirklich Gebildeten geläufig. Den Athenern aber, welche die unvermeidlichen Schattenseiten eines freien Gemeinwesens und einer sich verallgemeinernden Bildung zum erstenmale kennen lernten, waren sie neu und unverständlich. Kein Wunder daher, daß sie als eine Schuld der einzelnen Lehrer und der durch sie verbreiteten Bildung betrachteten, was doch im Grunde die Schuld der damaligen Gesammtlage ihres politischen Lebens und seiner rapiden Entwicklung war. So kam es denn, daß die Sophisten bei ihrem ersten Auftreten, weil sie dem gesteigerten Bildungsbedürfniß der damaligen Zeit Befriedigung gewährten, allgemein bewundert und gefeiert wurden, daß aber diese Bewunderung, als die von ihnen ausgestreute Saat aufging und ihre guten und zugleich auch schlimmen Früchte trug, bei einem Theile der Athener wenigstens bald in erbitterte Angriffe und geringschätzige Verachtung umschlug. In der Philosophie waren übrigens die Sophisten keine selbständigen Denker, auch haben sie diese Wissenschaft selbst direct nicht gefördert. Dennoch bezeichnet Philostratus nicht mit Unrecht diese ältere Sophistik als philosophirende Rhetorik, da diese Sophisten die philosophischen Lehren jener Zeit für ihre Zwecke als Fermente der allgemeinen Bildung benutzten. Dabei lag es für sie nahe, gerade die philosophischen Lehren hervorzuheben und in dogmatisirender Weise ausführlicher zu behandeln, die sich auf das praktische Leben der Menschen bezogen. Damit haben sie allerdings dem ethischen Räsonnement des Sokrates den Weg gebahnt und so den Grund zur eigenthümlich Attischen Philosophie gelegt.

Der erste von diesen Männern, der sich selbst einen Sophisten nannte, und Lohn für seinen Unterricht nahm, war Protagoras aus Abdera, geboren um 480, so daß er unmöglich, wie einige wollten, ein Schüler des Philosophen Demokrit kann gewesen sein. Er durchzog etwa vierzig Jahre lang als Lehrer die verschiedenen Städte Griechenlands, hielt sich aber überwiegend in Athen auf und starb in einem Alter von siebenzig Jahren (Plat. Men. p. 91 E). Besondere Beziehungen zu Perikles bekundet eine Anekdote bei Plutarch (v. Pericl. c. 36), wonach beide, als ein gewisser Epitimos von seinem Gegner im Fünfkampf aus Versehen mit einem

Wurfspieß getroffen und getödtet war, einen ganzen Tag darüber stritten, wem die eigentliche Schuld an dem Unfall beizumessen sei, dem Wurfspieß, dem Gegner oder den Kampfordnern. Wenn eine Angabe des Heraklides Ponticus Glauben verdient, wonach Protagoras der neuen Colonie Thurii Gesetze ausgearbeitet hat, so würde wohl auch dies auf eine Anordnung des Perikles zurückzuführen sein. Wie sehr er selbst den großen Staatsmann schätzte, beweist ein wohl aus Krantor entlehntes Citat aus Protagoras im Jonischen Dialekt in der dem Plutarch beigelegten Trostschrift an Apollonios: „Als Perikles' Söhne, schöne Jünglinge im blühenden Lebensalter, in einem Zeitraum von höchstens acht Tagen gestorben waren, so ertrug er dies ohne äußere Trauer und behielt standhaft seine Fassung. Dies trug tagtäglich viel zu seinem Glück, seiner Schmerzlosigkeit und seinem Ruhm bei der Menge bei. Denn jeder, welcher sah, wie er seinen eignen Kummer mit starker Kraft ertrug, hielt ihn für eine tapfere, hochsinnige und ihm selbst überlegene Natur, da er sich seiner eignen Fassungslosigkeit in derartiger Lage wohl bewußt war." Im Jahre 422 brachte ihn der Komiker Eupolis in seinen *Κόλακες* (S. 354), in denen er das schmarotzerhafte Treiben der Sophisten im Hause des reichen Kallias schilderte, in welches auch Plato die Scene seines nach Protagoras benannten Dialogs verlegt hat, auf die Bühne. Eine Zeit lang hielt er sich in Sicilien auf, wahrscheinlich um die dort erblühende Rhetorik kennen zu lernen. Im Jahre 415 verurtheilten ihn die Athener wegen Gottlosigkeit, nachdem sie durch einen Herold seine Schriften von den Besitzern hatten einsammeln und auf offenem Markte verbrennen lassen. Den Grund zu dieser Maßregel gab der Anfang einer von ihm verfaßten und öffentlich vorgelesenen Schrift über die Götter: „In Betreff der Götter vermag ich zu keiner Einsicht zu gelangen, weder ob sie sind, noch ob sie nicht sind. Vieles verhindert die Einsicht, namentlich die Dunkelheit des Gegenstandes und die Kürze des menschlichen Lebens." Diogenes Laertius (IX, 8) giebt eine ganze Reihe von Titeln seiner Schriften oder Abhandlungen, darunter über die Wissenschaften *(περὶ τῶν μαθημάτων)*, über den Staat, über den Ehrgeiz, über die Tugenden, über die Unterwelt, über die unrechten Handlungen der Menschen. Diese Titel beweisen deutlich die schon bei Protagoras vorwaltende Richtung auf das Ethische.

Sein Unterricht, durch den er seine Schüler nicht blos einsichtiger, sondern auch tugendhafter zu machen glaubte, war mehr didaktischer und grammatisch-stilistischer, als eigentlich rhetorischer Art. Er unterwies dieselben zunächst in der *ὀρθοεπείῃ* und war der Erste, welcher bestimmte Sprachregeln aufstellte. Dabei ließ er es sich wohl beikommen, die wirkliche Sprache nach dem

Princip einer vermeintlichen Analogie zu meistern, wie sich dies aus den Scherzen in des Aristophanes Wolken (v. 645 ff.) entnehmen läßt. Demnächst übte er sie in der Bearbeitung von Thesen, d. h. in der Entwicklung des Für und Wider bestimmter Fragen (*πρῶτος κατέδειξε τὰς πρὸς τὰς θέσεις ἐπιχειρήσεις*), wobei er Anleitung zur Beseitigung gegnerischer Einwürfe sowie zur Auffindung von Gründen für eine scheinbar schwer durchzuführende Behauptung gab. Auf letzteres bezieht sich sein berüchtigtes *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*, bei dem er selbst natürlich an eine Verdrehung von Recht und Unrecht nicht dachte. In der Anfertigung solcher Thesen übten weiterhin auch Aristoteles und Theophrast ihre Schüler, und im späteren Alterthum bildeten sie ein ständiges Glied in der Zahl der rhetorischen Progymnasmen, d. h. derjenigen Vorübungen, welche Grammatiker und Rhetoren als Vorbereitung auf die eigentliche Rhetorik mit ihren Schülern durchnahmen. Auch die zu derselben Progymnasmenreihe gehörenden *Κοινοὶ τόποι*, loci communes, d. h. die amplificirende Darstellung einer allgemeinen löblichen oder verwerflichen Handlung, die dem, was wir unter Gemeinplätzen verstehen, nur in beschränktem Maße entsprechen, gehen nach Cicero (Brut. 12, 46) auf Protagoras zurück. In seinen philosophischen Ansichten knüpfte er an die Lehre des Heraklit an. Aus dem beständigen Fluß aller Dinge entwickelte er die Relativität und Subjectivität aller menschlichen Meinungen und Urtheile und das Fehlen einer eigentlich objectiven Wahrheit, so daß unter Umständen auch entgegengesetztes und sich widersprechendes wahr sein kann. Daher sein berühmter Satz *πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος, τῶν μὲν ὄντων, ὡς ἔστι, τῶν δὲ οὐκ ὄντων, ὡς οὐκ ἔστιν*, dessen verwerfliche Consequenzen freilich von ihm selbst nicht gezogen wurden. Das allgemeine Ansehen, dessen er sich erfreute, geht am besten daraus hervor, daß er den Beinamen *Σοφία* führte. Durch seinen Unterricht hatte er sich große Reichthümer erworben. Nach Diogenes Laertius ließ er sich von jedem Schüler hundert Minen bezahlen. Nach Plato dagegen überließ er es den Schülern selbst zu bestimmen, was sie ihm als Aequivalent für das bei ihm Gelernte an Honorar zahlen wollten. Der ersteren Angabe entspricht die vielerwähnte Anekdote von seinem Streit mit seinem Schüler Euathlos, die Andere freilich von Tisias und Korax erzählten. Sie bildete in den späteren Rhetorenschulen ein stehendes Beispiel für ein *ζήτημα ἀσύστατον* d. h. ein Thema, welches an einem inneren Widerspruch leidet, in sich ohne Bestand und darum keiner rednerischen Behandlung fähig ist. Euathlos will von Protagoras die Redekunst erlernen. Die eine Hälfte des ausbedungenen Honorars bezahlt er gleich, bevor der Unterricht beginnt, die andre Hälfte verspricht

er an dem Tage zu entrichten, wo er zum erstenmale vor Gericht auftreten und einen Prozeß gewinnen würde. Er lernt, tritt vor Gericht aber nicht auf. Protagoras, um zu seinem Gelde zu kommen, wird klagbar und spricht: Du mußt mir auf alle Fälle mein Geld geben, mag nun gegen dich, oder für dich entschieden werden. Denn verlierst du den Prozeß, so hast du laut richterlichen Erkenntnisses mich zu befriedigen, gewinnst du, dann kraft unseres Vertrages. Allein Euathlos erwiderte: Ich werde auf keinen Fall zahlen, mag nun gegen mich, oder für mich entschieden werden. Denn gewinne ich den Prozeß, so bin ich dir nichts schuldig laut richterlichen Erkenntnisses, verliere ich ihn, dann kraft meines Vertrages. Die Richter wußten sich in diesem Falle nicht zu helfen, und schoben die Entscheidung auf die lange Bank.

Nicht minder angesehen als Protagoras war der etwas jüngere Prodikos von Keos. Er kam wiederholt als Gesandter seiner Heimath nach Athen, und als er hier namentlich mit einer vor dem Rath gehaltenen Rede großen Beifall gefunden hatte, so veranlaßte ihn dies, weitere Vorträge in Athen zu halten und daselbst Unterricht zu ertheilen, den er sich verschieden, je nach dem was er lehrte, bezahlen ließ. Auch bei Prodikos bestand der Kern des Unterrichts in einer grammatisch-stilistischen Propädeutik. Besonderen Nachdruck legte er dabei auf die *ὀρθότης τῶν ὀνομάτων* (Plat. Euthyd. p. 277 E), den richtigen Gebrauch der Worte, mit Untersuchung ihrer Bedeutung und Herkunft und genauer Scheidung der Synonyma. So lehrte er, daß die *ἡδονή* die drei von einander zu sondernden Begriffe der *χαρά*, *τέρψις* und *εὐφροσύνη* unter sich befasse, und Plato legt ihm ganz zutreffende Unterscheidungen zwischen *κοινός* und *ἴσος*, *ἀμφισβητεῖν* und *ἐρίζειν*, *εὐδοκιμεῖν* und *ἐπαινεῖσθαι*, *εὐφραίνεσθαι* und *ἥδεσθαι* und ähnliche in den Mund. Wenn Protagoras und Gorgias sich bereit erklärten, über jedes Thema beliebig lang oder kurz zu reden (es setzt dies eine Einsicht in das Wesen der rhetorischen Amplification voraus), so meinte Prodikos im Gegensatz dazu, daß es nicht auf Länge oder Kürze der Rede, sondern darauf ankomme, daß sie das richtige Maß habe (Plat. Phaedr. p. 267 B). Von Schriften des Prodikos wird uns nur ein *σύγγραμμα περὶ Ἡρακλέους* genannt, welches den Titel *Ὧραι* führte. Aus ihm hat Xenophon in den Memorabilien (II, 1) die berühmte Erzählung von Herakles am Scheidewege, wenn auch nicht ihrem Wortlaute nach, entlehnt. Uebrigens hatte Prodikos nur ein bereits bei den Pythagoreern übliches Symbol auf Herakles übertragen, wenn anders die Bezeichnung des nach zwei Seiten auseinandergehenden Buchstabens Y als littera Pythagorica auf die älteren Pythagoreer, von denen ja auch der Vergleich des

menschlichen Lebens mit den vier Jahreszeiten herrühren soll (Diod. fr. X, 20), zurückweist.

Es ist interessant, daß der Gegensatz zwischen sprachlich-philosophischen und realistischen Unterrichtsmitteln, der in der modernen Pädagogik eine so große Rolle spielt, uns auch schon bei den Griechen in der Zeit entgegentritt, in welcher bei ihnen von höherer Bildung überhaupt zum erstenmale die Rede ist. Protagoras, Prodikos und der alsbald zu erwähnende Gorgias wollten mit ihrem Unterricht auf sogenannte Trivial-Bildung mittelst Grammatik, Rhetorik und Dialektik hinaus. Hippias aus Elis dagegen, der Zeitgenosse des Prodikos, war entschiedener Realist. Er unterrichtete in Geometrie, Astronomie, Musik und Rhythmik, sprach auch über Malerei und bildende Kunst. Bei ihm finden wir also bereits das spätere Quadrivium vor, das freilich ohne gründliche Verbindung mit dem Trivium in der Luft schwebt. Hippias zog viel in Griechenland umher und erwarb sich dabei reichlich Geld und Ehre. Dabei richtete er sich mit seinem Unterricht sehr weise nach der verschiedenen Neigung seiner Zuhörer. So beschränkten sich in Lakedämon seine Vorträge auf Politik und Geschichte (Philostr. v. soph. I, 11), für die er gerade dort ein dankbares Publicum fand. Wie sonst in der Regel, so war auch bei Hippias seine Vielwisserei, bei der er durch ein treffliches Gedächtniß unterstützt wurde — noch als Greis war er im Stande, fünfzig einmal gehörte Worte in derselben Reihenfolge wiederzugeben, in welcher er sie gehört hatte — mit einer gewissen Eitelkeit und Neigung zu prahlerischer Ostentation verbunden, daher er von Plato am meisten unter allen Sophisten verspottet wird. Unter großem Beifall trat er in Olympia als Redner auf, wobei er denn schon durch sein bloßes Erscheinen Aufsehen erregte, denn alles was er an und um hatte, bis herab auf die Sandalen an den Füßen und den Ring am Finger, rühmte er sich, selbst verfertigt zu haben, wie dies Plato im kleineren Hippias erwähnt und Apulej in seiner schwülstigen Manier (Flor. I, 9) ausführlich geschildert hat. Als Schriftsteller versuchte sich Hippias in allen möglichen Formen der Darstellung, ohne irgendwie erhebliches zu leisten. Erwähnung verdient jedoch sein *Τρωικὸς διάλογος*, der erste Versuch in dialogischer Form, ein Gespräch, in welchem Nestor nach Troja's Zerstörung dem Neoptolemos Rathschläge ertheilte, wie er sein Leben einzurichten habe, um als rechtschaffener Mann, als *ἀνὴρ ἀγαθός* zu erscheinen, wie sich Philostratus sehr bezeichnend ausdrückt. Ein Epigramm von ihm auf Statuen, welche die Bewohner von Messana als Weihgeschenke in Olympia aufgestellt hatten, erwähnt Pausanias V, 25.

Von weit größerer literarischer Bedeutung als die drei genannten war aber Gorgias, der Sohn des Charmantidas, aus

der Sicilischen Stadt Leontinoi oder Leontion, der für einen Schüler des Empedokles galt. Im Jahre 427 wurde er von seiner Vaterstadt an der Spitze einer Gesandtschaft nach Athen geschickt, um die Athener gegen die Syrakusaner, welche die Leontiner mit Krieg überzogen hatten, um Hülfe zu bitten. Gorgias wurde in die Volksversammlung geführt und erregte durch seine Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, die allgemeine Bewunderung der Athener. Denn diese bekamen aus seinem Munde zum erstenmale eine durch Anwendung bestimmter Figuren absichtlich kunstvoll gestaltete Redeweise zu hören. Sie lernten den Gebrauch der Antithesen, einen kunstvollen Parallelismus der Satzglieder in Zahl und Tonfall der Wörter (*ἰσόκωλα, πάρισα*) eine auf das Ohr berechnete absichtliche Uebereinstimmung in den Endsilben der Wörter (*ὁμοιοτέλευτα*) und ähnliche Klanggebilde kennen[1]), was bei ihrer Empfänglichkeit für alles, was Kunst hieß, durch den Reiz der Neuheit unterstützt, gewaltig auf sie wirkte. Dabei bediente sich Gorgias vielfach poetischer Ausdrücke und namentlich zusammengesetzter Wörter, deren Gebrauch der Redeweise des gewöhnlichen Lebens sonst fremd war. Er erreichte den Zweck seiner Gesandtschaft und begab sich zunächst nach Hause, um aber schon nach kurzer Zeit zurückzukehren und seitdem nach der Weise der andern Sophisten Griechenland zu durchwandern und Unterricht zu ertheilen. Hauptsächlich hielt er sich in Athen und im Thessalischen Larissa auf, wie denn bei den Thessaliern noch lange das Zeitwort *γοργιάζειν* in der Bedeutung von *ῥητορεύειν* üblich war. Ueberall, wo er hinkam, ward ihm reicher Beifall und ergiebiger Lohn seitens zahlreicher Schüler zu Theil. Er selbst bezeichnete sich aber nicht als Sophisten, sondern als *ῥήτωρ*, auch wollte er nicht Tugend lehren, sondern durch seine Kunst, die er als den Kern aller höheren Bildung betrachtete, seinen Schülern zu unbedingter Redegewandtheit verhelfen. Bei seinem Unterricht legte er aber noch kein rhetorisches System, keine *τέχνη* im späteren Sinne zu Grunde, wie er denn auch nichts Technisches hinterlassen hat, sondern er ließ seine Schüler gewisse loci communes als Musterstücke für etwaige Nachahmung auswendig lernen und übte sie in der Form der rhetorischen Ampli-

---

[1]) Die Sprech- und Schreibweise des Gorgias mag folgendes Fragment aus seinem Epitaphios veranschaulichen: *μαρτυρίας δὲ τούτων τρόπαια ἐστήσαντο τῶν πολεμίων, Διὸς μὲν ἀγάλματα, τούτων δὲ ἀναθήματα, οὐκ ἄπειροι οὔτε ἐμφύτου Ἄρεος οὔτε νομίμων ἐρώτων οὔτε ἐνοπλίου ἔριδος οὔτε φιλοκάλου εἰρήνης, σεμνοὶ μὲν πρὸς τοὺς θεοὺς τῷ δικαίῳ, ὅσιοι δὲ πρὸς τοὺς τοκέας τῇ θεραπείᾳ, δίκαιοι πρὸς τοὺς ἀστοὺς τῷ ἴσῳ, εὐσεβεῖς δὲ πρὸς τοὺς φίλους τῇ πίστει. τοιγαροῦν αὐτῶν ἀποθανόντων ὁ πόθος οὐ συναπέθανεν, ἀλλ᾽ ἀθάνατος ἐν οὐκ ἀσωμάτοις σώμασι ζῇ οὐ ζώντων.*

fication (*αὔξησις, δείνωσις*). Dabei trat er bei verschiedenen Gelegenheiten selbst als Musterredner auf und gab die von ihm gehaltenen Reden heraus. So wissen wir, daß er einen *λόγος Πυθικός* in Delphi, einen *Ὀλυμπικός* in Olympia, einen *Ἐπιτάφιος* mit einer allgemeinen Verherrlichung der für das Vaterland Gefallenen in Athen gehalten hat, auch wird ein *ἐγκώμιον Ἠλείων* erwähnt. Im Olympikos ging er von den politischen Gegensätzen unter den Hellenen aus und ermahnte sie zur Eintracht sowie zum Kampf gegen die Perser; als Kampfpreis ihrer Waffen sollten sie nicht ihre eignen Städte, sondern das Land der Barbaren betrachten. So ist denn Gorgias als der Vater der epideiktischen Beredsamkeit zu betrachten, die späterhin durch Isokrates ihre klassische Vollendung erlangt hat. Diese epideiktische Beredsamkeit hat es, abgesehen von fingirten Fällen, nicht wie die gerichtliche mit Anklage und Vertheidigung, noch wie die berathende mit Ertheilung wichtiger Rathschläge in öffentlichen Angelegenheiten vor der Volksversammlung, sondern lediglich mit der Ergötzung einer Festversammlung oder gebildeter Leser zu thun und will die Redekunst als solche zur Anschauung bringen, sie ist darum mehr als die anderen Gattungen der Beredsamkeit von vornherein auf kunstreiche, anmuthige Darstellung bedacht. Von der folgenschwersten Wichtigkeit aber war der Umstand, daß Gorgias, der bei seinem ersten Auftreten in Athen sich wohl noch seiner heimischen Jonischen Mundart bedient hatte, sich späterhin in Lehre und Schrift des Attischen Dialekts bediente, für welchen ihm der Dialog der tragischen Dichter erwünschte Vorbilder gab, und daß durch ihn, da er auf seinen Wanderungen diese Neuerung sicherlich auch in anderen Griechischen Städten verbreitete, der Attische Dialekt zur eigentlichen prosaischen Schriftsprache für das gesammte Griechenland erhoben wurde, der entscheidende Schritt, welcher der weiteren Ausbildung der Jonischen Prosa und der bis dahin noch vorhandenen Literatur der Griechischen Stämme ein Ende machte.

Unter Gorgias' Namen sind zwei unbedeutende epideiktische Reden auf uns gekommen, ein Lob der Helena (*Ἑλένης ἐγκώμιον*) und eine Selbstvertheidigung des Palamedes gegen die von Odysseus erhobene Anklage des Verraths (*ὑπὲρ Παλαμήδους*). Beide sind aber das untergeschobene Machwerk einer späteren Zeit. Der Verfasser des Palamedes verräth auf Schritt und Tritt die Bekanntschaft mit der schon völlig ausgebildeten rhetorischen Technik — so findet sich am Schluß der Rede der ausdrückliche Hinweis, daß und weshalb eine Recapitulation des Gesagten nicht nöthig sei, ferner im vorletzten Theile die auffällige Wendung: *διὰ παντὸς ἀπ' ἀρχῆς εἰς τέλος ἀναμάρτητος ὁ παροιχόμενος βίος ἐστί μοι* — der Verfasser der Helena giebt sich aber durch die über-

triebene Anwendung der Gorgianischen Figuren als Nachahmer kund. — Schließlich sind noch die philosophischen Ansichten des Gorgias zu erwähnen, über welche uns die bereits genannte Schrift de Melisso Xenophane Gorgia und in der Kürze Sext. Empir. adv. Math. VII, 65 ff. Auskunft geben. Danach vertrat er in einer gegen das Seiende der Eleaten gerichteten Schrift *περὶ τοῦ μὴ ὄντος ἢ περὶ τῆς φύσεως* den Standpunkt einer vollständig nihilistischen Skepsis und leugnete das Vorhandensein jeder objectiven Wahrheit. Es ist nichts; wenn auch etwas sei, so könnte es doch nicht erkannt werden; wenn auch etwas sei und erkannt werden könne, so sei es doch nicht mittheilbar.

Gorgias überlebte Sokrates noch um mehrere Jahre und erreichte ein Alter von über hundert Jahren. Als seine Schüler werden unter anderen Polos von Agrigent, Licymnios, Alcidamas, Antisthenes und Proxenos, der Freund des Xenophon (Anab. II, 6, 11) genannt. Der Sophist Licymnios ist wohl verschieden von dem gleichnamigen Dithyrambiker aus Chios. Alcidamas war Zeitgenosse des Isokrates. Er verfaßte eine technische Schrift und mehrere epideiktische Reden, darunter ein *Μεσσηνιακός, ἐγκώμιον Ναΐδος, θανάτου ἐγκώμιον*. Aus einer Schrift, welche den Titel *Μουσεῖον* führte[1]), ist der Kern der Erzählung vom Wettkampf zwischen Homer und Hesiod, die sich in mehrfach verkürzter Form in dem in einer Florentiner Handschrift erhaltenen sogenannten certamen Hesiodi findet, entlehnt. Es wäre nicht unmöglich, daß das *ἐγκώμιον θανάτου* nur einen Theil dieses *Μουσεῖον* ausmachte, welches zwar keine *τέχνη*, aber doch allem Anschein nach eine die *τέχνη* ergänzende Sammlung rhetorischer Musterstücke gewesen ist. Auch unter Alcidamas' Namen sind zwei epideiktische Reden auf uns gekommen. Davon ist die eine *Ὀδυσσεὺς κατὰ Παλαμήδους προδοσίας* unzweifelhaft unächt. Die andre *περὶ τῶν τοὺς γραπτοὺς λόγους γραφόντων ἢ περὶ σοφιστῶν* hat in neuerer Zeit gewichtige Vertheidiger ihrer Echtheit gefunden (Spengel, Vahlen). Und in der That zeichnet sich diese Rede unter all den Producten, welche den Anhang zu unserer Sammlung der Attischen Redner bilden, wie durch die Bedeutsamkeit ihres Inhaltes, so durch Gewandtheit des Ausdrucks recht vortheilhaft aus. Der Verfasser betrachtet die Anleitung zur extemporalen Beredsamkeit, bei welcher die Formulirung des Ausdrucks auf freier Eingebung des Augenblicks beruht, während der Redner vorher blos die Gedanken und ihre Reihenfolge skizzirt hat, als die Blüthe der sophistischen Unterweisung, und

---

[1]) F. Nietzsche vermuthet im Rhein. Mus. 1873 S. 217 nach Arist. Rhet. III, 3 daß der Titel *τῆς φύσεως μουσεῖον,* etwa „Schule des Talents" gelautet habe.

sucht ihre Vorzüge vor der Methode, welche mit großer Sorgfalt blos schriftliche Reden ausarbeiten läßt, die im Falle eines öffentlichen Auftretens dann wörtlich auswendig zu lernen sind, des weiteren auseinanderzusetzen. Man hat hierbei an eine directe Polemik gegen Isokrates gedacht. Aber bei genauerer Betrachtung erweist sich diese Annahme als nicht stichhaltig und es erscheint gerathener, auch die Echtheit dieser Rede als mindestens sehr zweifelhaft zu betrachten.[1]) Antisthenes ist berühmt als nachmaliger Schüler des Sokrates und Stifter der cynischen Schule. Seine sophistisch-rhetorischen Schriften macht Diogenes Laertius VI, 16 namhaft, darunter die beiden noch jetzt unter seinem Namen vorhandenen Declamationen *Αἴας* und *Ὀδυσσεύς*, welche den Streit dieser beiden Helden um die Waffen des Achill zum Thema haben und, ihre Echtheit zugegeben, doch als ziemlich unbedeutende Leistungen erscheinen. Wichtiger ist der Umstand, daß Diogenes auch eine Schrift des Antisthenes *περὶ λέξεως ἢ περὶ χαρακτήρων* nennt. Bekanntlich unterschieden die alten Rhetoren drei Stilarten (genera dicendi) die als *φραστικοὶ χαρακτῆρες τοῦ λόγου* bezeichnet wurden, eine erhabene, mittlere und niedere (*χαρακτὴρ ὑψηλός, μέσος, ἰσχνός*). Diese Eintheilung war bereits dem Theophrast bekannt, doch ist nachgewiesen, daß sie von ihm nicht kann erfunden sein[2]), ohne daß man bisher einen andern Urheber derselben hätte auffinden können. Durch diese bis jetzt übersehene Notiz des Diogenes wird diese Lücke in unsrer Kenntniß der Geschichte der Rhetorik einigermaßen ausgefüllt. — Von dem Einfluß, welchen Gorgias auf den Dichter Agathon ausgeübt hat, war bereits die Rede (S. 334).

Unter den übrigen Sophisten, von denen uns die meisten nur dem Namen nach bekannt sind, war der bedeutendste Thra-

---

[1]) Daß beide Reden von verschiedenen Verfassern herrühren, beweist Sprache und Composition. In der ersteren ist der Hiat nicht vermieden, in der zweiten fast mit derselben Peinlichkeit, wie bei Isokrates. Die Partikel *τέ* wird in beiden Reden ganz verschieden gebraucht. Die Partikel *γέ* findet sich nur in der ersten, nicht aber in der zweiten Rede. Auch ist der Periodenbau in beiden Reden grundverschieden. Ein wichtiges Argument gegen die Echtheit der zweiten liegt in der für einen Schüler des Gorgias gewiß auffälligen Abwesenheit aller charakteristischen Figuren seines Lehrers. Wenn der Verfasser schreibt: *ὅταν γάρ νουθετῆσαι δέῃ τοὺς ἁμαρτάνοντας ἢ παραμυθήσασθαι τοὺς δυστυχοῦντας ἢ πραῦναι τοὺς ὀργιζομένους, ἢ τὰς ἐξαίφνης ἐπενεχθείσας αἰτίας ἀπολύσασθαι, τηνικαῦθ' ἡ τοῦ λέγειν δύναμις τῇ χρείᾳ τῶν ἀνθρώπων ἐπικουρεῖν οἵα τέ ἐστιν, ἡ δὲ γραφὴ σχολῆς δεῖται καὶ μακροτέρους ποιεῖται τοὺς χρόνους τῶν καιρῶν*, so bezieht sich dies doch wohl auf die *λόγοι προτρεπτικοί, νουθετικοί, παραμυθητικοί* und verwandte epideiktische Gelegenheitsreden der jüngeren Sophistik. Ebenso spricht der Gebrauch von *ἐνθύμημα* und *τάξις* als bereits feststehender termini technici für eine jüngere Zeit.

[2]) R. Volkmann, die Rhetorik der Griechen und Römer S. 454.

symachus von Chalcedon. Er stellte zuerst den Grundsatz auf, daß die rednerische Periode bis auf einen gewissen Grad rhythmisch gebaut sein müsse und Theophrast bezeichnet ihn als den kunstmäßigen Begründer des χαρακτὴρ μέσος. Durch das Aufblühen der Attischen Beredsamkeit und die Begründung einer neuen Richtung in der Philosophie durch Sokrates und seine Schüler ward die Thätigkeit der Sophisten mehr und mehr in den Schatten gestellt und ihr Einfluß auf die geistige Physiognomie des Athenischen Publicums hörte auf.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Luise, Königin von Preußen. Ihr Leben, Leiden und Sterben dem Volke erzählt von Friedrich Adami. Siebente Auflage. 1875. gr. 8⁰. geh. 4 M. 60 ₰. In Leinwand gebunden 6 M.

Das Leben einer großen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient. Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Munk, Prof. Dr. **Eduard**, Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Zweite Auflage bearbeitet von Dr. Oscar Seyffert, Oberlehrer am Sophien-Gymnasium zu Berlin. 1876. 1877. 2 Bde. geh. 10 M., gebunden 11 M. 50 ₰.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbstständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk, Prof. Dr. **Eduard**, Die Satyren und Episteln des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen. gr. 8⁰. geh. 3 M., gebunden 4 M.

Voigt, **F.**, weil. Professor an der Königl. Realschule in Berlin, Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Dritte, verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. F. Voigt, Professor an der Königl. Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin. Mit der Karte der territorialen Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates von A. Brecher. 1878. gr. 8⁰. geh. 7 M., in Leinwand geb. 8 M.

„Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei der Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objective Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks."

Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz & Goßmann) in Berlin.